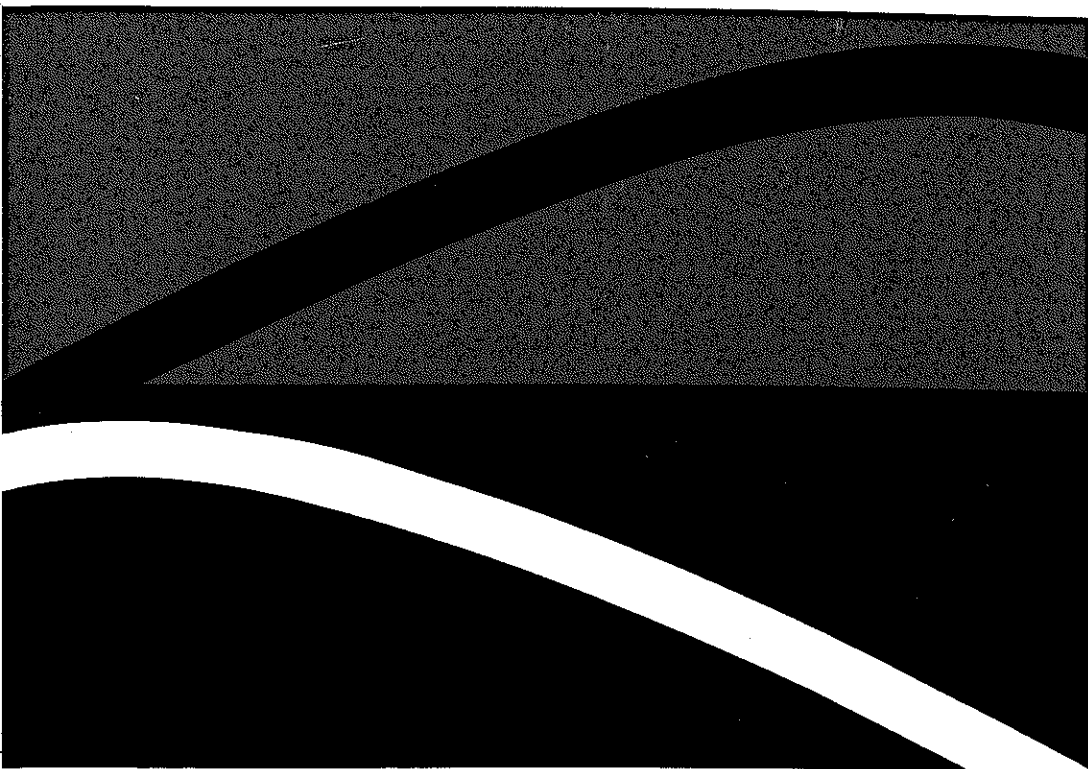


18  
**ÖSTERREICHISCHE GESELLSCHAFT  
FÜR UNTERNEHMENSGESCHICHTE**

# **HISTORISCHE BETRIEBSANALYSE UND UNTERNEHMER**

**FESTSCHRIFT FÜR ALOIS MOSSER**



**HERAUSGEGEBEN VON HERBERT MATIS**



Veröffentlichungen der Österreichischen Gesellschaft  
für Unternehmensgeschichte  
Band 19

1997

Die Drucklegung dieser Publikation wurde  
durch folgende Institutionen und Firmen ermöglicht,  
denen unser besonderer Dank gilt:

Bank  Austria

bm:wvk



ÖSTERREICHISCHE LOTTERIEN



  
STADTPLANUNG WIEN





*Historische Betriebsanalyse  
und Unternehmer*

*FESTSCHRIFT FÜR ALOIS MOSSER*

*HERAUSGEGEBEN VON  
HERBERT MATIS*

Wien 1997

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:  
Österreichische Gesellschaft für Unternehmensgeschichte,  
Wirtschaftsuniversität Wien, Augasse 2-6, 1090 Wien  
Layout: P. Sachartschenko & Mag S. Spreitzer OEG  
Druck: REMAprint, 1160 Wien

# *Alois Mosser*

## *Lebenslauf*

Geboren am 11. Mai 1937 als zweiter Sohn des Schuldirektors Alois Mosser und dessen Gattin Theresia in Laakirchen in Oberösterreich; verheiratet mit Dr. Eva Zernatto, zwei Söhne (Helmut und Philipp)

1952: Eintritt in das Bischöfliche Lehrerseminar in Linz, 1957 Reifeprüfung

1957: Immatrikulation an der Universität Wien und Inskription der Studienrichtungen Germanistik und Geschichte

1960–1962: Kurs des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Abfassung einer Institutsarbeit über „Die literarische Tätigkeit im Kloster Mondsee von 1400 bis 1500“, Ablegung der Staatsprüfung

1962: Wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte bei o.Univ.Prof.Dr.Alfred Hoffmann an der Universität Wien

1962–1965: Doktoratsstudium bei O.Univ.Prof.Dr.Alfred Hoffmann und o.Univ.Prof.Dr.Alphons Lhotsky, Dissertation über „Beiträge zur Geschichte der Grundherrschaft in Oberösterreich unter besonderer Berücksichtigung der Herrschaft Ort am Traunsee“, Promotion zum Doktor der Philosophie am 28. Jänner 1965

Ab 1965 Universitätsassistent am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Universität Wien) bei o.Univ.Prof.Dr.Alfred Hoffmann, Abhaltung von Lehrveranstaltungen (Übungen, Seminare) zur Stadtgeschichte Österreichs und Ostmitteleuropas, Agrargeschichte der Habsburgermonarchie, Industrialisierungsproblematik und zur Quellenkunde der Wirtschafts- und Sozialgeschichte

1976: Universitätsdozent an der Universität Wien mit der *venia legendi* „Wirtschafts- und Sozialgeschichte“, die Habilitationsschrift über „Die Industrieaktiengesellschaft in Österreich 1880 – 1913. Versuch einer historischen Betriebs- und Bilanzanalyse“ wurde von den Professoren Alois Brusatti (Wirtschaftsuniversität Wien) und Michael Mitterauer (Universität Wien) begutachtet, Verleihung des Kardinal – Innitzer – Förderungspreises

1977: Übernahme der wissenschaftlichen Leitung des „Vereines der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Unternehmerbiographie und Firmengeschichte“

1982: Ausweitung der *venia legendi* auf Nationalökonomie

1983: Ernennung zum Außerordentlichen Universitätsprofessor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien mit dem spezifischen Wirkungsbereich „Lehre und Forschung im Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Integrationsbereich zwischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte und den systematischen Sozialwissenschaften“

1991: Berufung an die Wirtschaftsuniversität Wien als ordentlicher Universitätsprofessor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Nachfolge von Altrector Univ.Prof.Dr.Alois Brusatti)

1992: Wahl zum Vorsitzenden der Österreichischen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte

1994: Ernennung zum Mitglied des Vorstandes der Stiftung PRO ORIENTE (Verantwortungsbereich: wissenschaftliche Aktivitäten)

1995: Wahl zum Vorsitzenden der PRO ORIENTE – Gesellschaft zur wissenschaftlichen Erforschung der ökumenischen Beziehungen

1996: Gründung und Vorsitz der „Kommission für südslawische Geschichte“

Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Bildungsgeschichte, Geschichtstheorie, Südosteuropäische Geschichte im 20. Jahrhundert, Unternehmensgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Europas, Betriebs- und Volkswirtschaftslehre in historischer Perspektive

## *Schriftenverzeichnis (Auswahl)*

### **BÜCHER UND MONOGRAPHIEN**

Alois Mosser  
Ein Jahrtausend kirchliches Leben in Traismauer. Publikation zur gleichnamigen Ausstellung, Traismauer 1977

Alois Mosser  
Die Industrieaktiengesellschaft in Österreich 1880-1913. Versuch einer historischen Bilanz- und Betriebsanalyse; Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie (1848-1916), hg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1980

Alois Mosser  
75 Jahre Interessenvertretung der Fahrzeugindustrie Österreichs, Wien 1982

Alois Mosser , Roland Löffler

75 Jahre Verband Zentralheizungs- und Lüftungsbau (Einbegleitung von Alois Brusatti), hg. vom Verband Zentralheizungs- und Lüftungsbau im Fachverband der Maschinen- und Stahlbauindustrie, Wien s.a.

Alois Mosser (Hrsg.)

Der Unternehmer und die Geschichte, Festschrift für Alois Brusatti; Veröffentlichungen des Vereines der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Unternehmerbiographie und Firmengeschichte, Band 8, Wien 1979

Alois Mosser (Hrsg.)

Alfred Hoffmann, Studien und Essays,

Band I (Staat und Wirtschaft im Wandel der Zeit, Vorwort des Herausgebers, S. 7-38), Wien 1979; Band II (Österreich und das Land ob der Enns), Wien 1980

Alois Mosser (Hrsg.)

Landwirtschaft und Raiffeisen. Geschichte, Strukturen, Institutionen; Veröffentlichungen des Vereines der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Unternehmerbiographie und Firmengeschichte, Band 12, Wien 1986

Alois Mosser , Marita Roloff

Wiener Allianz. Gegründet 1860, Wien 1991

## AUFSÄTZE

Zur sozialen Stellung der Viechtauer Holzschnitzer, Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 8 (1964), S. 486-501

Salzburg und das Königsgut an der Traisen, Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 77 (1969), S. 249-290

Böhlerstahl. Ein Beitrag zur Geschichte der Edelstahlproduktion in Österreich. Technikgeschichte 37 (1969), S. 254-267

Die Entwicklung des Böhler-Konzerns von seinen Anfängen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: 1870-1970. 100 Jahre Böhler Edelstahl, hg. von Gebr. Böhler & Co. AG, Edelstahlwerke, Wien 1970, S. 8-48

Alpenländische Eisenindustrie und sozialer Wandel im 19. Jahrhundert., Österreich in Geschichte und Literatur 15 (1971), S. 604-616; in tschechischer Sprache: *zelezársky Prumysl a sociální premeny v 19. století v alpských zemích*, in *Prumyslvy zavod a oblast*, Opava 1972, S. 43 – 63

Konzentrationserscheinungen in der österreichischen Industrie bis 1914, in: Bericht über den 11. österreichischen Historikertag in Innsbruck 1971; Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine 19 (1972), S. 186-200.

Wirtschaftsarchive – ein Anliegen von Wissenschaft und Praxis, Wirtschafts-  
politische Blätter 19 (1972), S. 85-89

Die Auswirkungen der Industriepolitik auf die Sozialstruktur der österrei-  
chisch-ungarischen Monarchie, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde,  
Heft 1 (1972), S. 11-16

Die österreichische Industriesiedlung, in: Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte  
Österreichs, hg. vom Institut für Österreichkunde, Wien 1974, S. 133-162

Industrialisierung und sozialer Wandel, Beiträge zur historischen Sozialkun-  
de, Heft 4 (1975), herausgegeben und eingeleitet

Raumabhängigkeit und Konzentrationsinteresse in der industriellen Entwick-  
lung Österreichs bis 1914, Bohemia-Jahrbuch 17 (1976), S. 136-192

Probleme und Methoden einer historischen Bilanz- und Betriebsanalyse, in:  
Bericht über den 13. österreichischen Historikertag in Klagenfurt 1976; Ver-  
öffentlichungen des Verbandes der Österreichischen Geschichtsvereine 21  
(1977), S. 131-147

Traismauer – Zentrum der karolingischen Grafschaft zwischen Enns und Wie-  
nerwald, Fundberichte aus Österreich 16/1977 (1978), S. 275-285

Finanzierungsvorgänge und Strukturprobleme in der österreichischen Groß-  
industrie vor dem Ersten Weltkrieg, Veröffentlichungen des Vereines der wis-  
senschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Unternehmerbiographie und  
Firmengeschichte 7 (1978), S. 9-32

Vor- und Frühformen der sozialen Sicherung, in: Bericht über den 14. öster-  
reichischen Historikertag in Wien 1978, Veröffentlichungen des Verbandes der  
Österreichischen Geschichtsvereine 22 (1979), S. 115-126

Problemfelder einer Sozialgeschichte der Kirche, Beiträge zur historischen  
Sozialkunde, Heft 4 (1979), S. 65-70

Proto-Industrialisierung, Zur Funktionalität eines Forschungsansatzes, in: Von  
der Glückseligkeit des Staates. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in Öster-  
reich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, hg. v. Herbert Matis, Berlin  
1981, S. 383-410

Proto-Industrialisierung – Epoche der Modernisierung?, in: Die Anfänge der  
Industrialisierung Niederösterreichs, hg. v. Helmuth Feigl u. Andreas Kuster-  
nig, Studien und Forschungen aus dem niederösterreichischen Institut für  
Landeskunde, Band 4, Wien 1982, S. 35-58

Gemeinsam mit Wolfgang Kemmettmüller, Betriebswirtschaftliche Probleme  
bei sinkendem Geldwert. Vermögens- und Kapitalstruktur der Oesterreichisch  
Alpinen Montangesellschaft (OeAMG) 1911 bis 1924, Veröffentlichungen des  
Vereines der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Unterneh-  
merbiographie und Firmengeschichte 10 (1982), S. 51-83

Das Schriftgut der Wirtschaft. Entstehung – Bewahrung – Erschließung, *Scrinium* 26/27 (1982), S. 235-247

Concentration and the Financing of Austrian Industrial Combines before World War I, in: *International Business and Central Europe, 1918-1938*, ed. by Alice Teichova and P.L. Cottrell, Leicester 1983, S. 57-71; Wieder abgedruckt in: *The Economic Development of Austria since 1870*, ed. by H. Matis, Aldershot 1994, pp. 184-198

Industrielles Unternehmertum, in: *das Zeitalter Kaiser Franz Josephs, 1. Teil: Von der Revolution zur Gründerzeit, 1848-1880. Beiträge*, Wien 1984, S. 187-196.

Gemeinsam mit Roland Löffler, *Geschichte der Interessenvertretung der Maschinen- und Stahlbauindustrie*, in: *Hundert Jahre Interessenvertretung der Maschinen- und Stahlbauindustrie Österreichs*, Wien o.J., S. 14-69

Wachstumsstrategie oder Krisenmanagement? Vom Investitionsverhalten der österreichischen Industrie in der Ersten Republik, in: *Beiträge über die Krise der Industrie Niederösterreichs zwischen den beiden Weltkriegen*, hg. v. Andreas Kusternig, Wien 1985, S. 101-118

Industrielle Entwicklung und konjunkturelle Dynamik von 1920 bis 1937, in: *Christliche Demokratie* 3 (1985), S. 307-322

Die Wirtschaft im Habsburgerreich, in: *Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs, 2. Teil: Glanz und Elend. Beiträge*, Wien 1987, S. 60-72

Literaturbericht: David F. Good, *The Economic Rise of the Habsburg Empire, 1750-1914*, Berkely u.a. 1984, und Eduard März, *Die wirtschaftliche Entwicklung der Donaumonarchie im 19. Jahrhundert. Gedanken zu einem neuen Buch von David F. Good*, *Wirtschaft und Gesellschaft* 11 (1985) S. 367-392; in: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 40 (1987), S. 448-458.

Unternehmertum und Familie in Österreich. Zur Funktionalität des patriarchalischen Systems in der Industrialisierung, in: *Unternehmer und Unternehmen*, Festschrift für Alois Brusatti, hg. von der Österreichischen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, Wien 1989, S. 69-76

Genie und Geschäft. Die Kulturleistung des Unternehmers und die Gesellschaft, in: *Magie der Industrie. Leben und Arbeiten im Fabrikszeitalter. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung*, Wien 1989, S. 226-237

Gemeinsam mit Alice Teichova, *Investment behaviour of industrial joint-stock companies and industrial shareholding by the Österreichische Credit-Anstalt: inducement or obstacle to renewal and change in industry in interwar Austria*, in: *The role of banks in the interwar economy*, ed. by H. James, H.Lindgren, A.Teichova, Cambridge 1991, pp. 123-157; wieder abgedruckt in: *The Economic Development of Austria since 1870*, ed. by H. Matis, Aldershot 1994, pp. 408-442

**Management by History?**, in: Corporate Identity und Geschichtsbewußtsein, Veröffentlichungen der Österreichischen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, Band 16, hg. von Alois Mosser, Wien 1994, S. 11-17

**Gemeinsam mit Rolf Eschenbach**, Wieviel „Geschichte“ verträgt eine erfolgreiche Unternehmensführung, in: Corporate Identity und Geschichtsbewußtsein, Veröffentlichungen der Österreichischen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, Band 16, hg. von Alois Mosser, Wien 1994, S. 121-128

**Financing industrial companies in interwar Austria: working capital and liquidity**, in: Universal Banking in the Twentieth Century. Finance, Industry and the State in North and Central Europe, ed. by A. Teichova, T. Gourvish, A. Pogány, Aldershot, 1994, pp. 208-214

**Das Habsburgerreich als Wirtschaftsraum unter besonderer Berücksichtigung der östlichen Karpatengebiete**, in: Die Bukowina: Vergangenheit und Gegenwart, hg. von Ilona Slawinski, Joseph P. Strelka, Bern 1995, S. 53-72

**Gemeinsam mit Miroslav Marvan**, Die Neuordnung der wirtschaftlichen Beziehungen 1918-1927, in: Österreich und die Tschechoslowakei 1918-1938. Die wirtschaftliche Neuordnung in Zentraleuropa in der Zwischenkriegszeit, hg. v. Alice Teichova, Herbert Matis (Studien zur Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftspolitik, Bd. 4), Wien, Köln, Weimar 1996, S. 211-233

## HERAUSGEBER WISSENSCHAFTLICHER REIHEN

Veröffentlichungen der Österreichischen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, Wien

Corporate Identity und Geschichtsbewußtsein (Band 16), Wien 1994

Krisen und Krisenmanagement (Band 17), Wien 1995

Konzentration und Ausgliederung im Unternehmensbereich (Band 18), Wien 1996

Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte

Andreas Resch, BÜRGES Förderungsbank. 40 Jahre Förderung österreichischer Klein- und Mittelbetriebe (Band 1), Wien 1996

## MITHERAUSGEBER WISSENSCHAFTLICHER REIHEN

Veröffentlichungen des Vereines der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Unternehmerbiographie und Firmengeschichte, Wien

Investitionen in Industrie und Gewerbe. Finanzierungsformen (Heft 7), Wien 1978

Unternehmen und freie Unternehmerverbände (Heft 9), Wien 1981

Volkswirtschaftliche und betriebswirtschaftliche Probleme bei sinkendem Geldwert (Heft 10), Wien 1982



Beiträge zur historischen Sozialkunde. Vierteljahresschrift,  
Wien, seit 1971

Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, Wien, 1987-1996

## FORSCHUNGSPROJEKTE

„Betriebliche Finanzpolitik in Österreich zwischen Inflation und Sanierung“.  
Förderung durch die Stiftung Volkswagenwerk (1.1.1980-31.12.1987)

„Die Konzentration der Entscheidungsmacht. Das Verhältnis der Banken zur  
Industrie in Österreich 1895-1938“ (1.1.1990-31.12.1991)  
Forschungsassistent: Mag. Peter Eigner

„Die wirtschaftspolitische Rolle Österreichs im Mitteleuropa der Zwischen-  
kriegszeit“ (1.1.1993-16.7.1996)

(Projektleitung: Univ. Prof. Dr., DDr. h. c. Alice Teichova)

Förderung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.  
Forschungsassistentinnen:

Dr. Desirée Verdonk (1.1.1993-31.8.1994)

Dr. Charlotte Natmeßnig (1.9.1994-16.7.1996)

„Bildungsstruktur und wirtschaftliche Entwicklung. Eine Analyse der Bil-  
dungsstrukturentwicklung in Österreich 1870/80 bis 1938“ (1.7.1992-30.6.1994)  
Förderung durch den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.  
Forschungsassistent: Dr. Ingo Andruchowicz

„Früherkennung von Krisen in politisch-sozio-ökonomischen Systemen, dar-  
gestellt anhand der Veränderung der Position der Türkei von 1987-1994“  
(1.8.1994-31.7.1995)

Förderung durch den Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank.  
Forschungsassistentin: Dr. Andrea Smutek-Riemer

„Universität und Gesellschaft. 100 Jahre Wirtschaftsuniversität Wien – eine  
Wirkungsanalyse“ (15.9.1994-14.9.1996)

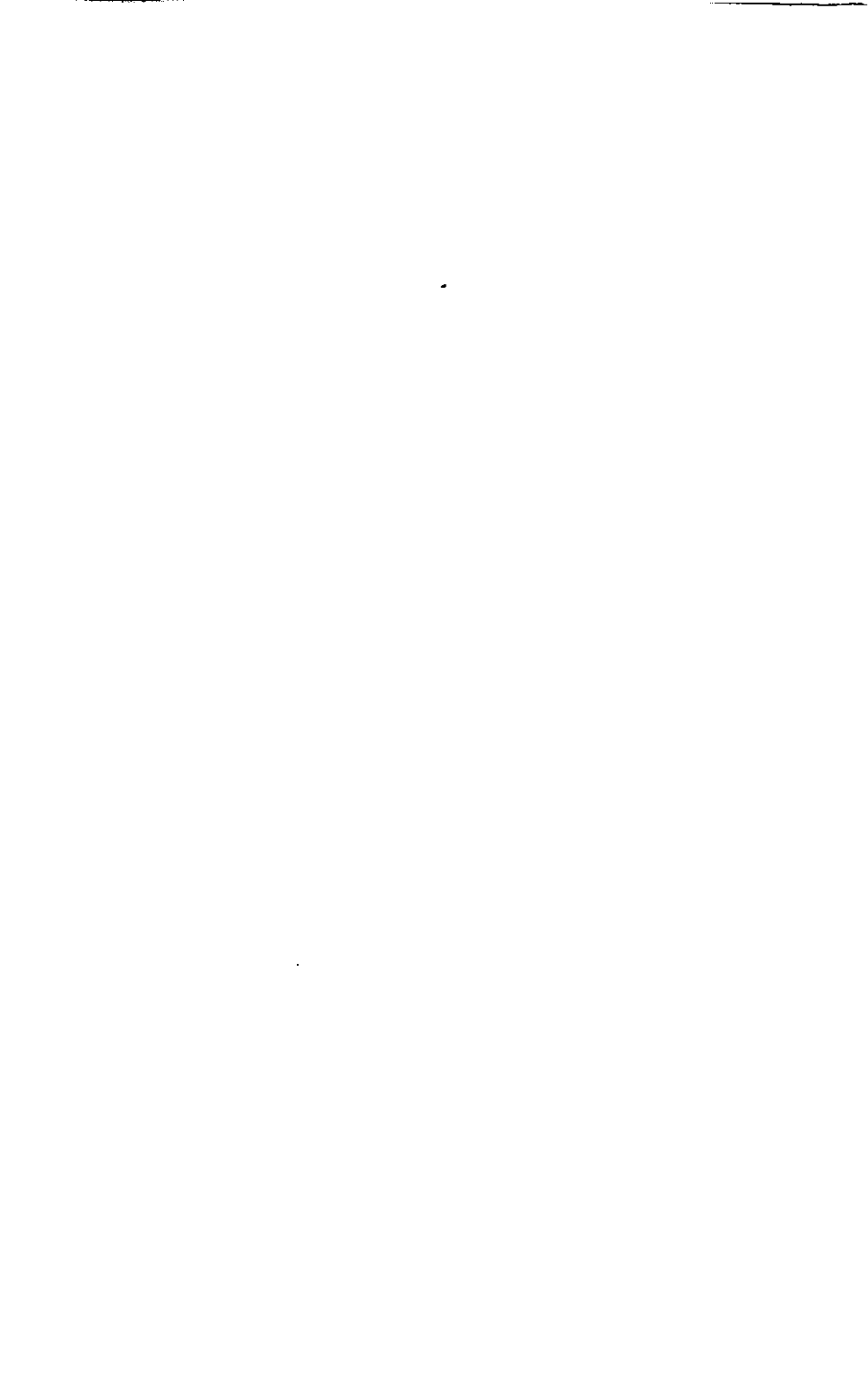
Förderung durch den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.  
Forschungsassistentin: Dr. Evelyn Dawid

„Feindbild und Propaganda im nachtitonischen Jugoslawien. Zur Konstruktio-  
n nationaler Auto- und Heterostereotypen“ (15.1.1996-14.1.1998)

Förderung durch den Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank.  
Forschungsassistentin: Mag. Branislava Stankov



UNIV.-PROF DR. ALOIS MOSSER  
WIRTSCHAFTSUNIVERSITÄT WIEN  
ZUM 60. GEBURTSTAG



# Inhalt

<b>Alois Mosser zum 60. Geburtstag</b> .....	17
Alois Brusatti	
<b>Zur Geschichte der Österreichischen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (ÖGU)</b> .....	21
Hannes Stekl – Hans Peter Hye	
<b>„Ich will euch einen guten Namen hinterlassen.“</b> Die „Erinnerungen“ des altösterreichischen Unternehmers und Politikers Carl Wolfrum (1813-1888) .....	33
Dieter Stiefel	
<b>„Geschäftsgeheimnis“</b> Zu den Anfangsschwierigkeiten der Informationsgesellschaft in Österreich im 19. Jahrhundert .....	59
Andreas Resch	
<b>Die M. L. Biedermann &amp; Co. Bankaktiengesellschaft (1921-1927/31)</b>	
„Englische“ Bankpraxis, gescheiterte Hausse-Spekulationen, staatliche Einlagegelder und mißlungene Sanierungsversuche .....	71
Josef Mentschl	
<b>Rudolf Neumayer, ein „guter Österreicher“:</b> „Ich kümmere mich um Politik überhaupt nicht ....“ .....	101
Herbert Knittler	
<b>Eisenbergbau und Eisenverhüttung in den österreichischen Ländern bis ins 18. Jahrhundert</b> .....	119
Wolfgang Kemmettmüller, Franz Pastler	
<b>Die Biererzeugung in Österreich vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis zum Ende der 1. Republik</b> .....	143
Peter Eigner	
<b>Die Verflechtungen zwischen den Wiener Großbanken und der Industrie 1895 bis 1938</b> .....	183
Evelyn Kolm	
<b>„Ich gebe für diesen Dreck nicht einen Kreuzer...“</b> Finanzkapital und imperialistische Politik in Österreich-Ungarn .....	207
Gerhard Senft	
<b>Gemeinwirtschaft und Selbstverwaltung.</b> Vom Organisationsmodell Theodor Hertzkas zur Kibbutzökonomie .....	235
Otto Hwaletz	
<b>Industrielles Prinzip, Technologie und „Dienstleistungsgesellschaft“</b> .....	263
Herbert Matis:	
<b>Die multinationale Unternehmung in historischer Perspektive</b> .....	301
W. Filek-Wittinghausen	
<b>Der Fabriksschornstein oder Gedanken zur Allegorisierung industriellen Schaffens</b> .....	315
Jana Geršlová	
<b>František Křížek und die böhmische elektrotechnische Industrie</b> .....	327
Alice Teichova	
<b>Der tschechische Unternehmer in der Zweiten Tschechoslowakischen Republik und im „Protectorat von Böhmen und Mähren“</b> .....	335
Peter Berger, Elke Berger-Seissl	
<b>Graf Stephan Széchenyi (1791-1860).</b> Grundherr, Pionierunternehmer, Vordenker des modernen Ungarn .....	349
Michael Mitterauer	
<b>Kontinuität und Neubeginn</b>	
Alois Mosser als Forscher und Lehrer .....	371
Autorenverzeichnis .....	376



## *Alois Mosser zum 60. Geburtstag.*

Alois Mosser begeht seinen 60. Geburtstag – ein willkommener Anlaß für seine vielen Freunde, Kollegen und Mitarbeiter, seinen wissenschaftlichen Werdegang nachzuvollziehen und sein akademisches Wirken mit der Herausgabe einer Festschrift zu würdigen. Geboren am 11. Mai 1937 in Laakirchen in Oberösterreich und einer Lehrerfamilie entstammend, war er zunächst ebenfalls zum Lehrerberuf bestimmt. Er trat 1952 ins Bischöfliche Lehrerseminar in Linz ein, wo er auch die Reifeprüfung ablegte. An der Universität Wien inskribierte Mosser anschließend die Studienzweige Geschichte und Germanistik – immer noch in der Absicht, das Lehramt für die Allgemeinbildenden Höheren Schulen zu erlangen. Das Interesse verlagerte sich aber sehr bald vom Lehramt zu den Humanwissenschaften im allgemeinen und im besonderen zur Geschichte. Es war somit für eine weitere Laufbahn im wissenschaftlichen Dienst naheliegend, den renommierten Kurs des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung zu absolvieren. Nach dreijähriger Ausbildung und erfolgter Ablegung der kommissionellen Staatsprüfung wurde Alois Mosser zum ordentlichen Institutsmitglied bestellt; noch im selben Jahr erlangte er daraufhin eine Anstellung als wissenschaftliche Hilfskraft an dem von Alphons Dopsch an der Universität Wien begründeten Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, womit eine ganz entscheidende Weichenstellung für seinen weiteren Lebensweg verbunden war, denn die weitere wissenschaftliche Karriere war damit gleichsam vorgezeichnet: Seine Dissertation, die von den beiden Professoren Alfred Hoffmann (Wirtschafts- und Sozialgeschichte) und Alphons Lhotsky (Österreichische Geschichte) betreut wurde, galt einem agrarhistorischen Thema. 1965 promovierte Alois Mosser zum Doktor der Philosophie und übernahm noch im selben Jahr eine Assistentenstelle bei Prof. Dr. Alfred Hoffmann am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.

Lehrveranstaltungen und wissenschaftliche Publikationen, die Einarbeitung in die wissenschaftlichen Grundlagen des Faches, Vorträge und Diskussionen füllten die ersten Jahre des jungen Assistenten aus.

Galt sein Augenmerk zunächst Fragen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, so kam es im Laufe der Zeit zu einer perspektivischen Verlagerung und neuen Schwerpunktsetzung auf die moderne

Industriegesellschaft. Die Beschäftigung mit den historischen Wurzeln unserer heutigen Gesellschaftsordnung führte konsequenterweise zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit den Fragestellungen und Methoden der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Dies traf insbesondere auf die Habilitationsschrift „Die Industrieaktiengesellschaft in Österreich 1880- 1913. Versuch einer historischen Betriebs- und Bilanzanalyse“ zu, in der Mosser versuchte, betriebswirtschaftliche Methoden und Arbeitsweisen auf historisches Datematerial anzuwenden. Es war dies zu diesem Zeitpunkt ganz ohne Zweifel ein innovativer Ansatz, der für die Geschichtswissenschaft genauso befruchtend wirkte, wie für die Betriebswirtschaftslehre. Im Jahre 1977 wurde ihm für diese Arbeit, die auch mit dem Kardinal Innitzer-Förderungspreis ausgezeichnet wurde, die *venia docendi* für das Fach Wirtschafts- und Sozialgeschichte erteilt. Die schon angesprochene sozialwissenschaftliche Orientierung und die Interdisziplinarität in Forschung und Lehre ließen es für angemessen erscheinen, die erteilte *Venia* 1982 auch auf Nationalökonomie zu erweitern. Die vielfältigen Aufgaben, die Alois Mosser im Zusammenhang mit der Ausbildung von Lehramtskandidaten und Doktoranden übernommen hatte, trugen dazu bei, daß bereits 1983 die Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Universität Wien erfolgte. Als Alois Brusatti, der als Institutsvorstand und langjähriger Rektor an der ehemaligen Hochschule für Welthandel und nunmehrigen Wirtschaftsuniversität das Forschungsgebiet „Unternehmens- und Unternehmensgeschichte“ im deutschen Sprachraum als Pionier aufgebaut hatte, 1979 emeritierte, war es nur naheliegend, daß mit Alois Mosser 1991 wiederum ein Nachfolger gefunden wurde, der diesem Forschungsgebiet in ganz besonderer Weise verbunden war und dieses im Geiste seines Vorgängers weiterführte.

Nach Joseph A. Schumpeter sind es stets unternehmerische Menschen, die das Neue ins Werk setzen: Wengleich diese Feststellung des berühmten Ökonomen in erster Linie auf den dynamischen „Wirtschaftsführer“ gemünzt war, der als ein Element der „schöpferischen Zerstörung“ aufgefaßt wird, so gilt sie ganz generell für all jene, die an verantwortlicher Position stehend, die notwendigen dispositiven Aufgaben in einer arbeitsteiligen Gesellschaftsordnung übernehmen. Faktisch in jeder Gesellschaftsordnung muß es daher einen entsprechenden dispositiven Faktor geben, und ohne sein Wirken wäre die gesellschaftliche Kooperation nicht vollziehbar. Ohne dabei übersehen zu wollen, daß selbstverständlich dabei auch das soziokulturelle Umfeld eine wichtige Rolle spielt— denn ohne ein entsprechendes gesellschaftliches und kulturelles Klima, das eine hinreichende Anzahl von Menschen zu innovatorischem Verhalten ermutigt, könnte das Neue nicht erreicht werden—, so ist es doch in ganz besonderer Weise das einzelne initiative Individuum, daß damit angesprochen wird.



Dies gilt nicht nur für das wirtschaftliche sondern auch für das intellektuelle Unternehmen, für die Rolle des Wissenschaftlers in der Gesellschaft und den Beitrag jedes einzelnen zum wissenschaftlichen Fortschritt. Auch hier lassen sich nicht alle Aufgaben „sozialisieren“, und gerade die Funktion des „Professors“, ein Funktionstitel der sich vom lateinischen *profiteor* (= bekennen) ableitet—und damit verbunden die innere Verpflichtung zu neuen Fragestellungen, das Abweichen von vertrauten Bahnen und die Notwendigkeit zum systemimmanenten Widerspruch—erfordert immer wieder Engagement und Bekennermut von jedem einzelnen.

Die Beschäftigung mit dem Unternehmer (im weitesten Sinne) war und ist daher für viele Sozialwissenschaftler ein faszinierendes Forschungsgebiet; dies gilt in ganz besonderer Weise auch für unseren Jubilar, der seit vielen Jahren mit leitenden Funktionen der Österreichischen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte und Unternehmerbiographie verbunden ist. Wenngleich Alois Mossers historisches Interesse selbstverständlich sehr viel breiter gestreut ist, und nicht wenige seiner zahlreichen Publikationen durchaus auch auf anderen Gebieten liegen, so gelten nicht wenige seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen dem Unternehmer und der Unternehmung. Es lag daher nahe, die vorliegende, von der Österreichischen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (ÖGU) herausgegebene Festschrift auf eben diese Thematik abzustellen.

Die Herausgabe von „Festschriften“ ist aus unserer „Universitätskultur“ nicht wegzudenken, ja sie ist geradezu verpflichtend, wenn ein verdienter Lehrstuhlinhaber und Ordinarius seinen 60. Geburtstag feierlich begeht. Dabei handelt es sich, trotz gelegentlicher Anfechtungen, um einen liebgewonnenen akademischen Brauch, der seinen Zweck in sich selbst trägt. Nicht nur Wertschätzung und Anerkennung finden darin ihren Ausdruck sondern auch Geistesverwandtschaft und Interessensübereinstimmung, ist man doch einen guten Teil des bisherigen Weges gemeinsam gegangen. In Form von wissenschaftlichen Essays, die einer Reihe im Forscherleben unseres Jubilars ganz zentraler Fragen gewidmet sind, soll diese Gemeinsamkeit und Verbundenheit in adäquater Weise dokumentiert werden. Freunde, Kollegen und Weggefährten von Alois Mosser, die ihm diese Festschrift in aufrichtiger Wertschätzung widmen, haben zu diesem Band beigetragen. Sie alle verbinden dies mit dem Wunsch: „ad multos annos!“

Die Herausgeber



ALOIS BRUSATTI

*Zur Geschichte der Österreichischen  
Gesellschaft für  
Unternehmensgeschichte (ÖGU)*

(21 JAHRE: 1971 – 1992)

Am 11. März 1971 fand die Gründungsversammlung des „Vereins der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Unternehmerbiographie und Firmengeschichte“ statt.

### **Motive für die Gründung**

Von Seite einzelner Unternehmen und Unternehmer hat es schon immer das Bedürfnis gegeben, sich mit seiner eigenen Vergangenheit zu beschäftigen. Oft war dafür ein Jubiläum oder ein sonstiges prägnantes Ereignis das Motiv. Es kam auch vor, daß eine Persönlichkeit es für richtig befand, ihren Lebensweg festzuhalten, und damit der Nachwelt zu überliefern, in welcher Weise manches geworden ist oder aber auch, was leider selten geschehen ist, darzustellen, wie man bestimmte Krisen zu meistern imstande gewesen war. Dieser Aufgabe unterzog sich in manchem Falle der Unternehmer selbst, indem er eine solche Autobiographie, meist mit Helfern verfaßte, oder das Unternehmen beauftragte jemanden, die Geschichte zu recherchieren, zu dokumentieren und eine Schrift zu verfassen.

So erfreulich solche Publikationen für die Nachwelt und den betreffenden Historiker sind, ist zu bedenken, daß solche Aufzeichnungen doch, auch bei bestem Willen, subjektiv gefärbt sind, was an sich ganz natürlich ist. Neben solchen Autobiographien gab es hervorragende Darstellungen über führende Wirtschaftspersönlichkeiten, von Theodor Heuß über Bosch, von Benedikt „Alexander von Schoeller“ oder von de Man: „Jaques Coeur“ oder über die Familie Fugger von Pölnitz, um nur einige Beispiele zu nennen. Wie sehr solche einzelnen Unternehmerbiographien für eine systematische Auswertung relevant sind, wurde leider kaum beachtet.

Ähnlich ging es mit den Firmengeschichten: man hatte oft das Gefühl, daß bei den meisten Arbeiten die „Jubelschriften“ dominierten, da auch neben hervorragenden wertvollen wissenschaftlichen Arbeiten die Masse an Gefälligkeitsschriften überhand genommen hatten.

Es bestand demnach ein Bedarf nach wissenschaftlicher Bewertung von Unternehmens- und Unternehmensgeschichte, aber auch ein zunehmendes Interesse an historischen Darstellungen einzelner Firmen. Die Phase des Wiederaufbaus für die Unternehmen nach dem Krieg war um 1970 vorbei und man konnte sich nunmehr solchen Fragen widmen, die für das Repräsentationsbedürfnis einer Firma wünschenswert waren.

Es war ein richtig gewählter Zeitpunkt für die Gründung einer wissenschaftlichen Gesellschaft, die beabsichtigte, sich solchen Fragen widmen zu wollen. Das traf nicht nur für Österreich zu, sondern Wilhelm Treue in Göttingen und Fritz Redlich in Harvard hatten sich mit diesem Problem auseinandergesetzt und zählen zu den Pionieren dieser Wissenschaftssparte.

Der unmittelbare Anlaß für die Begründung war die Aufforderung an mich, für das Jubiläum der Ersten Österreichischen Spar-Casse an einer Monographie mitzuwirken. Daher trafen sich auch die Proponenten des zu gründenden Vereins im März 1971 im Gebäude am Graben. Neben mir wurden in den Vorstand gewählt: Kommerzialrat Dkfm. Dr. Hans Martinek (Generalsekretär der EÖSPC), KR Dkfm. Hans Grün (Vorstandsdirektor der VOEST), Prof. Dr. Wilhelm Treue (Univ. Göttingen und Hannover), KR Friedrich Pulz (Vorstandsdirektor der Steyr-Daimler-Puch AG), Dr. Friedrich Kornauth (Verlagsleiter), Dkfm. Dr. Leo Wallner (Generaldirektor der österr. Spielbanken AG), wozu noch die Mitarbeiter des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Dr. Herbert Matis, Dr. Karl Bachinger und Dkfm. Heide Greiner traten.

## **Mit Firmengeschichtsforschung begann es**

Nach der Überwindung der Anfangsschwierigkeiten trat der Verein mit einer Pressekonferenz wieder in den Räumen der Ersten Österr. Spar-Casse am 4. November 1971 an die Öffentlichkeit. Es gab einen überraschend großen Besuch von namhaften Wirtschafts- und Wissenschaftsjournalisten; bei einer Jahre später erfolgten Durchsicht der Anwesenheitsliste entdeckte man Persönlichkeiten, die damals und auch später einen guten Namen gehabt haben. Das Echo war gut und wohlwollend bis kritisch; vor allem in der Zeitschrift „Trend“ wurde ausführlich über die Verbindung Hochschulinstitut und wissenschaftlicher Gesellschaft berichtet.

In Zusammenarbeit mit dem Institut für Wirtschaftsgeschichte entstanden eine Reihe von Diplomarbeiten und auch Dissertationen, die unter dem Titel „Historische Betriebsanalyse“ firmierten.

In einer auch von Ausländern besuchten Tagung wurde 1973 ein Katalog von vier Zielen für die historische Betriebsanalyse erstellt (hier nochmals aus dem Heft 2 der Publikationen des Vereins abgedruckt):

- a) Die Wirtschaftsgeschichte blieb bis heute im wesentlichen eine Geschichte einzelner volkswirtschaftlicher oder anderer größerer Einheiten. Es existieren zwar in reicher Anzahl Firmengeschichten, doch kam es

mangels einer Systematik bei der Gestaltung der Firmengeschichten zu keiner oder nur zu einer ungenügenden Verwertung der einzelnen firmengeschichtlichen Untersuchungen. Erst der nach betriebswirtschaftlichen Verfahren eingerichtete Katalog, dessen Kriterien an die Erarbeitung und Gestaltung solcher Monographien angelegt werden, kann zu einer Systematik firmengeschichtlicher Untersuchungen und damit zur Wirtschaftsgeschichte führen, die auch die Entwicklung innerhalb der Unternehmen und Betriebe berücksichtigt. Zur bisherigen, im wesentlichen als Macro-Economic History bekannten Methode tritt als Ergänzung die Methode der Micro-Economic History.

- b) Die eingehende Durchleuchtung der Betriebe, vor allem auch hinsichtlich der Sozialstruktur, führt zu Ansätzen einer Sozialgeschichte, die stärker auf das Leben der in der Wirtschaft tätigen Personen ausgerichtet ist.
- c) Wissenschaftliche Erkenntnisse werden sich auch für die Betriebswirtschaftslehre ergeben. In dieser Wissenschaftssparte arbeitet man sehr intensiv mit den sogenannten „Fallstudien“ (case-studies). Für solche Fallstudien sind aber firmenhistorische Untersuchungen notwendig, womit die historische Betriebsanalyse zu einer wichtigen Hilfswissenschaft der Betriebswirtschaftslehre werden kann.
- d) Wichtige Entscheidungen innerhalb von Unternehmungen bewirken oft Folgen, deren Auswirkungen erst viel später erkannt werden. Hier liegt ein wesentlicher Aufgabenbereich der Firmengeschichte, weil erst aus den Untersuchungen über Entscheidungen in der Firma und deren Auswirkungen Hilfsmöglichkeiten für bevorstehende Entscheidungen der Unternehmensführung erwachsen.

Im Laufe der nächsten zehn Jahre entstanden eine Reihe von solchen historischen Betriebsanalysen, die durchwegs in Zusammenarbeit mit den betreffenden Firmen entstanden. Es übersteigt den Rahmen dieses Beitrages, alle jene Diplomarbeiten und Dissertationen zu nennen, die oft die Grundlage für eine zukünftige gedruckte Firmenschrift bildeten. In den Veröffentlichungen des Vereins wurden die Namen der Firmen wiederholt angeführt. Hier sollen nur die wichtigsten herausgehoben werden; dabei waren bei manchen Unternehmen mehrere Mitarbeiter tätig: Die Geschichte der Firma Wilhelm Grundmann, Rohrbach, war deswegen besonders erfreulich, weil wir guten Einblick in die ganze Entwicklung bekamen. Für die Firma Löblich & Co, Kessel- und Apparatebau, Wien, wurden zweimal die geschichtlichen Grundlagen für eine repräsentative Schrift dieses Mittelbetriebes, erstellt; ähnlich erging es bei der Fa. ÖGUSSA, Wien, bei der Fa. Hermann Scheibe, Wien, beim Elektrizitätswerk Wüster, Ybbs, bei der Fa. Johann Pengg, Thörl und vielen anderen mehr.

Größere Untersuchungen gab es über die Semperit AG, Wien und besonders für die VOEST.

Daneben gab es Kontakte mit zahlreichen anderen Firmen oder Firmengruppen, die die Studenten bei ihren Arbeiten mit Material unterstützten, so

Steyr-Daimler-Puch, Porsche-Konstruktionen AG, Hütte Krems, Veitscher Magnesit AG, die österr. Ski-Industrie u.a.m.

## Der Unternehmer und die Geschichte

Mit diesem Titel versehen, erschien in der vom Verein herausgegebenen Publikationsreihe das Heft 7, womit ein wichtiges Unterfangen des Vereins hervorgehoben wurde. Dieses Heft war auch als Festgabe für meinen 60. Geburtstag gedacht und als Herausgeber fungierte der damalige Dozent und spätere Universitätsprofessor Dr. Alois Mosser.

Die Frage nach dem „Unternehmer“ als Typ wie auch als Einzelpersönlichkeit war seit der Gründung unseres Vereins ein immer wieder behandeltes Thema. Gerade im Jahrzehnt nach 1970, als in Österreich eine von den Sozialisten gestellte Bundesregierung unter Kanzler Bruno Kreisky regierte, war der Standpunkt des Vereins bezüglich einer Unternehmerforschung etwas Außergerwöhnliches. Damals bemühte sich die Regierung ihre gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Vorstellungen in die reale Politik umzusetzen. Öffentliche Wirtschaft und die beherrschende Rolle des Staates in der Wirtschaft schienen zu dominieren. Jener Unternehmertyp, der vom liberalen Weltbild geprägt war, fand in einer solchen Anschauung wenig Verständnis. Als Eigentumsunternehmer wurden nur Klein- und Mittelbetriebe und Gewerbetreibende als dem Stil der Zeit angemessen, erachtet, Großunternehmer aber kaum; die alte Aversion gegen den Kapitalisten wirkte noch wesentlich nach. Leiter von größeren Betrieben sollten eher jene Manager sein, die auch nach parteipolitischen Kriterien ausgesucht werden sollten.

Mit dieser Einstellung wurde auch der Verein konfrontiert. Es war nicht von der Hand zu weisen, daß von den ersten Tagungen an, die Position des Unternehmers untersucht wurde. Als Folge daraus bemühte man sich, Kriterien für eine Unternehmertypologie zu erarbeiten. Parallel dazu wurde diese Thematik auch im Institut für Wirtschaftsgeschichte in Form von Seminaren behandelt. Verein und oft gemeinsam – mit dem Institut – luden führende Persönlichkeiten aus der Wirtschaft zu Referaten ein und im Gegenzug führten Firmen mit dem Verein Tagungen durch, die meist gut besucht waren. 1973 und 1974 fanden zu dieser Themenstellung Tagungen in der Hütte Krems und bei der KremsChemie statt.

Eindeutig wurde von Wissenschaftlern und Wirtschaftsführern eine Profilierungskrise des „Unternehmers“ festgestellt, die durch die herrschende politische Anschauung beeinflusst wurde, was aber als österreichisches Spezifikum angesehen wurde. Bei diesen eintägigen Tagungen engagierten sich besonders die Generaldirektoren Dr. Wolfgang Unger und der spätere Politiker Dr. Krünes, aber auch der Vorstand des Instituts für Soziologie Prof. Dr. Anton Burghardt. Die Ergebnisse der Tagungen wurden auch in den Publikationen des Vereins festgehalten. In enger Zusammenarbeit mit dem Institut für Wirtschaftsgeschichte wurde auch ein Fragebogen ausgearbeitet,

der an über 60 führende Topmanager ausgeschickt wurde, mit der Bitte, neben allgemeinen Daten auch die Einstellungen zum Unternehmertum bekannt zu geben; besonders interessierte die persönliche Position im Unternehmen, die Stellung zum Eigentümer und auch zur Politik. 90% der Fragebögen kamen zurück. Erstaunlich war, daß sich alle Manager, also Nichteigentümer, als Unternehmer sahen, auch wenn sie nicht alle darunter das gleiche verstanden. Aber man war bereit, Verantwortung zu übernehmen und insofern Risiko auf sich zu nehmen, daß man bei Versagen auch seine Position gefährden könnte. Die ganze Aktion mit den Ergebnissen wurde in einer Dissertation ausgewertet.

In einer Diskussion im März 1975 wurde von einem Teilnehmer bemerkt, daß in allen Zeitschriften, aber auch in Diskussionen beim Begriff Unternehmer fast immer nur auf Beispiele aus der Vergangenheit verwiesen wurde. Das bedeutet, daß die meisten Teilnehmer als Bild des Unternehmers noch jene Kapitalisten und Eigentumsunternehmer vor sich hatten, die im 20. Jahrhundert zumindest, was Österreich betrifft – infolge der Krisen und Kriege kaum mehr vorhanden waren. Ich verwies darauf, daß sich eben auch der Typ des Unternehmers gewandelt hatte und schrieb dann einen Aufsatz für unsere Zeitschrift „Der Wandel des Unternehmerbegriffs. Eine Untersuchung aus österreichischer Sicht“. Traditionell werden, so führte ich aus, allein durch ihre Eigentümerfunktion Inhaber von Mittel- und Kleinindustrien und Gewerbebetrieben als Unternehmer bezeichnet, obwohl deren Abhängigkeit von staatlichen, quasistaatlichen und kommunalen Institutionen manchmal beängstigend hoch ist. Besonders schwierig gestaltete sich die Situation der Eigentümer von Großbetrieben, vor allem durch die krasse Abwertung des Produktionsfaktors Kapital in der öffentlichen Meinung. Im Gegensatz dazu stieg die Bedeutung der Topmanager, wie auch unsere Untersuchung über die Verantwortungsbereitschaft der leitenden Angestellten bewiesen hatte. Wir, Verein und Wissenschaftler plädierten damals bereits für die Übernahme von Eigentumsanteilen an jenen Unternehmen, in denen sie verantwortungsvoll tätig waren. Es war eine Vorwegnahme des nach 1985 so populär gewordenen Modells des Managements buy out.

Die Tagungen und die Ergebnisse erregten Aufsehen; wir wurden daher auch eingeladen, bei Symposien des Wirtschaftsbundes unsere Vorstellungen zu präsentieren. Dennoch erschien uns wichtiger, die Problematik der Leitenden Angestellten zunächst weiter im Rahmen von vereinsinternen Zusammenkünften zu überlegen. In diesem Sinn fand eine Tagung des Vereins am 9.10.1975 am Tulbingerkogel statt, die auch weitgehend von den befreundeten Firmen finanziell getragen wurde. Der Tag am Tulbingerkogel war außerordentlich stark besucht; neben Vertretern aus Wissenschaft und Wirtschaft waren zahlreiche Medienvertreter anwesend. In der Zeitung „Presse“, im ORF und auch in Aussendungen der Bundeskammer fanden die Ergebnisse ihren Niederschlag. Auffallend engagiert waren die Wortmeldungen der Generaldirektoren Unger (Krems), Grün (VOEST), Wallner (Casino), Pulz

(Steyr-Daimler-Puch) sowie der Vertreter der Hochschulen. Das Thema „Leitende Angestellte als Verantwortungsträger ohne Eigentum“ fand lebhaftes Interesse. Diese „kapitallosen Kapitalisten“, so ein Ausspruch von Prof. Burghardt, fühlten sich vernachlässigt. Vor allem waren die tragenden politischen Parteien, aber auch die Sozialpartner unsicher, wie man diese Führungskräfte behandeln sollte, die man doch an die Parteilinie immer wieder anbinden wollte. Universitätsprofessor Dr. Burghardt hielt ein Grundsatzreferat: „Der Unternehmer und die Wirklichkeit“, das auch in unserer Reihe publiziert wurde. Er stellte für die Topmanager Kriterien auf, die in Presse und Wissenschaft hervorgehoben wurden. Laut Burghardt müßten diese Topleute ein besonders hohes Maß an Selbständigkeit haben, z. B. bei Personaldispositionen, beim Abschluß externer Verträge; ferner müßten sie risikofreudig sein, im Sinn des Risikoverlustes von Rang und Stellung, und schließlich sollten sie niemand oder nur wenig Personen über sich haben, deren Urteil sie sich fügen müßten. Burghardt ging noch in Detailfragen ein, die alle den Weg in die Öffentlichkeit fanden.

Es war mir gegönnt, auf Grund des allgemein positiven Echos noch einige Folgeveranstaltungen an der Universität abzuhalten. Natürlich wurde manches durch meine Position als damaliger Rektor erleichtert. Gleichzeitig und auch leider war die Beschäftigung als Rektor und weiter als Institutsvorstand tagesfüllend, sodaß meine Aktivität für den Verein darunter litt. Es war der Verdienst von schon bewährten Mitarbeitern, daß der Verein sein Ansehen bewahren konnte, besonders Univ. Prof. Dr. Herbert Matis und Dozent, späteren Prof., Dr. Alois Mosser. Letzterer veranlaßte auch die Festschrift zu meinem sechzigsten Geburtstages, die den Titel „Der Unternehmer und die Geschichte“ trägt. Das Thema war noch nicht ausgeschöpft, wie die zahlreichen Beiträge bewiesen, etwa von beiden Kollegen aus der BRD, Prof. Dr. Hans Pohl (Bonn) und Prof. Wilhelm Treue (Göttingen). Von Österreich gab es Aufsätze von Dr. Leo Chini über die Bedeutung den leitenden Angestellten, vom früheren Vizekanzler Dr. Fritz Bock über „Der Unternehmer und die Integration“. Wieder war es Prof. Burghardt, der einen Grundsatzartikel verfaßte: „Der Unternehmer. Morphologie und Semantik einer ökonomischen Kategorie“. Durch seine Unterscheidung von Ideal- und Realtyp verwirft er alle ideologischen Vorstellungen, die oft genug einem Verständnis für den Unternehmer entgegen stehen.

Die Position des Unternehmers fand seit Ende der Achtzigerjahre gesellschaftspolitisch eine positivere Bewertung. Dazu hat der Verein, unserer bescheidenen Meinung nach, beigetragen. Es wurden auch weiterhin über diese Thematik diverse Veranstaltungen durchgeführt und in Publikationen festgehalten, so 1981 ein Aufsatz von mir: Das Sozialverhalten des Unternehmers. Auch bekannte Persönlichkeiten ergriffen bei Versammlungen des Vereins das Wort, so z.B. der damalige Abgeordnete Dr. Josef Taus 1984 und auch 1983 Dr. Franz Vranitzky, damals Generaldirektor der Länderbank.



Der Verein wandte sich jetzt verstärkt anderen Themen zu, hauptsächlich aus dem Bereich der Firmengeschichte, der Unternehmenskultur oder der Corporate identity. Aber anlässlich meines 70. Geburtstages (1989) erschien wieder eine Festschrift: *Unternehmer und Unternehmen*. Allein aus dem Inhaltsverzeichnis läßt sich die veränderte Stellung des Unternehmers als solcher feststellen. In dieser Nummer fanden sich neben Grußadressen zahlreicher prominenter Persönlichkeiten aus Staat und Wirtschaft viele Beiträge von Kollegen aus dem In- und Ausland, ein Beweis auch dafür, wie geachtet der jetzt als Österreichische Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (ÖGU) umbenannte Verein geworden war.

In all den Jahren wurden weiterhin auch Diplomarbeiten und Dissertationen verfaßt. Die meisten befaßten sich mit Persönlichkeiten der Vergangenheit, während noch lebende und im Amt befindlichen Personen weniger Wert darauf legten, durch ein Biographie hervorgehoben zu werden – übrigens ein zutiefst österreichisches Phänomen.

## **Unternehmensgeschichte**

Unternehmensgeschichte war von Anfang an eines der tragenden Themen des Vereins. Allerdings verschob sich der Schwerpunkt in der Zielrichtung und Art der Tätigkeit. Wie fast selbstverständlich stand am Anfang die Frage nach der Berechtigung der Firmengeschichte in Forschung und Darstellung an einer sich an die Probleme der Gegenwart und Vergangenheit orientierenden Hochschule.

Kann die Firmengeschichte zu etwas nützlich sein? Prof. Dr. Gottfried Theuer, Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre, fragt nach der Brauchbarkeit der Firmengeschichte aus mikroökonomischer Sicht (1971). Ihr Nutzen liegt nach seiner Auffassung darin, die Betriebswirtschaftslehre und ihre Theorien zu verifizieren bzw. falsifizieren. Sehr interessiert zeigte man sich bei der Behandlung von Finanzierungsproblemen und welche Lösungen in der Vergangenheit dafür gefunden wurden. Schon Beginn der Siebzigerjahre wurde ein Thema behandelt, das etwa 15 Jahre später ein wichtiger Gegenstand der Forschung wurde; damals hieß es noch: „Firmengeschichte fördert Firmenruhm!“ später sprach man von der Notwendigkeit der Corporate identity und der Beurteilung ihrer historischen Basis.

Im Verein fand eine Grundsatzdiskussion über den Wert und Nutzen von Firmengeschichte statt und zwar im Sinn von allen Institutionen, die die Verbindung von Wissenschaft und Praxis zum Ziel hatten. Im Institut für Wirtschaftsgeschichte wurde aber dafür eine Reihe von Diplomarbeiten und auch Dissertationen über die Geschichte von Firmen, beziehungsweise über spezifische Probleme bei den Firmen selber, vergeben. Wir fanden damals die Beurteilung „Historische Firmenanalyse“, ein Ausdruck, der im ganzen deutschen Sprachbereich Schule machen sollte. Es wurde ein Katalog aufgestellt, in dem alle Aspekte eines Unternehmens systematisch aufgereiht waren: Von

Fragen der Gründung, der Kapitalausstattung, Produktion, Management, Vertrieb bis zu innerbetrieblichen Sozialfragen und Umweltpolitik; dazu kamen noch die Stellung der betreffenden Unternehmen innerhalb einer Volkswirtschaft und der weltweiten Konkurrenz. Eine Liste der Unternehmen, mit denen zusammen Arbeiten fertiggestellt wurden, wurde in der Zeitschrift wiederholt publiziert. Dem Verein kam – neben der Regelung der finanziellen Fragen – die Aufgabe zu, mit dem Unternehmen den Kontakt zu pflegen, manchmal auch die ersten Zusammenkünfte zu arrangieren.

In diesem Zusammenhang traten einzelne Unternehmen als Sponsoren auf, deren bedeutendster die VOEST-AG Linz war; der stellvertretende Generaldirektor Hanns Grönn gehörte auch dem Vorstand des Vereins an. Der Verein, zusammen mit dem Hochschulinstitut ging einen Vertrag ein, auf Grund dessen die Geschichte dieses damals größten österreichischen Betriebes verfaßt werden sollte. Das Unternehmen stellte sich mit einer sehr hohen Beitragsleistung ein, die dem Verein ermöglichte, zwei Assistentenposten für drei Jahre, darüber hinaus Beihilfen für studentische Mitarbeiter zu bezahlen und auch sonst für Bedürfnisse des Instituts und des Vereins aufzukommen. Der Verein fungierte als Vertragspartner, der auch die Anstellungen durchführte und alle damit verbundenen Aufgaben (Gehaltszahlungen, Sozialleistungen usw.) übernahm.

Am 7.6.1976 überreichte der Vorstand des Vereins die Festschrift, die in vier Bänden die Geschichte der VOEST-AG, von der Gründung als Hermann-Goering-Werke bis zu ihrer Fusion mit der Alpine-Montan-AG 1972 umfaßte. Mit Hilfe von 12 Diplomarbeiten und 3 Dissertationen gab es an 2000 Seiten Text. Leider hatte sich die wirtschaftliche Situation so gewandelt, daß es zu keiner Drucklegung mehr kam, obwohl noch 1975 die finanziellen Voraussetzungen geschaffen worden waren. Ähnlich wurde auch bei der Geschichte der Semperit -A.G. vorgegangen, wo auch mit Hilfe von Dissertationen und Diplomarbeiten eine umfassende Geschichte erstellt wurde, die dann sehr verkürzt erschien. Auch bei dieser Firmengeschichte gab es eine hohe Beitragsleistung seitens des Unternehmens. Auch mit anderen, auch kleineren Firmen wie Löblich, konnten durch finanzielle Abmachungen für den Verein Ressourcen geschaffen werden, durch die die Aktivitäten erst ermöglicht wurden.

Diese Tätigkeit konnte der Verein noch einige Jahre, wenn auch weniger umfangreich fortsetzen. Die Sponsortätigkeit reichte auch für die Abhaltung von Tagungen und für die Förderung der publizistischen Arbeit. Dabei wurde die Administration dieser Tätigkeit fast „profimäßig“ durchgeführt, wobei dankenswerterweise die Mitarbeiter oft nur „ehrenhalber“ mittaten; erwähnt seien Dr. Fritz Kornauth und Dkfm. Heidemarie Greiner, später vor allem Frau Lackner.

Die Unternehmensgeschichte blieb weiterhin Thema von Tagungen und Kongressen, die auch manchmal in festlichem Rahmen durchgeführt wurden. Dazu zählten die Überreichungen von Festschriften ( 1979 und 1989)

und die schon erwähnten Tagungen, meist allerdings für den Bereich Unternehmerforschung. Anschließend an die Generalversammlung sprachen bekannte Persönlichkeiten zu anstehenden Problemen, so wie schon erwähnt der damalige Gen. Dir. der Länderbank Dr. Franz Vranitzky oder der damalige Nationalrat Dr. Josef Taus. Auch die Präsentationen von Büchern, die in Zusammenarbeit mit dem Verein verfaßt worden sind, gestalteten sich zu einer gelungenen Vorstellung des Vereins, so nahmen z.B. an der Präsentation des Buches „Unilever Österreich“ an der WU über 100 Personen teil, darunter neben Vertretern der Wirtschaft auch Wissenschaftler aus Polen, Deutschland und den Niederlanden, (12.11.1985). Einen gewissen Höhepunkt bildete die Veranstaltung am 10. und 11. November 1984, die zusammen mit der deutschen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte an der WU veranstaltet wurde. Die Österreichische Länderbank hatte die bekanntesten Teilnehmer, darunter Prof. Pohl und Vertreter der Deutschen Bank zu einem großen Mittagessen eingeladen. Am Nachmittag fand der Kongreß an der WU statt. Es gab über 300 Teilnehmer, mit bekannten Wirtschaftsführern aus dem In- und Ausland, dazu sehr viele Professoren der Wirtschaftswissenschaften. Gen.Dir. Wolfsberger und ich hielten Referate über die Position der österreichischen Wirtschaft und über den freien Unternehmer. Besonderen Anklang fand der Vortrag von Prof. Dr. Horst Albach (Bonn), Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre und Mitglied des Beirates des deutschen Wirtschaftsministeriums, der über liberale Wirtschaftspolitik referierte. Zum Abschluß gab es noch einen geselligen Abend im Climahotel mit fast 100 Teilnehmern.

Inzwischen war die Diskussion innerhalb des Vereins über die Position der Unternehmensgeschichte weiter gegangen und wurde auch stärker differenziert. Bei der Auseinandersetzung im Bereich der historischen Betriebsanalysen spielte die Frage der Unternehmensbilanz eine wichtige Rolle, wie dies die Untersuchungen der Prof. Mosser und Kemmettmüller darlegten. Ein Heft war der damals drohenden Frage der Inflation gewidmet, mit umfangreichen Beiträgen, von Dr. Wolfgang Schmitz, früherem Finanzminister und Präsidenten der Nationalbank, und von Dr. Peter Berger. Dazu immer wieder die Fragen nach der Unternehmenskultur (Matis, Stiefel). Von Gen. Dir. Dr. Lobner (Persil) initiiert, bildete sich mit dem Problem der Produktinnovation ein neuer Inhalt, er unterstützte die Herausgabe von 3 Bänden zu diesem Thema, die von Dr. Verena Hofstätter bearbeitet wurden. Die dreimalige Präsentation in den Räumen der Industriellenvereinigung waren große Erfolge, vor allem da bekannte Persönlichkeiten die Bücher vorstellten: So der damalige Wissenschaftsminister Dr. Fischer, der damalige Finanzminister und spätere Bundeskanzler Dr. Vranitzky, die Generaldirektoren Dr. Taus und Wolfsberger, Gen. Sekr. Krejci usw.

Nicht unerwähnt dürfen die finanziellen Unterstützungen die das Institut erhielt, bleiben. So kamen große Forschungsförderungsbeträge vom Forschungsförderungsfonds der wissenschaftlichen Forschung, vom Jubiläums-

fonds der Nationalbank und ermöglichten die Anstellung von Forschungsassistenten. Die Abrechnung führte der Verein durch. Die betreffenden Assistenten waren auch – neben ihren Lehrverpflichtungen – wesentlich bei der unternehmensgeschichtlichen Forschung eingesetzt.

Der Verein bzw. die Gesellschaft wurde seit etwa 1987/88 immer stärker durch die neuen führenden Mitglieder geprägt, von denen Prof. Dr. Alois Mosser neue Vorstellungen einbrachte, während Direktor Ermann als Geschäftsführer fungierte und Frau Lackner unterstützte.

## **Internationale Kontakte**

Als der Verein 1971 vor seiner Gründung stand, suchten wir nach Vorbildern aber auch Kontaktmöglichkeiten im Ausland. Bereits 1965 anlässlich des Welt-historikertages in Wien kam es zu Gesprächen mit Prof. Wilhelm Treue (Göttingen und Hannover). Treue hatte 1965 die Zeitschrift „Tradition“ begründet, die sich der wissenschaftlich orientierten Unternehmensgeschichte widmete, und in der auch dann von österreichischer Seite einige Artikel publiziert werden konnten. Aus dem Mitarbeiterkreis dieser Zeitschrift erwuchs jene Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, die ihren Namen zweimal änderte und heute noch besteht (Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, GUG). Treue, und mit ihm in enger Arbeitsgemeinschaft verbunden, die Herrn Schlettman und andere Assistenten sowie Ina Neumann, alle aus Köln, schrieben für unsere Zeitschrift und waren auch zu Gastvorlesungen an der Hochschule bereit, wobei sich der Verein helfend einschalten konnte.

Im ersten Heft schrieb auch Fritz Redlich, der aus Deutschland nach den USA emigrierte und an der Harvard Universität lehrende Professor; er galt in Amerika als der führende Unternehmenshistoriker; einer Einladung nach Wien konnte er wegen seines hohen Alters nicht mehr Folge leisten. Dafür war ein anderer Emigrant (Hermann Freudenberger), als Gastprofessor an der Hochschule, der in New Orleans lehrte und besonders an österreichischer Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhundert interessiert war. Er war sehr oft bei uns zu Gast, hielt Vorträge und publizierte in der Zeitschrift.

Die Hochschule für Welthandel, wie auch die spätere Wirtschaftsuniversität, besaß und besitzt einen Partnerschaftsvertrag mit der Hochschule St. Gallen. Wiederholt kam es zu Gastvorlesungen befreundeter Schweizer Wissenschaftler, die auch vom Verein mitgetragen wurden. Auch unsere Mitglieder waren Vortragende in St. Gallen und einmal konnte das Institut, zusammen mit dem Verein eine Exkursion nach St. Gallen durchführen. Bei dieser Gelegenheit besuchten wir auch das Fürstentum Liechtenstein, wo wir Gast des Fürsten waren. Mit dem damaligen Erbprinzen Adam bestand ein enger Kontakt; Institut und Verein führten im Auftrag des Fürsten Forschungen in Böhmen und Mähren durch, um für die früheren riesigen Besitzungen des Hauses Liechtenstein Grundlagen für einen Schätzwert zu erlangen, was auch teilweise gelang. Erbprinz Adam war dann auch bei meiner Rektorsinauguration

ration anwesend und der Kontakt brach nicht mehr ab. Ebenso eng waren die Verbindung mit dem Liechtensteiner Großindustriellen Martin Hilti, leider kam dann ein größerer Vertrag mit ihm nicht mehr zustande; wobei die Gründe dafür allerdings nicht beim Verein zu finden waren.

Noch 1983 kam es zu einem Symposium mit der Hochschule St. Gallen und mit Liechtenstein, das in Baden durchgeführt wurde und sehr wesentlich von der Österreichischen Nationalbank finanziert wurde.

Das Thema war ein Vergleich des Unternehmensbewußtseins in beiden Staaten. Von Österreich waren als Referenten die Prof. Koren (danach Nationalbankpräsident), Pichler und Brusatti aufgeboten, von der Schweiz die Professoren Anderegg (damals Rektor) und Hans Binswanger. In einem anschließendem Disput war von Österreich noch der damalige Exminister Androsch und Prof. Novotny dabei.

Kurzfristig betreut war eine Verbindung mit dem Züricher Verein für wirtschaftshistorische Studien, deren Präsident H. Schmid bei uns referierte und publizierte. Bei einem Gegenbesuch in Zürich hielt ich 1974 ein Referat.

Naturgemäß am ausgeprägtesten blieb die Verbindung mit dem deutschen Schwesterverein, mit der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (GUG), wie sich der von Treue gegründete Verein nunmehr nannte. Prof. Dr. Hans Pohl, der langjährige Vorsitzende, war wiederholt Gast bei uns und wir bei ihm in Bonn und Köln. Anlässlich der Tagung 1976 der GUG in München wurde ich in den Vorstand gewählt, an dem ich bis 1993 teilnahm. Im Herbst 1983 war ich wieder in Bonn, hielt Referate an der Universität, fuhr nach Essen, wo ich in der Kruppvilla an einer Tagung der GUG teilnahm, an der ich auch die Einladung nach Wien aussprach (schon erwähnt)

Nach meinem Rücktritt vom Vorstand der GUG 1993 wurde Prof. Matis mein Nachfolger, während Kollege Mosser den Verein in Wien aufbaute.

## **Die Österreichische Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (ÖGU)**

Der Verein der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Unternehmertiographie und Firmengeschichte war an sich gut eingeführt, doch stieß der umständliche Namen bei seiner Nennung auf Schwierigkeiten und wurde oftmals nur als „Langnamen-Verein“ bezeichnet. Es war daher notwendig eine griffige Bezeichnung zu finden. Am 17.10.1987 stellte ich bei der Generalversammlung des Vereins den Antrag, als neuen Namen jenen zu nehmen, der kurz und prägnant die Aufgabenstellung der Gesellschaft ausdrücken konnte. Der Antrag wurde einstimmig angenommen und die Kurzbezeichnung ÖGU gilt seitdem als Markenzeichen.

Um einen festen Platz für die Tätigkeit der Gesellschaft zu besitzen, außer dem Institut an der WU, stellte uns die Raiffeisenlandesbank einen geeigneten Raum in ihrem Gebäude in Wien II. zur Verfügung.

Infolge meiner Emeritierung und um neue Ideen einzubringen, war die Wahl eines neuen Vorsitzenden selbstverständlich geworden. In der Generalversammlung vom 25.5.1992 wurde Univ. Prof. Dr. Alois Mosser gewählt, während ich mich auf die Position eines Ehrenvorsitzenden zurückzog.

## **Resumee aus 20 Jahren Arbeit**

Mein hier vorliegender Bericht hat das Ziel, die Leistungen der Gesellschaft aufzuzeigen und die Arbeit aller Mitglieder entsprechend zu würdigen. Er ist naturgemäß in mancher Hinsicht subjektiv. Dennoch: das Anliegen des Vereins bzw. der Gesellschaft war richtig und auch erfolgreich. Für Österreich wurde eine neue Wissenschaftssparte eröffnet und hat sich von uns ausgehend österreichweit verbreitet.

Neben der „großen“ Wirtschaftsgeschichte ist nunmehr die Historische Betriebsanalyse im bedeutendem Ausmaß an den Hochschulen verankert. Gesellschaftspolitisch hatten wir im Bereich der Unternehmerforschung den wahrscheinlich größten Erfolg. Nach der Abqualifikation des Unternehmers im 6. und 7. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hat man nunmehr allgemein den Wert eines verantwortungsvollen und risikofreudigen Unternehmers, ob mit oder ohne Kapitalbesitz, anerkannt. Wir glauben, daß wir dazu etwas beigetragen haben.

Damit hat der Verein und die Gesellschaft eine auch für die Gesamtgesellschaft wichtige Aufgabe erfüllt und diese Tatsache soll allen Mut machen, diesen Weg weiter zu beschreiten.

HANNES STEKL – HANS PETER HYE

*„Ich will euch einen guten Namen  
hinterlassen.“*

*DIE „ERINNERUNGEN“ DES ALTÖSTERREICHISCHEN  
UNTERNEHMERS UND POLITIKERS CARL WOLFRUM  
(1813-1888)*

Das reichhaltige wissenschaftliche Oeuvre Alois Mossers umfaßt auch mehrere Untersuchungen zur Geschichte des österreichischen Unternehmertums. Drei Beispiele mögen die Vielseitigkeit seines analytischen Zugriffs belegen. Im Rahmen der Kaiser Franz Joseph-Ausstellung des Jahres 1984 beschäftigte er sich mit dem industriellen Unternehmertum in der Habsburgermonarchie.<sup>1</sup> Im Mittelpunkt standen dabei Fragen der sozialen Typisierung und Abgrenzung, wobei der Funktion und dem Funktionswandel des Unternehmers in der Gesellschaft ebenso großes Augenmerk geschenkt wurde wie Rekrutierungsfragen, Aufstiegswegen, Statusmerkmalen und Lebensformen. Andere Akzente setzte die Studie „Unternehmertum und Familie in Österreich“ in der Festschrift zu Alois Brusattis 70. Geburtstag.<sup>2</sup> Bei der Untersuchung der Rolle von familialen Strukturen in der Industrialisierung gelangte Mosser zu der vorsichtigen Schlußfolgerung, daß in Österreich – im Gegensatz zu Deutschland – patriarchalische Ordnungsprinzipien auch nach der Durchsetzung des Hochkapitalismus eine gewisse Funktionalität bewahrten. Und wieder eine andere Perspektive erschloß sein Beitrag zur niederösterreichischen Landesausstellung „Magie der Industrie“ (1989): die gesellschaftliche Bewertung unternehmerischen Handelns, eine rationale Ziel-Mittelentscheidung unter wechselnden historischen Bedingungen, und ihre Auswirkungen auf das „Bild“ des Unternehmers in der Öffentlichkeit.<sup>3</sup>

Dieses Forschungsinteresse, welches stets theoretische Konzepte mit breitem empirischen Material zu verbinden wußte, legt es nahe, hier eine Fallstudie über eine noch wenig bekannte Unternehmerpersönlichkeit, den Aussiger Textilindustriellen und Politiker Carl Wolfrum (1813-1888), vorzulegen und damit einen Beitrag zu der in Österreich nur langsam expandierenden Unternehmer-Forschung zu leisten.<sup>4</sup>

## Carl Wolfrum – Seine Biographie und die „Erinnerungen“

Carl Wolfrum, geboren am 17. November 1813 in Hof (Bayern), wuchs keineswegs in glänzenden Verhältnissen auf.<sup>5</sup> Seine Mutter Johanna Friederike, geb. Jördens (1791-1864), entstammte als Tochter des Stadtphysikus und als Erbin eines wohlhabenden Paten den Honoratiorenkreisen der Kleinstadt. Doch sein Vater Christian Ludwig Wolfrum (1784-1824) vermochte die zwischen 1808 und 1810 gegründete Baumwollspinnerei nach der Trennung von seinem Geschäftspartner (um 1816) nur unter großen Schwierigkeiten zu halten. Nach seinem frühen Tod ließ er seine Frau und seine sechs Kinder in bedrängten Verhältnissen zurück. Die Weiterführung des Betriebs scheiterte schließlich, zur Abdeckung der Schulden mußte der gesamte Familienbesitz veräußert werden, und der zweitälteste Sohn wechselte 1827 vom Gymnasium als Färberlehrling zu seinem Onkel Jacob.

Nach dem Abschluß seiner vierjährigen Lehrzeit arbeitete Carl Wolfrum noch rund ein Jahr bei seinem Onkel und begab sich 1832 auf Wanderschaft. Der Weg führte ihn zuerst zu Verwandten nach München, dann über Lindau und durch die Schweiz nach Basel, wo er rund vier Monate in einer Wollfärberei beschäftigt war. Im Anschluß daran verbrachte er etwa ein Jahr in Bruchsal und kam hier mit national-demokratischem Gedankengut in Berührung. Danach zog Wolfrum ins Elsaß, wo er mit neuen Technologien und Chemikalien vertraut wurde. Für den jungen Gesellen bedeutete die Wanderung Ausbruch aus der hausrechtlichen Abhängigkeit mit einer gewissen sozialen Absicherung, Perfektionierung der Berufsausbildung und Voraussetzung für die Erlangung des Meisterrechts.<sup>6</sup> Wolfrums Zukunftsperspektiven verschoben sich auch nicht, als er auf Drängen und mit finanzieller Unterstützung seines älteren Bruders im Sommer 1833 nach Paris ging. Hermann Wolfrum (1812-1834) hatte hier anfangs als Handlungsgehilfe bei einem Kaufmann gearbeitet, sich nach dessen Tod auf den selbständigen Kommissionshandel und die Verbreitung von Zeitungen verlegt, wobei er als Freimaurer liberale Ideen propagierte und revolutionären Kreisen nahe stand.<sup>7</sup> Obwohl Carl mit General Lafayette, Börne, Heine, Venedey und republikanisch orientierten Gruppen in Kontakt kam, verlor er seine beruflichen Ziele nicht aus den Augen. Er erlernte das in Paris perfektionierte Färben von Altkleidern, informierte sich u.a. bei dem berühmten Chemiker Chevreul<sup>8</sup> über neue Färbemittel sowie Färbetechniken und erwarb sich als eine Art Werkmeister das Vertrauen des Betriebsbesitzers, der ihm schließlich sogar die Pacht des Unternehmens und die Hand seiner Nichte anbot. Doch aus „unverfügbarem Widerwillen gegen das französische Wesen und seine verletzende Überhebung gegen andere Nationen und besonders gegen die Deutschen“, wie er es rückblickend formulierte,<sup>9</sup> ließ Wolfrum diese im Handwerk keineswegs seltene Chance auf eine eigenständige Existenzgründung ungenützt und wanderte Ende 1834 über Belgien, Hamburg und Berlin in seine Vaterstadt zurück.

Nach einer kurzen Haft wegen des Verdachts oppositioneller Gesinnung



trat er abermals als Geselle in den Betrieb seines Onkels ein, übersiedelte jedoch bereits Anfang 1836 nach Meerane, das erste Ansätze der Entwicklung zu einem regionalen Zentrum der sächsischen Textilindustrie zeigte, und übernahm dort die Leitung einer kleinen Baumwollfärberei. Seine guten Verbindungen zu führenden Fabrikanten, die Aufnahme eines Darlehens sowie die Erlangung des Meister- und Bürgerrechts ermöglichten ihm gegen Jahresende die Pacht einer Färberei. Nach günstigen Geschäftsergebnissen löste Wolfrum den Pachtvertrag und errichtete 1839 seinen eigenen Betrieb, der binnen kurzem florierte. Die selbständige Existenz ermöglichte ihm die Heirat mit Emilie Gräfe, der Tochter eines Textilfabrikanten; aus dieser Ehe stammten vier Söhne und fünf Töchter.<sup>10</sup>

Eine wirtschaftliche Rezession Anfang der 1840er Jahre sowie Standorterwägungen veranlaßten ihn gemeinsam mit mehreren Teilhabern 1843 zur Errichtung eines Textil- und Färbeunternehmens in Aussig (Stříd nad Labem). Das neue Unternehmen in der rasch expandierenden Stadt machte eine kräftige Expansionsphase durch, sodaß sich Wolfrum schon Anfang 1849 nach Auszahlung seiner Teilhaber als Alleininhaber etablieren konnte.

Parallel zum wirtschaftlichen Aufschwung der Firma vollzog sich der politische und gesellschaftliche Aufstieg ihres Besitzers. Carl Wolfrum wurde zum Sprecher der neuen (überwiegend protestantischen) Eliten, welche sich die Modernisierung der Stadt zum Ziel gesetzt hatten; der Geselligkeitsverein „Ressource“ bildete ihr Forum, der ebenfalls von Wolfrum gegründete „Ausssiger Anzeiger“ ihr mediales Sprachrohr. 1859 wurde der Unternehmer vom Bezirksvorsteher aufgefordert, der Statthalterei 18 Personen vorzuschlagen, aus denen diese zwölf Gemeindeausschüsse ernennen konnte. Darunter befand sich auch Wolfrum, der die angebotene Funktion eines Bürgermeisters zwar ablehnte und sich mit dem Amt eines Stellvertreters (bis 1883) begnügte, jedoch die Verwaltung der städtischen Finanzen übernahm.<sup>11</sup> Im gleichen Jahr delegierte ihn die Handelskammer Reichenberg (Liberec) – wohl aufgrund seiner mehrjährigen ersprießlichen Korrespondenten-Tätigkeit – in die vom Kabinett Goluchowski eingesetzte Kommission zur Ausarbeitung von Vorschlägen und Gutachten zur Regelung des Gemeindewesens nach Prag (Praha). Hier sprach sich Wolfrum entschieden für die Verankerung der Gemeindeselbstverwaltung und gegen die Wünsche des Adels (Ausscheidung des Gutsbesitzes, Schaffung von ehrenamtlichen Bezirksausschüssen) aus.<sup>12</sup>

Ab 1861 entsandten die Städte Aussig und Teplitz (Teplice), seit 1878 die Handelskammer Reichenberg Wolfrum als ihren Vertreter in den böhmischen Landtag, wo er sich den Verfassungstreuen anschloß. 1863 nahm Wolfrum als stimmführender Delegierter am Handelstag, dem Treffen der österreichischen und deutschen Handelskammern, in München teil. Hier trat er als Anhänger einer Schutzzollpolitik vergeblich für den Ersatz des Zollvereins mit Preußen durch ein Abkommen zwischen Österreich und einigen süd- bzw. mittel-deutschen Staaten ein; die langsame Wende Österreichs zum Freihandelssystem war trotz des massiven Widerstands aus Unternehmerkreisen nicht auf-

zuhalten.<sup>13</sup> Im gleichen Jahr reiste Wolfrum gemeinsam mit anderen Aussiger Stadtpolitikern – allerdings ohne große Ambitionen – zur „Großdeutschen Versammlung“ nach Frankfurt am Main.<sup>14</sup>

Im Reichsrat, dem er seit 1867 angehörte, schloß er sich dem „Club der Liberalen“ innerhalb der damaligen „Linken“ (der späteren „Verfassungspartei“ bzw. „Vereinigten Linken“) an, wo er bald zum stellvertretenden Obmann aufstieg und ab 1879 als interimistischer Klubobmann eine führende Position einnahm. Im Abgeordnetenhaus entwickelte sich der Unternehmer bald zum Experten für Wirtschafts- und insbesondere für Finanzfragen. Der politische Kurswechsel von 1879 schränkte den Wirkungsbereich der Verfassungstreuen drastisch ein; Wolfrum ergriff im Reichsrat nur noch selten das Wort und beschränkte sich auf eine vermittelnde Rolle im Klub. Schon 1872 hatte er für sein Wirken den Orden der Eisernen Krone III. Klasse erhalten, verzichtete jedoch auf ein Ansuchen um Nobilitierung.

Trotz seiner umfangreichen Tätigkeit in der Landes- und Reichspolitik schenkte Wolfrum als Mitglied des Stadtrates und als langjähriger Finanzreferent auch dem politischen Leben und dem Ausbau der urbanen Infrastruktur in seiner Heimatstadt weiterhin große Aufmerksamkeit. Durch sein Verhandlungsgeschick konnte er die Bewohner Aussigs während der preußischen Besetzung im Jahr 1866 vor größeren materiellen Verlusten bewahren. Dies brachte ihm zwar die Ernennung zum Ehrenbürger ein, verschonte ihn aber nicht vor wachsender Kritik, welche ihn der Wahrnehmung persönlicher Interessen bei der Durchführung von städtischen Bauprojekten bezichtigte.

Schon in den frühen 1860er Jahren beteiligte Wolfrum seine beiden älteren Söhne, Carl und Otto, zunehmend an der Leitung seiner Firma. 1869 machte er sie zu seinen Teilhabern, 1876 zog sich Carl Wolfrum vollends von der aktiven Geschäftsleitung zurück. Vom Spekulationstaumel der frühen siebziger Jahre hielt er sich fern; er übernahm lediglich 1869 die lukrative Stellung eines Verwaltungsrates der Aussig-Teplitzer Eisenbahn und engagierte sich bis zu seinem Lebensende in der Leitung dieser Gesellschaft.

1885 legte Wolfrum alle seine politischen Funktionen auf Landes- und Reichsebene zurück. Maßgeblich für diese Entscheidung war ein Mißtrauensvotum des Stadtrats von Aussig, da sich Wolfrum bei der von deutsch-nationalen und antisemitischen Emotionen geprägten Abstimmung über die Verstaatlichung der hochaktiven Nordbahn im Reichsrat der Stimme enthalten hatte; dazu kam noch der Unmut über die Fraktionskämpfe innerhalb der Liberalen sowie über die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Böhmen.

In seinen letzten Lebensjahren widmete sich Wolfrum als Privatier überwiegend seiner Familie sowie der Lektüre historischer und politischer Literatur; weiters unternahm er zwei Besuchsreisen zu seinen Geschwistern in Bayern. Auf Anregung seiner Söhne begann er Alter von 73 Jahren mit der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen. Diese waren ursprünglich für ein Familiengedenkbuch bestimmt, welches die Kinder zu Weihnachten 1885 ih-

ren Eltern geschenkt hatten, sprengten jedoch bald den Rahmen des Bandes. Eine schwere Erkrankung seit dem Frühjahr 1887 hinderte Carl Wolfrum an der Vollendung seines Werkes; am 30. Mai 1888 verstarb er in Aussig. Die Aufzeichnungen, welche streng chronologisch aufgebaut sind und auf eine Darlegung der Schreibmotivationen verzichten, reichen nur bis ins Jahr 1868 und umfassen 326 Druckseiten. Sie wurden von Wolfrums vier Söhnen Carl, Otto, Wilhelm und Ludwig durch zusammenfassende biographische Hinweise, Dokumente, Briefe, andere persönliche Erinnerungsblätter, Gratulations- und Kondolenzschreiben sowie Zeitungsberichte im Umfang von 373 Seiten ergänzt und in einem Band vereinigt. Ein zweiter Band (445 Seiten), ebenfalls von seinen Söhnen zusammengestellt, enthielt Wolfrums wenige Zeitungsartikel, seine Ansprachen bei Wählerversammlungen, seine Reden im böhmischen Landtag und im Abgeordnetenhaus des Reichsrates sowie einige darauf Bezug nehmende Zeitungsberichte.<sup>15</sup> Die Bücher wurden in Leipzig gedruckt und erschienen 1893 – am 50. Jahrestag der Übersiedlung Wolfrums nach Aussig – unter dem Titel „Erinnerungen an Carl Wolfrum“ als Privatdruck für Familienangehörige. Dadurch lassen sich die retrospektive Interpretation des eigenen Lebenslaufs, die – freilich ebenfalls sorgfältig gefilterte – Unmittelbarkeit der Familienkorrespondenz, die biographischen Aufzeichnungen seiner Söhne und die Perspektive von Medien zur Darstellung des Lebensbildes und Selbstverständnisses eines altösterreichischen Unternehmers verbinden.

## **Der Aufstieg zum Industriellen**

Der Gedanke an die Gründung eines eigenen Fabrikunternehmens zur Erhaltung von Mutter und Geschwistern war ein Zukunftstraum, welchen Carl Wolfrums schwerkranker Bruder Hermann kurz vor seinem Tod in Paris entwickelt hatte. Carls erste selbständige Firma im sächsischen Meerane war freilich nur ein mittlerer Handwerksbetrieb mit einem kleinen Garnhandel: Wolfrum hatte zwischen zwei und vier Gesellen, welche im Meisterhaus verpflegt wurden und in der Färberei schlofen; der Gattin oblag nicht nur die Haushaltsführung, sondern sie mußte bis zur Geburt der ersten beiden Kinder auch die Vorbereitung des Garns für den Färbeprozess übernehmen. Doch Wolfrum betrachtete diese Zeit, getreu dem Vermächtnis seines Bruders, stets nur als eine Etappe auf dem Weg zum Fabrikanten. Daher war er auch leicht von den Plänen seines Schwagers zu begeistern, eine Textilfabrik in einem der aufstrebenden Orte Böhmens zu pachten.<sup>16</sup>

Es ist bemerkenswert, mit welcher Spontaneität und Improvisationskunst Wolfrum und seine Teilhaber an das Vorhaben herangingen. Sie orientierten sich einfach an den bisherigen Geschäftsbeziehungen sowie an einem alten Schulatlas und trafen damit ihre Standortwahl. In Aussig halfen die Vermittlung einer Zufallsbekanntschaft, welche sich als Kohlengrubenbesitzer entpuppte, der Rat von Geschäftsleuten zur Etablierung einer eigenen Firma

sowie die Empfehlung an einen verlässlichen Maurermeister und Grundstückspekulanten weiter, welcher das gewünschte Gebäude innerhalb von sechs Monaten errichtete. Mitte 1843 erteilte das Landes-Gubernium in Prag die Genehmigung zur Errichtung einer „landesbefugten Fabrik halbwohler und mit Seide gemischter Waren.“<sup>17</sup>

Sein neuer Wirkungsbereich erschien Wolfrum anfangs als eine der „unscheinbarsten kleinen Landstädte, deren Bewohner kümmerlich vom Feldertrag“ sowie von unbedeutendem Handel und Schiffbau lebten. Doch er hatte eine gute Wahl getroffen. Die verkehrstechnisch günstige Lage an der Elbe und als Bahnknotenpunkt, die Nähe zu reichen Kohle- und Salzvorkommen, aber auch die Trendwende der österreichischen Außenhandelspolitik machten die Stadt seit den 1850er Jahren zu einem bedeutenden Industrie- und Gewerbezentrum (dessen wichtigstes Unternehmen die 1856 gegründete Aktiengesellschaft „Österreichischer Verein für chemische und metallurgische Produktion“ wurde) sowie zu einem wichtigen Schul- und Verwaltungsmittelpunkt, dessen Bevölkerungszahl rasch anstieg (1850: 3.349, 1869: 12.035, 1890: 28.692).<sup>18</sup>

Innerhalb etwa eines Jahrzehnts konnte Wolfrum, der seit 1849 Alleinhaber des Betriebs war, seinen Produkten nicht nur auf den Märkten in Brünn (Brno) und Wien einen festen Platz verschaffen, sondern auch seine Exporte bis nach Oberitalien und in die Levante ausdehnen. Voraussetzungen für diesen Erfolg bildeten großer persönlicher Einsatz des Inhabers („Ältere Wiener Kaufleute erinnern sich noch daran, wie er, ... einen großen Ballen von Gespinsten auf den Schultern, den Brünnener Markt besuchte und nicht selten eine noch gewichtigere Rückfracht nach Hause schlepte.“<sup>19</sup>), eine flexible Anpassung an die wechselnden Wünsche der Abnehmer sowie eine Modernisierung der Produktionsmittel (1853 schaffte Wolfrum als erster in der Stadt eine Dampfmaschine an, ohne aber deren Möglichkeiten voll auszuschöpfen). Dabei war das Unternehmen mit seinen 50 Beschäftigten (die verlegten Hausweber eingerechnet) damals die kleinste der vier Webereien Aussigs,<sup>20</sup> profitierte jedoch von der Qualität der eigenen Färberei.

Wolfrums langsamer Aufstieg beruhte auf traditionsgebundenen Modalitäten der Betriebsfinanzierung. In einer für die Anfangsphasen der Industrialisierung charakteristischen Form war der Rückhalt familialer Strukturen<sup>21</sup> auch für Wolfrum von großer Bedeutung: Seine Mutter vermittelte für die Pachtung der Färberei in Meerane (1836) nicht nur den nötigen Kredit, sondern führte ihm auch gemeinsam mit einer Tochter den Haushalt; ein Onkel gab für den Kauf von Farbstoffen die erforderlichen Garantien ab. Beim Bau des eigenen Betriebes wieder half sein späterer Schwiegervater mit einem Darlehen aus, und an der Firmengründung in Aussig waren neben einem Webermeister auch Wolfrums drei Schwäger und sein Schwiegervater (mit einem Kapital von jeweils 2.000 Talern, ca. 3.000 Gulden) beteiligt.<sup>22</sup>

Die bei frühen Unternehmern keineswegs seltene hohe Selbstfinanzierungsrate<sup>23</sup> prägte auch Wolfrums unternehmerische Tätigkeit. Er verzichte-

te zeitlebens auf die Aufnahme von Bankkrediten, finanzierte die bescheidenen Investitionen (selbst sein erstes Fuhrwerk), aber auch seine privaten Bedürfnisse (darunter 1852 sein Wohnhaus) ausschließlich aus dem Reingewinn seines Betriebes und gab bei der Geldanlage Immobilienkäufen den Vorzug, was ihn 1873 vor größeren Verlusten bewahrte. Gründungsspekulationen lehnte er strikt ab. Sparsamkeit bildete stets seine oberste Maxime. Sie entsprang in der Jugend seinen finanziell knappen Verhältnissen und äußerte sich in den ersten Jahren der Selbständigkeit in konsequenten Konsumeinschränkungen: „Vergnügungen kosten jedesmal Geld und wir sind einmal bestimmt, im Schweiß unseres Angesichtes unser Brot zu essen ...“, schrieb er 1845 seiner Frau,<sup>24</sup> welche mit 600 Gulden im Jahr (dem Gehalt eines mittleren Privatbeamten) das Auslangen finden mußte und dennoch ihrem Gatten die Ersparnisse vom Haushaltsgeld als Weihnachtsgeschenk überreichen konnte (ein Charakteristikum für das Selbstwertgefühl und die Selbstbestätigung einer tüchtigen Hausfrau). Auch in späteren Jahren zeigte sich bei Wolfrum eine ständige Rechenhaftigkeit – sei es, daß er über die hohen Lebenshaltungskosten in Pest klagte und diese genau auflistete, daß er die Kleidungsausgaben für eine Audienz bedauerte oder sich aus Kostengründen Birnen von Aussig nach Wien schicken ließ. Die prächtige Villa Wolfrum auf den Hügeln oberhalb von Aussig war erst das Werk seiner Söhne.

Doch mit dem Übergang zum Hochkapitalismus erwies sich Wolfrums konventionelle Geschäftsführung auf die Dauer als unhaltbar. Seinem Grundsatz entsprechend, „die Söhne so bald als möglich zur Selbständigkeit heranzuziehen“, hatte er mit der Übernahme politischer Funktionen auch seine beiden Ältesten zunehmend in die Leitung der Firma eingebunden. 1867, mit der Übernahme eines Reichsratsmandats, hatte sich Carl (geb. 1842) bereits „gut eingearbeitet“ und Otto (geb. 1844) „ebenso gut in Wien im Geschäft eingerichtet“; 1869 wurden sie Teilhaber.<sup>25</sup> Die jüngere Generation war es auch, welche zu Reformen drängte. Das Unternehmen sah sich durch die Folgen des Börsenkrachs sowie durch den Wandel des Modegeschmacks vor die Notwendigkeit einer grundlegenden Neuorientierung gestellt, welche nicht ohne familiäre Auseinandersetzungen ablief: Wolfrum „hatte sich in den früheren guten Jahren in den Gedanken hineingelegt, daß er ein gesichertes Geschäft seinen Söhnen hinterlassen werde, so daß er es gar nicht fassen konnte, als das Geschäft in dieser Betriebsweise lebensunfähig wurde.“<sup>26</sup> Es ist charakteristisch für bürgerlichen Takt und Prestige, daß diese zweifellos schwierige und konfliktgeladene Zeit in den „Erinnerungen“ nicht ausführlicher dargestellt wurde. Erst 1876 ließ sich Wolfrum zum Rückzug bewegen, kam jedoch bei der Regelung der finanziellen Modalitäten seinen beiden Söhnen überaus entgegen. Diese setzten im folgenden Jahrzehnt die notwendigen Modernisierungsschritte, wie etwa die Umstellung auf Reinwollwaren, Mechanisierung der Weberei, Auslagerung der Färberei und Appretur sowie schließlich den Neubau der Fabrik, wobei das Bankgeschäft ihres Bruders

Ludwig (geb. 1848) einen zusätzlichen Rückhalt bot. Wolfrum aber verfolgte weiterhin aufmerksam die Entwicklung der Firma<sup>27</sup> und legte sie seinen Erben auch in seinem Testament nochmals ausdrücklich ans Herz: „Das Geschäft, welches ich unter größten Mühen und Sorgen im fremden Lande errichtet habe, ist die Quelle meines Wohlstandes und hat mich unter Gottes Beistand in die Verfassung gesetzt, Euch alle so zu erziehen und auszustatten, daß Ihr die Achtung der Welt beanspruchen könnt. Ehrt daher alle dieses Geschäft.“<sup>28</sup>

## Politische Einstellung und politisches Wirken

Wolfrums politische Haltung formte sich während seiner Wanderjahre durch die Schweiz und Südwestdeutschland aus einem Gemisch von bürgerlich-frühliberalem und demokratischem Gedankengut, welches eine eindeutig antiabsolutistische und antiständische Ausrichtung aufwies: „Revolution war die Losung, was nachher kommen sollte, war ziemlich dunkel“, relativierte Wolfrum später die substantielle Dichte des Engagements der jungen Handwerker.<sup>29</sup> Der regelmäßige Kontakt mit deutschen Flüchtlingen in Frankreich sowie die Begegnung mit Leitfiguren der republikanischen Bewegung schärfte sein politisches Bewußtsein und konkretisierte die Freiheitssträume: mit der Forderung nach Öffentlichkeit und Transparenz im Staat, nach deutscher Einheit, nach der Gewährung von Presse- und Versammlungsfreiheit sowie der Einrichtung von Schwurgerichten und Nationalgarden. Die Verhöre und die kurze Haft nach der Rückkehr in seine Heimatstadt Hof im April 1836 machten Wolfrum in den Augen der Stadtjugend zum „Märtyrer für die Freiheit“.<sup>30</sup>

Sein politisches Interesse sollte auch nach seiner Etablierung im sächsischen Meerane, wo ein offenes Klima herrschte und Wolfrum sogar zum Stadtverordneten gewählt wurde, nicht erlahmen. Vor allem während der Leipziger Messen machte er die Bekanntschaft mit liberal gesinnten Unternehmern sowie mit dem späteren Revolutionär Robert Blum, der damals als Regisseur am Stadttheater Leipzig tätig war.

In Aussig informierte sich Wolfrum zwar durch den „Grenzboten“ und die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ über politische Fragen, hielt sich jedoch aus allen öffentlichen Diskussionen sowie aus dem Revolutionstaumel von 1848 heraus: „Jede Aufforderung zur Teilnahme an Versammlungen etc. lehnte ich mit der Begründung ab, daß ich kein Staatsbürger sei und mich in österreichische politische Verhältnisse nicht zu mischen habe. In meinem Innern aber traute ich dieser Freiheitsbegeisterung sehr wenig zu ...“. Obwohl er der Beschreibung der Revolutionsjahre in seinen Lebenserinnerungen breiten Raum widmete, bemerkte er fast entschuldigend, daß für ihn als jungen, zugewanderten Unternehmer damals der berufliche Erfolg gegenüber politischem Engagement und nationalen Auseinandersetzungen eindeutig Vorrang besaß: „Ich hatte immer mein Geschäft im Kopfe und war ängstlich

bemüht, dasselbe nicht zu vernachlässigen, dabei verfolgte ich aber mit regem Interesse alle politischen Vorgänge.“<sup>31</sup>

Obwohl Wolfrum (aus durchaus opportunistischen Rücksichten)<sup>32</sup> erst 1855 die österreichische Staatsbürgerschaft annahm, entwickelte er eine politische Einstellung, wie sie in breiten Kreisen des national-bewußten deutschen Bürgertums der Monarchie anzutreffen war.<sup>33</sup> Sie beruhte auf einem ausgeprägten Österreich-Patriotismus mit einer stark zentralistischen Ausrichtung, der Ablehnung größerer Zugeständnisse an Ungarn und einer Betonung der Führungsrolle der Deutschen. Eng verbunden damit war ein Zugehörigkeitsgefühl zu „Deutschland“, welches bei Wolfrum 1859 in der Teilnahme an der Schillerfeier in Aussig,<sup>34</sup> in der Befriedigung über die Bildung des deutschen Reiches („Die Hoffnungen und Träume seiner Jugend gingen in Erfüllung“)<sup>35</sup> sowie in der Achtung gegenüber Bismarck („der ... mir als der personifizierte Menschenverstand vorkommt“)<sup>36</sup> zum Ausdruck kam. Trotzdem aber blieb er, schon 1848 Befürworter einer kleindeutschen Lösung, zeitlebens ein Gegner preußisch-deutscher Hegemoniebestrebungen und ein Verfechter der Großmachtstellung eines starken und einigen Österreich. Die deutschnationale Wende der Liberalen bedeutete daher auch das Ende seiner politischen Karriere.

Wolfrums liberale Überzeugung begnügte sich nicht mit dem Ausbau und der Erhaltung freiheitlicher Institutionen und mit maßvoller Modernisierung, sondern verfolgte auch das Ziel der wirtschaftlichen Selbstentfaltung und das Ideal individueller Freiheitsrechte. Diese Grundsätze sollten seine politische Tätigkeit auf allen Ebenen bestimmen.

### **Stadtpolitiker in Aussig**

Wolfrum war, nachdem er die Wahl zum Bürgermeister abgelehnt hatte, zwischen 1859 und 1883 Mitglied des Stadtrates und stellvertretender Bürgermeister von Aussig (wobei er im sehr ausführlich beschriebenen Kriegsjahr 1866 de facto die Führung der Amtsgeschäfte übernahm).<sup>37</sup> Er engagierte sich jedoch bereits vor seinem formellen Amtsantritt bei einigen kommunalen Vorhaben. Seine lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen vermitteln den Eindruck, daß er allmählich begann, die Leitlinien der Stadtpolitik vorzugeben: „Meine Kollegen im Stadtrate gingen bereitwillig auf meine Anregungen ein und der Gemeindeausschuß unterstützte uns“, erinnerte er sich an die frühen 1860er Jahre.<sup>38</sup> Als Wolfrum sein Amt antrat, waren die „städtischen Angelegenheiten in üblem Zustande“, „der Schlendrian in voller Blüte“. Sein Konzept beruhte auf der Sanierung des Gemeindehaushalts durch volle Ausschöpfung aller kommunalen Einkünfte (wie progressive Erhöhung des Schulgeldes, Erhöhung von Bierkreuzer und Lagergeld für Schiffer), auf einer vorsichtigen, aber zielstrebigem Modernisierung der städtischen Infrastruktur (Neuanlage von Straßen, Pflasterung, Kanalisation, Beleuchtung etc.) ohne Überziehung des Budgetrahmens sowie auf einer schrittweisen Gewinnung der „alten“ Eliten für dieses Programm. Das selbstgesteckte Ziel, Reichenberg den

Rang abzulaufen und nach Prag die bedeutendste Stadt Böhmens zu werden, konnte man allerdings, trotz gegenteiliger Selbsteinschätzung, nicht erreichen.

Ein wichtiges Forum der informellen politischen Meinungsbildung bildeten die „Abendgesellschaften“ der „Neubürger“, aus denen 1856 der Geselligkeitsverein „Ressource“ entstand. Anfangs ließ sich Wolfrum offenbar nur widerstrebend zur Mitarbeit an kommunalen Projekten bewegen. Als Anfang der 1850er Jahre der Neubau des Krankenhauses aus finanziellen Gründen zu stocken begann, war er „ungehalten“, daß man ihn „als Nichtstaatsbürger gleichsam preßte“, dem Baukomitee beizutreten. Als jedoch die Meinung laut wurde, „ohne (ihn) würde nichts erzielt werden“, machte er sich mit großem Elan an die Arbeit, entwickelte ein Finanzierungskonzept, leistete Beiträge, gewann Sympathisanten, entwarf die Statuten und – war verstimmt, als seine Pläne nicht bis ins kleinste Detail verwirklicht wurden.<sup>39</sup>

Doch wenig später setzte Wolfrum schon eigenständige Initiativen. Mit großem taktischen Geschick gewann er mit Zustimmung einiger Stadträte während der abendlichen Gesprächsrunden die Vertreter der chemischen Fabrik für die Gasversorgung und für die Herstellung einer Gasbeleuchtung in Aussig, nach Prag der ersten in einer Stadt Böhmens: als 1858 „die Stadtlampen [vereinzelte auch die ganze Nacht hindurch] zum ersten Mal brannten, war freudiges Menschengewühl auf den Straßen“.<sup>40</sup>

Der liberalen individualistischen Bildungseuphorie entsprechend widmete Wolfrum dem Schulwesen seine besondere Aufmerksamkeit. Schon 1859 setzte er im Hinblick auf das zunehmende Bevölkerungswachstum die Einrichtung von drei neuen Volksschulklassen durch. Doch die Stadt verfügte über kein Gymnasium, sodaß sich die Jugendlichen „eine nur einigermaßen bessere Bildung nicht anzueignen vermochten“. Daher bewog Wolfrum, der stets für die Ausdehnung der Schulpflicht bis zum 14. Lebensjahr eintrat,<sup>41</sup> den Stadtrat zur Errichtung einer zweiklassigen „Gewerbeschule“ für Knaben im Alter von 12-14 Jahren. Schulrat Pater Maresch, „obgleich katholischer Priester“, unterstützte dieses Vorhaben „wohlwollend“.<sup>42</sup>

Diese Bemerkung gibt einen Hinweis auf die Schwierigkeiten, mit denen sich die „Neuerer“ bei der Verwirklichung ihrer Pläne konfrontiert sahen. Wolfrum klagte mehrfach über seine „Plage“ mit den „städtischen Bezirksbergern“ – ein gängiger Begriff, welchen die langgedienten politischen Mandatäre und „parlamentarischen Veteranen“ der Verfassungspartei zur Charakteristik einer beschränkten lokalen Atmosphäre verwendeten.<sup>43</sup> Den Anlaß dafür gaben nicht so sehr konfessionelle Unterschiede als vielmehr der Verlust alter Gewißheiten, das erschreckende Tempo von Modernisierung und Fortschritt sowie daraus resultierende Umweltbelastungen. Große Spannungen resultierten auch aus der wachsenden sozialen Polarisierung, welche sich durch die in den Wählerlisten faßbare Vermögenskonzentration in den Händen einer schmalen Oberschicht belegen läßt, sowie aus der Einbuße angestammter Machtpositionen. Denn die neuen Aufsteiger wußten ihre ökonomische Macht auch auf politischer Ebene sowie durch die Mitglied-



schaft in einflußreichen Vereinen abzusichern. Erste Erfolge brachten die Wahlen im Jahr 1864, als der Versuch zur proportionalen Rekrutierung der Gemeinderäte aus den jeweiligen Wahlkörpern – und damit eine größere soziale Streuung – scheiterte und sich das System einer übergreifenden Nominierung der „besten und fähigsten“ Männer durchsetzte: „Ich verfocht das größere Interesse der Bürger, meine Kandidatenliste ging auch durch“, konnte Wolfrum zufrieden anmerken.<sup>44</sup>

Während der Kohlenhändler und Hausbesitzer Anton Rösler seine Position als Bürgermeister (1861-1866) und ein Stadtrat seine Funktion beim ersten Projekt einer Sparkassengründung für eigene finanzielle Interessen zu nützen versuchten,<sup>45</sup> hielt sich Wolfrum stets an seine persönlichen Unvereinbarkeitsvorstellungen. Er lehnte daher einen Eintritt in den Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft „Österreichischer Verein für chemische und metallurgische Produktion“ ebenso ab wie in den Vorstand der 1867 geschaffenen städtischen Sparkasse: „Ich hatte dabei gewisse Persönlichkeiten, die in den Wirtshäusern damals immer den Ton angaben, im Auge. Aber gerade diese Persönlichkeiten machten nie eine Hetze gegen mich, ein Jahrzehnt später waren aber ganz andere Menschen die Hetzer, und richtig brachten sie mich auch mit der Sparkasse, Anlage der Gelder in Verbindung ...“.<sup>46</sup>

Hinter der ersten offenen Kritik an der Person Wolfrums waren zwei Faktoren gestanden: Erstens die geringe Rotation innerhalb der Gemeindevertretung, welche Wolfrum häufig beklagte (ohne freilich daraus persönliche Konsequenzen zu ziehen),<sup>47</sup> und zweitens die Furcht des Gewerbes vor der Übermacht der Industrie; sie sollte 1873 in der Gründung des Aussiger Gewerbevereins sowie beim Landtagswahlkampf zum Ausdruck kommen. Doch bei den Gemeinderatswahlen von 1874 und 1877 behielten die Altliberalen, bei denen Wolfrum sogar aus der Ferne über seinen Sohn die Kandidatenauswahl zu steuern versuchte,<sup>48</sup> in Aussig das Heft fest in der Hand. Die neu zugewanderten Bildungsbürger vermochten sich noch nicht durchzusetzen, obwohl die kommunalen Investitionen ungeachtet der raschen Expansion der Stadt auf das Notwendigste beschränkt blieben und man nur wenige Großvorhaben verwirklichte (Schulgebäude 1876, Schlachthaus 1881, Verbesserung der Wasserversorgung 1882). Auch Wolfrum war ein entschiedener Vertreter eines solchen Sparkurses, der eine Inanspruchnahme des Kapitalmarktes ablehnte.<sup>49</sup> Mitentscheidend für den Erfolg des „alten Stamms“ war der Umstand, daß in den letzten drei Jahrzehnten die altstädtischen Bürger und die zugezogenen (industriellen) Neuerer zu einer einheitlichen Honoratiorenschicht verschmolzen waren.<sup>50</sup>

Dennoch sah sich Carl Wolfrum nun verstärkten Angriffen ausgesetzt. In den späten siebziger Jahren mehrten sich die Verdächtigungen wegen Verfolgung persönlicher Interessen, so etwa in Zusammenhang mit dem projektierten Bahnbau Aussig-Liebenau, mit dem Brückenbauvorhaben in Aussig oder mit der Erschließung neuer Quellen zur Wasserversorgung der Stadt.<sup>51</sup> Fragen der Gemeinde-, Landes- und Reichspolitik gingen dabei eine enge Ver-

bindung ein. Die zunehmend „deutschümelnde“ kommunale Öffentlichkeit sowie persönliche Verstimmungen veranlaßten Wolfrum 1883 zum Austritt aus dem Stadtrat und zur Einstellung seiner Mitarbeit im Gemeindeausschuß, dem er formal noch bis zum Frühjahr 1886 angehörte.<sup>52</sup> Sein Rücktritt signalisierte einen Generationswechsel an der Spitze der Gemeindeverwaltung, welcher zum Ausscheiden aller langgedienten Stadträte führte, die um 1860 ihr Amt angetreten hatten. Damit war eine Phase politischer Labilität mit rasch wechselnden Funktionsträgern eingeleitet, welche erst Mitte der 1890er Jahre wieder in stabilere Verhältnisse münden sollte.<sup>53</sup>

### **Abgeordneter im böhmischen Landtag**

Seine ersten politischen Erfahrungen sammelte Wolfrum 1859 bei den vierwöchigen Beratungen über die Reform der Gemeindeordnung in der Statthaltereirei in Prag. Hier saß der Fabrikant aus der Provinzstadt den profiliertesten Vertretern des böhmischen Hochadels – den Fürsten Carlos Auersperg und Karl Schwarzenberg, den Grafen Albert Nostitz und Heinrich Clam-Martinitz – als harter Verhandlungspartner gegenüber, der seine anfängliche Scheu bald ablegte.<sup>54</sup>

Die Übertragung dieser ehrenhaften Aufgabe führte wohl auch dazu, daß Wolfrum rund 1 1/2 Jahre später im Wahlbezirk Teplitz-Aussig als Gegenkandidat des Vertreters von Teplitz durch die Stadt Aussig zur Wahl für den böhmischen Landtag nominiert wurde. Die knappe Frist gestattete keine Wahlkämpfe und ermöglichte der Wählerschaft daher auch keine nähere politische Orientierung. In einer kurzen programmatischen Rede präsentierte sich Wolfrum auf der Wählerversammlung als klassischer Repräsentant des liberalen Wirtschaftsbürgertums, welcher mit aller Entschiedenheit für Fortschritt, Emanzipation der Schule und Zentralisierung eintrat. Aufgrund der großen Rivalität zwischen den beiden Städten<sup>55</sup> gelang es ihm zwar nicht, einen Teil der Teplitzer Wähler für sich zu gewinnen, doch sicherten ihm seine zahlreich erschienenen Aussiger Anhänger einen klaren Sieg. Damit mußte Wolfrum die parallel vollzogene Wahl zum Abgeordneten durch die Handelskammer Reichenberg ablehnen.

Wolfrums Autobiographie und Briefe enthalten nur relativ wenige Hinweise auf seine politische Arbeit im böhmischen Landtag. Ausführlichere Berichte finden sich nur über die ersten Jahre seiner Tätigkeit: Über sein Scheitern bei der Entsendung in der Reichsrat 1861, das er auf konfessionelle Gegensätze zurückführte;<sup>56</sup> über seine Ablehnung der von den konservativen Abgeordneten ventilerten Krönung Kaiser Franz Josephs zum König von Böhmen;<sup>57</sup> über seine erste Rede mit einer Kritik an der geplanten Landes-Hypothekbank im Februar 1863;<sup>58</sup> über die Mitwirkung in der Kommission zur Ausarbeitung der neuen Gemeindeordnung und seine große Arbeitsbelastung („es ist eine wahre Holzhackerarbeit“).<sup>59</sup> Die vieldiskutierten staatsrechtlichen Fragen sowie die langsam entstehenden nationalen Konflikte im böhmischen Landtag<sup>60</sup> thematisierte Wolfrum dagegen nur selten.

Bei seinem ersten Schritten auf dem politischen Parkett schloß er sich Eduard Herbst, dem geistigen Führer der Liberalen, an; sachliche Meinungsverschiedenheiten ließen Wolfrum in den späteren Jahren (ab 1867) wieder etwas auf Distanz gehen („mit war er zu nörgelich und autonomistisch“).<sup>61</sup> Im Verlauf seiner Tätigkeit eignete sich Wolfrum einen breiten Erfahrungsschatz an. Dies zeigt die thematische Vielfalt seiner Reden, welche über Armen- und Heimatgesetz, Probleme der Krankenanstalten, Schulwesen, Gerichtsorganisation, die Errichtung eines Landesmuseums und Adreßdebatten bis zu seiner eigentlichen Domäne, Wirtschafts- und Finanzfragen, reichte.<sup>62</sup> Das Wirken in der Budgetkommission sowie als langjähriger Budgetberichterstatter (von 1868 bis 1883) bildeten seine wichtigsten Aktivitäten im böhmischen Landtag. In seinen mündlichen Stellungnahmen und in seinen brieflichen Äußerungen erwies sich Wolfrum als pragmatischer Politiker ohne ausgefeiltes ideologisches Konzept und ohne große Visionen. Er war ein überzeugter Zentralist, der allen Autonomiewünschen der Tschechen ablehnend gegenüberstand,<sup>63</sup> sowie verschiedener Gegner der Wahrung traditioneller adeliger Vorrechte, wie sich etwa bei den Debatten um das Jagdgesetz von 1868 zeigte.<sup>64</sup>

Wolfrums Wahlen in den Landtag vollzogen sich anfangs ziemlich reibungslos. Mit der zunehmenden Artikulation kleingewerblicher Interessen änderte sich die Szene. Bei den Landtagswahlen von 1873 trat ein Aussiger Kaufmann als Gegenkandidat Wolfrums auf. Im Verlauf der Agitation wurde dem „reichen Fabrikanten“ plakativ der „einfache Bürger“ gegenübergestellt, der sich auch für die Interessen des „kleinen Mannes“ einzusetzen versprach – ein Argument, das Wolfrum mit dem Hinweis auf seine soziale Herkunft und mit der provokanten Frage „Oder hat Jemand von Ihnen Dünger aufgeladen?“ noch zu entkräften vermochte, wie sein klarer Sieg zeigte.<sup>65</sup> Doch in der Folge mehrten sich, wie bereits erwähnt, persönliche Angriffe, welche aufgrund der Dichte des kleinstädtischen Lebens keinen Einzelfall darstellten.<sup>66</sup> Da man die Mandatare oft als Bindeglieder zur Welt der maßgeblichen Entscheidungsinstanzen betrachtete, erhoben sich auch Vorwürfe wegen unzureichender Vertretung der deutschen Anliegen in Nordböhmen. Hinter diesen Anschuldigungen, welche vor allem das Klima der Landtags- und Reichsratswahlkämpfe bestimmten, stand die Auseinandersetzung zwischen „Alten“ und Jungen“ in der Verfassungspartei, welche auf der Versammlung in Teplitz am 16. Mai 1873 offen zu Tage getreten war.<sup>67</sup> Die Agitation national bewegten „Jungen“ („es ist wirklich eine Schmach, eine solche Stadt in den Händen solcher Personen zu sehen“) bewog Wolfrum sogar zum Projekt der Gründung einer unabhängigen Zeitung.<sup>68</sup> Bis 1878 gelang es der „Opposition“, wie es Wolfrums Söhne formulierten (er selbst berührte in seinen Briefen diese Niederlage nicht), die Stellung des langjährigen Abgeordneten zu untergraben und einen „bisherigen Parteigenossen“, den Teplitzter Ingenieur Adolf Siegmund, an seine Stelle zu setzen. Daraufhin bot die Handelskammer Reichenberg Wolfrum umgehend das Mandat für den böhmischen Landtag an, was der Unternehmer auch akzeptierte.<sup>69</sup>

## Mandatar im Abgeordnetenhaus des Reichsrates

Bei den ersten Reichsratswahlen sollte der Ton der Auseinandersetzungen noch an Schärfe zunehmen. Wolfrum gehörte diesem Gremium als Delegierter des böhmischen Landtags seit 1867 an. Der „ehemalige Färbergeselle“ mit seinem „hellen Verstand“ mag zwar nicht, wie es später der Nachruf in der „Neuen Freien Presse“<sup>70</sup> panegyrisch betonte, gemeinsam mit Beust die Fundamente für die finanziellen Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn gelegt haben. Wolfrum erwies sich jedenfalls in den höchst komplizierten Fragen der gemeinsamen wirtschaftspolitischen Angelegenheiten beider Reichshälften sowie beim Abschluß eines Zoll- und Handelsbündnisses<sup>71</sup> als hartnäckiger Verfechter der Anliegen Österreichs, indem er den Anteil Ungarns an der Kostendeckung des gemeinsamen Haushaltes möglichst hochzuschrauben und günstige Rahmenbedingungen für die Entwicklung der zisleithanischen Industrie zu schaffen trachtete.<sup>72</sup> Dabei machte er freilich kein Hehl daraus, daß der Ausgleich seiner persönlichen politischen Überzeugung widersprach und er das Gesetzeswerk nur aus realpolitischen Gründen akzeptierte.<sup>73</sup> Als Mitglied der Budgetkommission in der ersten Delegation, der „Legislative“ für gemeinsame Angelegenheiten, vertrat auch er den allgemeinen Einsparungskurs, sprach sich aber vielfach für die Erhaltung gemeinsamer, zentraler Einrichtungen aus.

Es ist weiters bemerkenswert, daß Wolfrum als Neuling im Abgeordnetenhaus gleich in den Verfassungsausschuß gewählt wurde, wo er zwar nicht als federführender Experte, jedoch als engagiertes und nicht selten unbequemes Mitglied wirkte, das hartnäckig seiner Überzeugung Ausdruck verlieh.<sup>74</sup> So wandte er sich nachdrücklich gegen eine stärkere Ausweitung der Länderkompetenzen („Über die Preisgebung der Schule und Gemeinden wäre ich furchtbar aufgebracht ...“) und versuchte den Einheitsstaat nach Möglichkeit zu bewahren: „... es ist wirklich noch ein Glück zu nennen, daß damals dem Föderalismus von uns nicht Tür und Tor geöffnet wurde.“<sup>75</sup> Dabei rückte Wolfrum auch mittelfristig von seinem bisherigen Vorbild Eduard Herbst ab. In die Finanzkommission wurde er aufgrund innerparteilicher Differenzen – Wolfrum war für die Ausweitung staatlicher Kontrollrechte durch Einschränkung des Briefgeheimnisses eingetreten<sup>76</sup> – erst im Jahr 1868 gewählt; hier entwickelte er sich rasch zu einem anerkannten Experten für Steuerfragen.

Doch der Richtungsstreit innerhalb der Verfassungspartei sollte bald nicht nur deren politische Handlungsfähigkeit beeinträchtigen, sondern auch Wolfrums politisches Wirken im Abgeordnetenhaus in Frage stellen. Der liberale Unternehmer konnte sich für einen demonstrativen deutschen Sprach- und Kulturnationalismus nie erwärmen und klagte heftig über die „Anmaßung“ und „Maßlosigkeit“ der „Krakehler“ in seiner Partei.<sup>77</sup> Bei den ersten direkten Wahlen zum Reichsrat (1873), welche Wolfrum in den Jahren zuvor nachdrücklich gefordert hatte,<sup>78</sup> nannte ihn ein Zeitungsartikel eine „nicht besonders ehrwürdige Ruine aus den Kinderjahren des österreichischen Parla-

mentarismus“, verwies auf die „vollständige Bedeutungslosigkeit dieser Persönlichkeit“ und bezeichnete seine Nominierung als Kandidat des Städtewahlbezirks Teplitz-Aussig als ein „unverzeihliches Versehen“. <sup>79</sup> Dennoch konnte Wolfrum seinen Gegenkandidaten Dr. Karl Pickert, einen profilierten Führer der national-deutsch orientierten „Jungen“, klar distanzieren.

In der folgenden (achten) Reichsratsperiode beschäftigte er sich als Mitglied des Finanzausschusses sowie in seinen Reden vor dem Plenum vor allem mit steuer- und handelsrechtlichen Problemen (besonders Aktiengesetz, Branntweinsteuer, Zölle).<sup>80</sup> Dabei fielen Wolfrum oft recht undankbare Aufgaben zu: so etwa 1873 die Berichterstattung über das unter Eindruck des Börsenkrachs emotional debattierte Vorschußkassengesetz mit seinem hohen Anleihevolumen von 80 Mill. Gulden.<sup>81</sup> Auch an volkswirtschaftlichen Fragen beteiligte er sich rege. So war er z.B. 1876 Berichterstatte über den umstrittenen und zur Kabinettsfrage erhobenen Handelsvertrag mit Rumänien, der diesem bedeutenden Exportland ohne Involvierung des Osmanischen Reiches gewisse Meistbegünstigungsrechte einräumte, aber auch wichtige außenpolitische und völkerrechtliche Implikationen aufwies. Im folgenden Jahr wurde auch die Verlängerung des Handelsvertrags mit Großbritannien nach dem Referat Wolfrums genehmigt.<sup>82</sup> Mit großem Bedauern mußte er das Scheitern des Kabinetts Auersperg bei der Reform der Personaleinkommensteuer im Jahr 1878 zur Kenntnis nehmen, für die sich Wolfrum auch publizistisch rege eingesetzt hatte. Freilich geriet er mit seinem Konzept, das keine gesonderten Zuschläge der autonomen Behörden vorsah, in Gegensatz zu einem Teil seiner Wählerschaft.<sup>83</sup> 1878 und 1879 fungierte er in der schwierigen Rolle des Generalberichterstatters über das Budget, wobei die schweren Belastungen der Steuerpflichtigen durch Krieg und Okkupation mit Hinweisen auf die hohe Staatsschuld und die Investitionspolitik der Regierung zu erklären versuchte. <sup>84</sup>

Für Carl Wolfrum bedeutete das politische Engagement besonders im fortgeschrittenen Alter eine schwere physische Belastung: „Es ist wirklich wahr, es muß ein jeder die Politik satt bekommen. Gestern war ich mit Ausnahme von 2 Stunden von 10 Uhr früh bis 10 Uhr Abends im Abgeordnetenhaus“, berichtete er Anfang 1876 seiner Frau.<sup>85</sup> Dazu kam noch der psychische Druck über den inneren Zerfall des liberalen Lagers, den Wolfrum mit ohnmächtigem Zorn registrierte: „Der Parlamentarismus, das heißt Debattieren und Intrigieren ist ihnen der Zweck und nicht des Staates und des Volkes Beste“, klagte er Ende 1878 seiner Frau.<sup>86</sup> Nach der Demission der Regierung Auersperg überlegte er daher lange, ob er neuerlich eine Kandidatur anstreben sollte. Loyalität gegenüber seinen Gesinnungsgenossen sowie Freude an der politischen Arbeit bewogen ihn, sich nicht von der Handelskammer Reichenberg für ein „sicheres“ Mandat nominieren zu lassen, sondern sich trotz seiner schlechten Erfahrungen auf Aufforderung eines Wahlkomitees neuerlich im Städtewahlbezirk Teplitz-Aussig-Dux-Karbitz als Kandidat zur Verfügung zu stellen. Seinen klein- bzw. mittelstädtischen Wählern präsentierte sich

Wolfrum gewissermaßen als Dolmetscher aktueller welt- und innenpolitischer Probleme, indem er etwa seine prinzipielle Ablehnung des Berliner Friedens und der Okkupation Bosniens mit geschickten Hinweisen auf die Schlagkraft der Armee und die territoriale Integrität Österreich-Ungarns kompensierte (und damit seine Zustimmung zum Budget begründete), sich aus finanziellen Rücksichten aber gleichzeitig von weiteren Militäraktionen distanzierte. Mit der Forderung nach einem schrittweisen Abbau des Haushaltsdefizits „im Interesse der Sicherheit unseres Privateigentums“ ging er gezielt auf offensichtliche Anliegen seiner bürgerlichen Wählerschaft ein. Auch bei den folgenden Anfragen, deren inhaltliche Palette von Fragen der Gewerbepolitik bis hin zu städtesspezifischen Wünschen (Öffentlichkeitsrecht für das Gymnasium in Teplitz) reichte, erwies sich Wolfrum als routinierter und auch erstaunlich offener Diskutant.<sup>87</sup> Seine politischen Vorstellungen deckten sich mit dem Wahlprogramm des deutsch-böhmischen Zentralwahlkomitees der Liberalen, welches die Grundlage für das Konzept des liberalen „Komitees der Hundertzwölf“ bilden sollte.<sup>88</sup>

Mit der Bildung des „Eisernen Rings“ unter Ministerpräsident Taaffe war die Macht der Liberalen, die durch weitere innere Flügelkämpfe und Sonderinteressen geschwächt wurden, gebrochen.<sup>89</sup> Wolfrum klagte zunehmend über Verdruß und Langeweile: „In der Politik und im öffentlichen Leben ist mir alles Wurst ...“. <sup>90</sup> In innerparteilichen Fragen bedauerte er vor allem die internen Konflikte und den Streit um Funktionen; vom Linzer Parteitag dagegen berichtete er nur in aller Kürze. <sup>91</sup> In politischen Angelegenheiten engagierte er sich nur noch bei Maßnahmen, welche sich gegen die Rechte der Deutschen und gegen die Prinzipien von Alt-Liberalismus und Zentralismus richteten. So war es Wolfrum, der 1880 die Interpellation der Linken gegen die Stremayrsche Sprachenverordnung überreichte <sup>92</sup> und der (auch als Protestant) eine Ausdehnung des Einflusses der katholischen Kirche (etwa in Zusammenhang mit den Schulgesetzen von 1883) ablehnte. <sup>93</sup> Vor dem Plenum ergriff er nur mehr selten das Wort: So etwa in Steuer- und Budgetfragen sowie als Generalredner der Minorität gegen das Wehrgesetz von 1879 (wobei er u.a. für Abrüstung und Senkung der Heeresauslagen plädierte) und gegen die zweite Gewerbegesetznovelle von 1884 (wobei er in recht anachronistischer Form seine persönlichen Lebenserfahrungen zur Legitimation der Interessen der Industrie heranzog und zur Entwicklung wirklichkeitsfremder Klischeebilder neigte).<sup>94</sup>

Trotz seiner langjährigen politischen Erfahrung war Wolfrum nach eigener Einschätzung kein großer Redner. Daher versuchte er eher in persönlichen Unterredungen Überzeugungsarbeit zu leisten („Im Gespräch mit Freunden und Bekannten sprach ich aber unumwunden meine Meinung aus, habe aber nie das Talent gehabt, im Corridor jemand zu meiner Meinung zu überreden...“).<sup>95</sup> Seine Hemmungen bei Auftritten vor einem großen Forum konnten er zeitlebens nicht ablegen („bemerken muß ich, daß ich vor allem Redehalten eine große Scheu hatte, nur wenn ich es für dringend geboten erachte

te, sprach ich im Hause und selbst in den Kommissionen ... ungerne“), obwohl er im Abgeordnetenhaus oft großen Anklang fand. Eine seiner (unfreiwilligen?) Stilblüten – „Ich bin nicht Jurist genug, um hierin etwas unklar zu finden“ – wurde in Politikerkreisen zum geflügelten Wort.<sup>96</sup>

Sein Rücktritt im April 1885 rief bei Freunden und Sympathisanten große Bestürzung hervor. Sein langjähriger Weggefährte Dr. Franz Schmejkal, Obmann des Clubs der deutschen Landtagsabgeordneten in Böhmen, beklagte die „elementare Gewalt“ der „öffentlichen Bewegung“, die Handelskammer Reichenberg bedauerte den „Mangel an wahrer politischer Tugend“ und die „Elbezeitung“ äußerte „Abscheu und Ekel vor dem widerwärtigen Treiben“ im politischen Leben. Trotz mehrfacher Versuche ließ sich Wolfrum nicht mehr für eine weitere Kandidatur oder für die Übernahme eines öffentlichen Amtes gewinnen.<sup>97</sup>

### **Soziale Milieus zwischen Provinzstadt und Residenz**

In Wolfrums klassischem „Lebenslauf in aufsteigender Linie“ begegnet man einigen Schlüsselbegriffen bürgerlicher Wertvorstellungen und Lebensformen. Die Achtung von Eltern und Verwandten, der Glaube an individuelle Leistungsfähigkeit und der Einsatz für das Gemeinwohl stellten solche konstitutiven Elemente von Wolfrums Lebensbilanz dar. Auch eine autodidakt erworbene Bildung nahm dabei großen Stellenwert ein. Schon in den Jugendjahren wurde ungeachtet der harten Lehrzeit Schiller gelesen und Chemie studiert, auf seiner Wanderschaft vergaß er nie den Besuch der wichtigsten Sehenswürdigkeiten, Galerien und Museen, vor seiner Reise nach Frankreich erlernte er die Grundlagen des Französischen, in Paris selbst begeisterte er sich für Rousseau und Montesquieu – Lektüre als eine Beschäftigung, zu der er erst wieder im hohen Alter zurückfinden sollte.<sup>98</sup>

Auf das vornehme und intellektuell lebendige Milieu, mit dem er in Straßburg und Paris in Berührung gekommen war, mußte Wolfrum nach seiner Rückkehr nach Hof freilich verzichten. Seine Reisen verschafften ihm hier jedoch ein gewisses Ansehen und den Aufstieg aus den Kreisen des Handwerks in die Gesellschaft von Kaufleuten und Studenten, wozu auch sein jüngerer Bruder Wilhelm wesentlich beitrug. Auch in Meerane wurde der junge Färbermeister bald in den Kreis der städtischen Honoratioren einbezogen: „Ich hatte immer den Grundsatz, ... mit älteren, zudringlichen Verkehr und Unterhaltung zu suchen, dabei aber vor Zudringlichkeit und lautem Wesen mich fern zu halten.“<sup>99</sup> Dieser karrierebewußten Ernsthaftigkeit waren freilich Grenzen gesetzt. So manche Abendstunde gehörte den Kontakten mit Altersgenossen, kleinen Gesellschaften und der ersten näheren Begegnung mit jungen Mädchen, unter denen sich auch seine spätere Frau befand.

Obwohl sich Wolfrum und seine Gattin in Aussig bald einlebten, Bekanntschaften machten und gesellige Veranstaltungen besuchten, zeigten sich zwi-

schen Alt- und Neubürgern der Stadt namentlich im Vereinswesen bald deutliche Brüche. Während etwa der bis 1490 zurückreichende „Schießstand-Verein“ in engerer Verbindung zur (alt-) städtischen Öffentlichkeit stand, versammelten sich die Zuwanderer, „die aus ihrer früheren Heimat das Bedürfnis nach einem verfeinerten geselligen Leben mitbrachten und nun bestrebt waren, dasselbe auch in ihrer neuen Heimat befriedigen zu können“ im 1856 gegründeten Geselligkeitsverein „Ressource“, dessen „Mittelpunkt“ Wolf- rum war.<sup>100</sup> Dieser Verein bildete freilich auch ein wichtiges Forum kommunalpolitischer Entscheidungen. In der Folgezeit signalisierte Vereinsmitgliedschaft weiterhin elitäres Selbstbewußtsein und Prestige; Wolfrums Sohn Carl gehörte um die Jahrhundertwende nicht weniger als 17 Vereinen an.<sup>101</sup>

Und in der Tat scheint Wolfrum manchmal am engen Horizont der Kleinstadtbürger fast verzweifelt zu sein. Weltläufigkeit war diesen völlig fremd. Als man 1863 zur Groß-deutschen Versammlung nach Frankfurt reiste, gelang es Wolfrum nur mit großer Überredungskunst, seine Reisegefährten zu einer Rheinfahrt bis Köln zu bewegen – in Aussig freilich machten diese „Spießbürger“ aber „groß mit ihrer gewaltigen Reise.“<sup>102</sup>

Wolfrum selbst fiel der Einstieg in ein neues soziales Milieu auch nicht immer leicht. Bei seinen ersten politischen Kontakten mit Vertretern des böhmischen Hochadels hatte er noch mit beträchtlichen Minderwertigkeitsgefühlen zu kämpfen, wie selbst noch seine hölzernen rückblickenden Formulierungen erahnen lassen („... beklemmte mich auch anfangs der gewaltige Standesunterschied zwischen diesen Herren und mir vielfach in der Darlegung meiner Absichten ...“).<sup>103</sup> Doch schon während der ersten Landtagssession von 1863 empfand er das gesellschaftliche Leben in Prag so anregend, daß er sich nur schwer wieder an die kleinstädtischen Verhältnisse in Aussig gewöhnen konnte.<sup>104</sup>

Wie andere Unternehmer pendelte auch Wolfrum gewissermaßen zwischen zwei Welten: Zwischen der Enge der Heimatstadt und der Weite der Metropolen.<sup>105</sup> In Wien verkehrte Wolfrum hauptsächlich im Kreis seiner Parteiliebe. Beliebt waren die abendlichen Fahrten in das bekannte Hietzinger Kasino Dommayer, wo man intensive politische Gespräche pflog. Theater und Oper scheinen ihn weniger angezogen zu haben. Obwohl er an Souten und Ballveranstaltungen nur wenig Vergnügen fand und sich seiner Frau stets als Freund mäßigen Trinkens und langen Schlafes präsentierte, konnte er sich als Reichsratsabgeordneter gewissen gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht entziehen. Einen Höhepunkt stellten freilich die Empfänge am kaiserlichen Hof und die kurzen, förmlichen Gespräche mit dem Kaiser dar, welche Wolfrum seiner Gattin in den Briefen stets genau beschrieb, „da ich weiß, daß Dich dergleichen interessiert.“<sup>106</sup>

Diese Bemerkung ist charakteristisch für die Rollenverteilung im Hause Wolfrum, welche vom Wirken des Mannes bestimmt wurde. Emilie Wolfrum befaßte sich nach den Angaben ihrer Söhne nur äußerst wenig mit Politik. Sie war mit der Führung des Haushaltes für die große Familie voll ausgelastet.



stet und verdoppelte als vorzügliche Köchin ihre Aktivitäten während der Anwesenheit des Gatten, um diesem ein Gefühl der Geborgenheit zu vermitteln. Nur die Erziehung seiner Kinder durch Hauslehrer bzw. Gouvernanten und durch ihre Bindung an das Haus bis zum 12. Lebensjahr organisierte Wolfrum selbst. Seine Frau vermochte die vielzitierte Dichotomie von „Häuslichkeit“ und „Außenwelt“ nur gelegentlich – etwa bei der Einführung ihrer Töchter in das Gesellschaftsleben der Kleinstadt – zu durchbrechen.<sup>107</sup> Carl Wolfrum scheint seine Gattin sehr geliebt zu haben: Der Trennungsschmerz, den er 1843 bei seiner Übersiedlung nach Aussig empfand, kam während längerer Abwesenheiten auch noch Jahrzehnte später zum Ausdruck.<sup>108</sup> Gerade weil ein geregelter „Familienleben“ unter seinen öffentlichen Funktionen litt, wurde es für Wolfrum zu einem emotional dicht besetzten Wert.

\*

Die „Erinnerungen an Carl Wolfrum“, ein Konglomerat aus unmittelbarer und retrospektiver Selbstdarstellung gegenüber der Familie sowie aus Fremdbeschreibung durch Söhne, Bekannte und Presse, wurden gleichermaßen von Intentionen der Vorbildhaftigkeit wie von der Erfüllung gesellschaftlicher Erwartungshaltungen geprägt. Daher blieben auch manche Facetten von Wolfrums Lebenswirklichkeit – seine Enttäuschungen, seine Unbeugsamkeit, seine politischen Fehler, sein Widerstand gegen betriebliche Modernisierung – ausgeblendet oder unterbelichtet, da sie sich nur schwer in das Gesamtbild fügten. Es war dies die in der Frühindustrialisierung keineswegs seltene Karriere eines Self-made-man vom einfachen Gesellen zum Industriellen und Politiker, die von allen Beteiligten gezeichnet wurde. Mit dem Ideal des aufstiegsorientierten, dabei selbstlosen, dem Geist des Liberalismus sowie dem Wohl seiner Mitmenschen und des Staates verpflichteten Bürgers identifizierte sich Wolfrum selbst voll und ganz, wie dies auch die Erziehungsmaximen für seinen Sohn Carl zeigen: Der Erwerb von (nicht näher spezifizierten) Kenntnissen, Fleiß, körperliche Reinlichkeit und moralische Integrität, Verträglichkeit und Rechtschaffenheit schienen ihm die bleibenden Werte in einer Welt von ständiger materieller Bedrohung und Unsicherheit.<sup>109</sup>

Wenn man Wolfrums persönlichen Aufstieg überwiegend seiner individuellen Leistungsfähigkeit zuschrieb, so ist auch der Einfluß durch günstige objektive Faktoren nicht außer Acht zu lassen (die Carl Wolfrum in einer seiner letzten Reden im Reichsrat vage als „Gunst des Schicksals“<sup>110</sup> bezeichnete): Die Sozialisationsleistung des Elternhauses, eine solide (handwerkliche) Qualifikation, das Vorhandensein ökonomischer Chancen für die Existenz eines Betriebs, der Abbau ständisch-rechtlicher Hindernisse, verwandtschaftliche Unterstützung bei der Unternehmensgründung, die Rückgriffsmöglichkeit auf familiäre Unterstützung in der Firmenleitung und damit auch die Chance für Kontinuitätssicherung, die Entlastung von vielen Unannehmlichkeiten des Alltags durch die Familie, ein brach liegendes Modernisierungspotential

in einer Kleinstadt mit günstigen Entwicklungschancen, ein Netzwerk persönlicher Kontaktmöglichkeiten, der Wandel des politischen Systems in Österreich, der Aufstieg des Liberalismus, ein begrenztes Rekrutierungsfeld von Personen mit politischen Handlungskompetenzen. Wolfrum verstand es, diese Möglichkeiten im Rahmen seiner Fähigkeiten zur Verwirklichung seiner Zukunftspläne zu nützen und dabei das Risiko politischer Arbeit auf sich zu nehmen. Mit zunehmendem Alter fiel es ihm freilich immer schwerer, seine persönlichen Lebenserfahrungen nicht als nostalgische Legitimation seines Handelns zu pflegen, sondern sie mit den Anforderungen gewandelter Verhältnisse in Einklang zu bringen.

## ANMERKUNGEN

- 1 Alois Mosser, *Industrielles Unternehmertum*, in: *Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs, I. Teil: Von der Revolution zur Gründerzeit 1848-1880*, Niederösterreichische Landesausstellung Schloß Grafenegg 1984, Bd. 1: Beiträge, Wien 1984, 187-196.
- 2 Alois Mosser, *Unternehmertum und Familie in Österreich. Zur Funktionalität des „patriarchalischen Systems“ in der Industrialisierung*, in: *Unternehmer und Unternehmen. Festschrift für Alois Brusatti*, hg. von der Österreichischen Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, Wien 1989, 69-76.
- 3 Alois Mosser, *Genie und Geschäft*, in: *Magie der Industrie. Leben und Arbeiten im Fabrikszeitalter*, Niederösterreichische Landesausstellung Pottenstein 1989, Wien 1989, 226-237.
- 4 Dazu auch Hannes Stekl-Peter Urbanitsch, *Studi sulla borghesia e sulla storia d'impresa. Presentazione di alcune ricerche*, in: *A che punto e' la storia d'impresa? Una riflessione storiografica e due ricerche sul campo*, hg. v. Luigi Terzi, (Università degli Studi di Trento, Dipartimento di Economia, Discussion Paper 2), Trento 1995, 44-57.
- 5 Eine knappe biographische Skizze bringen Constant v. Wurzbach, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, Bd. 58, Wien 1889, 32-34, sowie Marie Lišková, *Slovník představitelů zemské samosprávy v Čechách v letech 1861-1913* [Handbuch der Vertreter der Landes-Selbstverwaltung in Böhmen 1861-1913], Praha 1994, 360 f.
- 6 Zusammenfassend Josef Ehmer, *Soziale Traditionen in Zeiten des Wandels: Arbeiter und Handwerker im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/Main 1994; ders., *Arbeitswelt im Handwerk*, in: *Arbeit/Mensch/Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft*, OÖ. Landesausstellung Steyr 1987, Beiträge, Linz 1987, 63-72.
- 7 Nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt während der Julifeiern von 1832 und seiner anschließenden Ausweisung ging er nach England, kehrte zwei Jahre später unter falschem Namen schwerkrank aus Brüssel in die Seinestadt zurück und starb hier, als politischer Emigré verfolgt. Die elegische Darstellung bei Wurzbach korrigieren Wolftrums biographische Notizen. Vgl. *Erinnerungen an Carl Wolfrum. Eigene Aufzeichnungen, Briefe, Reden und Zeitungsartikel*. Hg. von seinen Söhnen Carl, Otto, Wilhelm und Ludwig Wolfrum, o.O., o.J. [Leipzig 1893], 62-70 (im folgenden zitiert als „Erinnerungen“; die Rechtschreibung der Zitate wurde den derzeit gültigen Regeln angepaßt).
- 8 Über Michel Chevreul (1786-1889) kurz in *La Grande Encyclopédie* 10, 1168 f.
- 9 *Erinnerungen* I, 71 f.
- 10 Otto Wolfrum, *Die Nachkommen von Carl Georg Wolfrum und seiner Gattin Emilie*, geb. Gräfe, Wien 1966.
- 11 Ausführlich Hans Peter Hye, *Alt- und Neubürger in Aussig (Ústí nad Labem) um die Mitte des 19. Jahrhunderts*, in: *Bürger zwischen Tradition und Modernität*, hg. von Robert Hoffmann und Gunda Barth-Sealmani (Bürgertum in der Habsburgermonarchie VI), Wien-Köln-Weimar 1997.
- 12 *Erinnerungen* I, 202-210; Jiří Klabouch, *Die Gemeindev Selbstverwaltung in Österreich 1848-1918*, Wien 1968, 54 ff.
- 13 Ludwig Láng, *Hundert Jahre Zollpolitik*, Wien 1906, 115 ff.; Herbert Matis, *Leitlinien der österreichischen Wirtschaftspolitik*, in: *Die Habsburgermonarchie 1848-1918*, hg. von Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch, Bd. 1: *Die wirtschaftliche Entwicklung*, hg. von Alois Brusatti, Wien 1973, 38-41.
- 14 *Erinnerungen* I, 228 ff.

- 15 Erinnerungen I, 2.- Das Zitat für den Titel des vorliegenden Artikels ebd., 439.
- 16 Erinnerungen I, 66, 96, 114 ff.
- 17 Ebd., 125 ff.
- 18 Zur Stadtentwicklung vgl. Franz Josef Umlauf, Geschichte der deutschen Stadt Aus-  
sig. Eine zusammenfassende Darstellung von der Stadtgründung bis zur Vertreibung  
der Deutschen, Bayreuth 1961, 271 ff.; Hans Peter Hye, Aussig 1848-1914, in: Stadtbür-  
gerium in der Habsburgermonarchie 1861-1914, hg. von Peter Urbanitsch und Hanne-  
Stekl (in Vorbereitung).
- 19 So im Nachruf in der Neuen Freien Presse, 30. Mai 1888, in: Erinnerungen I, 664.
- 20 Alfred Hanke, Die nationale Bewegung in Aussig von 1848-1914, Amsterdam-Berlin,  
Wien 1943, 28 f.
- 21 Jürgen Kocka, Familie, Unternehmer und Kapitalismus. An Beispielen aus der frühe-  
deutschen Industrialisierung, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 24 (1979), 99,  
135.
- 22 Erinnerungen I, 103 ff., 115 ff.
- 23 Ingo Andrichowicz, Industrielles Unternehmertum in der Habsburgermonarchie, in:  
Arbeit/Mensch/Maschine, 171-177, hier 173.
- 24 Brief an seine Gattin Emilie, Aussig, 9. Juli 1845, in: Erinnerungen I, 396; zum Folgen-  
den ebd., 137 f.
- 25 Erinnerungen I, 312, 294.
- 26 Ebd., 451 ff.
- 27 Brief an seine Gattin Emilie, Wien, 25. März 1879, in: Erinnerungen I, 567.
- 28 Testament vom 21. September 1884, Teilabdruck ebd., 697 f.
- 29 Erinnerungen I, 36 f. Ähnlich 28: „Alles ging auf Revolution hinaus, sonst wußte man  
nicht, was man wollte.“
- 30 Zu dieser Episode ebd., 91 ff., das Zitat 95.
- 31 Ebd., 149-162, die Zitate 150 und 157; zur Distanz von politischen Aktivitäten in den  
Jahren 1849 und 1850 vgl. 175.
- 32 Nach der Ausweisung von Tessinern aus Mailand hegte Wolfrum die Befürchtung, daß  
bei einem Zerwürfnis mit Preußen fremde Staatsangehörige in Österreich ein ähnli-  
ches Schicksal erwarten könne. Genauer in den Erinnerungen I, 186.
- 33 Ernst Bruckmüller, Das neue deutsche Kaiserreich und die nationale Identität der  
Deutsch-Österreicher. Die Attraktivität Deutschlands für Österreich im späten 19. und  
frühen 20. Jahrhundert, in: Revue d'Allemagne 24 (1992), 507-520.
- 34 „... in welcher unsere Tochter Marie das Schillersche Gedicht: ‚der Graf von Habs-  
burg‘ hinreißend schön deklamierte“, Erinnerungen I, 210.
- 35 So nach den Berichten seiner Söhne in den Erinnerungen I, 434 f.
- 36 Brief Wolfrums an seinen Sohn Ludwig, Wien, 17. März 1884; Erinnerungen I, 650.
- 37 Über das Jahr 1866 ebd., 255-290.
- 38 Über diese Periode ebd., 194 ff., 232 ff., die Zitate 232 bzw. 194 und 196.
- 39 Zum Krankenhausbau in den Erinnerungen I, 181-184.
- 40 Über die Gasbeleuchtung, ebd., 189-191, das Zitat 191.
- 41 (Carl Wolfrum), Das Kleingewerbe. Eine Betrachtung, in: Aussiger Anzeiger, Juli 1873,  
abgedruckt in: Erinnerungen II, 167-181.
- 42 Erinnerungen I, 239 f.
- 43 Leopold Kammerhofer, Organisationsformen und Führungsschichten, in: Studien zum

Deutschliberalismus in Zisleithanien 1873-1879. hg. von dems., Wien 1992, 23-44, hier 35.

- 44 Erinnerungen I, 248. Über das letztlich nur geringfügig divergierende Sozialprofil der Kandidaten ausführlich Hye, Alt- und Neubürger.
- 45 Darüber in Wolfrums Erinnerungen I, 247 bzw. 225 f.
- 46 Ebd., 290; vgl. auch 439.
- 47 So in einem Brief an seine Gattin Emilie, Pest, 5. Dezember 1870 (Erinnerungen I, 475): „Die Kandidatenliste des Stadtrates für die Gemeindewahlen in Aussig ist nicht gut .... [es] sollten doch einige neue junge Männer zugewachsen sein. Das ist ja beinahe die ganze alte Versammlung.“
- 48 Exemplarisch dafür auch der Brief Wolfrums an seinen Sohn Carl, Prag, 11. Jänner 1874; ebd., 502 f.
- 49 In diesem Brief (ebd.) gab Wolfrum auch eine Art Leistungsbilanz der kommunalen Tätigkeit: „Die lieben Herren wissen gar nicht, was unter ihren Augen in den letzten 20 Jahren geschehen ist. Das Krankenhaus wurde gebaut und eingerichtet, beinahe ganz aus freiwilligen Beiträgen; die ganze Stadt wurde umgepflastert, alles kanalisiert, neue Straßen angelegt, die alten Scheuern verlegt, die Lerchenfelder und Zieborniker Straße gebaut und der neue Gottesacker eingerichtet, das Gerichtsgebäude vergrößert, die Sparkasse gegründet, 3 Schulen gebaut, die Kirche renoviert, der Bach neu gemauert und zugedeckt, Gasbeleuchtung eingeführt, zuerst unter den Provinzstädten Böhmens, und in den letzten 10 Jahren die Finanzverhältnisse der Stadt so geordnet, wie es in wenigen Städten der Fall ist. Das alles geräuschlos und ohne viel Aufhebens und ohne große Umlagen, aber bei energischem Zusammenhalten der Einkünfte der Stadt.“ (Hervorhebung der Verf.)
- 50 Hye, Aussig 1848-1914.
- 51 Details in der Skizze von Wolfrums Söhnen in den Erinnerungen I, 441 ff.
- 52 Nach Berichten seiner Söhne ebd., 591 ff.
- 53 Ausführlich Hye, Aussig 1848-1914.
- 54 Erinnerungen I, 203 sowie Brief Wolfrums an seine Gattin Emilie, Prag, 19. Oktober 1859, ebd., 394-396.
- 55 „Die Rivalität der beiden Städte war damals ärger als heute, die Teplitzer sahen mit einem gewissen Hochmut auf Aussig und niemand dachte an eine Verständigung mit Teplitz hinsichtlich eines Kandidaten.“ Erinnerungen I, 212.
- 56 Ebd., 219 f.
- 57 Brief Wolfrums an seine Gattin Emilie, Prag, 8. April 1861, ebd., 399 f.
- 58 Brief Wolfrums an seine Gattin Emilie, Prag, 19. Februar 1863, ebd., 400 f. sowie 241.
- 59 Briefe Wolfrums an seine Gattin Emilie, Prag, 20. und 24. März sowie 10. April 1863, ebd., 404 ff. sowie 241 f.
- 60 Darüber ausführlich bei Otto Urban, Die tschechische Gesellschaft 1848 bis 1918, 1, Wien-Köln-Weimar 1994, 205 ff.
- 61 Erinnerungen I, 326.
- 62 Vgl. dazu den Abdruck seiner Landtagsreden in Erinnerungen II, 1-49, 123-141, 187-195, 230-236, 410-423.
- 63 Briefe Wolfrums an seine Gattin Emilie, Prag 27. und 29. August 1870; Erinnerungen I, 470 ff.
- 64 Brief Wolfrums an seinen Sohn Carl, Prag, 9. Februar 1868; ebd., 411 ff.
- 65 Erinnerungen I, 439 f.

- 66 Hannes Stekl, Unternehmer in Klein- und Mittelstädten Österreichs, in: Vállalkozó polgárok a dunántúlon a dualizmus korában – Bürger-Unternehmer in Transdanubien zur Zeit des Dualismus, hg. von Zsuzsa Fodor, Veszprém 1995, 49-63, hier 52 ff.
- 67 Kammerhofer, Organisationsformen und Führungsschichten, 28 f.
- 68 Darüber in einem Brief an seinen Sohn Ludwig, Wien, 2. März 1878; Erinnerungen I, 552.
- 69 Erinnerungen I, 460. Vgl. auch Hanke, Nationale Bewegung, 55.
- 70 Neue Freie Presse, 30. Mai 1888; abgedruckt in Erinnerungen I, 463 ff.
- 71 Ausführlich Akoš Paulinyi, Die sogenannte gemeinsame Wirtschaftspolitik Österreich-Ungarns, in: Die Habsburgermonarchie 1848-1918, 1: Die wirtschaftliche Entwicklung, hg. von Alois Brusatti, 567-604.
- 72 Zu seinen Argumenten in den Reden vom 4. Juni, 12. November und 12. Dezember 1867, abgedruckt in den Erinnerungen II, 49 ff.
- 73 „Wenn man ein halbes Menschenalter hindurch sich als den Angehörigen eines einzigen, großen Reiches betrachten mußte ... und nun plötzlich vor einer Tatsache steht, die das Reich in zwei Hälften teilt, die Macht des Staates zu lähmen und den Aufschwung der Volkswohlfahrt zu verhindern droht ... [müßte man] sich an der ferneren Entwicklung der Dinge nicht mehr beteiligen. ... Die materielle Lage des Staates erlaubt aber dieses Beiseitretreten nicht ...“. Ausführlich in der Rede vom 4. Juni 1867; vgl. auch Erinnerungen I, 296 f.
- 74 Details bei Barbara Haider, Die Protokolle des Verfassungsausschusses des Reichsrates vom Jahre 1867, Fontes rerum Austriacarum, 2. Abt., Bd. 88, Wien 1997.
- 75 Erinnerungen I, 300 ff., das Zitat 303.
- 76 Ebd., 312.
- 77 Wolfrum an seine Gattin Emilie, Wien, 19. Februar 1872; Erinnerungen I, 486 f.
- 78 Rede im böhmischen Landtag, 27. Oktober 1869, abgedruckt in Erinnerungen II, 134-138.
- 79 Deutsche Zeitung, 10. Oktober 1873; ein auszugsweiser Abdruck dieses Artikels in den Erinnerungen I, 458 f.
- 80 Dazu der Bericht seiner Söhne ebd., 459 f. und der Druck seiner Reden in den Erinnerungen II, 145 ff.
- 81 Gustav Kolmer, Parlament und Verfassung in Österreich, 2: 1869-1879, Wien-Leipzig 1903, 471 f.
- 82 Ebd., 409-411.
- 83 Sein Plädoyer für die Erhaltung als staatliche Steuer in der Rede vor dem Abgeordnetenhaus am 12. April 1878 sowie ein Zeitungsartikel mit Detailprojekten in den Erinnerungen II, 262-288. sowie Briefe Wolfrums an seine Gattin Emilie, Wien, 12. und 18. Mai 1878, (Erinnerungen I, 554 ff.) über eine Petition der Stadtgemeinde Teplitz betreffend Steuerzuschläge. Zur Reform vgl. Gerhard Altenberger, Die Reform der direkten Personalsteuern in Österreich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Phil. Diss. Wien 1991.
- 84 Erinnerungen I, 499 ff.; Reden und vom 13. März 1878 und 4. April 1879, in: Erinnerungen II, 258-262, 316-326; Brief an seine Gattin Emilie, Wien, 11. Mai 1879, in: Erinnerungen I, 569 f.
- 85 Brief Wolfrums an seine Gattin Emilie, Wien, 20. Februar 1876, ebd., 509 f.
- 86 Brief Wolfrums an seine Frau, Wien, 28. Oktober 1878, ebd., 564.

- 87 Stenographisches Protokoll der Wahlrede vom 30. Juni 1879, Beilage des Teplitz-Schönauer Anzeigers Nr. 29, abgedruckt in *Erinnerungen II*, 334-355.
- 88 Gustav Kolmer, *Parlament und Verfassung in Österreich 3: 1879-1885*, Wien-Leipzig 1905, 1-3.
- 89 Ausführlich Lothar Höbelt, *Kornblume und Kaiseradler: die deutschfreiheitlichen Parteien Altösterreichs 1882-1918*, Wien 1993.
- 90 Brief Wolfrums seine Frau Emilie, Wien, 8. Februar 1880, in: *Erinnerungen I*, 623.
- 91 Briefe Wolfrums an seine Frau, Linz, 31. August 1879; Wien, 26. Oktober 1879, in: ebd., 609 ff.
- 92 Kolmer, *Parlament und Verfassung 3*, 87 ff.
- 93 „Ich hätte nicht gedacht, daß mich das so alterieren könnte ...“, betonte er in einem Brief an seine Gattin aus Wien, 29. April 1883, in: *Erinnerungen I*, 645 f.
- 94 Reden vom 3. Dezember 1879 und 17. Mai 1884, in: *Erinnerungen II*, 355-367, 423-436.
- 95 *Erinnerungen I*, 299. Über seine Qualitäten als Redner auch im Nachruf der Neuen Freien Presse, 30. Mai 1888, in: *Erinnerungen I*, 665 f.
- 96 Ebd., 459.
- 97 Dazu in den *Erinnerungen I*, 601-608.
- 98 Ebd., 7 f., 14 ff., 35 f., 55, 657 ff.
- 99 Ebd., 106.
- 100 Hye, *Alt- und Neubürger*.
- 101 Hans Peter Hye, *Vereine in Aussig (Ústí nad Labem) 1848-1914*, in: *Germanoslavica. Zeitschrift für germano-slawische Studien*, 2(7)/1995, 241-274.
- 102 *Erinnerungen I*, 232.
- 103 Vgl. *Anm.* 54.
- 104 *Erinnerungen I*, 246.
- 105 Stekl, *Unternehmer*, 57.
- 106 Exemplarisch die Briefe Wolfrums an seine Frau, Wien, 20. Jänner 1868; Pest, 25. November 1868; Wien, 18. Februar 1875, in: *Erinnerungen I*, 428 ff. (das Zitat 428), 463 f., 505 f.
- 107 Ebd., 444 f., 199 f.
- 108 Dazu die Briefe Wolfrums an seine Frau, Aussig, 9. Juli 1843; Pest, 18. November 1868, in: *Erinnerungen I*, 377 ff., 461 ff.
- 109 Brief Wolfrums an seinen (damals 12jährigen) Sohn Carl, Aussig, 10. Juli 1854, in: *Erinnerungen I*, 392 f.
- 110 Rede im Abgeordnetenhaus, 17. Mai 1884, in: *Erinnerungen II*, 423-435, das Zitat 424.





DIETER STIEFEL

## „Geschäftsgeheimnis“

### ZU DEN ANFANGSSCHWIERIGKEITEN DER INFORMATIONSGESELLSCHAFT IN ÖSTERREICH IM 19. JAHRHUNDERT

Mit dem Entstehen der Marktwirtschaft ging auch die wachsende Bedeutung von „Information“ einher, die heute neben Arbeit, Kapital und Grund und Boden als vierter Produktionsfaktoren betrachtet wird. Mit dem Aufkommen immer leistungsfähigerer EDV-Systeme hat die Informationsverarbeitung inzwischen einen überragenden Stellenwert erreicht. Man spricht bereits von einem Weg in die Informationsgesellschaft, die je nach Weltanschauung entweder sehr pessimistisch oder sehr optimistisch gesehen wird, entweder als die totale Kontrolle der Menschen oder als seine vollständigen Befreiung.<sup>1</sup> Informationsverarbeitende Organisationen sind daher mit dem Entstehen einer marktwirtschaftlichen Gesellschaftsordnung auf das engste verbunden. Bereits der aufkommende moderne Staat hatte die Statistik entwickelt, die ihm die Durchsetzung seines Herrschaftsanspruchs erst ermöglichte. Nur mit diesem Informationsinstrument konnte er die Steuerkraft oder die Wehrkraft seiner Bevölkerung erfassen. Auch aus militärischer Sicht war die Information sehr bald ebenso wichtig wie die Bewaffnung selbst. Die größten Informationsverarbeiter heute sind ohne Zweifel die Militärs und in diesem Bereich sind auch zahlreiche Informationsinstrumente entwickelt worden, wie im Bereich der Logistik – Transport, Operations Research, etc. – und so alltägliche Dinge, wie Wetterprognosen.<sup>2</sup> Aber auch die Privatwirtschaft hat mit der Industrialisierung zahlreiche informationsverarbeitende Organisationen geschaffen. Banken, Versicherungen, Speditionen sind mehr als alles andere informationsverarbeitende Betriebe.

Dabei stand das Informationswesen in seinen Anfängen einer sehr zwiespältigen Haltung der Privatwirtschaft gegenüber. Auf der einen Seite war jedes Unternehmen mit der gesamten Volkswirtschaft mehr oder weniger intensiv verbunden. Es übte seine Tätigkeit in einem Netz von Beziehungen mit Lieferanten, Kunden, Kreditgebern, Konkurrenten und öffentlichen Einrichtungen aus, die alle an der Tätigkeit des Unternehmens interessiert waren und einen Informationsbedarf hatten. Der Reichtum einer Industriegesellschaft entsteht durch zunehmend intensive Arbeitsteilung, die Produktion ist daher ein gesellschaftliches Ereignis, in welches sich das einzelne Un-

ternehmen einfügt. Die Öffentlichkeit hat daher ein gewisses und durchaus legitimes Informationsinteresse an jedem einzelnen Betrieb. Diesem Interesse hat der Gesetzgeber schon sehr früh im Gesellschaftsrecht entsprochen, wo eine klar umschriebene Informationspflicht vorgesehen ist.

Dem stand insbesondere in den Anfängen der Industrialisierung das Prinzip des Geschäftsgeheimnisses gegenüber. Um 1870 waren der Großteil der Unternehmungen noch Familienbetriebe, die nach dem Organisationsprinzip des „ganzen Hauses“ geführt wurden. Dieses aus der traditionellen Zeit stammende Organisationsmodell hatte den Pater familias als Leitfigur, der sein Haus als seinen ureigensten Herrschaftsbereich ansah, in dem ihm die Öffentlichkeit nichts dreinzureden hatte. Die ständige Begehrlichkeit des Steuerstaates verstärkten diesen Hang zum Geschäftsgeheimnis natürlich noch. In der vorindustriellen Zeit war kaufmännisches Wissen Geheimwissen, eine „Reichmacherskunst“, die selbstverständlich außerhalb des eigenen Hauses nicht weitergegeben oder gar veröffentlicht wurde. Diese Mauer des Geschäftsgeheimnisses versuchte man in das Zeitalter der Industrialisierung hinüber zu retten. „Gerade bei bejahrten Kaufleuten beobachtet man, daß sie aus den Erfahrungen früherer Schule grundsätzlich alles, was in dem Betrieb vorgeht oder mit ihm zu tun hat, geheimhalten wollen.“<sup>3</sup> Das Prinzip des Geschäftsgeheimnisses stand aber in einem Widerspruch zum Informationsbedürfnis der Wirtschaft. Jeder, der etwa einen Kredit in Anspruch nahm, mußte sich darüber im klaren sein, daß über ihn eine Auskunft eingeholt wurde.<sup>4</sup> Die Zeiten, wo sich jemand darüber beleidigt fühlte, daß über ihn, obwohl er Kredit in Anspruch nahm, eine Erkundigung eingezogen wurde, waren endgültig als vergangen zu betrachten. Denn ein Unternehmen, über das es im Extremfall überhaupt keine Information gab, war per se auch völlig kreditunwürdig. Wenn man nichts über ein Unternehmen wußte, konnte sich auch nicht kreditmäßig daran beteiligen. Das Prinzip des Geschäftsgeheimnisses wurde vielfach dazu mißbraucht, „die Mitwelt über solche Gesichtspunkte im unklaren zu lassen, über die sie berechtigterweise Aufklärung hätte verlangen können.“<sup>5</sup>

Aus zahlreichen Studien im Bereich der „Business History“ wissen wir, daß das „Geschäftsgeheimnis“ auch ein potentieller Krisenfaktor sein kann. Denn der Eigentümerunternehmer verzichtet manchmal bewußt darauf, ein internes Informationssystem aufzubauen, das auch die Entscheidungen der Geschäftsleitung kontrollieren würde. Ein Familienunternehmen, das eine solche Kontrolle sowohl von außen als auch von innen ablehnt, erkennt Verlustentwicklungen häufig viel zu spät. Erfolgreiche Unternehmungen, also solche, die sowohl Wachstum aufweisen, wie auch lange Zeit bestehen, haben daher zumeist den Übergang zur „Öffentlichkeit“, zum Gesellschaftsunternehmen vollzogen – GmbH oder AG – und ein professionelles Management eingesetzt.<sup>6</sup> Damit ist sowohl eine Kontrolle von innen wie von außen gegeben und das Prinzip des Geschäftsgeheimnisses auf einen sehr schmalen, unbedingt notwendigen Bereich zurückgenommen worden.

Dem zunehmenden Informationsbedürfnis in der Wirtschaft wurde bereits in der Mitte des letzten Jahrhunderts durch private „Auskunfteien“ entsprochen, welche zuerst in England, Frankreich und den USA entstanden sind. Mitte der 1860er Jahre kamen diese auch in Deutschland auf und bald darauf in Österreich. In den 1880er Jahren gab es in Wien bereits acht Auskunfteien. Die größten waren die Filialen eines deutschen und die eines Budapester Büros. Diese publizierten Bonitätsbücher, die Namen und Adressen von Firmen enthielt unter Hinzufügung von Nummern, welche eine abgestufte Bonitätsbewertung darstellten.<sup>7</sup>

Schließlich versuchte auch der Wiener Creditoren-Verein von 1870 eine solche kreditwirtschaftliche Auskunftei auf zuverlässiger Basis anzulegen. Die Errichtung eines Informationsvereins verlief jedoch nicht reibungslos und sollte sich über Jahre hinziehen. Erst 1884 reichte ein Proponentenkomitee aus dem Kreis des Creditoren-Vereins die Statuten der „Vindobona Informationsverein zur Wahrung und Förderung des Handels und der Industrie Österreichs“ bei der zuständigen k.k.niederösterreichischen Statthalterei ein. „Einer der wichtigsten Faktoren für das Gedeihen von Handel und Industrie“ hieß es darin, „liegt in der Einholung sicherer Auskünfte über die Verhältnisse und den Vermögenstand jener Geschäftsfreunde, mit welchen Kreditgeschäfte zum Abschluß gelangen. Leider ist unser österreichisches Vaterland nach dem einstimmigen Urteile der kompetenten Kreise in dieser Richtung hinter all jenen Ländern zurück geblieben, welche, wie Deutschland, Frankreich, England, Amerika, u.a., den Handel und die Industrie besonders pflegen und dafür einer blühenden Entwicklung dieser Verhältnisse sich erfreuen.“<sup>8</sup> In Österreich war im allgemeinen Geschäftsleben die Kreditgewährung die Regel und daher unvermeidlich. „Das Informationswesen aber, wie solches bei uns sich eingebürgert hat, liegt sehr im Argen! Es mangelt an einem Vereinigungspunkte zur Erzielung verlässlicher Auskünfte über die Bonität der Kommittenten, sodaß es nahezu unmöglich wird, ungeschminkte, objektive, aus lauterer Quelle stammende Referenzen zu erzielen.“ Zwar gab es bereits privatwirtschaftlich tätige Informationsbüros im In- und im Ausland, aber diese boten häufig wenig Gewähr für die Richtigkeit und Objektivität ihrer Mitteilungen, „so daß unsere Kaufmannschaft in den meisten Fällen bei der Frage der Kreditgewährung ratlos bleibt.“ Durch eine unsichere Auskunft war ein unsicherer Kredit kaum zu vermeiden.

Die privaten Büros waren zumeist auch materiell nicht ausreichend ausgestattet, sodaß es ihnen nicht möglich war, ein umfassendes Informationssystem aufzubauen. Diese Auskunftbüros funktionierten häufig so, daß man im voraus Gutscheine erwarb, für die man jeweils eine Auskunft einholen konnte. Da aber die privaten Informationsbüros in harter Konkurrenz zueinander standen, waren diese Gutscheine oft so billig, daß man kaum von einer sorgfältigen Informationserstellung ausgehen konnte. Viele der Organisationen ahmten nur äußerlich das Wesen von seriösen Gläubigerschutzorganisationen nach, ohne über deren Kapazität zu verfügen. Doch Kreditauskünfte sollte

man nicht dort einholen, wo sie am billigsten, sondern wo sie am besten sind.<sup>9</sup> Der vorgeschlagene Verein war an solche engen materiellen Begrenzungen nicht gebunden und hatte daher den Zweck, das Interesse der Industrie und des Handels Österreichs durch Beschaffung möglichst genauer, objektiver Referenzen zu wahren und zu fördern, wobei die möglichste Sicherung der Einholung wirklich authentischer Auskünfte und die strengste Geheimhaltung derselben“ gewährleistet sein sollte.<sup>10</sup>

Die k.k.niederösterreichische Statthalterei lehnte jedoch die Gründung des Informationsvereins als rechtswidrig ab. Auch die Berufung an die höhere Instanz, das k.k.Ministerium des Inneren, blieb erfolglos. Denn die Tätigkeit der Auskunfteien in Wien wurden als ein Eingriff in den Wirkungskreis der Polizei gewertet. Als dann eine Anzeige gegen ein solches Büro erstattet wurde, das periodisch unter dem Titel „Kundenkontrolle“ Firmenverzeichnisse veröffentlichte, die als „schwarze Listen“ betrachtet wurden, erfolgte eine Razzia auf die Auskunftsbüros. Alle bis auf die deutsche Filiale einer großen Auskunftei wurden geschlossen.<sup>11</sup> Der Inhaber eines der privaten Informationsbüros hatte jedoch den Mut, den Rechtsweg zu ergreifen und richtete eine Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof. Dieser entschied, daß Informationsbüros keiner behördlichen Genehmigung bedürfen und wie jede andere geschäftliche Unternehmung frei betrieben werden können.<sup>12</sup> Das Proponentenkomitee reagierte daher sofort mit einem Rekurs an das k.k.Ministerium des Inneren und hatte vollen Erfolg. Das Ministerium zog seine Einwände zurück – „ein ganz ausnahmsweiser Fall in derartigen Angelegenheiten“.<sup>13</sup> Der Weg zur Gründung des Informationsvereins war daher frei und seine Errichtung schien nun umso dringlicher, als die Gewerbefreiheit auf diesem Gebiet ein chaotisches Anwachsen der privaten Büros erwarten ließ. Am 16. April 1885 erfolgte daher die Gründung der „Vindobona“. Es wurde ein Sekretär engagiert und Korrespondenten für die wichtigsten Regionen bestimmt, welche vor Ort Auskünfte einzuholen hatten. Außerdem wurde ein enges Zusammengehen mit dem Creditoren-Verein von 1870 beschlossen, um dessen umfangreiches Informationsmaterial nutzen zu können. Der Creditoren-Verein stellte auch seine Wochenschrift für die Mitteilungen der Vindobona zur Verfügung. Bereits im ersten Jahr hatte der Verein 232 Mitglieder und erledigte in den ersten sechs Monaten seines Bestandes über 7.000 Anfragen.<sup>14</sup> Diese Zahl erhöhte sich bis 1893 auf 1.359 Mitglieder, an welche 140.000 Auskünfte gegeben wurden, 160.000 Recherchen wurden vor Ort durchgeführt.<sup>15</sup>

Beim Informationsverein Vindobona wurde auch eine „Beschwerde-Abteilung“ eingerichtet, wo mutwillige Schuldner gemeldet werden sollten. Denn es war eine bekannte Tatsache, „daß viele Kreditnehmer sich förmlich professionsmäßig auf mutwilliges Schikanieren verlegen, ja sogar das Geklagtwerden geradezu anstreben, um dann durch irgendeine nichtige Einwendung den Freibrief zu erhalten, die Zahlungen bis in unabsehbarer Ferne hinauszuziehen, von den lästigen Mahnungen, solange die Klage anhängig ist, verschont zu sein und während dieser Zeit den Kredit von anderer Seite erst

recht auszunutzen, da eben ihre Gebahrungsweise in weiten Kreisen noch nicht bekannt ist.“<sup>16</sup> 1889 kam es noch zu einer Errichtung einer eigenen Abteilung zur Hintanhaltung der Kreditierung an dolose Schuldner und deren Rechtsnachfolger: „Der Zug der Zeit bringt es mit sich, daß die Geschäftsleute nicht mehr in dem gegenseitigen Siehbekriegen und Fischen im trüben Wasser ihren Vorteil wahrnehmen, sondern in geeinigt, geschlossenem Vorgehen in prinzipiellen Fragen; und eine prinzipielle Frage ist es gegen Leute vorzugehen, die sich unwürdig gezeigt haben, in der soliden Geschäftswelt zu verkehren. Ihnen das Handwerk schwer zu machen, ihnen das Kainszeichen aufzudrücken und ihnen zuzurufen: „Hinweg aus der Gesellschaft anständiger Leute“...“<sup>17</sup> Diese Leute sollten „an den Pranger gestellt“ und den Mitgliedern zur Kenntnis gebracht werden.

In diesem Zusammenhang kam auch bereits 1887 der Vorschlag auf, intern „schwarze Listen“ anzulegen, um die „Freibeuter des Credits“ in Evidenz zu halten. Denn die „faulen, unwilligen Zahler und Chikaneure“ waren immer dieselben, höchstens, daß sie Zuwachs erfuhren oder Firmennamen oder Domizil veränderten, nur ihre Opfer wechselten notgedrungen von Zeit zu Zeit. „Diese Art Kunden, welche sich durch allerlei mutwillige Chikanen, Terminverlängerungen, Abzüge, Acceptprolongierungen und sogar „stille Ausgleich“ auf Kosten der soliden Geschäftsleute bereichern, sind der Krebschaden des Geschäfts.“<sup>18</sup> An diesem Krebschaden „muß das Messer angesetzt werden, derselbe muß ausgerottet werden.“ und das ging nur in der internen Zirkulation von Listen, welche diesen Leuten den Kredit entzogen. Doch die Erfahrung mit „scharzen Listen“ war höchst umstritten und noch Jahrzehnte später beklagte der Creditoren-Verein, von 1870, daß den in der Fachpresse immer wieder der Ruf nach „schwarzen Listen“ laut wurde, „obgleich die Unmöglichkeit, daß eine seriöse Organisation solche Listen führen könnte, längst fest steht.“<sup>19</sup> Auf solche Listen hatten sich vor allem kleinere Verbände eingeschworen. Aber abgesehen davon, daß die Veröffentlichung derartiger Listen gesetzlich nicht gestattet war und diese daher nur für den persönlichen Gebrauch gedacht waren, wurden sie als irreführend abgelehnt, da eine Firma noch nicht kreditunwürdig war, wenn sie aus irgendwelchen Gründen eine Zahlung nicht geleistet hatte.<sup>20</sup>

Ein besonderes Augenmerk mußte auf die strengste Diskretion als den obersten Grundsatz gelegt werden. Der Informationsverein wandte sich daher immer wieder an seine „Herren Mitglieder“<sup>21</sup>, daß Auskünfte nicht in die Hände dritter Personen zu gelangen haben. Das betraf einmal die „Trittbrettfahrer“, welche die aufwendige Arbeit der Informationserstellung umsonst erlangen wollten. Solche Vorkommnisse, schrieb der Informationsverein, seien aber dazu angetan, „die Arbeitsfreude zu lähmen und das ganze Unternehmen zu untergraben.“<sup>22</sup> Zum zweiten waren Auskünfte über Kreditwürdigkeit vertraulich und daher nur für die Mitglieder bestimmt. Man scheute sich daher nicht, einzelne Firmen, die gegen diesen Grundsatz verstießen und die Informationen weitergaben, aus dem Verein auszuschließen.<sup>23</sup> 1893 mußte

schließlich sogar der Platz-Inspektor für Wien aus dem „Beamtenkörper“ entlassen werden, da er gegen Entgelt unter Umgehung des Vereins Informations weit unter dem offiziellen Tarif abgegeben hatte. Der Vorstand verurteilte nicht nur das Verhalten des Beamten, sondern war auch der Meinung, daß man den Vorgang der Firma „als einen unmoralischen und den Kaufmannsstand erniedrigenden“ bezeichnen mußte.<sup>24</sup> Natürlich gab es auch hin und wieder Beschwerden von Firmen, über die ungünstige Auskünfte erteilt werden mußten. 1890 gab es einen Fall, wo ein Betroffener erzürnt im Büro der Vindobona erschien, und die Rücknahme der negativen Auskunft forderte, über welche er durch die Indiskretion eines Mitglieds erfahren hatte. Der Informationsverein lehnte das mit gutem Grund ab und der Betroffene veröffentlichte selbst in einer Wiener Zeitung eine Gegendarstellung. Es gab einen kurzen Sturm unter den Mitgliedern, der aber sehr schnell abebbte, als die betroffene Firma die Insolvenz anmelden mußte. Nun erdreistete er sich noch zu behaupten, daß die negative Mitteilung der Vindobona seinen Zusammenbruch verschuldet hätte. Dies ließ den Informationsverein aber kalt, da seine abratende Mitteilung unmöglich die Ursache dafür sein konnte, daß die Passiven die Aktiven um ein mehrfaches überstiegen. Für die Vindobona lag das Problem dieses Falles eher darin, daß manche der eigenen Mitglieder aus der Information nicht die entsprechenden Schlüsse gezogen hatten. „Es beweist in diesem Fall vielmehr abermals, daß man sich trotz der entschieden abratenden Auskunft der „Vindobona“ doch nicht abhalten ließ, zu borgen und wieder zu borgen, bis man endlich von den Tatsachen in empfindlicher Weise darüber belehrt wird, daß das Arbeiten mit nicht existenzberechtigten Firmen eigentlich kein Geschäft, sondern ein Lottospiel ist, bei welchem im besten Falle ein 25prozentiger Ausgleich, in vielen Fällen aber eine schwarze Niete herauskommt.“<sup>25</sup>

Eine besondere Einrichtung des Informationsvereins war die Einstellung eines „Reise-Inspektors“, ein Herr L. Willoner, der die größte Zeit des Jahres unterwegs war. In den Fällen, wo Widersprüche über die Situation einer Firma auftauchten, wurde er an Ort und Stelle gesandt, um den wirklichen Sachverhalt zu prüfen. Er war auch für die Überwachung der Korrespondenten zuständig, indem er völlig unabhängig von ihnen seine Tätigkeit an Ort und Stelle ausübte und in detaillierten Berichten zusammenfaßte, die dann mit den Berichten der Korrespondenten verglichen wurde. Daneben aber verfaßte auch allgemeine Zustandsbeschreibungen aus den verschiedenen Provinzen der Monarchie. Der regionale Tätigkeitsbereich des Creditoren-Vereins umfaßte mit der österreichisch-ungarischen Monarchie ein sehr ungleichmäßig entwickeltes Gebiet. Hoch entwickelte Regionen, wie der Raum um Wien oder Prag lagen wie Modernisierungseinseln inmitten eines weitgehend agrarischen und industriell zurückgebliebenen Umlandes. Diese Peripherie war ein wichtiger und weitgehend geschützter Absatzbereich, doch hatte sich dort zum Teil eine Geschäftskultur entwickelt, die sehr im Gegensatz zu der der wirtschaftlichen Zentren standen.

So berichtete der Reiseinspektor etwa 1890 aus Lemberg, daß sich die Kreditverhältnisse zwar etwas gebessert hätten und der Platz zumindest von den notorischen Schwindlern gesäubert wurde. In den öffentlichen Lokalen sprach man sogar davon, daß „diese Wiener“ eine „kaufmännische Polizei“ gegründet hätten, deren Detektive die Provinz bereisten, um an Ort und Stelle nach sogenannten linken Geschäftsunternehmungen zu fahnden, womit seine eigene Tätigkeit umschrieben war.<sup>26</sup> Dennoch waren die Verhältnisse noch immer so, daß es eine große Zahl an „Frauenfirmen“ gab, deren Gatten bereits ein- oder zweimal fallite gewesen waren. Ebenso waren die meisten Geschäfte mit voller Absicht unprotokolliert. „Man läßt sich nicht protokollieren „von wegen der großen Steuer“ in Wirklichkeit aber darum nicht, damit nicht Jedermann das Rechtsverhältnis der Firma, die Art, wie sie zeichnen soll, den Ehepakt etc. kennen lerne.“ Es war durchaus üblich, einen Vornamen bei der Gewerbebehörde anzugeben, einen anderen bei der Polizei und einen dritten auf der Firmentafel. „Aber auch bei den Familiennamen kommen Differenzen vor; abgesehen von den vulgären, sogenannten Spitznamen, legen sich die Frauen bald ihren, bald den Namen des Mannes bei, je nachdem er, sie oder schon beide fallit waren, je nachdem sie gesetzlich oder nur nach rituellem Brauche getraut oder geschieden sind; ferner hängt die Firmenbezeichnung oft davon ab, ob der Gatte minderjährig, ob er schon militärfrei ist.“ Deshalb waren Informationen über solche Firmen außerordentlich schwierig zu beschaffen und die Absicht der Irreführung trat überall offen zutage.

Dennoch, stellte der Reise-Inspektor fest, „kann man auf diesen, gegen den Gläubiger alle Minen springen lassenden kleinen Geschäftsmann nicht verzichten; er ist es hauptsächlich, der den Konsum vermittelt, einen Konsum, den man nicht unterschätzen darf. Von der minimalen Regie, von der Bedürfnislosigkeit dieser Parias kann man sich bei uns keinen Begriff machen. In Toreinfahrten, dunklen, schmutzigen, kleinen Gewölben, improvisierten Holzbuden, in schmutzigen Wohnungen, liegen Waren durcheinander, ob deren Behandlung sich der Erzeuger entsetzen würde. Die ganze Familie, Mann, Frau und Kinder, der Meschores (Commis), fahnden auf die Kundschaft, locken, bedrängen, bereden sie. Da wird unermüdlich gefeilscht, gehandelt – bis sie kauft, ob mit oder ohne Nutzen, per Bar oder auf Borg, alles eins, der Konsum triumphiert....Es werden noch Jahre vergehen, bis hier Zustände nach westeuropäischen Begriffen geschaffen werden; bis dahin muß man sich mit der traditionellen Wirtschaft abfinden.“<sup>27</sup> Noch fabelhafter war der Handel auf den Jahresmärkten – mit den sogenannten Bauernwaren-, welche von den städtischen Händlern besichtigt wurden. Ein allerdings „mehr reger als gesunder Verkehr“, wie der Reiseinspektor sich ausdrückte. Auf diesen Märkten zeigte sich die Konsumfähigkeit der galizischen Bevölkerung für allerhand „Ramsch und gleichwertiger Waren, deren Provinienz wer weiß wohin reicht! Es ist unglaublich, was da alles verkauft wird: Die unscheinbarsten Sachen, die geringsten Reste, allerhand Pofelwaren, Ladenhüter aller

Herren Länder finden hier Absatz und wird beispielsweise Futterware in Resten, wie ich sah, nach dem Gewichte verkauft. Ein zweites Land, welches für dererlei Abfall der Fabrikation so viel Kaufvermögen besitzt, existiert nicht mehr und verdient vom volkswirtschaftlichen Standpunkte das Interesse des Produzenten.<sup>28</sup>

Aus Stryj konnte der Reiseinspektor nur berichten, daß es mit den Konsumverhältnissen schlecht aussah und mit den Kreditverhältnissen womöglich noch schlechter. „Wenige, und darum doppelt schätzenswerte Firmen ausgenommen, muß daher der hiesige Platz hinsichtlich der Kreditverhältnisse als ein korrumpierter und fauler bezeichnet werden. Warenverschleppungen, Notverkäufe, Ausgleiche sind an der Tagesordnung.“ Der Zweck heiligt die Mittel, „sagte mir mein ins Vertrauen gezogener Kaftanmann und motivierte dieses alte, geflügelte Wort mit weiteren derartigen, aber sehr zutreffenden Gemeinplätzen, als „Böse Beispiele verderben gute Sitten.“, indem er auf einige mehrfach abgehandelte und im Bewußtsein des Erfolgs einherstolzierende Protzen in seidenen Kaftans und Zobelpelzmützen hinwies.“ Der ehrliche aber arme Mann wird als dummer Kerl verachtet, bemitleidet, doch der Segen kommt von oben. Er meint, „man macht es den Leuten zu bequem; weniger durch den Ausgleich erhält die hierländische Korruption ihre Nahrung, vielmehr durch das neuerliche, leichtfertige Kreditieren.“ Und auf den Hinweis auf Gewissen und Ehrgefühl meinte er: „Ehrgefühl gibt es hier keins, man rechnet mit Zahlen und läßt sich für ein paar hundert Gulden Gewinn einsperren; so taten es die anderen auch, die heute mit erhobenem Haupte eine Rolle spielen.“<sup>29</sup>

Je weiter er in die Bukowina vordrang, stellte der Reise-Inspektor fest, desto mehr kam er zu der Erkenntnis, daß das Kreditgeschäft mit dem Detailhandel dort mit einem solchen Risiko verbunden war, daß man eigentlich prinzipiell davon abraten sollte. Die letzte vermittelnde Hand im Warengeschäft rekrutiert sich fast ausschließlich aus Leuten, „die eigentlich gar kein Vermögen besitzen, denn wer Geld hat, der handelt in Agriculturländern, wie die Bukowina, Galizien, Ungarn, usw. mit Produkten, verleiht Gelder, pachtet Landwirtschaften, Propinationen, beteiligt sich an öffentlichen Arbeiten, Waldausrodungen, arrangiert notleidende Firmen, kauft Konkursmassen, läßt sich zum Masseverwalter wählen, usf.“<sup>30</sup> Man sollte sich daher durch die Phrase über den Charakter und die Solidität einer Einzelhandelsfirma keiner Täuschung hingeben, „diese Phrase ist beiläufig soviel wert, als das „treu, fleißig und ehrlich“ in den Dienstbotenbüchern.... Unter einem braven, ehrlichen Mann versteht man hier meist einen „braven“ Familienvater, unter „ehrllich“ einen gläubigen, frommen Mann, der durch äußerliches Formwesen und ostentativ zur Schau getragenes Festhalten an rituellen Gebräuchen sich den Schein des ehrlichen Mannes zu erhalten bestrebt ist, was ihn aber durchaus nicht abhält, die „fremden“ Gläubiger zu dupieren, Waren zu verschleppen, in Konkurs zu gehen, sich eventuell einsperren zu lassen, etc. er bleibt nach lokalen Begriffen stets ein braver, ehrlicher Mann! Im Kon-



krenzkämpfe gehen diese Leute „bis auf's Messer“. Kein Mittel ist ihnen zu schlecht, um den direkten Konkurrenten unschädlich zu machen; anonyme Denunziationen, hier „Pasquilles“ genannt, sind oben häufig genug bekannt; in der Übervorteilung des fremden Gläubigers jedoch ist die Union gleich fertig, dagegen verliert der Platzgläubiger nur selten sein Geld, denn den braucht man auch ferner.“<sup>31</sup>

Auch aus Siebenbürgen wußte der Reiseinspektor vor allem zu berichten, daß das Borgen im Detailhandel eine der traurigsten Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens und eine der häufigsten Insolvenzursachen darstellte. Denn es fehlte vielen dieser Selbstständigen nicht nur die Mittel sondern auch die Befähigung, um ein Geschäft ordentlich zu betreiben. „Zum Dank dafür, daß man durch solch' allzu liberales Kreditieren einem Proletariate des Handels Existenz schafft, wird von diesem alles daran gesetzt, um den Kreditgeber zu schikanieren und in doloser Weise um's Geld zu bringen; die infolge dieses liberalen Kreditsystems hart betroffene bessere Kundschaft des Platzes singt dann im Chor: „Recht geschieht diesen Deutschen, warum borgen sie,“ und die Behörden und die Beamten klatschen dazu Beifall. Wie oft muß man gelegentlich der Erhebung von dieser Seite vernehmen: „wozu diese Umsicht, diese gewissenhaften Nachforschungen, es nützt ja doch nichts!“ Man nimmt Konkursfälle, Strafanzeigen, etc. lange nicht mehr so tragisch; im Gegenteil, man hört oft, wie sich die Herren lustig machen mit der Wendung: „Die deutschen Herren reißen sich ja förmlich darum, damit etwas Geld in's Land kommt, warum sollen wir sie in diesem löblichen Vorhaben nicht unterstützen!“<sup>32</sup>

Die Auskünfte des Informationsvereins wurden schriftlich oder mündlich unter Vorlage der Mitgliedskarte erteilt.<sup>33</sup> Nachdem man 1890 an das Telephonnetz angeschlossen wurde, fällt man die grundsätzlichen Entscheidung, daß Informationsauskünfte prinzipiell nicht über den Fernsprecher zu erteilen waren, um Komplikationen zu vermeiden.<sup>34</sup> Diese Vorsicht war deshalb notwendig, da der Vorwurf der Insolvenz nicht nur eine Ehrenbeleidigung sein konnte<sup>35</sup> sondern auch eine Geschäftsschädigung, für die eine bestimmte Haftung bei der Kreditauskunft bestand.<sup>36</sup> Denn das Insolvenzgerücht, dessen Fabrikation sich zumeist „auf die Börse zurückführen“ ließ, war eine sehr böartige Sache. Insbesondere in wirtschaftlich ohnehin schon schwierigen Zeiten „genügt der Schatten eines Verdachtes, um die strengsten Maßregeln seitens der kreditgewährenden Banken und Firmen hervorzurufen. Doppelt verbrecherisch muß unter solchen Umständen die böswillige oder leichtfertige Verbreitung von Insolvenzgerüchten erscheinen und man kann sich nicht scharf und nachdrücklich genug gegen die Urheber derselben aussprechen.“ Hier hörte die Gemütlichkeit auf, „denn wo es die kaufmännische Ehre zu schützen gilt, verschwindet jede andere Rücksicht...“<sup>37</sup> In diese Problematik ging auch das Sensationsbedürfnis der Presse, die mit groß aufgemachten Meldungen über Insolvenzwellen vertraulich geführte Sanierungsverhandlungen an die Öffentlichkeit zerrten und damit stören konnten. Kein

Unternehmer kann seines Lebens mehr sicher sein, schrieb der Creditoren-Verein, wenn das „Fallbeil der Zeitungsguillotine“ auf ihn hernieder fällt. „Wenn aber eine Zeitung in die Welt hinausposaunt, eine Firma sei insolvent, so ist sie es auch schon wirklich, weil kein Unternehmer heute in der Lage ist, dem Andrange ungestümer Gläubiger, die aufgeschreckt werden, standzuhalten.“ Ob eine Firma ihre Zahlungsunfähigkeit einbekennen will, sollte man ihr selbst überlassen und keine Zeitung hat das Recht, sie für insolvent zu erklären. „Auch den Gläubigern, die eher geneigt sind, einen Schuldner zu rangieren, solange seine Schwierigkeiten geheim bleiben, wird mit solchen Zeitungsmeldungen ein schlechter Dienst erwiesen.“<sup>38</sup>

Der Informationsverein wies regelmäßig darauf hin, daß seine Unterlagen natürlich nur ein Teil der Kreditbewertung sein konnten und daß bei der Frage, ob jemand kreditwürdig oder -unwürdig war, zahlreiche andere Faktoren mitwirkten. Jede Auskunft, auch die einer der führenden Auskunftsteilen, steuerte nur ihr Teil dazu bei. „Kein vorsichtiger Kaufmann wird die erteilte Auskunft als einen Ausfluß höchster Unfehlbarkeit ansehen, auf die er Brief und Siegel geben kann, auf jeden Fall aber ist er darauf angewiesen, sie zu beachten und in vielen Fällen wird sie für ihn ausschlaggebend sein müssen.“<sup>39</sup> Besonders die für die Praxis so wichtige Frage des Kredit-Limits konnte nicht schablonenartig beantwortet werden, schon allein da nicht immer feststellbar war, wie oft der betroffene Kunde dieses Limit ausnützen würde.<sup>40</sup> Die Vindobona machte ihre Mitglieder daher darauf aufmerksam, daß sie nur Entscheidungsgrundlagen liefern konnte, aber ihre Information keine Kreditversicherung darstellte. Vor allem aber sollte der Zustand abgeschafft werden, daß eine große Zahl an Geschäften überhaupt ohne informatorische Basis abgeschlossen wurde. In vielen Fällen „genügt dem Kreditgeber eine, sei es auch noch so dürftig lautende geschäftsfreundliche Auskunft, um Hunderte und Tausende in die Welt hinaus zu borgen. Erst wenn irgendwelche Bedenken auftauchen, wenn der Schuldner seine Zahlungen trotz wiederholter Erinnerung oder Androhung energischer Maßregeln nicht leistet, oder wenn beunruhigende Gerüchte im Umlauf sind, dann erst nimmt man in vielen Fällen die Dienste der Informationsstelle in Anspruch, dann ist es aber in der Regel zu spät....dann erst kommt die Reue nachgehinkt, daß man sich nicht früher über die Verhältnisse des Abnehmers informierte.“<sup>41</sup>

## ANMERKUNGEN

- 1 Die umfangreiche Literatur auf diesem Gebiet reicht von Joseph Weizenbaum, Die Macht des Computers und die Ohnmacht der Vernunft, Frankfurt 1977 oder Jutta Schaaf (Hsg.), Die Würde des Menschen ist unvernetzbar, Bonn 1990 bis zu John Naisbitt, Megatrends, Bayreuth 1982 und Leo A. Nefiodow, Der fünfte Kondratieff, Wiesbaden 1990
- 2 Herbert Matis/Dieter Stiefel, Die Weltwirtschaft – Struktur und Entwicklung im 20. Jahrhundert, Wien 1991, S.77 ff
- 3 Mehr Öffentlichkeit im Geschäftsleben, Mitteilungen des Creditoren-Vereins von 1870, 14.8.1937, S.2
- 4 Wochenschrift 1892, S.172
- 5 Mehr Öffentlichkeit im Geschäftsleben, Mitteilungen 14.8.1937, S.2
- 6 So etwa: Herbert Matis & Dieter Stiefel, Das Haus Schenker – Die Geschichte der internationalen Spedition 1872-1931, Wien 1995
- 7 Dr.Thaddäus Byck, Das kaufmännische Auskunftswesen in Österreich, Mitteilungen 29.9.1928, S.2
- 8 Informationsverein, Wochenschrift 1884, S.93/4
- 9 Der vorbeugende Gläubigerschutz und seine Abwege, Mitteilungen 5.11.1927
- 10 Informationsverein, Wochenschrift 1884, S.94
- 11 Dr.Thaddäus Byck, Das kaufmännische Auskunftswesen in Österreich, Mitteilungen 29.9.1928, S.2
- 12 Das Informationswesen, Wochenschrift 1885, S.31
- 13 Vindobona Informationsverein zur Wahrung und Förderung des Handels und der Industrie Österreichs, Wochenschrift 1885, S.42
- 14 Erster Jahresbericht des Vereins „Vindobona“, Wochenschrift 1886, S.34
- 15 Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1894, S.11
- 16 Vindobona, Wochenschrift 1885, S.178
- 17 Unsere Creditverhältnisse, Wochenschrift 1894, S. 69
- 18 Die schwarzen Listen, Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1889, S.64
- 19 Unsere Auskunftsabteilung, Mitteilungen 17.9.1927, S.1
- 20 Der vorbeugende Gläubigerschutz und seine Abwege, Mitteilungen 5.11.1927
- 21 Zu dieser Zeit hatte der Verein nur männliche Mitglieder, da Frauen die Geschäftsführung in protokollierten Unternehmungen nicht gestattet war.
- 22 Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1893, S. 36 und 1894, S.54
- 23 Diese Fälle wurden in der Wochenschrift des Creditoren-Vereins veröffentlicht. So etwa: 1892, S.68 oder 1893, S.107,
- 24 Wochenschrift 1893, S.160
- 25 Die Insolvenz Arpad Laskai in Kronstadt, Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1890, S.176
- 26 Bericht aus Lemberg, Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1890, S.111
- 27 Bericht aus Lemberg, Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1890, S.112
- 28 Bericht aus Tarnopol, Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1890, S.136
- 29 Bericht aus Stryj, Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1890, S.64
- 30 Bericht aus Radautz, Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1890, S.80 Unter Prostitution, lat.Zutrinken, verstand man in Osteuropa das ausschließliche Preß- und Schankrecht eines Gutes.

- 31 Bericht aus Radautz, Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1890, S.80
- 32 Bericht aus Siebenbürgen, Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1891, S.60
- 33 Eine mündliche Auskunft wurde sofort erteilt, bei der schriftlichen Auskunft bestand der Grundsatz, daß sie noch am Tag des Posteinlaufs erledigt und abgesandt wurde. Wochenschrift 1892, S.160
- 34 Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1890, S.36
- 35 Dies wurde 1913 durch eine Entscheidung des obersten Gerichtshofes in Wien bestätigt. Wochenschrift 1913, S.205/6
- 36 Haftung für Kreditauskunft, Wochenschrift 1914, S.110
- 37 Insolvenzgerüchte, Wochenschrift 1885, S.2
- 38 Die Zeitungsguillotine, Mitteilungen 12.11.1927, S.3
- 39 Vorrätige Auskünfte der Auskunftsteien, Wochenschrift 1914, S.111
- 40 Mitteilungen der Vindobona, Wochenschrift 1890, S.200 und 204. Breits seit 1910 gab es eine Zusammenarbeit der großen Wiener Banken, um eine Mehrfachausnutzung von Kreditlimits einzelner Kunden zu vermeiden.
- 41 Über die zweckmäßige Benutzung der Dienste der Vindobona, Wochenschrift 1892, S.152  
Der Informationsverein hatte eine stetige Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg. Danach wurde er mehrfach umstruturiert und ging in den 1930er Jahren in den Credit schutzverband von 1870 über.

ANDREAS RESCH

*Die M. L. Biedermann & Co.  
Bankaktiengesellschaft  
(1921-1927/31)<sup>1</sup>*

*„ENGLISCHE“ BANKPRAXIS, GESCHEITERTE HAUSSE-  
SPEKULATIONEN, STAATLICHE EINLAGEGELDER  
UND MISSLUNGENE SANIERUNGSVERSUCHE*

**Vorbemerkungen**

Obwohl die Biedermann-Bank nie zu den größten und bedeutendsten Bankinstituten Österreichs gehörte, wird sie in einer Vielzahl wirtschaftsgeschichtlicher Werke mehr oder weniger ausführlich erwähnt. Dem Institut wird allerdings zumeist nicht aus unmittelbarem Interesse an seiner eigenen Entwicklung Platz in den Darstellungen eingeräumt, sondern es werden Aspekte seiner Geschichte als Elemente einer übergeordneten Narratio instrumentalisiert. Zum Beispiel widmet Karl Ausch der Biedermann-Bank in seinem bekannten Buch über das Bankwesen der Zwischenkriegszeit ein Kapitel.<sup>2</sup> Weiters finden sich in den jüngst erschienenen Biographien über den Ökonomen Joseph Alois Schumpeter<sup>3</sup> mehr oder weniger umfangreiche Ausführungen zu dem Institut, dessen Präsident er für einige Jahre war. Während sich Ausch dem Thema unter der Perspektive nähert, die „politische Korruption“ im zeitgenössischen Bankwesen zu demonstrieren und die Schumpeter-Biographen vor allem interessiert, wie der Ökonom in das Bankprojekt hineingeraten konnte und wie dessen Scheitern sein weiteres Leben und Schaffen beeinflusste, soll hier anhand der zur Verfügung stehenden Quellen einzig versucht werden, die Entstehung des Unternehmens unter seinen zeitspezifischen Rahmenbedingungen und die innere Logik seiner weiteren Entwicklung bis zum Zusammenbruch nachzuzeichnen. Selbstverständlich sind auch hier die Rollen, die einzelne Akteure spielten und nicht zuletzt das Naheverhältnis zwischen einigen Bankfunktionären und Politikern zu beachten – die Unternehmensgeschichte der Biedermann-Bank soll hier aber nicht als untergeordnetes Element in einem größeren, anderen Darstellungszusammenhang dienen, sondern selbst der Gegenstand des Interesses sein.

## Die Gründung der Biedermann-Bank als Aktiengesellschaft im Jahr 1921

Eine zentrale Rolle bei der Gründung der Biedermann-Bankaktiengesellschaft spielte der bekannte Ökonom Joseph A. Schumpeter. Nachdem er im Oktober 1919, nur sieben Monate nach seiner Ernennung, die Position als Staatssekretär für Finanzen (Finanzminister) der Republik Österreich verloren hatte, mußte er sich nach einem neuen Betätigungsfeld umsehen – nicht zuletzt um seinen aufwendigen Lebensstil weiter finanzieren zu können. Vorerst ging er zurück an die Universität Graz, wo er 1911 eine Professur erlangt hatte.

Etwa ab Jahresanfang 1921 bemühte er sich, eine Bank zu gründen. Um dies zu bewerkstelligen, mußte er den genehmigenden Behörden ein Projekt vorlegen, das in unternehmerischer und volkswirtschaftlicher Hinsicht als akzeptabel erschien. Allerdings mag sich die Prüfung seiner Anträge angesichts einer offenbar noch aus der Zeit der Monarchie herrührenden Tradition, Ministern a. D. anstelle einer Abfertigungs- oder Pensionszahlung eine Bankkonzession zu gewähren, einer größeren Benevolenz erfreut haben, als Ansuchen weniger prominenter Konzessionswerber.

Trotzdem ließ sich das Genehmigungsverfahren anfänglich eher zäh an. Bei den Behörden herrschte eine generelle Reserviertheit gegenüber Bankneugründungen vor, weil in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg eine Vielzahl von Banken entstand, von denen ein großer Teil aber nicht vom laufenden, regulären Bankgeschäft lebte, sondern von außerordentlichen Spekulationsgeschäften unter den Rahmenbedingungen der sich beschleunigenden Inflation. Insbesondere die Devisenspekulation bot Chancen auf hohe Renditen. Angesichts dieser nicht immer sehr seriösen Gewinnmöglichkeiten verdoppelte sich die Anzahl der Wiener Bankinstitute in der Periode von 1919 bis 1923.<sup>4</sup> Wenigstens im Bereich der Aktienbanken trachteten die Behörden die Zahl der spekulativen Neugründungen einzuschränken.

Schumpeter war sich dessen bewußt. Es gelang ihm, eine prominent besetzte Gruppe von Wirtschaftstreibenden und (ehemaligen) Aristokraten als Proponenten zu gewinnen<sup>5</sup> und er versuchte Argumente zu formulieren, welche die genehmigenden Behörden überzeugen sollten, daß sein Projekt im Gegensatz zu anderen doch konzessionswürdig wäre. Die neue Aktienbank sollte den Namen „Oesterreichische Bank“ tragen.

Die Gründer gaben an, daß ein Viertel des mit 240 Millionen Kronen veranschlagten Grundkapitals von den Konzessionären aufgebracht, ein weiteres Viertel von einer ungarischen Finanzgruppe und zirka die Hälfte von „altausländischen“, hauptsächlich englischen Finanzkreisen übernommen werde.

Die Konzessionswerber nannten eine Reihe spezifischer Qualitäten ihres Projektes im Unterschied zu anderen Neugründungen. Sie versprachen Auslandskapital zu attrahieren, das der österreichischen Volkswirtschaft zugute kommen würde und mit diesen Mitteln insbesondere die Mittelindustrie und das Gewerbe zu versorgen. Vor allem nahmen sie auch auf nicht unoriginnelle

Weise Einwände vorweg, daß es ohnehin schon zu viele Neugründungen gebe, die ja nur von den außerordentlichen Spekulationsgeschäften mit Devisen und Valuten während der Inflationsperiode lebten. Man betonte selbst, daß aufgrund dieser Situation eine Wirtschaftskrise und insbesondere eine Bankenkrise nach der Stabilisierung der österreichischen Währung zu erwarten sei. Die Konzessionswerber empfahlen daher die eigene Gründung als Institut, das nicht primär von den gegenwärtigen hochspekulativen Ausnahmengeschäften profitieren wolle, sondern durch die in Aussicht gestellten stabilen Geschäftsbeziehungen zu ausländischen Kapitalgruppen und durch die Rolle als Kapitalgeber der österreichischen Mittelindustrie gerade in der Phase der zu erwartenden Bankenkrise nach der Währungsanierung ein konstruktives und stabilisierendes Element in der österreichischen Volkswirtschaft bilden werde.<sup>6</sup>

Der zuständige Referent im Finanzministerium Dr. Reissenberger teilte die von den Proponenten vorweggenommene Ansicht, daß bereits eher zu viele als zu wenige Banken bestanden und nach der Stabilisierung der österreichischen Krone eine weitreichende Bankenkrise zu erwarten gewesen sei. Daraus schloß er aber nicht, daß aus diesem Grunde noch eine weitere (wenn gleich solide) Bank gegründet werden sollte, sondern er hielt im Akt fest, „diese Erwägungen sprechen gegen die Gründung neuer Banken überhaupt.“<sup>7</sup>

Man wies Schumpeter aber zugleich einen Weg, wie er doch noch zu einer Aktienbank gelangen konnte. Der Finanzminister teilte ihm mit, daß er „der Erteilung einer Bankkonzession an Sie und Ihre Freunde gerne näher treten werde, sobald die Zeichnungserklärungen über das gesamte Aktienkapital vorliegen“ und glaubhaft gemacht werden könne, daß die „in Aussicht genommenen Auslandsgruppen ... einen ganz besonderen, in die Augen springenden Vorteil für die österreichische Volkswirtschaft bedeuten“ und „die neue Bank gleichzeitig mit ihrer Errichtung – wennmöglich – ein weniger widerstandsfähiges hiesiges Kreditinstitut u. zw. entweder eine kleinere Aktienbank oder eine Bank Ges. m. b. H. in sich aufnimmt oder liquidiert.“<sup>8</sup> Die letzte dieser drei Bedingungen für die Konzessionserteilung besagte somit, daß durch die Gründung der neuen Bank die Zahl der Geldinstitute nicht noch mehr erhöht, sondern zugleich ein bereits bestehendes, in seiner Existenz gefährdetes Institut aufgenommen werden sollte.

Am 25. März 1921 erschien Schumpeter persönlich im Bundesministerium für Finanzen bei Sektionschef Dr. Pollák und teilte mit, daß er sein Bankprojekt gemäß den vom Ministerium ergangenen Richtlinien vollständig geändert habe. Er trat nunmehr als Proponent für das Vorhaben auf, das altrenommierte Bankhaus M. L. Biedermann & Co. in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln.<sup>9</sup> Die 1792 gegründete Biedermann-Bank war das damals älteste in Wien bestehende private Bankhaus. Es hatte bereits bei der Finanzierung von Eisenbahnbauten im 19. Jahrhundert neben den Rothschilds eine prominente Rolle gespielt, dann aber während des Ersten Weltkriegs und der Nachkriegsinflation große Kapitaleinbußen erlitten.<sup>10</sup>

Mitte April 1921 reichten die Firmen M. L. Biedermann & Co. und Ofenheim & Co. gemeinsam mit Joseph Schumpeter im Finanzministerium und im Ministerium für Inneres und Unterricht ein Gesuch um Erteilung der Konzession zur Gründung der „Bankhaus M. L. Biedermann & Comp., Aktiengesellschaft“ ein.<sup>11</sup> Das Aktienkapital der neuen Gesellschaft sollte sich nominal auf 240 Millionen Kronen belaufen, gezeichnet von der Firma M. L. Biedermann & Co., Staatssekretär a. D. Schumpeter und Freunden, dem bekannten Industriellen Ofenheim sowie von den englischen Interessenten R. S. Colby, Sir Kandle und Ellen (Petro-Unternehmer) und der Broker-Firma Jaffet. Die Mineralölunternehmer stellten in Aussicht, ihre Geschäfte in Hinblick mithilfe der neuen Bank über Wien abzuwickeln.

Der Zustrom ausländischen Kapitals nach Österreich war bei diesem Projekt in kleinerem Ausmaß vorgesehen als bei dem ursprünglich eingereichten, aber die Namen Biedermann und Ofenheim erschienen den konzessionserteilenden Stellen als hinlängliche Gewähr für die Kapitalkraft und Solidität der Projektanten. In einem Brief vom 25. März 1921 teilte der Finanzminister daher Joseph Schumpeter mit, daß er „der Erteilung einer definitiven Bankkonzession ... gerne nähertreten werde ... sobald die Zeichnungserklärungen über das gesamte Aktienkapital ... vorliegen werden.“<sup>12</sup> Mitte April wurden die Zeichnungsurkunden beigebracht, die folgende Beteiligungsverhältnisse auswiesen:<sup>13</sup>

M. L. Biedermann & Co. im eigenen Namen	109,000.000 K	45,4 %
M. L. Biedermann & Co. im Auftrag S. Japhet & Co. Ltd., London	9,000.000 K	3,8 %
Ofenheim & Co. im eigenen Namen	20,000.000 K	8,3 %
Ofenheim & Co. im Auftrag Albert McNamara, Großind. in Shrivvenham	18,000.000 K	7,5 %
Ofenheim & Co. im Auftrag Cyril Butler-Kendall, Großind. in London	18,000.000 K	7,5 %
Ofenheim & Co. im Auftrag George Wilson, Großind. in Shrivvenham	18,000.000 K	7,5 %
Dr. Joseph Schumpeter	48,000.000 K	20 %
Zusammen	240,000.000 K	100 %

Aus dieser den Behörden übermittelten Aufstellung ging ein Faktum noch nicht hervor, das dann im ersten Geschäftsbericht besonders betont wurde: daß die Anglo-Austrian Bank Limited „hervorragenden Anteil“ an der Gründung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft hatte.<sup>14</sup> Insbesondere der Generalrat der Anglo-Österreichischen Bank Dr. Wilhelm Rosenberg ist zu den eigentlichen Gründern der Bank zu zählen.<sup>15</sup> Angesichts der Umwandlung der Anglo-Bank in ein englisches Institut soll er vorgehabt haben, die Biedermann-Bank als eine Art „Kronen-Bank der Anglobank“ heranzuziehen. In der Praxis zeigte sich dann jedoch, daß man die Geschäfte so nicht aufteilen konnte, und das Verhältnis wurde wesentlich lockerer als von Rosenberg ursprünglich intendiert.<sup>16</sup>



Am 16. Juli 1921 fand die konstituierende Versammlung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft statt. Unmittelbar danach erwarb die Firma ein neues Gebäude in der Wiener Innenstadt<sup>17</sup>, dessen Adaptierung sich allerdings noch durch ein volles Jahr hinzog.

Bei der Gründung setzte sich der Verwaltungsrat folgendermaßen zusammen:<sup>18</sup>

Als Präsident fungierte Joseph Schumpeter, die Funktion eines Vizepräsidenten übten Arthur Klein und Eugen Schiff aus. Einfache Verwaltungsratsmitglieder waren Baron Elek Biedermann von Turony, Graf Felix Gustav Bruselle, Dr. Josef Ezdorf, Bernhard Janowitz, Josef Kraus, Baron Otto Lindenfels-Thumssenreuth, Isidor Modern und Dr. Hans Scanavi. Der einflußreiche Wirtschaftsanwalt Dr. Gottfried Kunwald<sup>19</sup> hatte anfänglich die Position eines Verwaltungsrates inne und avancierte noch im Jahr 1921 zum Vizepräsidenten. Bis Jahresende 1921 wurden überdies noch Dr. Wilhelm Rosenberg, Max Cavaler Anhauch, Paul Engel und Hugo Schwarz (Generalräte der Anglo-Oesterreichischen Bank<sup>20</sup>) sowie Dr. Heinrich Arnhold (Bankier, Dresden), Dr. Rudolf Maria Braun-Stammfest, Max Edlauer, Direktor J. Fischl (Jaispitz), Jules G. Hepner (Berlin und Frankfurt/M.), Dr. Alfred Meyer (Dresden), Lucy Gräfin Scher-Thoss, geb. Biedermann, und Berthold Storfer in den Verwaltungsrat kooptiert. Diese personelle Entwicklung spiegelte nun bereits die enge Anlehnung an die Anglo-Austrian Bank wider, die zu einem der größten Aktionäre des Instituts wurde.<sup>21</sup>

Als „Zweck der Gesellschaft“ gab man in den Statuten an, die Geschäfte der Firma M. L. Biedermann & Co. weiterzuführen, ferner das kommerzielle sowie das Industrie-, Finanz- und Immobiliengeschäft zu pflegen und insbesondere „der österreichischen Mittelindustrie den Weg zum internationalen Geldmarkt zu eröffnen, die wirtschaftlichen Beziehungen dieser Industrie zu den Sukzessionsstaaten und dem Balkan zu pflegen und zu erneuern, sowie überhaupt alle Produktionsmöglichkeiten der österreichischen Klein- und Mittelindustrie zu entwickeln.“<sup>22</sup> Die Grundprinzipien der Geschäftstätigkeiten wurden im Geschäftsbericht für 1922 wie folgt dargestellt: Die Absicht der Gründer „war nicht die Gründung einer neuen Bank, sondern eines Bankhauses auf Aktien, einer Aktiengesellschaft, die das 130jährige Vertrauen in das Bankhaus Biedermann als kostbarsten Besitz übernehmen und in der neuen Form sorgsam hüten und entwickeln sollte, als Verwalter fremden Vermögens, als Sachwalter der Kommittenten und als verlässlicher, unentbehrlicher Mittler auf dem Kapitalsmarkt“. Als wichtigste Voraussetzung für die Erfüllung der Rolle eines „wahren und wirklichen Bankiers der diesen Ehrennamen verdient“ nannte man die „unbedingte Liquidität in einem die Gepflogenheiten kontinentaler Bankpraxis übersteigenden Maße“.<sup>23</sup> Man stellte sich somit als Geldinstitut dar, das den über die „kontinentale Praxis“ hinausgehenden englischen Usancen des Bankgeschäfts gerecht werde. Darunter verstand man traditionellerweise eine gesteigerte Bedachtnahme auf die stets gesicherte Liquidität. Das mußte bedeuten, daß im Aktivgeschäft

vor allem kurzfristige, kommerzielle Kredite überwiegen sollten, die langfristige Bindung von Kapitalien in eigenen Beteiligungen und in Krediten für Investitionen hingegen eine geringere Rolle spielte.<sup>24</sup> Zur Selbstinszenierung als solides, „englischen“ Maßstäben gerecht werdendes Institut gehörten auch Hinweise in den Geschäftsberichten und anderen Publikationen auf die innige Verbindung mit der Anglo-Austrian Bank Limited.<sup>25</sup>

Die geschäftliche Entwicklung lief nach der Gründung eher verhalten an. Bis September 1922 mußte das Institut unter den Rahmenbedingungen der sich beschleunigenden Inflation agieren, was erheblich erschwerte, eine „englische“, konservative Bankpolitik zu praktizieren. Überdies wurden die neuen Büros erst im Mai 1922 fertiggestellt, wodurch der Publikumsverkehr lange Zeit beeinträchtigt war.<sup>26</sup>

Durch die Aktienemission anlässlich der Gründung erlangte die Bank ein Eigenkapital im Nominalbetrag von 240 Millionen Kronen. Eine Agio-Kapitalreserve wurde dem Unternehmen nicht zugeführt. Die fremden Gelder (Kreditoren und Einlagen) beliefen sich Ende 1921 auf 3.710 Millionen Kronen und man wies einen Gewinn von rund 77 Millionen Kronen aus. Im Laufe des Jahres 1922 erhöhte man das nominale Aktienkapital in zwei Etappen auf 1.000 Millionen Kronen. Im Jänner gab man Aktien mit einem Gesamtnominal von 260 Millionen Kronen aus, die weitere Erhöhung um 500 Millionen Kronen wurde erst im Herbst durchgeführt.<sup>27</sup> Auf diverse Reservefonds buchte man 947 Millionen Kronen, die überwiegend aus Agioerlösen bei den Kapitalerhöhungen stammten. Der Jahresgewinn für 1922 wurde mit 3,5 Milliarden Kronen beziffert. Das war das Dreieinhalbfache des Grundkapitals – ein aus heutiger Sicht beachtlicher Wert, im Inflationsjahr 1922 jedoch kein überwältigender Erfolg. Die Eigenkapitalquote<sup>28</sup> erhöhte sich von 7,8 auf 12,8 Prozent.

Mit der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft war eine Reihe von Unternehmen verbunden, die schon mit dem alten Bankhaus Biedermann zusammengearbeitet hatten. Darüber hinaus gruppierte sich ab 1921 durch diverse neue Gründungen und Beteiligungen, häufig gemeinsam mit der Anglo-Austrian Bank oder auch mit dem Haus Arnhold in Dresden, ein kleiner Konzern um das Unternehmen. 1921/22 gründete man vier Tochterbanken, zumeist in Kooperation mit der Anglo-Oesterreichischen Bank, nämlich die Internationale Handelsbank, die Austro-Holländische Bank, die M. L. Biedermann & Co Bankkommanditgesellschaft Budapest und die Wiener Handelskreditbank AG. Durch Gründungen und Beteiligungen war das Institut Ende 1922 auch mit etwa einem Dutzend Industriebetrieben in Österreich, Ungarn und der Tschechoslowakei verbunden. Gemeinsam mit der Anglo-Oesterreichischen Bank gründete man in Wien u. a. die Universale Bau AG und in Ungarn einige landwirtschaftsnahe Industrien (z.B. eine Salamifabrik).<sup>29</sup>

Am Ende des Geschäftsjahres 1922 bildeten die Guthaben bei Banken von 12,2 Milliarden Kronen, der Effektenbesitz im Wert von drei Milliarden Kronen, Konsortialbeteiligungen und Geschäftseinlagen im Ausmaß von 2,4

Milliarden Kronen und der Posten „Debitoren“ mit 24,5 Milliarden Kronen die Hauptbestandteile des Gesamtvermögens von 42,6 Milliarden Kronen.

Als größter Ertragsposten schienen in der Gewinn- und Verlustrechnung für 1921 und 1922 jeweils die Devisen-, Effekten- und Konsortialgeschäfte auf.<sup>30</sup>

Nach der Inflationsperiode mußte im Geschäftsbericht für 1922 ein ernüchterndes Ergebnis der bisherigen Aktivitäten eingestanden werden. Berücksichtigt man die Entwertung der Krone im Zeitraum von Ende 1921 bis Ende 1922 auf etwa ein Dreißigstel,<sup>31</sup> so war das Bilanzvolumen im Jahr 1922 trotz seiner nominellen Verzehnfachung auf etwa 35 Prozent des Standes zum Jahresende 1921 geschrumpft. Das Aktienkapital und die Rücklagen waren nach diesem Berechnungsmodus trotz zweimaliger Kapitalerhöhungen real auf 27 Prozent zusammengesmolzen – dies obwohl ja die Hälfte des Aktienbestandes erst nach dem Ende der Inflation im Herbst 1922 emittiert worden war. Rechnet man den gesamten Jahresgewinn für 1922 zum Eigenkapital dazu, so verkörperte dieses 58 Prozent des realen Werts des Eigenkapitals zum Jahresende 1921. Angesichts dieser bescheidenen Ergebnisse mußte man auch im Geschäftsbericht für 1922 in der für derartige Schriftstücke charakteristischen, euphemistischen Sprache einbekennen, daß das Geschäftsergebnis „vielleicht etwas zurückgeblieben (sei) hinter dem durchschnittlichen Erfolg der Finanzinstitute Österreichs“. Man entschuldigte den geschäftlichen Mißerfolg mit einem möglichst weitgehenden Festhalten an der Liquiditätspolitik trotz allgemeinen Drängens in Sachwerte und Devisengeschäfte während der Inflationsperiode. Mit einem Seitenhieb auf die erfolgreiche Konkurrenz, die mit Devisenspekulationen große Gewinne erzielt hatte, führte man aus: „Das Drängen in Sachwerte, in die Festlegung des eigenen Besizes, in möglichste Unabhängigkeit von dem unzuverlässig gewordenen wert-schwindenden Umlaufmittel, machte dem Bankier wahre Liquidität fast unmöglich, wenn nicht in einer die vaterländischen Interessen schwer gefährdenden Hypertrophie des Devisengeschäftes das alleinige Heil gesucht werden sollte.“ Insgesamt versprach man dem Publikum, „wohl vorbereitet dem neuen Stand der Dinge“, das heißt der Geschäftstätigkeit nach der Währungs-sanierung, „gerecht zu werden“.<sup>32</sup>

## **Die geschäftliche Entwicklung der Biedermann-Bank nach der Währungs-sanierung im September 1922**

Das Jahr 1923 wurde dann – zumindest auf dem Papier – zur stärksten Expansionsperiode in der Geschichte der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft.

Die Bilanz vom 31. Dezember 1923 vermittelte verglichen mit jener von 1922 das Bild einer erfolgreichen Expansion der Geschäftstätigkeit. Die Bilanzsumme wuchs von 43 auf 264 Milliarden Kronen an. Der Posten „Effekten“ erhöhte sich von drei auf 16 Milliarden Kronen, das Wechselgeschäft stand mit 10 Milliarden Kronen zu Buche (1922 in der Bilanz nicht enthal-

ten), die Konsortialbeteiligungen und Geschäftseinlagen erhöhten sich von 2,4 auf 16,6 Milliarden Kronen und die Forderungen an Debitoren stiegen von 24,5 auf 203,8 Milliarden Kronen. Als wichtigste Quellen für die erwirtschafteten Erträge schienen in der Gewinn- und Verlustrechnung die Provisionen mit 12 Milliarden Kronen und das Devisen-, Effekten- und Konsortialgeschäft mit 8,5 Milliarden Kronen auf. Als Gewinn per Saldo gab man 9,6 Milliarden Kronen an, nach 3,5 Milliarden Kronen 1922.

Auch das ausgewiesene Eigenkapital wurde viel höher beziffert als im Jahr zuvor. Das Aktienkapital war von einer Milliarde Kronen auf 2,5 Milliarden Kronen erhöht worden, daneben hatte man den aus Agio-Erlösen gespeisten Kapitalreservefonds von 0,92 auf 32,21 Milliarden Kronen und diverse andere Reservefonds von zusammen 0,27 auf 1,63 Milliarden Kronen ausgeweitet. Der Stand der Kreditoren und Einlagen war von 37,15 auf 218,30 Milliarden Kronen angewachsen.<sup>33</sup>

Diese wenig differenzierten Kennzahlen geben jedoch ein stark verfälschtes Bild von den tatsächlichen geschäftlichen Erfolgen der Biedermann-Bank im Jahr 1923. Ein Indiz für die Probleme der Bank, eine präsentable Bilanz zustandezubringen, ist der verspätete Termin der Veröffentlichung. Erst am 27. September 1924 sah sich die Unternehmensleitung in der Lage, eine ordentliche Generalversammlung zur Präsentation der Bilanz über die Geschäftsperiode 1923 einzuberufen.

Im Jahr 1923 versuchte auch die Biedermann-Bank an den zeitgenössischen außerordentlichen Gewinnmöglichkeiten zu partizipieren. Viele Analysten meinten damals, daß trotz der Kurssteigerungen von Aktien während der Inflation ihre Bewertung tendenziell hinter ihrem „Substanzwert“ zurückgeblieben sei, und sie daher noch Erwartungen in weiter steigende Kurse rechtfertigten. Aus dieser Stimmung resultierte eine Hausse-Periode, die das Jahr 1923 hindurch anhielt.<sup>34</sup> In diesem Klima entwickelte sich der spekulative An- und Verkauf bereits vorhandener Aktien und insbesondere auch die Emission neuer Aktien zu einem interessanten Geschäft.

Auch die Biedermann-Bank weitete ihr Engagement im Gründungs- und Beteiligungsgeschäft wieder erheblich aus, nachdem sie 1922 nur die Budapest Biedermannbankkommanditgesellschaft und die „Mefra“-AG für Garnerzeugung errichtet hatte.<sup>35</sup> Ebenso wurde das Engagement im Effektenhandel erheblich ausgedehnt. Die entsprechenden Geschäfte wickelte die Bank alleine oder im Rahmen von Syndikaten ab.<sup>36</sup>

Die Gründungen und Effekengeschäfte mögen einige Monate hindurch durchaus einträglich gewesen sein. Wie groß der Anteil der bei diesen Geschäften insgesamt anfallenden Differenzgewinne, Provisionen und Durchführungsentgelte war, der wirklich an die Bank entfiel, und welchen Anteil sich vorgelagerte Konsortien, Firmen und Einzelpersonen sichern konnten, läßt sich nicht mehr eruieren.

Überdies wurden durch die umfangreiche Gründungstätigkeit der Bank nicht nur Einnahmemöglichkeiten erschlossen, sondern sie brachte auch

durchaus problematische Konsequenzen hinsichtlich der Vermögensstruktur des Instituts mit sich. Ein großer werdender Teil des Vermögens war in Beteiligungen und in Kredite an die Gründer beziehungsweise die Gründungen gebunden. Die Konsortialbeteiligungen und Geschäftseinlagen versiebenfachten sich und über die Zusammensetzung des um den Faktor 8,3 ausgedehnten Postens „Debitoren“ machte man im Geschäftsbericht für 1923 überhaupt keine Angaben mehr, während man in den Vorjahren noch ausdrücklich versichert hatte, daß es sich dabei überwiegend um eher kurzfristige, kommerzielle Kredite handelte, die für das Unternehmen weiterhin eine hohe Liquidität gewährleisteten. Angesichts der liquiditätsmindernden Kapitalbindung und der undurchsichtigen Ertragslage kommentierte selbst die wirtschaftliche Wochenzeitschrift „Der österreichische Volkswirt“, die der Biedermann-Bank durchaus freundlich gesonnen war, die Bilanz 1923 mit folgenden Worten: „Welchen Gewinn diese Gründungen der Bank abwerfen ist nicht bekannt. Sicher ist, daß sie sowohl durch die Aktienbeteiligungen, wie durch die teilweise recht hohen Kredite, die sie in Anspruch nehmen, die Mittel der Bank in einer Weise binden, die in kritischen Zeiten der Verwaltung manche Sorgen bereiten dürfte.“<sup>37</sup>

Detailliertere Informationen als über die Gründungen und Effektengeschäfte liegen über die Vorgänge im Zusammenhang mit der Erhöhung des eigenen Aktienkapitals der Biedermann-Bank vor. Das Institut gab auch selbst in der Hausse-Periode ab dem Herbst 1922 in mehreren Etappen eigene, junge Aktien aus. Eine außerordentliche Generalversammlung am 24. August 1922 beschloß die bereits erwähnte Emission Numero III von Biedermann-Aktien. Man sah die Ausgabe von weiteren 1.250.000 Stück Aktien à 400 Kronen vor, um das Nominalkapital um 500 Millionen auf eine Milliarde Kronen zu erhöhen. Am 11. April 1923 genehmigte eine außerordentliche Generalversammlung weitere Erhöhungen um das Gesamtausmaß von bis zu zwei Milliarden Kronen auf bis zu drei Milliarden Kronen Grundkapital. Angesichts der steigenden Aktienkurse – auch der Kurse der Biedermann-Aktien – versprachen diese Emissionen enorme Erlöse.

Der Verkauf der jungen Aktien wurde aber in einer Weise abgewickelt, daß nur ein Teil der erzielbaren Verkaufserlöse dem Unternehmen selbst zufließte. Sowohl bei der Emission im Herbst 1922 als auch bei den folgenden wurden die jungen Aktien nicht direkt dem interessierten Publikum zum Kauf angeboten, sondern die Aktionäre und ein Emissionssyndikat erhielten die Aktien zu einem günstigeren Preis und konnten sie dann selbst verwerten. Emissionssyndikate sollen üblicherweise dem Zweck dienen, die sichere Platzierung einer Aktienausgabe zu gewährleisten, wofür sie Zugeständnisse hinsichtlich des Übernahmekurses erhalten.

Die Biedermann-Aktien wurden am 7. November 1922 an der Wiener Börse eingeführt. Ihr Kurs betrug damals 4.000 Kronen à 400 Kronen Nominalwert – mit steigender Tendenz. Im Jahr 1923 schnellte er auf bis zu 41.000 Kronen hinauf. Ab dem 22. September 1922 erfolgte die Emission III, die im

August 1922 beschlossen worden war. Den Aktionären wurde das Recht eingeräumt, insgesamt 625.000 Aktien mit einem Kurswert von ungefähr 4.000 Kronen pro Stück um 1.200 Kronen je Aktie zu erwerben. Die Aktionäre konnten somit Anteilsscheine mit einem Marktwert von etwa 2,5 Milliarden Kronen gegen Einzahlungen in die Firma von zusammen 750 Millionen Kronen erwerben. Eine gleich große Tranche erhielt zu den selben Bedingungen ein Syndikat aus der Biedermann-Bank nahestehenden Personen und Firmen. Es konnte den Syndikatszugehörigen im März 1923 488.802 Aktien zuweisen, für die diese nichts zu bezahlen hatten, weil sie aus dem enormen Agio der restlichen 136.198 Aktien mitfinanziert wurden. Der Syndikatsgewinn aus dieser Transaktion betrug somit mehr als zweieinhalb Milliarden Kronen (488.802 de facto Gratisaktien mit einem Kurswert von mittlerweile ungefähr 5.500 Kronen pro Stück), während der Biedermann-Bank nur die 250 Millionen Kronen Nominalkapital und ein Agio von 500 Millionen Kronen zuflossen.<sup>38</sup> Die Hauptbeteiligten an dem Syndikat waren die Anglo-Austrian Bank (12,7 %), Verwaltungsrat Julius G. Hepner (7,5 %), Vizepräsident Arthur Klein (12,4 %) sowie Präsident Joseph Schumpeter, Vizepräsident Gottfried Kunwald und Verwaltungsrat Max R. v. Anhauch mit je 6,2 %.<sup>39</sup>

Nach dem gleichen Muster lief die Emission IV im April 1923 ab. Wiederum erhielten die Aktionäre und das Syndikat jeweils 625.000 Aktien zu einem Kurs weit unter dem Börsenkurs. An der Börse wurden die Papiere zu dieser Zeit zirka mit 9.500 Kronen bewertet, die Aktionäre durften ihr Bezugsrecht für 3.600 Kronen pro Stück ausüben, das Syndikat führte an die Biedermann-Bank 3.850 Kronen je Aktie ab. Das war ein risikoloses Geschäft, weil das Syndikat bis Ende April umfangreiche Vorverkäufe zu Kursen von 8.000 bis 18.000 Kronen tätigen konnte. Georg Stern von der Bankkommission im Finanzministerium schätzte den Differenzgewinn des Syndikats auf ungefähr 4,3 Milliarden Kronen.<sup>40</sup> Die Bank erhielt für die vom Syndikat übernommenen Aktien insgesamt etwa 2,4 Milliarden Kronen.

Aus der dritten und vierten Emission flossen somit der Bank nur eine Milliarde eingezahltes Nominalkapital und rund fünf Milliarden Agio-Erlös zu, aus dem der Kapitals-Reservfonds alimentiert werden konnte, während das Syndikat einen Gewinn von mehr als 6,8 Milliarden Kronen erzielte.

Einen für das Unternehmen erfolgreicherer Augenschein hinterließ in der Bilanz für die Geschäftsperiode 1923 vorerst die fünfte Emission im Juni dieses Jahres. Damals sollten gleich 2.500.000 Aktien mit einem Nominalwert von zusammen einer Milliarde Kronen ausgegeben werden. Der Börsenkurs hatte sich in der Zwischenzeit auf ungefähr 15.000 Kronen erhöht, bei nach wie vor steigender Tendenz. Der Bezugskurs für die 1,250.000 Stück für die Aktionäre wurde mit 11.275 Kronen festgesetzt und der Preis für die 1,250.000 Syndikatsstücke betrug 14.300 Kronen je Aktie. Gemessen am Börsenkurs sollte somit dieses Mal wirklich ein großer Anteil der Emissionserlöse dem Bankunternehmen selbst zugute kommen. Insgesamt waren auf diese Weise die Einzahlung von einer Milliarde Nominalkapital und von einem Agio im

Ausmaß von mehr als dreißig Milliarden Kronen auf das Kapitals-Reserve-Konto zu erwarten.

Angesichts dieser Zahlen erschien die in der Jahresbilanz 1923 ausgewiesene „Kapitals-Reserve“ von 32,2 Milliarden Kronen durchaus plausibel. Bank-Insider wußten allerdings, daß sie nur ein Resultat von Bilanz-Kosmetik war.

Die fünfte Emission konnte nämlich nicht mehr erfolgreich plaziert werden. Zwar akquirierte das Syndikat von Mai bis Juli 1923 Vorbestellungen für beinahe 500.000 Aktien und der Kurs stieg weiter bis auf 41.000 Kronen, doch dann geriet der Verkauf ins Stocken und der Börsenkurs drohte zu verfallen. Damit trat genau jene Situation ein, in der ein Syndikat seine Schutzfunktion gegenüber dem Emittenten zu erfüllen hätte. Es hätte aus eigenen Mitteln die noch verkäuflichen Papiere zum vereinbarten Übernahmekurs erwerben müssen. Dies geschah jedoch nicht. Vielmehr blieben die Syndikalistinnen ihre Einzahlungen ab Juni 1923 schuldig und es erfolgte monatelang eine Kursstützung auf dem hohen Niveau vom Sommer 1923 mit Geldern der Bank selbst. Laut Erhebungen, die von der Bankkommission im Finanzministerium 1924 durchgeführt wurden, hat das Syndikat von Juli bis Dezember 1923 mehr als 314.000 Stück Aktien mit Bankmitteln aufgekauft. In der Biedermann-Bank wurden die entsprechenden Geldbeträge dem Syndikat als Kredit verbucht, für den auf Weisung von Dr. Kunwald ein Zinssatz von 36 Prozent verrechnet wurde. Insgesamt sollen auf diese Weise 25 bis 30 Milliarden Kronen an Bankmitteln für Rückkäufe zur Kurshaltung aufgewendet worden sein.<sup>41</sup> Das heißt der Jahresbilanz 1923, die auf der Passiva-Seite eine Kapitals-Reserve von 32,2 Milliarden Schilling auswies, standen bei den Vermögenswerten unter dem Titel „Debitoren“ Forderungen von 25 bis 30 Milliarden Kronen an das Syndikat gegenüber, deren Einbringlichkeit äußerst fraglich war. Außerdem trug die in den Büchern berechnete hohe Verzinsung dieses Betrages erheblich dazu bei, daß die Bank 1923 überhaupt einen Jahresgewinn ausweisen konnte.

## **Von der Unternehmenskrise zur Liquidation**

Bei der Revision, die durch die Bankkommission am 30. und 31. Mai 1924 durchgeführt wurde, traten aber nicht nur die Schwierigkeiten mit der letzten Aktienemission zutage, sondern der zuständige Beamte Hofrat Georg Stern wies behördenintern auch auf eine Reihe weiterer Problembereiche hin, zum Beispiel auf den damaligen bedenklichen Status des umfangreichen Schuldenkontos mit dem der Bankpräsident Joseph Schumpeter selbst bei dem Institut in der Kreide stand.<sup>42</sup>

Schumpeter stand bei der Biedermann-Bank ein großer Kreditrahmen zur Verfügung, den er zur Finanzierung eigener Geschäfte ausnutzte. Unter anderem war er in hohem Ausmaß an den Gründungen des Industriellen Rudolf Maria Braun-Stammfest beteiligt, den er aus seiner Schulzeit im There-

sianum kannte. Die Unternehmungen, die 1921/22 ins Leben gerufen worden waren und sich allesamt von Beginn an nur sehr schleppend entwickelt hatten, gerieten ab dem Jahreswechsel 1923/24 in immer größere Schwierigkeiten – der Zusammenbruch der Firmen wurde unausweichlich. Schumpeter war davon in zweifacher Hinsicht betroffen. Er hatte große Aktienpakete der Braun-Stammfestschen Gründungen erworben, die ihren Wert verloren und darüber hinaus hatte er auch eine Bürgschaft für zirka 1,8 Milliarden Kronen gegenüber der Wiener Kaufmannsbank für die Glasindustrie AG „Rudolfshütte“ von Braun-Stammfest übernommen. Diese Firma mußte zur Jahresmitte 1924 um ein Ausgleichsverfahren ansuchen und die Haftung Schumpeters wurde schlagend.<sup>43</sup> Außerdem hatte sich Schumpeter unter anderem auch an der umfangreichen Spekulationsaktion à la baisse gegen den Französischen Franc beteiligt, deren Scheitern im Frühjahr 1924 den Wiener Finanzplatz erschütterte.<sup>44</sup> Aufgrund dieser Einbußen sowie eines allgemeinen Wertverlustes seines Effektenbesitzes infolge des generellen Kursrückganges ab dem Jahreswechsel 1923/24 erhöhte sich der Debetsaldo auf über vier Milliarden Kronen.<sup>45</sup>

Hofrat Stern meinte anlässlich der Bankrevision überdies, nicht nur eine Verwicklung Schumpeters sondern auch der Biedermann-Bank selbst in die Braun-Stammfestschen Unternehmungen vermuten zu müssen.<sup>46</sup> Diese Annahme scheint aber nur sehr bedingt zutreffend gewesen zu sein. Die Biedermann-Bank war sowohl als Anteilsinhaber als auch als Kreditgeber nur in äußerst geringem Ausmaß mit dem Braun-Stammfest-Konzern verbunden. Jeberst geringem Ausmaß mit dem Braun-Stammfest-Konzern verbunden. Jedoch war eine ihrer Tochterbanken, die Wiener Handelskreditbank AG, so wohl in die Geschäfte des Braun-Stammfest-Konzerns als auch in die Franc-Spekulation erheblich involviert. Anlässlich eines Versuches, diese Bank zu sanieren, mußten Schumpeter und andere Verwaltungsräte große persönliche finanzielle Opfer bringen.<sup>47</sup> Die Biedermann-Bank selbst war vermutlich nicht zuletzt durch ihre bereits ab dem Jahresende 1923 angespannte Liquiditätsslage davon abgehalten worden, sich an der Franc-Spekulation und den Braun-Stammfestschen Unternehmungen zu beteiligen. Sie war also womöglich durch die eigene Finanznot vor noch größerem Schaden bewahrt worden. Jedenfalls stellte sich die Lage des Instituts im Frühjahr 1924 äußerst kritisch dar.

Abgesehen von der fiktiven Kapitalreserve von etwa 30 Milliarden Kronen waren der Biedermann-Bank per 24. Mai 1924 laut der Erhebung seitens der Bankkommission kaum noch Eigenmittel über das Grundkapital von 2,5 Milliarden Kronen hinaus verblieben. An Fremdmitteln verfügte sie über 104 Milliarden Termingelder, Taggelder und Kreditorengelder sowie über ungefähr 100 Milliarden Kronen Einlagen, die von der Nationalbank und staatlichen Stellen kamen.

Auf der Vermögensseite stand diesen Mitteln zum einen ein Besitz an Bargeld, Gebäuden sowie Wechseln und Effekten gegenüber, der mit 32 Milliarden Kronen bewertet wurde, wobei sich unter den Effekten neben relativ wertsicheren festverzinslichen Anleihen aber auch Papiere, deren Kurs im



raschen Sinken begriffen war, befanden. Zum anderen setzte sich das Vermögen aus Debitorenkonten zusammen, die sich am 24. Mai 1924 auf zusammen etwa 244 Milliarden Kronen beliefen. In einem Kommentar zur Jahresbilanz 1923 in der Zeitschrift „Der Österreichische Volkswirt“ vermutete man, daß von den Debitoren sicher etwa die Hälfte dem laufenden Geschäft zuzurechnen war, vom Rest nahm man aber an, daß die Hälfte in Effektedebitoren bestanden habe<sup>48</sup>, deren Bonität in der Krise wohl erheblich gelitten habe. Zu den Debitoren gehörten auch erwähnte Dubiosa wie das Emissionssyndikat und das Konto Schumpeter. Schwer lastete in der Krise auch der Konzern auf der Bank, der durch die Gründungstätigkeit 1923 noch erheblich ausgeweitet worden war. Viele der Unternehmen waren kaum mehr lebensfähig.<sup>49</sup> Auch wenn es sich dabei zumeist um kleinere Firmen handelte, gaben die Aktienbeteiligungen und die ausstehenden Kredite Anlaß zur Sorge.

Die Bilanz entsprach angesichts des hohen Anteils kurzfristiger, jederzeit abziehbarer Einlagen und des Ausmaßes nicht liquider Vermögensbestandteile bei weitem nicht der „goldenen Bankregel“. Überdies wäre bei einer seriöseren Bewertung der Aktiva vermutlich einzugestehen gewesen, daß dem ausgewiesenen Kapital keine hinlänglichen Vermögenswerte mehr gegenüberstanden. Hofrat Stern von der Bankkommission gelangte zur Ansicht, daß die Situation der Bank eigentlich bereits unvertretbar war. Sie konnte zu diesem Zeitpunkt die Geschäftstätigkeit nur noch aufgrund der großen Einlagen öffentlicher Gelder weiterführen. Akuter Sanierungsbedarf erschien gegeben.<sup>50</sup>

Verschärft wurde die Problematik dadurch, daß die Krise der Biedermann-Bank zu diesem Zeitpunkt keinen Einzelfall darstellte, sondern Österreich generell von einer Welle von Bankenzusammenbrüchen erfaßt wurde. Hatte es in Österreich 1919 etwa 180 Banken gegeben, so stieg ihre Anzahl bis 1923 auf mehr als 350 an. Infolge der Spekulationskrise ging sie dann bis 1927 wiederum auf etwa 190 zurück. Auch größere, renommierte Institute gerieten in Schwierigkeiten, wengleich vorläufig noch keine Wiener Großbanken zusammenbrachen.<sup>51</sup> Unter diesen Rahmenbedingungen wurde eine Sanierung nicht eben erleichtert. Die Anglo-Austrian Bank, die bis dahin als Großinstitut hinter der Biedermann-Bank gestanden war, neigte angesichts unbefriedigender eigener geschäftlicher Erfolge und der schlechten Entwicklung des österreichischen Bankgeschäfts allgemein mehr und mehr dazu, sich zurückzuziehen.<sup>52</sup> Sie war vorläufig noch Großaktionär der Biedermann-Bank, von ihr war jedoch nur noch beschränkte Unterstützung zu erwarten.

Trotzdem konnte im Verlauf des Jahres 1924 ein Sanierungspaket geschnürt werden. Es umfaßte Versuche, neues Kapital zu akquirieren und die Geschäftstätigkeit wiederum gemäß den ursprünglichen Grundsätzen der Bank zu ordnen. In personeller Hinsicht war es mit einem drastischen Abbau von Angestellten sowie mit einem teilweisen Wechsel in der Bankleitung verbunden.

Noch der alten Geschäftsführung gelang es, von der Anglo-Austrian Bank, die vermutlich auch dem Garantiesyndikat für die letzte, verkrachte Aktien-

emission angehört hatte, als letzte Hilfeleistung des renommierten Instituts Stützungsgelder im Ausmaß von etwa 30 Milliarden Kronen zu erlangen.<sup>53</sup>

Vor allem ermöglichten aber die erwähnten Einlagen staatlicher Stellen und der Nationalbank, daß die Geschäfte weitergeführt werden konnten. Nicht zuletzt aufgrund von Interventionen des Vizepräsidenten der Bank Gottfried Kunwald bei Finanzminister Viktor Kienböck deponierte das Finanzministerium im Laufe des Jahres 1923 15 Milliarden Kronen als Einlage und zog diese auch nicht ab, als das Institut in Schwierigkeiten geriet. Weiters eloziierten das Salzgeschäft der Österreichischen Bundesbahnen und die Generaldirektion der Österreichischen Bundesbahnen noch im Laufe des Jahres 1924 beträchtliche Summen. Bei der Bundesbahn hatte sich Direktor Dr. Alfred Treichl erfolgreich um die Gelder bemüht.

Das Gesamtbligo bei der Nationalbank stieg von 25 Milliarden Kronen zur Jahresmitte auf 84 Milliarden Kronen zum Jahresende 1924 an. Darunter befanden sich eine ausdrücklich als Stützungskredit gewährte Einlage von etwa 20 Milliarden Kronen, sowie Gelder, die gezielt für einige neue Geschäftsaktivitäten der Bank ab dem Jahr 1924 zur Verfügung gestellt wurden, auf die weiter unten noch einzugehen sein wird. Die Hilfestellung der Nationalbank erfolgte zum Teil im Rahmen der allen noch sanierbaren Banken gewährten Unterstützung, darüber hinaus stand man der Biedermann-Bank aber in besonders „munifizenter Weise“ zur Seite, um die öffentlichen Stellen vor einem Verlust ihrer Gelder bei einem eventuellen Zusammenbruch der Bank zu bewahren.<sup>54</sup>

Angesichts der anlaufenden Sanierungsbemühungen kam es dem Institut äußerst ungelegen, daß die Revisionsberichte der Bankkommission an die Öffentlichkeit gelangten. Die Zeitschrift „Die neue Wirtschaft“ publizierte am 4. Juni 1924 unter dem Titel „The Jungle“ den vollen Wortlaut der Berichte, die über diverse österreichische Banken, unter anderem auch über die Biedermann-Bank, angefertigt worden waren. Skandalblätter wie „Der Abend“ und den Banken gegenüber kritisch eingestellte Organe wie die „Arbeiter-Zeitung“ brachten im Gefolge weitere Artikel, die dem Vertrauen in die genannten Institute wohl nicht gerade förderlich waren.<sup>55</sup>

Neben den schädlichen Effekten scheinen diese Meldungen aber auch erzwungen zu haben, daß sich die Geschäftsführung mit gesteigerter Vehemenz der Sanierung zuwandte. Am 18. Juni trat der Verwaltungsrat zusammen, nachdem er zuvor beinahe ein Jahr lang keine Sitzung abgehalten hatte, obwohl diese laut Bankstatuten monatlich einzuberufen gewesen wären. Den Vorsitz hatte Präsident Schumpeter inne, den Ablauf der Sitzung bestimmte jedoch vor allem Vizepräsident Kunwald. Unter anderem verlas er einen Brief, den er an das Bundeskanzleramt abzusenden gedachte, in dem er alle von Hofrat Stern erhobenen Vorwürfe widerlegen wollte. Er bat die Versammlung, die Geschäftsleitung zu autorisieren, weitere entsprechende Schritte einzuleiten. Der Antrag wurde einstimmig angenommen.<sup>56</sup>

Der Brief wurde allerdings nie weitergeleitet und auch andere Schritte

blieben aus. Denn Kunwald ließ vor der Absendung der Beschwerde an den Bundeskanzler den Stand der Bank nochmals überprüfen und zu seinem Entsetzen mußte er erkennen, daß die Diagnose des Revisors den Tatsachen entsprach.<sup>57</sup>

Erst nun setzten weiterreichende Umstrukturierungsmaßnahmen ein. Bereits in der Sitzung am 18. Juni teilte Präsident Schumpeter mit, daß die Verwaltungsräte Dr. Rudolf Maria Braun-Stammfest<sup>58</sup> und Dr. Josef (Graf) Ezdorf<sup>59</sup> „aufgrund der derzeitigen Überbürdung mit anderen Agenden ihre Demissionsschreiben übermittelt haben.“<sup>60</sup>

Anstelle von Braun-Stammfest und Ezdorf traten Mehmed Emin und Justizrat Otto Kahn (München) ein, zwei Repräsentanten des Großaktionärs und wichtigen Kunden Kiazim Emin, Inhaber eines Tabakkonzerns.<sup>61</sup>

Im September 1924 mußte schließlich auch Joseph Schumpeter seine Position in der Bank aufgeben. Insbesondere soll diesbezüglich die Anglo-Austrian Bank noch ihren Einfluß geltend gemacht haben. Schumpeter hatte, als er die Präsidentenstelle erlangt hatte, als brillianter junger Ökonom und einflußreicher Ex-Minister gegolten, nunmehr wurde er als hochverschuldeter Lebemann mit extravaganten Gewohnheiten angesehen, der der Bank nur noch wenig von Nutzen sein konnte. Als Präsident folgte ihm vorläufig der nach wie vor politisch äußerst einflußreiche bisherige Vizepräsident Gottfried Kunwald nach. Ein allzu skandalöser Abgang konnte vermieden werden, indem die Bank Schumpeter weiterhin einen Kredit von einer Milliarde Kronen gewährte – die darüber hinausgehenden Verbindlichkeiten konnte er durch die finanzielle Hilfe einiger Freunde begleichen.<sup>62</sup>

Auch ein Rückzug der Repräsentanten der Anglo-Bank zeichnete sich ab. 1922 gehörten dem Verwaltungsrat noch vier Generalräte der Anglo-Oesterreichischen Bank an, zum Jahresende 1925 keiner mehr.<sup>63</sup>

Im Jahr 1925 trat der Banker Robert Schoeller, der ein umfangreiches Aktienpaket erwarb, als neue leitende Person auf den Plan. Dem Engagement Schoellers waren mehrmonatige Verhandlungen vorausgegangen, die zur Bildung einer Gruppe von in- und ausländischen Interessenten unter seiner Leitung führten, die auch in Aussicht nahm, der Bank neue Eigenmittel durch eine Kapitalerhöhung zuzuführen. In einer Verwaltungsratssitzung am 6. Juli 1925 wurde Schoeller intern zum neuen Präsidenten gewählt, mit der offiziellen Verlautbarung dieses Wechsels wollte man noch bis zur ersten Verwaltungsratssitzung nach der nächsten Generalversammlung zuwarten. Zugleich gründete man ein Exekutivkomitee, dem der designierte Präsident Robert Schoeller, Direktor Alfred Treichl, Direktor Isidor Modern und Vizepräsident Arthur Klein angehörten. Gottfried Kunwald wollte aus Gesundheitsgründen nur noch als Berater zur Verfügung stehen.

Schoeller kündigte an, daß die neue Gruppe eine Kapitalerhöhung um 1.875 Millionen Schilling vorzunehmen gedachte, wobei den alten Aktionären auch ihrem bisherigen Anteil entsprechende Bezugsmöglichkeiten gewährleistet werden würden. Außerdem präsentierte er seine Vorstellungen

bezüglich der anzustrebenden weiteren Entwicklung des Instituts. Er erklärte, „daß er es in seiner neuen Stelle als seine Hauptaufgabe betrachte, dafür zu sorgen, daß die Bank sich der Verwaltung fremden Kapitals und der Pflege des Kommittentengeschäfts widme und sich für die Dauer der wirtschaftlichen Krise von industriellen Beteiligungen und Nostrogeschäften im wesentlichen fernzuhalten.“<sup>64</sup>

Am 23. Juli 1925 fand eine Generalversammlung statt, der die Bilanz pro 1924 sowie die Goldbilanz für den 1. Jänner 1925 präsentiert wurde und die Robert Schoeller offiziell in den Verwaltungsrat berief.

In der Bilanz für das Geschäftsjahr 1924 gestand die Bank nun Kapitaleinbußen in ungefähr jenem Ausmaß ein, das Hofrat Stern bereits im Mai 1924 diagnostiziert hatte: Der Kapitalreservefonds, dessen Dotierung man 1923 noch mit 32,21 Milliarden Kronen angegeben hatte, belief sich 1924 nur noch auf 2,16 Milliarden Kronen. Als Erklärung für diesen Mißerfolg war im Jahresbericht zu lesen, daß das Institut durch die Effektenentwertung im Jahr 1924, durch die damit verbundenen Einbußen im Effekten-Kommissionsgeschäft sowie auch durch Abschreibungsbedarf im kommerziellen Kreditgeschäft erhebliche Verluste erlitten hatte.<sup>65</sup>

Die Schilling-Bilanz für den ersten Jänner 1925 nach dem Goldbilanzgesetz war auf der Grundlage der Bilanz pro 1924 erstellt. Durch eine Erhöhung der Bewertung des Realitätenbesitzes (Bankgebäude samt Inventar) von 3,5 Milliarden Kronen (350.000 Schilling) auf 800.000 Schilling<sup>66</sup> konnte man allerdings das ausgewiesene Eigenkapital<sup>67</sup>, das sich in der Jahresbilanz 1924 auf 7,2 Milliarden Kronen (720.000 Schilling) belief, nunmehr mit 1,3 Millionen Schilling beziffern. Man zeichnete somit in der Eröffnungsbilanz 1925 ein etwas optimistischeres Bild vom Status der Bank als in der Jahresbilanz 1924. Gab man in der Aufstellung für den 31. Dezember 1924 noch zu, daß gegenüber den in der Jahresbilanz 1923 präsentierten Zahlen 83 Prozent des Eigenkapitals verloren gegangen waren, so machte diese Einbuße nach der Bilanz für den 1. Jänner 1925 nur noch 73 Prozent aus.<sup>68</sup> Vom verbliebenen Rest des Eigenvermögens wurden 625.000 Schilling als Aktienkapital und 625.000 Schilling als ordentlicher beziehungsweise außerordentlicher Reservefonds in die Bilanz eingestellt.

Bald nachdem die Geschäftsleitung mit dieser Bilanz der Öffentlichkeit das Bild einer schmerzhaften Konsolidierung präsentiert hatte, zeichneten sich neue schwere Probleme für das Institut ab.

Am 16. 10. 1925 berichtete die Arbeiter-Zeitung unter dem Titel „Unsauberes, Unappetitliches ...“: „Die Biedermann-Bank hat sich immer besonderer Gunst des Staates erfreut. Als die allgemeine Krise auch die Biedermann-Bank in Gefahr brachte, hat die Regierung alle möglichen staatlichen Stellen veranlaßt, ihr Geld bei dieser Bank einzulegen. Große Guthaben des Finanzministeriums, des Salzmonopols (in Wahrheit Salzgeschäft der Bundesbahnen – A. R.), der Bundesbahnen und der Nationalbank (die ja keine „staatliche Stelle“ ist – A. R.) haben die Biedermann-Bank über Wasser gehalten.“

Weiters behauptete man in dem Artikel, daß bei den Aktienemissionen im Jahre 1923 von den Aufsichtsbehörden zu niedrige Ausgabekurse gewährt worden seien, wodurch sich die Syndikalisten überproportionale Agio-Gewinne aneignen hätten können. Die Biedermann-Bank habe Politikern persönliche Vergünstigungen gewährt, um diese zu bewegen, zugunsten des Instituts bei öffentlichen Stellen zu intervenieren. Namentlich genannt wurde der christlichsoziale Abgeordnete Dr. Heinrich Mataja.<sup>69</sup> Auf diesen Artikel in der Arbeiter-Zeitung folgte eine Fülle weiterer Meldungen in anderen Periodika. Zeitungen wie „Der Morgen“ und „Der Abend“ brachten groß aufgemachte Artikel.<sup>70</sup> Die „Neue Freie Presse“ forderte die vollständige Aufklärung aller Vorgänge, warnte zugleich aber auch angesichts der Tatsache, daß die Beschuldigungen von einer oppositionellen Parteizeitung ausgegangen waren, vor einer einseitigen „Darstellung, mit welcher Tendenz immer“.<sup>71</sup>

Vom Parlament wurde ein Untersuchungsausschuß eingesetzt, der am 27. November einen schriftlichen Bericht vorlegte. Daraus ging unter anderem zwar hervor, daß das Finanzministerium im Jahr 1923 bei der Biedermann-Bank viel mehr Geld eloziert hatte als bei jeder anderen österreichischen Bank und andere Bundesstellen noch 1924, nach Bekanntwerden der Unternehmenskrise, große Summen bei dem Institut einlegten.<sup>72</sup> Man befand aber, daß weder im Zusammenhang mit der Einlage öffentlicher Gelder noch bei der Genehmigung der Aktienemissionen Gesetzesverfehlungen nachgewiesen werden konnten. Weiters habe man keine Beweise gefunden, daß der Abgeordnete Mataja durch Zuwendungen der Biedermann-Bank zu Interventionen zugunsten des Instituts bewogen worden sei.<sup>73</sup> Die sozialdemokratischen Mitglieder des Untersuchungsausschusses bestanden aber darauf, daß dem Text ein Minderheitsbericht beigelegt wurde. Darin hielt man in schärferen Worten fest, daß die Biedermann-Bank bei der Elozierung staatlicher Gelder „in ungehöriger Weise begünstigt worden“ sei und daß die 1923 genehmigten Emissionskurse auffallend niedrig gewesen seien. Allerdings behauptete man auch hier keine Gesetzeswidrigkeiten.<sup>74</sup>

Juristisch konnten sich die Biedermann-Bank und die betroffenen christlichsozialen Politiker gegen die Angriffe der sozialdemokratischen Opposition behaupten. Für die Bank, die gerade versuchte, sich nach den Schwierigkeiten im Jahr 1924 wieder zu konsolidieren und das Vertrauen des Publikums zurückzugewinnen, kam die Affaire jedoch äußerst ungelegen. Nicht zuletzt auch deswegen, weil das Institut ja nach wie vor enorme staatliche Einlagen verwaltete und noch immer nicht in der Lage gewesen wäre, diese rasch zurückzuerstatten. Erste Vereinbarungen über verkraftbare Rückzahlungen hatte man bereits im Frühjahr 1925 getroffen. Nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit nun erneut auf die staatlichen Einlagen gelenkt worden war, mußten wiederum monatelange Verhandlungen geführt werden, ehe sich schließlich die Vertreter des Bundes und der Bundesbahnen im Oktober 1926 bereiterklärten, einen Rückzahlungsmodus für ihre Einlagen zu akzep-

tieren, der an die jeweilige Liquiditätslage des Instituts gekoppelt war. Die Biedermann-Bank hatte sich im Gegenzug aber einer verstärkten Kontrolle durch die staatlichen Forderungsinhaber zu unterwerfen. Als Treuhänder der öffentlichen Stellen wurden Sektionschef Dr. Karl Pollák, Vizepräsident des Kreditinstitutes für öffentlichen Arbeiten und Unternehmungen, sowie der Direktor dieser Bank Dr. Emil Pereles in den Vorstand der Biedermann-Bank kooptiert.<sup>75</sup>

Generell nahmen die Ergebnisse der Geschäftstätigkeit 1925 und 1926 nicht den von der Bankleitung erhofften Aufschwung. Der Industriekonzern erwies sich weiterhin mehr als Last denn als Einnahmequelle und die Umsätze und Erträge des laufenden Bankgeschäfts stagnierten auf einem niedrigen Niveau.<sup>76</sup> Einzig der Großaktionär Kiazim Emin vermochte dem Institut einigermaßen einträgliche Verdienstmöglichkeiten zukommen zu lassen. Er wickelte im Zusammenhang mit seinen Tabakgeschäften umfangreiche Wechseltransaktionen über die Biedermann-Bank ab. Die Österreichische Tabakregie übte jedoch zunehmenden Druck dahingehend aus, daß er sich eines kapitalstärkeren, vertrauenswürdigeren Instituts bedienen sollte. Vorläufig konnte sich die Biedermann-Bank diese Einnahmen noch sichern, weil ihr dafür die Nationalbank im Jahr 1924 einen weiteren Spezialkredit im Ausmaß von mehr als 20 Milliarden Kronen gewährte.<sup>77</sup> Doch bald nach der „Mataja-Affaire“ verlor die Biedermann-Bank auch dieses Geschäft und Kiazim Emin zog sich sukzessive zurück.<sup>78</sup>

Die größten Hoffnungen hinsichtlich neuer Verdienstmöglichkeiten setzte die Geschäftsführung der Biedermann-Bank bei der Neuordnung der Geschäfte im Jahr 1924 in eine Kooperation mit der amerikanischen Bankfirma Morgan, Livermore & Co. In der Verwaltungsratsitzung am 18. Juni 1924 brachte Vizepräsident Kunwald zur Kenntnis, daß mit dem New Yorker Bankhaus abschlußreife Verhandlungen geführt worden seien, mit dem Zweck, gemeinsam festverzinsliche österreichische Obligationen in Amerika zu platzieren. Tatsächlich gelang es bald darauf, eine Anleihe der Newag mit einem Nominale von drei Millionen Dollar aufzulegen. Allerdings verlangte Morgan, Livermore & Co. von seinem Wiener Geschäftspartner eine Kommanditeinlage in das New Yorker Unternehmen im Ausmaß von 25 Prozent der Anleihe summe, somit von 750.000 Dollar<sup>79</sup>. Das waren umgerechnet mehr als 50 Milliarden Kronen (fünf Millionen Schilling). Die Biedermann-Bank verfügte alleine nicht über diese Mittel, konnte sie jedoch mithilfe der Nationalbank und des Dorotheums beschaffen. Die Nationalbank gewährte zusätzlich zum Stützungskredit für dieses Geschäft etwa 20 Milliarden Kronen (2 Millionen Schilling) und die Pfandleihanstalt Dorotheum, die 1923 auch eine Bankabteilung eröffnet hatte,<sup>80</sup> stellte die gleiche Summe zur Verfügung.<sup>81</sup> Die Biedermann-Bank mußte Haftungen für diese Gelder übernehmen.

1925 zeichnete sich ab, daß sich auch dieses Geschäft zum Fiasko entwickelte. Morgan, Livermore & Co. agierte äußerst glücklos. Das Bankhaus kooperierte mit anderen New Yorker Banken, unter anderem mit der Firma J.

Lissmann, mit der es gemeinsam die Newag-Obligationen plazierte. Bald nach der Ausgabe sank der Kurs dieser Papiere aufgrund ungünstiger Nachrichten über die Newag und die Biedermann-Bank erheblich, woraufhin sich J. Lissmann von Morgan, Livermore & Co. und der Biedermann-Bank trennte und selbst – in Zusammenarbeit mit der Niederösterreichischen Eskomptegesellschaft – als erfolgreicherer Konkurrent bei der Vermittlung von Krediten aus den USA nach Österreich auftrat. Zum Beispiel wurde diesen Firmen die Begebung der niederösterreichischen Landesanleihe übertragen, um die sich auch die Biedermann-Bank gemeinsam mit Morgan, Livermore & Co. beworben hatte.<sup>82</sup> Die Einlage der österreichischen Gelder hätte dazu dienen sollen, im New Yorker Bankhaus eine eigene Österreich-Abteilung zu gründen. Diese nahm jedoch ihre Geschäftstätigkeit nie auf.<sup>83</sup> Morgan, Livermore & Co. leistete keinerlei Gewinnausschüttungen auf die Geschäftseinlagen und trat 1925 in Liquidation.<sup>84</sup> Zwar gelang es 1926 in Paris mit Repräsentanten von Morgan, Livermore & Co. zu vereinbaren, daß die Kommanditeinlage in einen rückzahlbaren Kredit umgewandelt werden sollte,<sup>85</sup> als jedoch schließlich die Nationalbank die Interessen der drei involvierten österreichischen Institute in New York im Prozeßweg zu verfolgen versuchte, bestritt der Trustee die Verbindlichkeit dieser Zusage und verweigerte die Auszahlung mit dem Hinweis, daß es sich bei den Geldern um eine Einlage handelte.<sup>86</sup>

In der letzten den Aktionären präsentierten Bilanz, vom 31. Dezember 1925, wies die Biedermann-Bank ein Gesamtvermögen von 11,82 Millionen Schilling aus. Den größten Vermögensbestandteil bildete die Beteiligung bei Morgan, Livermore & Co. Obwohl es sich dabei zu diesem Zeitpunkt noch unbestrittenermaßen um eine Kommanditeinlage handelte, deren aktueller Wert allerdings immer zweifelhafter wurde, subsumierte man ihn in der Bilanz unter dem Posten „Debitoren“.<sup>87</sup>

Gegen Jahresende 1926 mußte man intern endgültig den unhaltbaren Status der Biedermann-Bank erkennen. Die seit 1925 in Aussicht genommenen Kapitalerhöhungen durch die von Schoeller umworbenen in- und ausländischen Investoren waren nicht zustande gekommen, der Geschäftsgang blieb extrem schwach und die große Beteiligung in New York entwickelte sich zu einem riesigen Verlust. 1926 trachtete man die Lage noch durch eine Fusion mit einer stärkeren Bank zu retten. Präsident Schoeller mußte dem Exekutivkomitee und dem Verwaltungsrat am 14. Dezember 1926 jedoch mitteilen, daß entsprechende Verhandlungen mit der Allgemeinen Verkehrsbank und der Bodenkreditanstalt zu keinen Ergebnissen geführt hatten. Natürlich waren auch neue Eigenmittel unter diesen Umständen nicht mehr zu erlangen.

Ein Buchprüfer stellte gegen Jahresende 1926 fest, daß sich die Aktiven der Bank nur auf ungefähr 400.000 Schilling beliefen, während die Passiven ohne das Aktienkapital 988.000 Schilling ausmachten. Bei dieser Aufstellung war aber bereits vorausgesetzt, daß es der Bank gelingen würde, mit ihren Hauptgläubigern (Bundesbahnen, Nationalbank, Dorotheum) ein Arrange-

ment zu treffen, wonach sich diese mit ihren hypothekarischen Sicherheiten begnügten und auf die darüber hinausgehenden Garantien der Bank verzichteten. Die Bank befand sich im statu cridae, jegliche weitere Zahlungen an nicht privilegierte Gläubiger wären unter diesen Umständen bereits eine strafrechtliche Verfehlung der Geschäftsleitung gewesen. Unter der Voraussetzung, daß die Hauptgläubiger auf die angebotenen Arrangements eingingen, konnte man den übrigen Kreditoren eine Quote von 35 Prozent anbieten. Besonders dringlich war zuvor aber noch, daß das Geld für ein Depot der Deutschen Bank von 20.000 Mark aufgebracht wurde, für dessen Dekkung gesetzwidrigerweise Kommittenteneffekten herangezogen worden waren.<sup>88</sup>

Als letzte Maßnahme blieb noch übrig, eine Generalversammlung einzuberufen, die die Liquidation der Bank zu beschließen hatte. Doch selbst zu diesem Schritt war man kaum noch imstande. Für den 31. Dezember 1926 wurde eine Generalversammlung der Aktionäre anberaumt, zu der jedoch so wenig Miteigentümer erschienen, daß sie nicht beschlußfähig war und somit auch den Antrag auf Liquidation nicht annehmen konnte. Dafür fand dann am 10. Jänner 1927 eine turbulente Generalversammlung unter großer Beteiligung der Kleinaktionäre und der Angestellten statt. Nationalrat Allina, der als Vertreter der Bankangestellten an der Versammlung teilnahm, kritisierte insbesondere, daß die „Verträge (mit Morgan, Livermore & Co.) so schluderhaft gemacht worden seien“ und er verlangte daß „alle Rückforderungsansprüche an die frühere Geschäftsleitung ... rücksichtslos geltend gemacht würden“. Der Aktionärsverein schloß sich dieser Forderung an. Obwohl man der Versammlung keine Liquidationsbilanz präsentierte, stimmte sie schließlich dem Liquidationsbeschluß bei Stimmenthaltung der Kleinaktionäre und der „Beamten“ zu.<sup>89</sup>

Als Liquidatoren wurden Dr. Eugen Witrofsky, Dr. Ludwig Marcus, Dr. Friedrich Grau, Adolf Samet und Gustav Rosenberg bestimmt. Dem Aufsichtskomitee während der Liquidation gehörten Robert Schoeller, Dr. Alfred Treichl, Arthur Klein, Josef Pisker und Dr. Hoffmannsthal an.<sup>90</sup>

Im Zuge der Liquidation in den folgenden Wochen und Monaten mußten die Verwaltungsratsmitglieder persönliche finanzielle Opfer bringen. Zum Beispiel hatte Gottfried Kunwald 50.000 Schilling zum Sanierungsfonds beizutragen. Er sah sich dadurch seinerseits gezwungen, seine noch ausstehenden Gelder von Joseph Schumpeter zurückzufordern. Schumpeter geriet somit noch einmal in eine prekäre finanzielle Situation, weil er nun gleichzeitig sowohl diese privaten Schulden als auch den noch offenen Betrag auf seinem Biedermann-Konto begleichen mußte.<sup>91</sup>

Trotz der finanziellen Beiträge des Verwaltungsrates erwies sich, daß die staatlichen Einlagen tatsächlich zu einem großen Teil verloren waren.<sup>92</sup> Das Dorotheum versuchte noch bis ins Jahr 1931 Haftungsansprüche geltend zu machen. Die Bemühungen blieben jedoch weitgehend erfolglos.<sup>93</sup> Den kleineren Gläubigern konnte die angebotene Quote ausbezahlt werden, der größ-



te private Kunde und Großaktionär Kiazim Emin hatte zu diesem Zeitpunkt seine Konten bereits aufgelöst.<sup>94</sup> Da das Institut kaum über Publikums-Einlagen verfügt hatte und somit keine große Zahl „kleiner Sparer“ betroffen war, ging die Liquidation vonstatten, ohne größeres Interesse in der breiteren Öffentlichkeit zu erregen.<sup>95</sup> Handelsgerichtlich gelöscht wurde die Firma schließlich am 31. Dezember 1931.<sup>96</sup> Auf die Aktionäre entfiel bei der Liquidation keine Quote.<sup>97</sup> Besonders schmerzlich muß dies für Arthur Klein und Robert Schoeller gewesen sein. Klein war der Haupteigentümer des alten Bankhauses Biedermann gewesen und er hatte den Großteil seines Vermögens in die Aktienbank eingebracht. Schoeller war erst 1925, also nachdem bereits von der alten Geschäftsleitung der in den Untergang führende Entwicklungspfad eingeschlagen worden war, in die Firma eingetreten und hatte noch ein großes Aktienpaket erworben. Ihm war es nicht mehr gelungen, das Steuer herumzureißen.

## Resumee

Die Gründer der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft hatten 1921 als Hauptargument für die Genehmigung ihres Unternehmens durch die staatlichen Behörden angeführt, daß zur Zeit eine Vielzahl von Banken entstehe, die nur von außerordentlichen, spekulativen Geschäften lebten und in wenigen Jahren wieder zugrundegehen müßten. Daher sei es im Interesse der österreichischen Volkswirtschaft wünschenswert, ein Institut zu errichten, das sich gemäß solider „englischer“ Bankgepflogenheiten abseits dieser Geschäfte halte und in der zu erwartenden Bankenkrise der österreichischen Wirtschaft als zuverlässiges Finanzdienstleistungsunternehmen zur Verfügung stehe. Die genehmigenden Behörden stimmten der Bankengründung zu, vermutlich nicht zuletzt, weil der ehemalige Staatssekretär für Finanzen Joseph Schumpeter Präsident des neuen Instituts werden sollte.

In der Inflationszeit bis 1922 scheint sich die Biedermann-Bank tatsächlich in geringerem Ausmaß als manche andere Bankfirmen an den damals gebräuchlichen, teilweise am Rande der Legalität abgewickelten Devisenspekulationen beteiligt zu haben. Sie mußte dafür ihren Aktionären ein schlechteres Geschäftsergebnis als die Konkurrenzinstitute präsentieren.

1923 – im Jahre der Hausse-Spekulationen am Wiener Platz – beteiligte sich die Biedermann-Bank in großem Umfang an Gründungs- und Effekten-geschäften. Als die Kurse um die Jahreswende 1923/24 einbrachen, erwies sich die Bindung von Mitteln im Rahmen von diversen Syndikaten, in Form von Beteiligungen im eigenen Portefeuille sowie von großen Investitionskrediten an nahestehende Industriefirmen als große Verlustquelle. Weiters hatte man es 1923 verabsäumt, die günstigen Bedingungen am Effektenmarkt für eine größtmögliche Stärkung der Eigenmittel der Bank zu nutzen. Bei den Aktienemissionen Numero III und IV, die nach der Währungssanierung bei rasch steigenden Kursen und in einem aufnahmefähigen Markt durchge-

ment zu treffen, wonach sich diese mit ihren hypothekarischen Sicherheiten begnügten und auf die darüber hinausgehenden Garantien der Bank verzichteten. Die Bank befand sich im statu cridae, jegliche weitere Zahlungen an nicht privilegierte Gläubiger wären unter diesen Umständen bereits eine strafrechtliche Verfehlung der Geschäftsleitung gewesen. Unter der Voraussetzung, daß die Hauptgläubiger auf die angebotenen Arrangements eingingen, konnte man den übrigen Kreditoren eine Quote von 35 Prozent anbieten. Besonders dringlich war zuvor aber noch, daß das Geld für ein Depot der Deutschen Bank von 20.000 Mark aufgebracht wurde, für dessen Deckung gesetzwidrigerweise Kommittenteneffekten herangezogen worden waren.<sup>88</sup>

Als letzte Maßnahme blieb noch übrig, eine Generalversammlung einzu-berufen, die die Liquidation der Bank zu beschließen hatte. Doch selbst zu diesem Schritt war man kaum noch imstande. Für den 31. Dezember 1926 wurde eine Generalversammlung der Aktionäre anberaumt, zu der jedoch so wenig Miteigentümer erschienen, daß sie nicht beschlußfähig war und somit auch den Antrag auf Liquidation nicht annehmen konnte. Dafür fand dann am 10. Jänner 1927 eine turbulente Generalversammlung unter großer Beteiligung der Kleinaktionäre und der Angestellten statt. Nationalrat Allina, der als Vertreter der Bankangestellten an der Versammlung teilnahm, kritisierte insbesondere, daß die „Verträge (mit Morgan, Livermore & Co.) so schluderhaft gemacht worden seien“ und er verlangte daß „alle Rückforderungsansprüche an die frühere Geschäftsleitung ... rücksichtslos geltend gemacht würden“. Der Aktionärsverein schloß sich dieser Forderung an. Obwohl man der Versammlung keine Liquidationsbilanz präsentierte, stimmte sie schließlich dem Liquidationsbeschluß bei Stimmenthaltung der Kleinaktionäre und der „Beamten“ zu.<sup>89</sup>

Als Liquidatoren wurden Dr. Eugen Witrofsky, Dr. Ludwig Marcus, Dr. Friedrich Grau, Adolf Samet und Gustav Rosenberg bestimmt. Dem Aufsichtskomitee während der Liquidation gehörten Robert Schoeller, Dr. Alfred Treichl, Arthur Klein, Josef Pisker und Dr. Hoffmannsthal an.<sup>90</sup>

Im Zuge der Liquidation in den folgenden Wochen und Monaten mußten die Verwaltungsratsmitglieder persönliche finanzielle Opfer bringen. Zum Beispiel hatte Gottfried Kunwald 50.000 Schilling zum Sanierungsfonds beizutragen. Er sah sich dadurch seinerseits gezwungen, seine noch ausstehenden Gelder von Joseph Schumpeter zurückzufordern. Schumpeter geriet somit noch einmal in eine prekäre finanzielle Situation, weil er nun gleichzeitig sowohl diese privaten Schulden als auch den noch offenen Betrag auf seinem Biedermann-Konto begleichen mußte.<sup>91</sup>

Trotz der finanziellen Beiträge des Verwaltungsrates erwies sich, daß die staatlichen Einlagen tatsächlich zu einem großen Teil verloren waren.<sup>92</sup> Das Dorotheum versuchte noch bis ins Jahr 1931 Haftungsansprüche geltend zu machen. Die Bemühungen blieben jedoch weitgehend erfolglos.<sup>93</sup> Den kleineren Gläubigern konnte die angebotene Quote ausbezahlt werden, der größ-

te private Kunde und Großaktionär Kiazim Emin hatte zu diesem Zeitpunkt seine Konten bereits aufgelöst.<sup>94</sup> Da das Institut kaum über Publikums-Einlagen verfügt hatte und somit keine große Zahl „kleiner Sparer“ betroffen war, ging die Liquidation vorstatten, ohne größeres Interesse in der breiteren Öffentlichkeit zu erregen.<sup>95</sup> Handelsgerichtlich gelöscht wurde die Firma schließlich am 31. Dezember 1931.<sup>96</sup> Auf die Aktionäre entfiel bei der Liquidation keine Quote.<sup>97</sup> Besonders schmerzlich muß dies für Arthur Klein und Robert Schoeller gewesen sein. Klein war der Haupteigentümer des alten Bankhauses Biedermann gewesen und er hatte den Großteil seines Vermögens in die Aktienbank eingebracht. Schoeller war erst 1925, also nachdem bereits von der alten Geschäftsleitung der in den Untergang führende Entwicklungspfad eingeschlagen worden war, in die Firma eingetreten und hatte noch ein großes Aktienpaket erworben. Ihm war es nicht mehr gelungen, das Steuer herumzureißen.

## Resumee

Die Gründer der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft hatten 1921 als Hauptargument für die Genehmigung ihres Unternehmens durch die staatlichen Behörden angeführt, daß zur Zeit eine Vielzahl von Banken entstehe, die nur von außerordentlichen, spekulativen Geschäften lebten und in wenigen Jahren wieder zugrundegehen müßten. Daher sei es im Interesse der österreichischen Volkswirtschaft wünschenswert, ein Institut zu errichten, das sich gemäß solider „englischer“ Bankgepflogenheiten abseits dieser Geschäfte halte und in der zu erwartenden Bankenkrise der österreichischen Wirtschaft als zuverlässiges Finanzdienstleistungsunternehmen zur Verfügung stehe. Die genehmigenden Behörden stimmten der Bankengründung zu, vermutlich nicht zuletzt, weil der ehemalige Staatssekretär für Finanzen Joseph Schumpeter Präsident des neuen Instituts werden sollte.

In der Inflationszeit bis 1922 scheint sich die Biedermann-Bank tatsächlich in geringerem Ausmaß als manche andere Bankfirmen an den damals gebräuchlichen, teilweise am Rande der Legalität abgewickelten Devisenspekulationen beteiligt zu haben. Sie mußte dafür ihren Aktionären ein schlechteres Geschäftsergebnis als die Konkurrenzinstitute präsentieren.

1923 – im Jahre der Hausse-Spekulationen am Wiener Platz – beteiligte sich die Biedermann-Bank in großem Umfang an Gründungs- und Effekten-geschäften. Als die Kurse um die Jahreswende 1923/24 einbrachen, erwies sich die Bindung von Mitteln im Rahmen von diversen Syndikaten, in Form von Beteiligungen im eigenen Portefeuille sowie von großen Investitionskrediten an nahestehende Industriefirmen als große Verlustquelle. Weiters hatte man es 1923 verabsäumt, die günstigen Bedingungen am Effektenmarkt für eine größtmögliche Stärkung der Eigenmittel der Bank zu nutzen. Bei den Aktienemissionen Numero III und IV, die nach der Währungsanierung bei rasch steigenden Kursen und in einem aufnahmefähigen Markt durchge-

führt wurden, ließ man es zu, daß sich Emissionssyndikate, denen die Anglo-Austrian Bank sowie leitende Funktionäre der Biedermann-Bank und der Anglo-Austrian Bank angehörten, einen großen Teil der Verkaufserlöse sichern konnten und dieser nicht dem Institut selbst zufließ. Als der Aktienverkauf bei der Emission V stockte, erfüllte das Syndikat seine Aufgabe nicht, die Anteilsscheine zum vereinbarten Kurs zu übernehmen, vielmehr wurde die Bank mit umfangreichen Stützungsmaßnahmen belastet.

Mit der Geschäftspolitik 1923 waren im Gegensatz zu den Ankündigungen in der Bewerbung um die Banklizenz denkbar schlechte Voraussetzungen geschaffen worden, um die Bankenkrise 1924 überstehen zu können. Zu Jahresbeginn 1924 konnte das Institut seine Geschäfte nur noch weiterführen, weil das Finanzministerium 1923 staatliche Gelder im Ausmaß von insgesamt 15 Milliarden Kronen eloziiert hatte. 1924 vermochte die Geschäftsführung weitere umfangreiche Einlagen öffentlicher Stellen zu erlangen und die Nationalbank gewährte bedeutende Mittel. 1925 erwarb der Bankier Robert Schoeller ein großes Aktienpaket und er übernahm die Führung des Instituts. Alle Versuche ab 1924, die Bank wieder flott zu machen, scheiterten jedoch. Ein großes Geschäft mit dem New Yorker Bankhaus Morgan, Livermore & Co. erwies sich als teurer Fehlschlag, die heimischen, laufenden Bankgeschäfte kamen nicht in Schwung, eine angestrebte Kapitalerhöhung konnte nicht verwirklicht werden.

Die Biedermann-Bank hatte somit 1921/22 durch das Festhalten an ihren „englischen“ Grundsätzen an den außerordentlichen Gewinnmöglichkeiten der Inflationsgeschäfte kaum partizipiert und 1923/24 dann durch das Abwenden von dieser Geschäftspolitik erst recht enorme Verluste mit dem Zusammenbruch der Hausse-Spekulation erlitten. Danach führte sie – abgesehen vom Riesenverlust mit Morgan, Livermore & Co. – mehr oder weniger nur noch ein geschäftliches Scheindasein – bis zum offiziellen Schlußpunkt, der Liquidation ab 1927, die mit schweren Einbußen für die staatlichen Geldgeber und die Nationalbank sowie einem Totalverlust des Aktienkapitals endete.

## ANMERKUNGEN

- 1 Dieser Aufsatz ist das erste Ergebnis einer umfangreicheren Studie über die Geschäftsaktivitäten von Joseph A. Schumpeter in den frühen zwanziger Jahren.
- 2 Karl Ausch, *Als die Banken fielen. Zur Soziologie der politischen Korruption*, Wien, Frankfurt, Zürich 1968, 192 ff.
- 3 R. Loring Allen, *Opening Doors. The Life and Work of Joseph Schumpeter*, 2 Bände, New Brunswick 1990, Band 1, 184 ff; Wolfgang F. Stolper, *Joseph Alois Schumpeter. The Public Life of a Private Man*, Princeton 1994, 306 ff; Richard Swedberg, *Joseph A. Schumpeter. Eine Biographie*, Stuttgart 1994, 99 ff.
- 4 Dieter Stiefel, *Österreich, in: Europäische Bankengeschichte*, hg. von Hans Pohl, Frankfurt am Main 1993, 438; Fritz Weber, *Vor dem großen Krach. Die Krise des österreichischen Bankwesens in den zwanziger Jahren*, Habilitationsschrift, Wien 1991, 194.
- 5 Die Gruppe der Konzessionswerber setzte sich aus folgenden Personen zusammen: Rudolf Bisteghi (Chef des Bankhauses R. Bisteghi in Wien), Baron Demetrio Economo (Verwaltungsrat der Banca Commerciale Triestina, der Assicurazioni Generali und einer Reihe von Industriegesellschaften), Rudolf Hoyos-Sprinzenstein (Großgrundbesitzer in Wien), Friedrich Krassl-Traiseneegg (Direktionsmitglied der österreichischen Hypothekbank, Verwaltungsrat der Eisenwerke AG Rothau Neudeck, Aufsichtsrat der deutschen Kunstleder AG in Kötiz), Josef Kraus (Präsident der Deutschlandsberger Papierfabriks AG, Verwaltungsrat einer Reihe von Industriegesellschaften und Verwaltungsrat der Österreichischen Diskontogesellschaft), Eugen Miller-Aichholz (Verwaltungsrat einer Reihe von Industriegesellschaften), Ferdinand Prinz Montenuovo (Großgrundbesitzer in Wien) und Dr. Joseph A. Schumpeter (o.ö. Professor der Rechte an der Universität Graz). Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), Archiv der Republik (AdR), Bundesministerium für Finanzen (BMF), Zl. 16.038/21, Schreiben der Konzessionswerber an das Bundesministerium für Finanzen, Eingangsvermerk vom 19. 2. 1921.
- 6 ÖStA, AdR, BMF, Zl. 16.038/21, Schreiben der Konzessionswerber an das Bundesministerium für Finanzen, Eingangsvermerk vom 19. 2. 1921. Gleichzeitig wurde das Gesuch auch beim Bundesministerium für Inneres und Unterricht eingereicht.
- 7 ÖStA, AdR, BMF, Zl. 16.038/21, Ausführung des Referenten im Staatsamt für Finanzen, Sektion Ia, Departement II Dr. Reissenberger.
- 8 ÖStA, AdR, BMF, Zl. 16.038/21, Briefkonzept im Akt.
- 9 ÖStA, AdR, BMF, Zl. 16.038/21, Aktennotiz.
- 10 Stolper, Schumpeter, 306; *Neue Freie Presse*, 23. 7. 1921. Der Autor dankt Dr. Eckart Früh und seinen Mitarbeiterinnen im historischen Pressearchiv der Sozialwissenschaftlichen Dokumentationsstelle der Arbeiterkammer Wien für die Unterstützung bei der Suche nach zeitgenössischen Zeitungsartikeln.
- 11 ÖStA, AdR, BMF, Zl. 16.038/21, Brief Braun-Stammfests, eingelangt im Bundesministerium für Finanzen am 15. 4. 1921.
- 12 ÖStA, AdR, BMF, Zl. 16.038/21, Aktennotizen von Referent Dr. Reissinger, Konzept eines Briefes des Finanzministers an Schumpeter vom 25. 3. 1921.
- 13 ÖStA, AdR, BMF, Zl. 34.021/21, Abschrift im Akt.
- 14 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Vorlagen zur 1. Ordentlichen Generalversammlung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft, 17. 10. 1922, Geschäftshalbjahr 1. Juli – 31. Dezember 1921, 10.
- 15 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Geschäftsbericht für 1922, 15. Wilhelm Rosenberg spielte auch als Funktionär der Anglo-Oester-

- reichischen Bank mit Sitz in Wien bei deren Umwandlung in die Anglo-Austrian Bank Limited mit Sitz in London in den Jahren 1921/22 eine wichtige Rolle. Vgl. Charlotte Natmeßnig, Britische Finanzinteressen in Österreich: Die Anglo-Oesterreichische Bank. Dissertation, Wien 1995, 191 ff.
- 16 Aussage des Generalrats Dr. Simon von der Anglo-Austrian Bank, in: ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 41, Beilage zu Z. 64/1, Bericht des in der Sitzung des Nationalrates vom 29. Oktober 1925 gemäß Artikel 53 B.-V. G., beziehungsweise § 15 des Geschäftsordnungsgesetzes eingesetzten Untersuchungsausschusses, betreffend die Untersuchung der öffentlich aufgestellten Behauptungen, daß die Biedermann-Bank Begünstigungen durch Organe der Bundesverwaltung erfahren hat, ferner zur Feststellung, ob dem Abgeordneten Dr. Heinrich Mataja von der Biedermann-Bank Begünstigungen zugebilligt worden sind (weiterhin: Mataja Bericht), 64.
  - 17 Wien I, Plankengasse 3 - In dem Gebäude befindet sich heute der Sitz der Gruppe Banken-, Börse- und Kapitalmarktaufsicht des Bundesministeriums für Finanzen.
  - 18 Vgl.: ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Geschäftsbericht 1921; Compass 1923, 387.
  - 19 Er war wichtiger wirtschaftspolitischer Berater des „Sanierungskanzlers“ Dr. Ignaz Seipel und erfreute sich bester Beziehungen insbesondere zu christlichsozialen Politikern.
  - 20 Vgl.: Compass 1922, 279.
  - 21 In der II. ordentlichen Generalversammlung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft am 4. 8. 1923 war Arthur Klein mit 4.800 Stimmen (120.000 Aktien) zugegen. Die Anglo-Austrian Bank hatte 3.600 Stimmen (90.000 Aktien) inne. Sie entsandte Direktor Schlesinger in die Versammlung. Ihr Generalrat Max Ritter von Anhauch ließ sich mit seinen 1.200 Stimmen (30.000 Aktien) von Gottfried Kunwald vertreten. Weiterere Großaktionäre waren Joseph Schumpeter (1.400 Stimmen/35.000 Aktien), Gottfried Kunwald (1.360 Stimmen/34.000 Aktien) sowie Prokurist H. Kyrian, Johannes (Prinz) Liechtenstein und (Gräfin) Lucy Seherr-Thössl mit je 800 Stimmen/20.000 Aktien. ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Protokoll der zweiten ordentlichen Generalversammlung der Biedermann-Bank vom 4. 8. 1923.
  - 22 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Statuten der „M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft“ in Wien, Wien 1921, 4.
  - 23 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Geschäftsbericht 1922; Vgl. auch: Compass 1924, 318; Die Bilanzen. Beilage zum Österreichischen Volkswirt, 29. 9. 1923, 417 f.
  - 24 Zum englischen Bankwesen siehe etwa: Michael Collins, Money and Banking in the UK: A History, London, New York, Sydney 1988; Philip Cottrell, Great Britain, in: Europäische Bankengeschichte, hg. von Hans Pohl, Frankfurt am Main, 1993, 234 ff.
  - 25 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Geschäftsberichte 1921-23; Die Bilanzen. Beilage zum Österreichischen Volkswirt, 29. 9. 1923, 417 f und 27. 9. 1924, 400.
  - 26 Vgl. ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Einladung an die Kunden, das Institut ab 1. Mai 1922 im neuen Institutsgebäude aufzusuchen.
  - 27 Compass 1924, 316.
  - 28 Berechnet als Anteil des Aktienkapitals plus Reservefonds plus Gewinn am Gesamtkapital.
  - 29 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Geschäftsberichte 1921 und 1922.
  - 30 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Geschäftsbericht 1921.

- 1 Vgl.: Felix Butschek, Die österreichische Wirtschaft im 20. Jahrhundert, Stuttgart, Wien 1985, 230.
- 2 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Geschäftsbericht 1922.
- 3 Compass 1925, 365.
- 4 Weber, Vor dem großen Krach, 145 ff.
- 5 In einem Naheverhältnis zur Bank standen laut der (unvollständigen) Aufzählung im Geschäftsbericht 1923 folgende Firmen: „Mefra“ Aktiengesellschaft für Garnerzeugung, Universale Bauaktiengesellschaft, Rhombus Verlags AG, Oskar Schubert & Co. Spezialmaschinenfabrik AG, Hofmann & Czerny AG (Klavierfabrik), Riva Parfümerie- und Seifenindustrie AG, Maria Weinmeister Sensenwerk AG, Handels-Actien-Gesellschaft Wien, Ludwig Marx Lackfabrik AG Kispes, Ludwig Marx Lackfabrik Gaaden, Ludwig Marx Lackfabrik AG Milkendorf, Wiener Eisenbau AG, Holz- und Kraftwerke Kohleben AG, „Hungaria“ Hutstumpen- und Hutfabrik AG (die allerdings bereits mit der Perjamoser Hutfabrik M. Korber in Perjamos fusionierte), Eos Werke AG für Schiffbau und Automobil-Industrie. Viele notleidende Betriebe erwähnte man aber in dem im August 1924 erstellten Geschäftsbericht lieber gar nicht mehr. Von den Tochterbanken bzw. Bankbeteiligungen führte man zum Beispiel nur noch die M. L. Biedermann & Co. Bankkommanditgesellschaft in Budapest an, die jedoch auch 1926 in Liquidation treten mußte. ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Geschäftsbericht pro 1923. Zum Beispiel vermied man es, die Austro-Holländische Bank, die Internationale Handelsbank und die Wiener Handelskreditbank – all diese Tochterunternehmen erwiesen sich ab 1924 als nicht lebensfähige Gründungen der vorhergehenden Spekulationsära – im Geschäftsbericht für 1923 zu erwähnen. Zum Status dieser Institute vergleiche: Compass 1925 bis 1928 sowie die Revisionsberichte der Bankkommission, abgedruckt in: Die neue Wirtschaft, 4. 6. 1924.
- 6 Ein letztendlich besonders verlustreiches Geschäft, das auch in Börsenkreisen viel von sich reden machte, soll zum Beispiel die Teilnahme am sogenannten „Karpathen-Syndikat“ gewesen sein. Die Börse, 13. 1. 1927.
- 7 Die Bilanzen. Beilage zum Österreichischen Volkswirt, 27. 9. 1924, 401.
- 8 Vgl.: ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, Z. 64/1, Zusammenstellung (von Erhebungsergebnissen bei der Biedermann-Bank), Exemplar Nr. 6, von Dr. Heinrich Wittek und Georg Stern, 14. 11. 1925, 16.
- 9 Vgl.: ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, Z. 64/1, Liste der SyndikalistInnen III. Emission.
- 10 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, Z. 64/1, Zusammenstellung (von Erhebungsergebnissen bei der Biedermann-Bank), Exemplar Nr. 6, von Dr. Heinrich Wittek und Georg Stern, 14. 11. 1925, 17.
- 11 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, Z. 64/1, Zusammenstellung (von Erhebungsergebnissen bei der Biedermann-Bank), Exemplar Nr. 6, von Dr. Heinrich Wittek und Georg Stern, 14. 11. 1925, 17 ff.
- 12 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, Z. 64/1, Bericht Sterns in der 90. Vollversammlung der Bankkommission, Freitag den 6. 6. 1924.
- 13 WStLA, I, g. f. Strafsachen, Kart. 731, Vr XXIII, 5603/24, 1. Teil, Aussage von Schumpeter im Prozeß gegen Braun-Stammfest wegen fahrlässiger Krida, 24. 4. 1925, 512 f; Neue Freie Presse, 19. 11. 1924; 27. 1. 1925; 11. 7. 1925; Reichspost 27. 1. 1925.
- 14 Vgl.: Weber, Vor dem großen Krach, 156 ff.
- 15 Diese Zahl nennt Schumpeter in einem Brief an seinen Freund Gustav Stolper vom 22. 3. 1932. Bundesarchiv Koblenz (BAK), N 1186 (Nachlaß Gustav Stolper), 31, Brief Schumpeters an Gustav Stolper vom 22. 3. 1932.

- 46 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, Z. 64/1, Bericht Sterns in der 90. Vollsi-  
zung der Bankkommission, Freitag den 6. 6. 1924.
- 47 Arbeiter-Zeitung, 3. 8. 1924; WStLA, I. g. für Strafsachen, Karton 731, Vr. XXIII, 5603/  
24, 1. Teil, Aussage von Schumpeter im Prozeß gegen Braun-Stammfest wegen fahrlässiger  
Krida, 2. 5. 1925, 514d f.
- 48 Vgl.: Die Bilanzen. Beilage zum Österreichischen Volkswirt, 27. 9. 1924, 401. Diese Maß-  
nahmen, die im Österreichischen Volkswirt im September 1924 über die Struktur der  
Jahresbilanz 1923 veröffentlicht wurden, trafen sicher in ihren Grundzügen auch auf die  
von der Bankkommission für den 24. Mai 1924 aufgestellte Bilanz zu.
- 49 Vgl.: ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Ge-  
schäftsberichte pro 1923 und 1924 sowie die Protokolle der XIX. Verwaltungsrats-  
sitzung am 6. 7. 1925 und der XXI. Verwaltungsratsitzung am 4. 11. 1925. (Das Protokoll  
der XX. Verwaltungsratsitzung ist leider in den Archivmaterialien nicht enthalten).
- 50 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, Z. 64/1, Bericht Sterns in der 90. Vollsi-  
zung der Bankkommission, Freitag den 6. 6. 1924.
- 51 Stiefel, Österreich, 438; Weber, Vor dem großen Krach, 192 ff.
- 52 Vgl.: Natmeßnig, Britische Finanzinteressen, 279 ff.
- 53 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, Z. 64/1, Zusammenstellung Georg Sterns  
der bei der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft vorgenommenen banktech-  
nischen Feststellungen, Wien, 14. 11. 1925, 19; Die Börse, 13. 1. 1927.
- 54 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, Z. 64/1, Bericht Sterns in der 90. Vollsi-  
zung der Bankkommission, Freitag den 6. 6. 1924; Karton 41, Mataja-Bericht; Die Bilan-  
zen. Beilage zum Österreichischen Volkswirt, 18. 12. 1926, 142.
- 55 Die neue Wirtschaft, 4. 6. 1924; Der Abend, 4. 6. 1924; Arbeiter-Zeitung, 6. 6. 1924.
- 56 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Protokoll  
der XVII. Verwaltungsratsitzung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft,  
abgehalten am 18. 6. (1924).
- 57 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, Z. 64/1, Zusammenstellung Georg Sterns  
der bei der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft vorgenommenen banktech-  
nischen Feststellungen, Wien, 14. 11. 1925, 3.
- 58 Zu seinem Industriekonzern gehörten u. a. die Oberösterreichische Porzellan AG, die  
Metallurgische Werke und Maschinen-Fabriks AG, die Oberösterreichische Elektrotech-  
nische Werke AG und die Glasindustrie AG „Rudolfshütte“. Alle diese Gesellschaften  
standen zu diesem Zeitpunkt vor dem Zusammenbruch, nur die Oberösterreichische  
Porzellan AG konnte durch eine Fusion mit der Wiener Porzellanfabrik Augarten AG  
weiterbestehen. Compass 1924 bis 1930.
- 59 Josef Ezdorf war zum Beispiel 1923 auch Verwaltungsratspräsident, Direktor und Vor-  
standsmitglied der Wiener Handelskreditbank AG gewesen. Compass 1924, 457.
- 60 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Protokoll  
der XVII. Verwaltungsratsitzung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft,  
abgehalten am 18. 6. (1924).
- 61 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Protokoll  
der XVII. Verwaltungsratsitzung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft,  
abgehalten am 18. 6. (1924).
- 62 Allen, Opening Doors I, 189; Die neue Wirtschaft, 11. 9. 1924. Schumpeter war in den  
folgenden Jahren u. a. bei Gottfried Kunwald, Felix Somary und Karl Schlesinger hoch  
verschuldet. Vgl. Stolper, Schumpeter, 309, sowie die abgedruckten Briefe Schumpeters  
in März, Schumpeter, 169 ff. In den frühen dreißiger Jahren stellte er die finanziellen  
Konsequenzen aus seinen geschäftlichen Mißerfolgen wie folgt dar: „Die Schulden an  
die Biedermannbank wurden zunächst durch die Hilfe von befreundeter Seite, sodann



durch meine eigene Arbeit vollständig ausgeglichen im Laufe einer Zeitspanne, die durch-zuleben ich keinem meiner Feinde wünsche, auf die ich gleichwohl in sittlicher Bezie-hung mit restloser Befriedigung zurückblicke.“ BAK, N 1186, 31, Abschrift eines Briefes vom 26. 3. 1932, die Schumpeter an Gustav Stolper sandte – das Original ging im Zusam-menhang mit den vergeblichen Bestrebungen, Schumpeter als Professor für Ökonomie in Berlin zu etablieren, an Ministerialdirektor Richter in Berlin.

- 63 Vgl.: Compass 1923 bis 1926.
- 64 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Protokoll der XIX. Verwaltungsratssitzung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft, abgehalten am 6. 7. 1925; Neue Freie Presse, 24. 7. 1925.
- 65 Compass 1926, 365 f; ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Geschäftsbericht pro 1924.
- 66 Tatsächlich hatte das Institut im Herbst 1923 das neben seinem Firmensitz gelegene Haus Plankengasse 5 um 3,5 Milliarden Kronen erworben. ÖStA, AdR, BMF, Bankkommissi-on, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Protokoll der XVII. Verwaltungsratssitzung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft, abgehalten am 18. 6. (1924).
- 67 Aktienkapital plus Kapitalsreservefonds plus ordentlicher Reservefonds plus außeror-dentlicher Reservefonds.
- 68 Das Eigenkapital (Aktienkapital plus Kapitalsreservefonds plus ordentlicher Reserve-fonds plus außerordentlicher Reservefonds plus Gewinn) belief sich in der Bilanz 1923 auf zusammen 45 Milliarden Kronen (= 4,5 Millionen Schilling), in der Bilanz für den 31. 12. 1924 auf 7,2 Milliarden Kronen (= 720.000 Schilling) und in der Bilanz für den 1. 1. 1925 auf 1,25 Millionen Schilling. Compass 1925, 365; 1926, 366.
- 69 Arbeiter-Zeitung, 16. 10. 1925.
- 70 Vgl. etwa: Der Morgen, 9. 11. 1925; Der Abend, 16. 10. 1925; 9. 11. 1925. Die sozialdemo-kratisch orientierte Wochenzeitung Die neue Wirtschaft hob in ihrer Ausgabe vom 1. 11. 1925 unter der Überschrift „Seipel schwört auf die Thora“ insbesondere den Widerspruch zwischen dem öffentlich gezeigten Antisemitismus christlichsozialer Politiker und ihrer Verwicklung in die Geschäfte des jüdischen Vizepräsidenten der Biedermann-Bank Dr. Gottfried Kunwald hervor, wobei man es jedoch selbst nicht unterließ, die Person Kun-walds mittels gängiger antisemitischer Stereotype als undurchsichtigen Drahtzieher im Hintergrund zu charakterisieren.
- 71 Neue Freie Presse, 9. 11. 1925.
- 72 Verzeichnis der Elozierungen des Finanzministeriums bei österreichischen Banken im Jahr 1923:
- |                  |   |             |
|------------------|---|-------------|
| 1. Semester 1923 |   |             |
| 18.1.1923        | M. L. Biedermann & Co.  | 300.000 S   |
| 9.2.1923         | S. Bosel  | 500.000 S   |
| 12.2.1923        | Ludwig Kantor   | 300.000 S   |
| 15.3.1923        | Österr. Kreditanstalt f. Handel u. Gewerbe  | 1.000.000 S |
| 19.3.1923        | Kux, Bloch & Co.  | 500.000 S   |
| 5.4.1923         | Anglo-Austrian Bank   | 500.000 S   |
| 5.5.1923         | Unionbank   | 200.000 S   |
| 11.5.1923        | Unionbank   | 500.000 S   |
| 11.6.1923        | Kreditinst. f. öff. Unternehmungen u. Arbeiten  | 300.000 S   |
| 2. Semester 1923 |   |             |
| 7.8.1923         | Kreditinst. f. öff. Unternehmungen u. Arbeiten<br>(zur Weiterg. an den Gem.wirtsch.fonds) | 750.000 S   |
| 17.11.1923       | M. L. Biedermann & Co.  | 1.200.000 S |
- ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 41, Mataja-Bericht, 5.

- 73 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 41, Mataja-Bericht, 16 f.
- 74 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 41, Mataja-Bericht, 18 ff.
- 75 Man vereinbarte, daß die Rückzahlungen nur nach Maßgabe der Eingänge bestimmter zu diesem Zwecke abgesondert zu verwaltender Aktiven zu erfolgen hatten und darüber hinaus die Hälfte des jährlichen Nettoertrags der Biedermann-Bank zur Tilgung von Kapital und Zinsen zu verwenden war. ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Protokoll der XXIII. Verwaltungsratsitzung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft, abgehalten am 14. 10. 1926; Karton 41, Mataja-Bericht, passim.
- 76 Direktor Treichl resümierte 1925 in einem Bericht an den Verwaltungsrat, daß der laufende Geschäftsgang „noch kaum von dem Beginn einer Besserung sprechen lasse.“ ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Protokoll der XIX. Verwaltungsratsitzung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft, abgehalten am 6. 7. 1925.
- 77 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 41, Mataja-Bericht, 8 f.
- 78 Die Börse, 13. 1. 1927.
- 79 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 41, Mataja-Bericht, Aussage von Hofrat Stern, 25; Die neue Wirtschaft, 7. 4. 1927; Die Bilanzen. Beilage zum Österreichischen Volkswirt, 18. 12. 1926, 142.
- 80 Der Österreichische Volkswirt, 9. 4. 1927, 745.
- 81 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 41, Mataja-Bericht, 8; Die neue Wirtschaft, 19. 11. 1925; 7. 4. 1927; Neue Freie Presse, 5. 4. 1927.
- 82 Die neue Wirtschaft, 19. 11. 1925.
- 83 Die neue Wirtschaft, 7. 4. 1927.
- 84 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Protokoll der XXI. Verwaltungsratsitzung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft, abgehalten am 4. 11. 1925.
- 85 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Protokoll der XXIII. Verwaltungsratsitzung der M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft, abgehalten am 14. 10. 1926.
- 86 Die Bilanzen. Beilage zum Österreichischen Volkswirt, 18. 12. 1926, 142.
- 87 Vgl.: ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Bilanz pro 31. 12. 1925.
- 88 ÖStA, AdR, BMF, Bankkommission, Karton 21, II. Abt. Wiener Banken, N. 7, Sitzung des Exekutivkomitees und des Verwaltungsrates vom 14. 12. 1926.
- 89 Die Stunde, 11. 1. 1927; Neue Freie Presse, 11. 1. 1927.
- 90 Compass 1928, 428.
- 91 Vgl. die Briefe in: März, Schumpeter, 172 ff.
- 92 Vgl. etwa das Ministerratsprotokoll Nr. 859, vom 17. 3. 1933, in: Protokolle des Ministerrates der Ersten Republik, Abteilung VIII, 20. Mai bis 25. Juli 1934, Band 2, Kabinett Dr. Engelbert Dollfuß, Wien 1982, 473 f, sowie: Weber, Vor dem großen Krach, 200.
- 93 Vgl. etwa: ÖStA, AdR, Bundeskanzleramt (BKA) (Inneres), Gz. 176.147-11/30, Anfrage des Dorotheums ob man im Zusammenhang mit der seinerzeit mit dem Bankhaus Morgan, Livermore & Co. bzw. der Biedermannbank in Wien eingegangenen Geschäftsverbindung Ersatzansprüche gegen die Vorstandsmitglieder und Syndikalisten der Biedermannbank geltend machen könne wegen Regelwidrigkeiten der Golderöffnungsbilanz. Das BKA bestätigte jedoch, daß die Vorschriften des Goldbilanzgesetzes eingehalten wurden, die Wertansätze seien aber nicht zu überprüfen gewesen.

- 94 Die Börse, 13. 1. 1927.
- 95 Die Bilanzen. Beilage zum Österreichischen Volkswirt, 18. 12. 1926, 142; Die Börse, 7. 4. 1927.
- 96 ÖStA, AdR, BKA (Inneres), Gz. 137.871/30, Mitteilung des Amtes der Wiener Landesregierung an das Bundeskanzleramt (Inneres) vom 1. 2. 1932.
- 97 Compass 1933, 417.



JOSEF MENTSCHL

*Rudolf Neumayer, ein „guter Österreicher“:  
„Ich kümmerte mich um Politik überhaupt  
nicht ....“*

Diese Qualifikation stammt von niemand Geringerem als von einem Bundespräsidenten, von Wilhelm Miklas<sup>1</sup>, das Zitat hingegen aus einem Vernehmungsprotokoll des Volksgerichtes Wien, aufgenommen mit dem Untersuchungshäftling Dr. Rudolf Neumayer, einst Obersenatsrat der Gemeinde Wien und Finanzminister unter den Bundeskanzlern Schuschnigg und Seyß-Inquart<sup>2</sup>. Hier drängen sich auf Grund der Gegebenheiten zwei Fragen auf: 1. Wer ist – bzw. war – in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein oder kein guter Österreicher? 2. Kann man – oder darf man – sich „unpolitisch“ verhalten, insbesondere wenn man in Gesellschaft und Wirtschaft hohe Funktionen bekleidet? Die Biographie Neumayers beantwortet sie direkt bzw. indirekt am konkreten Beispiel.

Neumayer glaubte, nur ein sachlich handelnder Beamter – ohne politische Gesinnung – sein zu können, auch wenn er z.B. als „Beamtenminister“ zwangsläufig politische Entscheidungen traf, eine Haltung, die ihm infolge der politischen Brüche im Österreich der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in besondere Schwierigkeiten bringen mußte. Er meinte, unbeirrt eine Karriere aufbauen zu können, gleichgültig, wem er damit diene und wer die Kosten dafür zu tragen hatte. Mit dieser Auffassung war er nicht allein, sie war weit verbreitet<sup>3</sup> und entsprach einer politischen Kultur der „Pflichterfüllung“. Gemäß der Beamtentradition der Monarchie war der „Staatsdiener“ in erster Linie dem Herrscher verpflichtet, er hielt sich für eine objektive Stütze einer Institution, die über den Parteien stand, deren Weisungen entsprangen einem „allerhöchsten“ Willen und hatten damit kritiklos ausgeführt zu werden. Politik machen nach dieser Auffassung nur die politischen Parteien, sie ist daher gleich der Parteipolitik und nicht mehr – eine bedenkliche „Definition“, die im Alltag noch heute gang und gäbe ist; sie führt nämlich dazu, daß politisches Denken und Handeln außerhalb des Parteirahmens als solches nicht mehr mit einem Begriff abgedeckt ist und damit auch kaum mehr als solches erkannt wird.

Das Glück und zugleich Unglück Neumayers war, daß er sich einerseits dank seiner außerordentlichen Intelligenz, seines großen Fleißes und nicht

zuletzt seines Ehrgeizes besondere Kenntnisse erwerben und diese auch praktisch umsetzen konnte, sodaß ihm eine Karriere vom Konzeptsaspiranten bis zum Minister offenstand; andererseits hatte er einen subalternen Charakterzug, der sich „beamtenmäßig“, das hieß bei ihm bedingungslos, an „Vorgesetzten“ orientierte, seien sie noch so verschieden, wie Breitner, Schmitz, Schuschnigg und Hitler, und von denen er aber meinte, sie könnten ihm die Verantwortung für sein Tun abnehmen. Seine deutschnationale Grundgesinnung begünstigte mehr als zwei Jahrzehnte hindurch seine Laufbahn, weil er sich zwischen beiden großen politischen Lagern befand und weil ihm damit der Wechsel in die NS-Herrschaft erleichtert wurde. Er war immer ein opportunistischer Helfer und williger Vollstrecker – eine Karriere, die im Österreich der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ihren vier politischen Umbrüchen einer Katastrophe zusteuern mußte, die in Neumayers Kerkerhaft (1946 – 1948) ihren Tiefpunkt fand.

Ein Schlüsselerlebnis, das die Einstellung Rudolf Neumayers in seinem beruflichen Werdegang zumindest teilweise verständlich machen könnte, war die Verleihung eines Königswarterschen Stipendiums an ihn, den Jusstudenten, die Bürgermeister Lueger persönlich vornahm und wobei er den Empfängern ein feierliches Gelöbnis abverlangte, „weder Schönerianer noch Wolferjaner noch Sozialdemokrat zu sein oder je zu werden“. Gemäß seiner Darstellung für die Staatsanwaltschaft im Juni 1945 war ihm die Verbindung von „Wohlfahrtsakt und politischer Einstellung“ „ungeheuerlich“ erschienen; er leistete jedoch das Gelöbnis (mit Rücksicht auf seine Eltern) und gelobte sich seinerseits, sich immer „von jeder parteipolitischen Betätigung strengstens fernzuhalten“<sup>4</sup>.

Ob damals schon deutlich entwickelt oder nicht, zeichnet sich hier Neumayers Lebenskonzept ab, das eben ein politisches war und nur sein konnte, wenngleich er sich dies nicht eingestand: Er wollte als Fachmann – und er wurde schon in den zwanziger Jahren als hervorragender Fachmann für Finanzangelegenheiten angesehen – Karriere machen und im öffentlichen Dienst bestehen, ohne sich gesinnungsmäßig wirklich festzulegen, und er glaubte sich immer durch die Auffassungen und Weisungen seiner augenblicklichen Vorgesetzten bzw. Herren entlastet. Die Lösung „politischer Probleme“ ist seiner Meinung nach immer die Aufgabe derer gewesen, von denen er „die erforderlichen Weisungen erhielt“<sup>5</sup>. Dieses Lebenskonzept der Anpassung, immer nur ein Werkzeug der augenblicklich Mächtigen zu sein, davon aber mit der eigenen sozialen Stellung zu profitieren (!), hätte noch fünfzig Jahre vorher in der Monarchie bruchlos aufgehen können, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war dies auf österreichischem Boden nicht mehr möglich. Denn nicht einmal die „Parteilosigkeit“ konnte er konsequent durchhalten, denn er wurde aktives Mitglied der Vaterländischen Front und bewarb sich, wenn auch vergeblich, um Aufnahme in die NSDAP.

„Ich kümmerte mich um Politik überhaupt nicht, weil ich auf dem Standpunkt stand, daß ich als Beamter Vertreter der Menschen aller Richtungen

sei,<sup>6</sup> versuchte er sich 1945 nach dem Scheitern seiner beruflichen Karriere zu rechtfertigen, und er mochte an diesen Grundsatz bis 1934 auch glauben können, dann hätten ihm aber immer stärkere Zweifel kommen müssen.

Ihren Tiefpunkt erreichte Neumayers Karriere zwar mit seiner Verurteilung durch das Volksgericht im Jahre 1946; seine Protektoren in der Zweiten Republik ermöglichten es ihm aber – wenn auch im engeren Rahmen – wieder Wohlstand und sogar Einfluß und Ansehen zu gewinnen.

Rudolf Neumayer war der einzige Sohn der drei Kinder des Volksschullehrers Mathias Neumayer, eines Bauernsohnes aus Atzelsdorf bei Gaweinsthal (NÖ), und dessen Ehefrau Ida, geb. Schaller, Tochter eines Regenschirmfabrikanten, und wurde am 18.5.1887 in Wien-Erdberg geboren<sup>7</sup>. 1898 trat er in das Elisabeth-Gymnasium in Wien-Margareten ein; schon in der ersten Klasse Vorzugschüler, maturierte er zum Sommertermin 1905 mit Auszeichnung<sup>8</sup>. Ab der dritten Klasse hatte er nach eigenen Angaben Nachhilfeunterricht gegeben, um sein „Kleider- und Vergnügungsbudget (Theater, Konzerte, Musikunterricht)“ finanzieren zu können<sup>9</sup>. Zu seiner auch später festgestellten deutschnationalen Grundeinstellung mag sein ab 1900 an der Anstalt wirkender Deutschprofessor Dr. Karl Mayer beigetragen haben, der dieser Klasse folgendes Schillerzitat als Maturathema stellte: „Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen,/Hat sich der deutsche Genius erkühnt./ Und auf der Spur des Griechen und des Briten/Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.“<sup>10</sup> Vom Elisabeth-Gymnasium her mußte Neumayer auch Richard Karl Schmitz, den späteren Bürgermeister von Wien, seinen Förderer 1934 -1936, gekannt haben, denn dieser besuchte einen Jahrgang vor ihm (1897 – 1904) diese Anstalt; und beide gaben bei ihrem Ausscheiden „Jus“ als gewählten Beruf an. Allerdings wollte Neumayer lieber Medizin studieren, eine Absicht, die sein Vater wegen der damit verbundenen Kosten verwarf<sup>11</sup>. Obwohl das Elternhaus katholisch gesinnt war, trat er 1906 der deutschnationalen Burschenschaft „Vandalia“ und später der „Albia“ bei und war dort bis zur deren Auflösung durch die Nationalsozialisten „Alter Herr“. Nach seiner Promotion im Jahre 1911 zum Doktor beider Rechte an der Universität Wien schien sich eine „normale“ Beamtenlaufbahn abzuzeichnen: Er trat am 25.2.1911 als Rechtspraktikant in den richterlichen Vorbereitungsdienst, und vom 1.10.1911 bis 30.9.1912 leistete er das Einjährig-Freiwilligen-Jahr beim Feldhaubitzenregiment Nr. 2; dort erhielt er ausgezeichnete Beschreibungen: „gefestigter Charakter“, „reelle Denkungsweise“, „übt guten Einfluß auf die Kameraden aus“<sup>12</sup>. Am 14.11.1912 wurde er als Konzeptsaspirant in das Magistratische Bezirksamt Wien III aufgenommen und legte im Juni 1914 bei der n.ö. Statthalterei die Amtsprüfung mit Auszeichnung ab. Seit 1910 betrieb er auch Studien auf dem Gebiet des Wechselrechtes, um sich an der Universität Wien bei Prof. Grünhut habilitieren zu können.

Am 23.8.1913 hatte er Leopoldine Glöckner („Polda“, 1889 -1976) geheiratet, die ihm den Sohn Erwin (1920 – 1975) gebar; dieser konnte sich später

den ursprünglichen Berufswunsch des Vater erfüllen, er studierte Medizin und wirkte als Universitätsdozent für Neurologie.

Ende Juli 1914 mußte Neumayer im Rahmen der allgemeinen Mobilisierung in ein Artillerieregiment einrücken, wo er bis 1918, zuletzt als Oberleutnant, diente und mehrere Auszeichnungen, wie das Signum laudis mit Schwertern, erhielt. Aber schon am 13.11.1918 konnte Neumayer wieder in den Dienst der Gemeinde Wien eintreten, wurde der MA XVIIa (Sachdemobilisierung) zugewiesen und wechselte am 17.11.1919 in die MA II (Finanzangelegenheiten). Dort regte er auf Grund seiner Fachkenntnisse bei seinem Vorgesetzten, dem sozialdemokratischen Stadtrat Breitner, ein neues Steuersystem an und wurde beauftragt, die Entwürfe für einen Großteil neuer Steuern, wie der Luxuswarenumsatzsteuer (nicht aber der besonders umstrittenen Wohnbausteuer), auszuarbeiten<sup>13</sup>, die später auch als „Breitnersteuern“ von bürgerlichen Kreisen nachdrücklich abgelehnt wurden<sup>14</sup>. Damit hatte er sich auch als Fachmann einen Namen gemacht und wurde am 25.4.1924 Leiter der Revisionsstelle für Gemeindeabgaben und schon am 7.10.1924 zum Obermagistratsrat und zum Vorstand der MA 4 (Finanzangelegenheiten) ernannt, wodurch sich Neumayers Kompetenz wesentlich vergrößerte; denn der MA 4 oblag die Vorbereitung aller Steuer- und Abgabengesetze sowie deren Durchführungsverordnungen.

Jetzt hatte er eine wichtige Rolle bei der Neugestaltung des Gemeindebudgets und u.a. bei den Verhandlungen zur Übernahme einer Ausfallgarantie der Stadt Wien für Lieferungen an die Sowjetunion und zur Aufnahme einer 30-Millionen-Dollar-Auslandsanleihe.

Breitner schätzte Neumayer als „unentbehrliche, stets zuverlässige, wahrhaft vorbildliche Stütze“<sup>15</sup>, und er galt als „rechte Hand“ dieses Stadtrates<sup>16</sup>.

Robert Danneberg, Breitners Nachfolger als Finanzstadtrat, mit vielfältigen politischen Aufgaben beschäftigt, gewährte Neumayer noch größeren Spielraum.

Neumayer wurde von diesen Politikern auch als Fachmann benötigt, weil damals den Sozialdemokraten keine eigenen Leute mit dieser Qualifikation zur Verfügung standen. Er hat ihren politischen Intentionen gedient und wurde deshalb oft als „Roter“ apostrophiert, obwohl er, der Burschenschafter mit dem „Schmiß“, in den zwanziger Jahren Anhänger der Großdeutschen Volkspartei gewesen sein mag.

Während des Bürgerkrieges im Februar 1934 setzte der neuernannte christlichsoziale Bundeskommissär und spätere Wiener Bürgermeister Richard Schmitz Neumayer zunächst provisorisch und im Herbst 1934 definitiv zum Leiter der Verwaltungsgruppe II, des Finanzamtes der Stadt Wien, ein; er war damit auch deren Finanzreferent und somit – wenn auch in einem anderen organisatorischen Rahmen – Nachfolger seiner einstigen Vorgesetzten Breitner und Danneberg. Und Neumayer verstand es, wie andere karriereorientierte Bürger<sup>17</sup>, die Gunst der Stunde weiter zu nutzen: Mit Entschliebung des Bundeskommissärs für Wien vom 27.2.1934 wurde ihm der Titel Senats-



rat und mit Entschließung des Bürgermeisters Schmitz vom 25.6.1935 der Titel Obersenatsrat verliehen, außerdem wurde ihm ein Sondergehalt gewährt<sup>18</sup>. Insbesondere ab 1934 übernahm er auch Funktionen in der Wirtschaft, wie eines Präsidenten der Kahlenberg AG, eines Verwaltungsrates der Messe AG, der Vereinigten Baustoffe AG, der NEWAG sowie eines Mitgliedes des Kuratoriums des Dorotheums und eines Kommissärs der Wiener Landeshypothekenanstalt.

Im Rahmen dieses raschen Aufstiegs war der Beitritt zur Vaterländischen Front (VF), der gesetzlich verankerten „alleinigen politischen Willensträgerin“ Mitte 1934 und ein deutliches Bekenntnis zum austrofaschistischen Ständestaat eine unvermeidliche Konsequenz. Angeblich hatte ihn die Ermordung Dollfuß' aus seiner „bisherigen politischen Reserve herausgerissen“, und er betätigte sich führend innerhalb der VF-Berufsorganisation der Beamten<sup>19</sup>. Seine Funktion als Finanzreferent verlangte von ihm nun eindeutige politische Stellungnahmen, die er auch abgab: In den Sitzungen der neu konstituierten „Wiener Bürgerschaft“ distanzierte er sich insbesondere von den steuerlichen Maßnahmen der nunmehr ausgeschalteten sozialdemokratischen Gemeindeverwaltung, in der er als Magistratsbeamter seinerzeit so eifrig mitgewirkt hatte und die in bürgerlichen Kreisen als „Steuerbolschewismus“ verschrien gewesen waren. Er warnte nunmehr, „durch eine Überbelastung mit Steuern und Abgaben der Wirtschaft einen nicht wiedergutmachenden Schaden zuzufügen“ und bekannte sich zum Grundsatz des „Sich-strecken-Müssens“ nach der Decke“<sup>20</sup>, trat für eine umfassende Befreiung von der Wohnbausteuer ein und warf der „früheren Stadtverwaltung“ z.B. vor, sie habe sich hinsichtlich der Kahlenberg AG „ein arges Versäumnis zuschulden kommen“ lassen<sup>21</sup>. Er sorgte aber auch für die Sanierung dieses Gemeindeunternehmens, wodurch es in der Lage war, den Neubau des Restaurants auf dem Kahlenberg auf Grund von Plänen des Architekten Boltenstern durchführen zu lassen, ein Projekt, das sich im Zusammenhang mit der Errichtung der Höhenstraße ergab. Weiters war er Vertreter des Landes Wien im Länderrat des Ständestaates, wo er bis 1936 als Finanz- und Wirtschaftsreferent tätig war.

Als Folge des Juli-Abkommens 1936 und der Auflösung der Wehrverbände wurde die Regierung Schuschnigg umgebildet. Neumayer wurde auf Empfehlung von Richard Schmitz, dessen Einfluß auf die Regierung hiemit verstärkt wurde, als Nachfolger des mit den Heimwehren eng verbundenen Ludwig Draxler am 3.11.1936 Finanzminister und übernahm damit wieder ein politisches Amt; bei Verabschiedung seines Vorgängers verwies er vor den Beamten des Ministeriums darauf, daß es die „Vorsehung“ bestimmt habe, daß er „Nutznießer dieses Beamtentums“ werde<sup>22</sup>.

Kaum ein halbes Jahr nach seiner Ernennung wurde ihm mit Dekret vom 20.3.1937 das „Großkreuz des österreichischen Verdienstordens“ verliehen. In der Begründung lobte Schuschnigg Neumayers „reiches Wissen und seine hervorragenden Sachkenntnisse“<sup>23</sup>.

Der neue Finanzminister wurde im Kabinett zur Gruppe der Vaterländischen Front gezählt und hatte also keine besondere Stellung wie etwa der ebenfalls 1936 ernannte „nationale“ Minister Glaise-Horstenau<sup>24</sup>. Die Überbetonung seiner Loyalität gegenüber Schuschnigg und der VF hat sogar ein „gewisses Lächeln“ hervorgerufen<sup>25</sup>.

Josef Stanglberger, Neumayers erster Sekretär im Finanzministerium und Sektionschef in der Zweiten Republik, gab jedoch im September 1945 über seinen ehemaligen Vorgesetzten zu Protokoll:

„Dr. Neumayer hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er aus dem nationalen Lager kommt, war aber bemüht, sich als unbedingter Anhänger des Bundeskanzlers Dr. Schuschnigg zu geben, ...

Auffallend waren die wiederholten längeren Besprechungen, die Dr. Neumayer mit dem damaligen Minister Glaise-Horstenau im Finanzministerium hatte.... Dr. Neumayer war zweifellos bemüht, den Eindruck einer stark betonten vaterländischen Einstellung zu erwecken. Dies schließe ich insbesondere aus einer Rede, die er kurz nach seiner Amtsübernahme im November 1936 anlässlich der Enthüllung einer Dollfuß-Büste im Gebäude der Finanzlandesdirektion Linz gehalten hat und wo er das im Präsidium des Finanzministeriums verfaßte Konzept, als zu wenig vaterländisch gehalten, abgelehnt hat.“<sup>26</sup> Dort hatte er das „unschätzbare Verdienst“ des Dr. Dollfuß betont, „Österreich aus der Zerfahrenheit und dem Chaos des zerfallenden Parteistaates in eine neue Ordnung geführt zu haben.“<sup>27</sup>

Glaise-Horstenau charakterisierte Neumayer ähnlich: Er „gebärdete sich, wenn ihn niemand sah oder hörte, national, klappte aber sofort zusammen, wenn er ertappt wurde“<sup>28</sup>. Ingeheim gab er sogar während der „Systemzeit“ der illegalen NSDAP Spenden<sup>29</sup>.

Noch Ende Jänner 1938 betonte er als Finanzminister auf einem Kameradschaftsabend der Dienststellenorganisation Finanz der VF, daß „einzig und allein der Vaterländischen Front die politische Willensbildung“ obliege und schloß mit „... habt Acht, österreichische Finanzbeamtschaft: In deinem Lager steht Österreich.“<sup>30</sup>

In seiner Rede zum Budget 1937 vor dem Budgetausschuß bekannte er sich „grundsätzlich“ gegen einen wirtschaftlichen „Interventionismus“ und für eine „freie Entfaltung der Wirtschaft“ mit der Möglichkeit, „das Gute dauernd zu erhalten und, was schlecht und ungesund ist, auszuschalten“, also zu harten liberalen Grundsätzen<sup>31</sup>. Allerdings, eine Finanzpolitik zu einer beabsichtigten und direkten Begünstigung des Deutschen Reiches ist ihm nicht nachzuweisen und wäre auch am Widerstand des Nationalbankpräsidenten Kienböck gescheitert<sup>32</sup>; denn Neumayer stand wie die anderen Finanzminister des Ständestaates mehr oder weniger im Schatten der Autorität dieses Mannes<sup>33</sup>. In seiner Rede zum Voranschlag für 1938 bekannte sich Neumayer noch zur „Aufrechterhaltung der einmal eingeschlagenen Linie“<sup>34</sup>, also zu der des ausgeglichenen Budgets und damit etwa gegen Mehrausgaben zur Linderung der Arbeitslosigkeit; es war der Weg seiner Vorgänger<sup>35</sup>.

Bei seinem Amtsantritt war auch nichts anderes von ihm erwartet worden<sup>36</sup>. Deshalb lehnte er auch die schon dringend notwendige Errichtung eines Hauptpostgebäudes in Wien ab und bemühte sich, die den Postbediensteten schon früher erwirkte Wirtschaftsprämie zu streichen<sup>37</sup>.

Es gelang ihm zwar, im Jahre 1937 eine Schilling-Anleihe unterzubringen, die Arbeitslosigkeit stieg aber im Herbst mehr als saisonmäßig, und zwar wegen der verschärften außenpolitischen Situation, die einen schon vereinbarten Schweizer Kredit zunichte gemacht hatte, wegen des Rückganges der Weltkonjunktur, wegen der japanischen Invasion in China, wodurch u.a. österreichische Papierexporte betroffen waren, sowie wegen des zunehmenden NS-Bombenterrors, der eine Erhöhung der Prämien für die Transportversicherung mit sich brachte. Zusätzliche Einnahmen verschaffte ihm der Verkauf des Lainzer Tiergartens und des sog. Wurstelpratens an die Gemeinde Wien<sup>38</sup>, die dort nunmehr den längst fälligen Ausbau einer Infrastruktur tragen mußte.

Mit dem Ende des Ständestaates mußte sich Neumayer um seiner Karriere willen neuen politischen Verhältnissen anpassen, und zwar radikaler als bisher.

Die deutsche Reichsregierung erzwang am 11.3.1938 den Rücktritt Schuschniggs und die Bildung eines nunmehr nationalsozialistischen Kabinetts unter einem Mann ihres Vertrauens, dem bisherigen Innenminister Seyß-Inquart; nach dessen Intentionen sollte jenes zwar nationalsozialistisch sein, aber getragen von einer „besonnenen Richtung“<sup>39</sup>. Neumayer, der politisch wenig Profilierte, aber großdeutsch Gesinnte, paßte in dieses Konzept<sup>40</sup> und war mit Seyß-Inquart und Glaise-Horstenau einer der drei Minister, die auch dem letzten Kabinett Schuschnigg angehört hatten. Er folgte der Einladung des designierten Bundeskanzlers, weiterhin dem Finanzministerium vorzustehen, in der Annahme, daß Österreich eine gewisse Selbständigkeit erhalten bliebe<sup>41</sup>. Neumayer hätte auch ablehnen können, ohne ernsthafte Konsequenzen, jedoch einen Knick in seiner Karriere befürchten müssen. Guido Schmidt, bisheriger Außenminister, hat dies getan: aus Treue zu Schuschnigg, wie er versicherte<sup>42</sup>; er übte keine öffentliche Funktion mehr aus, stand dann allerdings in der Gegner-Kartei der NSDAP<sup>43</sup>. Neumayer begab sich am 12.3.1938 zum Bundespräsidenten, um sich für seine Wiederernennung zu bedanken; dieser verabschiedete sich gleich von ihm, weil er mit der neuen Bundesregierung kaum werde lange zusammenarbeiten können. Daß er dabei Neumayer als „guten Österreicher“ gewertet hätte, davon ist weder in dem von Miklas auf Wunsch der späteren Reichsstatthalterei im Mai 1938 verfaßten Memorandum die Rede<sup>44</sup>, noch bei dessen Einvernahme im September 1945 vor dem Untersuchungsrichter des Straflandesgerichtes Wien in der Causa Neumayer, obwohl sie für dessen Entlassung wichtig gewesen wäre<sup>45</sup>. Auch Neumayer sagte bei seiner Einvernahme am 12.5.1945 nichts davon<sup>46</sup>. Bei der Hauptverhandlung und ebenso im Hochverratsprozeß gegen Guido Schmidt gewährt Miklas jedoch Neumayer diese Qualifikation<sup>47</sup>.

Auch als es um die Rehabilitierung Neumayers in der fünfziger Jahren ging, bekräftigte Miklas, er habe Neumayer am 12.3.1938 erklärt, er hätte „als guter Österreicher in der Regierung zu bleiben und sein Teil beizutragen, um schließlich doch Österreichs Selbstständigkeit zu retten.“<sup>48</sup> Julius Raab, bisher Minister für Handel und Verkehr, war jedenfalls „sehr erstaunt“, als er von der neuerlichen Berufung Neumayers erfuhr<sup>49</sup>.

Am 12.3.1938 leistete Neumayer wie das gesamte Kabinett noch den Eid auf die österreichische Verfassung. In der ersten Ministerratssitzung, abgehalten am selben Tag, war er sehr aktiv, befaßte sich nicht nur mit Fragen seines Ressorts, sondern verwies – ganz im Sinne der „neuen“ Zeit – auf die „Dringlichkeit“ der „Amnestierung der Beamten“, d.h. solcher, die sich illegal für den Nationalsozialismus betätigt hatten und deshalb gemäßregelt worden waren.

Aber schon am nächsten Tag, Sonntag, den 13.3.1938, folgten die Kabinettsmitglieder – darunter auch Neumayer – der Weisung Hitlers und stimmten dem „Bundesverfassungsgesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ zu, „erhoben sich zur Feier der Stunde von den Sitzen und leisteten den Deutschen Gruß“<sup>50</sup>. Für Hitler war dieser Beschluß deshalb wichtig, weil er den Anschein der Legalität des „Anschlusses“ vor der internationalen und der eigenen Öffentlichkeit wahren wollte, weil z.B. Reichsaußenminister Ribbentrop aus London berichtete, daß die britische Regierung jeder legalen Entwicklung zustimmen würde. Sicher war nunmehr Neumayers Entscheidungsfreiheit durch einen Gruppendruck, aber auch die Wahrscheinlichkeit schwerer Repressalien begrenzt gewesen, auch war der Anschluß durch den Einmarsch der deutschen Truppen bereits vollzogen; nunmehr war er ein Getriebener mit äußerst eingeschränktem Handlungsspielraum. Bundespräsident Miklas leistete aber insofern Widerstand, als er die Unterzeichnung dieses Gesetzes verweigerte, den Nationalsozialisten aber mit Übertragung seiner verfassungsmäßigen Funktionen auf den Bundeskanzler eine Brücke baute. Neumayer ebnete sich jedenfalls auf den Weg für eine Karriere im NS-Staat, während für viele andere Österreicher Haft und Tod in den Konzentrationslagern vorgegeben waren. In einem Ansuchen um Aufnahme in die NSDAP im Jahre 1941 bewertete er sie so: „Als Mitglied des Kabinetts Seyß-Inquart hatte ich das Glück, an dem Anschlußgesetz aktiv mitzuwirken.“<sup>51</sup> Gegenüber der österreichischen Justiz rechtfertigte er sich im Jahre 1945 jedoch mit „einem unwiderstehlichen Zwang“<sup>52</sup>. Noch wenige Monate vorher hatte er von der „vornehmsten Pflicht“ gesprochen, „für eine unbedingt schlagkräftige Wehrmacht zu sorgen, die in der Lage ist, unsere Grenzen wirksam zu schützen“<sup>53</sup>.

Um seine Rolle im März 1938 im Sinne der Österreicher positiv darzustellen, verbuchte er es als sein und des letzten Handelsministers Fischböck Verdienst, bei Hitler in Berlin<sup>54</sup> persönlich den Umrechnungskurs Mark/Schilling mit 2:3 durchgesetzt zu haben, während Reichsbankpräsident Schacht ein Verhältnis 1:2 befürwortet hatte. Allerdings sagte Seyß-Inquart in Nürn-

berger Prozeß aus, er selbst habe bereits am 13. März 1938 eine diesbezügliche Zusage erhalten<sup>55</sup>. Aber auch mit dieser Wertfestsetzung war die Kaufkraft der beiden Währungen nicht entsprechend berücksichtigt, und die zu niedrige Bewertung des Schillings führte zum Abfließen österreichischer Waren ins „Altreich“<sup>56</sup>.

Auch in aller Öffentlichkeit empfahl sich Neumayer nunmehr dem NS-Regime: Bei einem Appell vor Finanzbeamten am 1. April 1938 in Graz sagte er für die öffentlichen Angestellten „dem Führer, dem Erneuerer, dem Einiger des deutschen Volkes, heißen Dank“, wodurch er stürmische Sieg-Heil-Rufe entgegennahm<sup>57</sup>. Als „Landesfinanzminister“ oblag ihm bis 24.5.1938 die Überleitung der österreichischen Finanzverwaltung in die deutsche; allerdings wurde ihm als Staatskommissär und Verbindungsmann zur NSDAP der seinerzeit aus Österreich ins Deutsche Reich geflüchtete Oberfinanzrat Dr. Senkowski zugeteilt, und auch der als Nationalsozialist unbestrittene Dr. Fischböck griff in die Finanzverwaltung ein<sup>58</sup>. Neumayer erhielt jedenfalls für seine Tätigkeit ein persönliches Dankschreiben Hitlers, und mit Dekret vom 9.6.1938 wurde er aus dieser Funktion verabschiedet<sup>59</sup>.

Dennoch ging Neumayers Anpassung an die neuen politischen Verhältnisse nicht ohne Schwierigkeiten vor sich: Die im Wiener Rathaus nachgerückten nationalsozialistischen Beamten, insbesondere der neuernannte Magistratsdirektor Dr. Karasek, widersetzten sich energisch der Wiederkehr der „rechten Hand“ Breitners und des Finanzreferenten im Ständestaat.

Inzwischen hatte sich aber in der Wiener Städtische Versicherung eine NS-Betriebszelle gebildet und dieses Institut von Andersgesinnten und Juden brutal „gesäubert“, damit jedoch ein administratives Chaos verursacht. Der Wiener Bürgermeister Hermann Neubacher, der erkannt hatte, daß man auf vorhandene Bürokraten angewiesen war<sup>60</sup>, bot deshalb Neumayer, dessen fachliche Fähigkeiten er kannte, die Leitung dieses Versicherungsinstituts an. Neumayer nahm an und schlug damit das Angebot aus, in die Reichsfinanzverwaltung einzutreten. Er wurde nun mit Wirkung vom 1.6.1938 als Oberse-natsrat der Gemeinde Wien reaktiviert, allerdings mußte er auf Grund des deutschen Beamtendienstgesetzes am 31.12.1940 aus dem Dienstverhältnis zur Gemeinde Wien entlassen werden, weil sich dies mit der Leitung einer Versicherung nicht vereinbaren ließ<sup>61</sup>. Anfang Juni 1938 führte ihn Neubacher bei der Städtischen Versicherung als „Betriebsführer“ und Leiter ein. Hier bewährten sich wieder seine Intelligenz und sein Fleiß: Obwohl branchenfremd, konnte er die auf ihn zukommenden Probleme rasch lösen<sup>62</sup>. Allerdings war er schon im Ständestaat als Vertreter des Aktienbesitzes der „Wiener Städtischen“ Mitglied des Verwaltungsrates der Österreichischen Versicherungs-AG gewesen und dadurch mit Versicherungsfragen, wenn auch nur marginal, befaßt worden<sup>63</sup>.

Neumayer gelang es sogar, das Versicherungsinstitut von Einflüssen aus dem „Altreich“ abzuschirmen. Mit den deutschen Truppen waren nämlich auch Direktoren deutscher Versicherungen gekommen, um österreichische

Institute in ihre Unternehmungen einzugliedern. Neumayer vermochte die Wiener Städtische mit der Wechselseitigen Brandschadenversicherung „Janus“ zu verschmelzen, wodurch auch die „Domus“ und der „Anglo-Danubian Lloyd“ dem nunmehr entstandenen Konzern, dem größten Versicherungsunternehmen der Ostmark, angeschlossen waren; er führte die Bezeichnung „Wiener Städtische und Wechselseitige Janus Allgemeine Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit“. Damit wurde auch der Notwendigkeit entsprochen, auf dem nunmehr großen Versicherungsmarkt gegenüber den deutschen Konkurrenzinstituten bestehen zu können<sup>64</sup>. Neumayer stand dem Konzern als Vorstandsvorsitzender mit der Amtsbezeichnung Generaldirektor vor, der Wiener Bürgermeister war Vorsitzender des Aufsichtsrates. Das Ansinnen, dieses Unternehmen in den Verband der öffentlich-rechtlichen Versicherungsanstalten einzugliedern, der der Reichsparteileitung in München nahestand, hatte Neumayer mit Unterstützung Neubachers ablehnen und damit seine Position ungeschmälert behaupten können. Um sich jedoch vor dem NS-Regime zu legitimieren, gebärdete er sich als überzeugter Nationalsozialist: Er trug demonstrativ ein Abzeichen, das ihn als unterstützendes Mitglied der SS auswies, und gehörte dem Rechtswahrerbund sowie der Deutschen Arbeitsfront an<sup>65</sup>. Er sammelte selbst in diesem Institut Gelder für Anliegen der Nationalsozialisten, wobei er oft verlangte, die Spende „um ein Bedeutendes“ zu erhöhen<sup>66</sup>. Besonders deutlich ergibt sich diese Haltung, die ihm seine Stellung abverlangte, aus seinen Reden, die er als Betriebsführer an die „Gefolgschaft“ richtete, worin er u. a. sagte: „War es ja geradezu Absicht der die Arbeiterbewegung lenkenden Führer, möglichst viel Zwietracht und Meinungsverschiedenheiten in das Volk hineinzutragen. Gehörten doch diese Führer größtenteils einer volksfremden Rasse an, ...“<sup>67</sup>. „Betriebsführer und Gefolgschaft sind unlösbar verbunden in nationalsozialistischer Betriebsgemeinschaft.“<sup>68</sup> Andererseits konnte er der „Werk-Zeitung“ entnehmen, daß es in Mauthausen ein Konzentrationslager gab, wo ein Inkassant des Instituts als SS-Mann tätig war<sup>69</sup>.

Entsprechend ausgerichtet war auch seine Personalpolitik: Parteigenossen wurden bevorzugt behandelt und erhielten auch ohne fachliche Eignung leitende Posten<sup>70</sup>. Als sich dagegen Josef Miklas, der älteste Sohn des Bundespräsidenten, einst Beamter im Finanzministerium und nunmehr entlassen, 1939 an seinen ehemaligen Chef Neumayer um eine Anstellung bei der Wiener Städtischen wandte, wurde er zwar von Neumayer empfangen, dieser jedoch „verhielt sich jedenfalls ablehnend“<sup>71</sup>. Eine Angestellte, die er schon selbst aufgenommen hatte, entließ er nach eineinhalbjähriger Tätigkeit, weil sie eine „Judenfrau“ sei<sup>72</sup>.

Noch im Februar 1945 veranlaßte er einen Angestellten, der sich kritisch gegenüber dem NS-Regime geäußert hatte, Selbstanzeige bei der Gestapo zu erstatten, weil er „Staatsfeind“ sei, und er begründete sein Vorgehen, daß er sonst selbst Gefahr laufe, bestraft zu werden<sup>73</sup>.

Zu seiner großen Enttäuschung lehnte es die NSDAP Ende 1944 endgültig.

tig ab, ihn aufzunehmen<sup>74</sup>; sie ist verständlich, weil etwa der Betriebsführer stellvertreter Eugen Danner, der stellvertretende Generaldirektor Karl Wawra, der Betriebsobmann sowie sämtliche Mitglieder des Vertrauensrates der Hauptanstalt die Bezeichnung „Pg.“ (Parteigenosse) vor ihre Namen setzten und bei Betriebsveranstaltungen demonstrativ in der gelben Parteiuniform erscheinen durften, nicht jedoch ihr Vorgesetzter Neumayer<sup>75</sup>.

Wie ihn sogar die Nationalsozialisten einschätzten, zeigt ein Bericht des „Amtes für Beamte“ der Gaupersonalleitung vom 28.11.1938, in dem Neumayer als „Konjunkturritter“ bezeichnet wird, der immer mit den stärksten Bataillonen marschierte<sup>76</sup>.

Was Neumayers Gesinnung 1918, 1934 und 1938 gelungen war, nämlich sich erfolgreich den herrschenden neuen Verhältnissen anzupassen, gelang im 1940er nicht mehr. Er wurde bereits am 11.5.1945 verhaftet und am nächsten Tag im Wiener Landesgericht eingeliefert. Wie tief er seinen Sturz erlebt hat, ergibt sich aus seiner Bitte vom 2.6.1945, „während der nun erforderlich gehaltene hiergerichtlichen Anhaltung in der Wäscherei“ arbeiten zu dürfen<sup>77</sup>.

Das Volksgericht, ein damals für Kriegsverbrechen geschaffenes Sondergericht,<sup>78</sup> verurteilte Neumayer am 2.2.1946 wegen Verbrechens des Hochverrats am österreichischen Volk zur Strafe des lebenslangen schweren Kerkers, verschärft durch Dunkelhaft an jedem 13.3 und einem harten Lager vierteljährlich sowie zum Vermögensverfall, denn er war für schuldig erkannt worden, durch Eintritt in das Kabinett Seyß-Inquart und die Zustimmung zum Anschlußgesetz an führender Stelle die Machtergreifung der NSDAP gefördert zu haben; als besonders erschwerend wurde sein Verfassungs- und Eidbruch sowie die besondere Treulosigkeit gegenüber der Regierung Schuschnigg gewertet<sup>79</sup>. Diese Strafe war im Vergleich zu später über Nationalsozialisten verhängte eine harte Maßregelung, die wohl auch darauf zurückzuführen war, daß sie bereits 1946 erfolgte; denn das Strafausmaß für Kriegsverbrecher nahm mit zunehmender zeitlicher Entfernung von der NS-Zeit ab<sup>80</sup>.

Am 9.2.1946 wurde er in die Männerstrafanstalt Stein eingeliefert und war dort als Hilfsarbeiter tätig. Aber schon mit Beschluß des Volksgerichtshofes vom 30.12.1948 wurde er auf Grund eines Gutachtens des Prof. Schwarzaicher wegen schwerer Leiden, vor allem Angina pectoris, am 31.12.1948 enthaftet; allerdings erlebte er 1977 noch sein einundneunzigstes Lebensjahr. 1949 verzichtete der Staat auf Ersatz seiner Strafkosten, und mit Gnadenaktes des Bundespräsidenten vom 15.12.1951 wurde ihm der Rest der Strafe erlassen<sup>81</sup>. Seinen Antrag um Wiederaufnahme des Strafverfahrens vom 26.7.1952 hat das Volksgericht auf Antrag der Staatsanwaltschaft vom 26.2.1953 abgelehnt.

Aufschlußreich sind die Aussagen von Politikern des Ständestaates, deren Einvernahme Neumayer zu seiner Entlastung im Jahre 1952 beantragt hatte. Wie schon erwähnt, gab Miklas zu Protokoll, er habe Neumayer am 12.3.1938 gesagt, daß dieser seines „Erachtens verpflichtet sei, gerade als guter Öster-

reicher in der Regierung zu bleiben und sein Teil beizutragen, um schließlich doch Österreichs Selbständigkeit zu retten.“<sup>82</sup> Miklas' Wunsch, Neumayer möge in der Regierung verbleiben, will auch Eduard Heigl von jenem gehört haben<sup>83</sup>. Dies teilte Heigl mit Schreiben vom 5.12.1956 auch dem Polizeikommissariat Wien-Penzing mit<sup>84</sup>, in dessen Rayon Neumayer wohnte – wohl um zu zeigen, daß Neumayer auch in der Zweiten Republik einflußreiche Protektoren hatte. Laut Wilhelm Taucher, gemeinsam mit Neumayer Minister im Kabinett Schuschnigg, habe Neumayer für den Eintritt in das Kabinett Seyß-Inquart ausdrücklich zur Bedingung gestellt, daß „die Eigenstaatlichkeit Österreichs erhalten bleibt“<sup>85</sup>, und Minister a.d. Josef Kraus gab an, daß ihm nicht bekannt sei, daß Neumayer als eine Art „politischer Opportunist seine Einstellung änderte.“<sup>86</sup>

Als nach dem Tod des Bundespräsidenten Körner Bundeskanzler Raab interimistisch die Funktionen des Staatsoberhauptes ausübte, tilgte er am 20.3.1957 die Verurteilung Neumayers<sup>87</sup>.

Dieser war dann „mehrfach erwerbstätig“, so bei der Fa. Österreichisches Seefrachtenkontor<sup>88</sup>. Vor allem gelang es ihm, im damals expandierenden „Verein der Freunde des Wohnungseigentums“ (VFW) unterzukommen, einer Organisation, die sich selbst als der zweitgrößte Bauträger Österreichs nach der Gemeinde Wien bezeichnete und damals vor allem Mittel des Wohnhaus-Wiederaufbaufonds (WWF) zur Errichtung von Eigentumswohnungen zur Verfügung hatte. Neumayer wurde dort „Schöpfer“ und Leiter der „Badezimmeraktion“, die den Wohnungskäufern verbilligte Badezimmereinrichtungen verschaffte, welche der WWF nicht finanzierte.

Seine Sachkenntnis in Finanzangelegenheiten ermöglichte es ihm, auf die Organisation dieses Bauträgers – die vornehmlich von Parteifunktionären getragen war – bemerkenswerten Einfluß als Vorstandsmitglied mit der Funktion eines „Finanzkonsulenten“<sup>89</sup> zu gewinnen. Dort gab er sich wieder als bedingungsloser Gefolgsmann, diesmal des Vereinsobmannes, des Abg. z. NR Franz Prinke<sup>90</sup>. In Wohnungseigentumsbewerber-Versammlungen als „Herr Minister“ präsentiert, pries er über Mengenrabatte erzielte Preisnachlässe im Rahmen der Badezimmeraktion als „Geschenk des Herrn Nationalrates Prinke“ und unterstützte damit die Bemühungen, diesen zum charismatischen „Vater des Wohnungseigentums“ aufzubauen. Die „Badezimmeraktion“ wurde aus dem VFW herausgelöst und in die im Oktober 1958 von ihm mitbegründete Wohnungseigentums-Verwaltungs-GmbH. (WEV) eingegliedert; dort sicherte er sich mit der Position eines geschäftsführenden Gesellschafters und einer relativen Mehrheit von 49% der Anteile nicht nur einen finanziell sehr günstigen Vertrag, sondern auch „ihm zustehende Vergütungsbeiträge“ von Lieferfirmen wie AEG-Austria und Elin-Union<sup>91</sup>. Er führte den Vorsitz in deren Generalversammlungen und erhielt 1964 eine „ausreichende Substituierung“, weil er wegen Alters und Krankheit seine Arbeit nicht mehr ganz selbst erledigen könne – jedoch ohne Gehaltseinbuße. Als Gefolgsmann des Abg. Prinke wurde er auch Aufsichtsratsvorsitzender der Gef-



meinnützigen Wohnbauvereinigung<sup>92</sup>, Aufsichtsratsvorsitzender-Stellv. der Raiffeisen-Bausparkasse und Aufsichtsratsmitglied der „Eigentum“, gemeinnütziger Wohn- und Siedlungs-GmbH<sup>93</sup>. Er erhielt damit in der Zweiten Republik wieder einflußreiche Positionen, und zwar in einem wegen der Wohnungsnot sehr sensiblen und stark parteipolitisch geprägten Umfeld.

Bei dem im Jahre 1966 offenbar gewordenen Wohnbausekandal ging es vor allem um die zweckwidrige Verwendung von Geldern, die der Wohnhaus-Wiederaufbaufonds vergeben hatte, und in dessen Mittelpunkt stand der VFW mit seinem Obmann Franz Prinke. Den vereinsmäßig organisierten Widerstand betroffener Wohnungseigentümer gegen die Mißstände in diesem Verein und der genannten Verwaltungsfirma suchten Prinke und Neumayer gemeinsam, aber vergeblich mit der Beschlagnahme von Publikationen und mit Presseklagen zu begegnen. Neumayer berief sich zu seiner Rechtfertigung nunmehr auf die Wertung Miklas', er sei 1938 ein guter Österreicher gewesen<sup>94</sup>.

1967 schied er zwar aus der Verwaltungsfirma, behielt aber im VFW weiter eine Position, die sich dadurch deutlich zeigte, daß er, schon zweiundachtzigjährig, nach dem Ableben des Abg. Prinke als „dienstältestes Vorstandsmitglied“ die Sitzung zur Wahl eines neuen Obmannes im Jänner 1969 leitete<sup>95</sup>. Den Niedergang dieses Wohnbauträgers konnte er aber auch nicht aufhalten.

Neumayer mußte noch den Tod seines Sohnes 1975 und seiner Ehefrau im folgenden Jahr miterleben; am 25.8.1977 starb er selbst in Wien<sup>96</sup>.

Rudolf Neumayer war also ein Mann, der unter den gegensätzlichsten politischen Verhältnissen Karriere machen konnte, ein „guter Österreicher“, der glaubte, sich nicht darum „kümmern“ zu müssen, was die jeweilige Politik, der er diente, seinen Mitmenschen auferlegte.

## ANMERKUNGEN

- 1 Volksgericht Wien (Landesgericht f. Strafsachen Wien), Strafsache gegen Dr. Rudolf Neumayer, Vg 2b Vr 445/45 (in der Folge zitiert mit Neumayer-Akt), Zeugenvernehmung Wilhelm Miklas v. 30.10.1952
- 2 Neumayer-Akt, Vernehmungsprotokoll Neumayer vom 13.6.1945
- 3 W. Heindl, Bürokratie und Beamte, in: Talos/Dachs/Hanisch/Staudinger (Hg.), Handbuch des politischen Systems Österreichs, Erste Republik 1918 – 1933, Wien, 1995, S. 92, 101
- 4 Neumayer-Akt, Schriftsatz Dr. Neumayers, gerichtet „An den Herrn Staatsanwalt“ v. 2.6.1945, S. 2
- 5 Neumayer-Akt, Schriftsatz Dr. Neumayers, gerichtet „An den Herrn Staatsanwalt“, v. 2.6.1945, S. 3
- 6 Neumayer-Akt, Vernehmungsprotokoll Neumayer vom 13.6.1945
- 7 Pfarre St. Othmar unter den Weißgärbern, Wien, Geburts- u. Taufregister 1887
- 8 XXII. Jahresbericht über das k.k. Elisabeth-Gymnasium in Wien f.d. Schuljahr 1906/07, Wien 1907, S. 50
- 9 Neumayer-Akt, Schriftsatz Dr. Neumayers, gerichtet „An den Herrn Staatsanwalt“, v. 2.6.1945, S. 1
- 10 XXI. Jahresbericht über das k.k. Elisabeth-Gymnasium in Wien f.d. Schuljahr 1905/06, Wien 1906, S. 35
- 11 Neumayer-Akt, Schriftsatz Dr. Neumayers, gerichtet „An den Herrn Staatsanwalt“, v. 2.6.1945, S. 1
- 12 ÖStA., Kriegsarchiv, Pers. Akten, Dienstbeschreibung Rudolf Neumayer
- 13 Archiv Wr. Städtische Versicherung, R. Neumayer, Meine Beamtenlaufbahn, S. 2f., Manuskript; Ch. A. Gulick, Österreich von Habsburg zu Hitler, Wien 1976, S. 155 ff.
- 14 A. Brusatti, Österreichische Wirtschaftspolitik vom Josephinismus bis zum Ständestaat, Wien 1965, S. 115
- 15 Neumayer-Akt, Brief Breitners an Neumayer vom 27.12.1933
- 16 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Otto Huber v. 18.9.1945
- 17 Walter B. Simon, Österreich 1918 -1938. Ideologien und Politik, Graz-Wien 1984, S. 164
- 18 A. Brusatti, Österreichische Wirtschaftspolitik vom Josephinismus bis zum Ständestaat, Wien 1965, S. 115
- 19 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Richard Schmitz v. 6.11.1952
- 20 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Stenographischer Bericht über die 11. Sitzung der Wiener Bürgerschaft v. 18.12.1934, S. 304f.
- 21 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Stenographischer Bericht über die 12. Sitzung der Wiener Bürgerschaft v. 19.12.1934, S. 654f.
- 22 Finanzarchiv Wien, Präs. Akt 1606/Pr.-36
- 23 ÖStA., AdR, BKA, Präs. 3741/1937
- 24 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Julius Raab v. 19.9.1945
- 25 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Eduard Ludwig v. 29.9.1945
- 26 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Dr. Josef Stanglberger v. 15.9.1945
- 27 ÖStA., AdR, Finanzministerium GZ. 389/Pr.-38.
- 28 P. Broucek (Hg.), Ein General im Zwielficht. Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horstenau, Wien-Köln-Graz 1983, 2. Bd., S. 155

- 29 Wiener Zeitung, 2.2.1946, S. 3
- 30 Wiener Zeitung, 28.1.1938, S. 12
- 31 ÖStA, AdR, Präs.Korr. ZI. 1122/36, Budget f. 1937, S. 7
- 32 K. Stuhlpfarrer, Der deutsche Plan einer Währungsunion mit Österreich; in: Anschluß 1938, Wissenschaftliche Kommission des Theodor-Körner-Stiftungsfonds und des Leopold Kunschak-Preises zur Erforschung der österreichischen Geschichte der Jahre 1918 bis 1938, Veröffentlichungen Band 7, Wien 1981, S.282
- 33 K. Bachinger/H. Matis, Der österreichische Schilling, Graz-Wien-Köln 1974, S. 163
- 34 Stenographische Protokolle des Bundestages, 44. Sitzung, 21.10.1937, S. 560, zitiert nach A. Fibich, Die Entwicklung der österreichischen Bundesausgaben in der Ersten Republik (1918 – 1938). Diss. WU, Wien 1977, S. 92
- 35 D. Stiefel, Die große Krise in einem kleinen Land. Österreichische Finanz- und Wirtschaftspolitik 1929 – 1938, Wien-Köln-Graz 1988, S. 74 ff.
- 36 Neue Freie Presse. M., 4.11.1936
- 37 Neumayer-Akt, Brief des Generalpostdirektors i.R. Julius Ritter v. Steyskal v. 28.1.1946 an das Volksgericht
- 38 Archiv Wr. Städtische Versicherung, R. Neumayer, Meine Beamtenlaufbahn, S. 22 ff., Manuskript
- 39 K. Schuschnigg, Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot, Wien 1978, S. 81
- 40 W. Rosar, Arthur Seyß-Inquart in der österreichischen Anschlußbewegung, phil. Diss., Wien 1969, S. 418
- 41 W. Rosar, Deutsche Gemeinschaft. Seyss-Inquart und der Anschluß, Wien-Frankfurt-Zürich 1971, S. 295
- 42 Guido Zernatto, Die Wahrheit über Österreich, New York, Toronto, 1939, S. 311f., 314; Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem internationalen Militärgerichtshof, Nürnberg 1948, Bd. XV, S. 682
- 43 Der Hochverratsprozeß gegen Dr. Guido Schmidt vor dem Wiener Volksgericht. Gerichtliche Protokolle, Wien 1947, S. 660f.
- 44 Ludwig Jedlicka, Bundespräsident Wilhelm Miklas am 13.März 1938, in: MIOG LXXI Bd., Graz-Köln 1963, S. 494
- 45 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Wilhelm Miklas v. 17.9.1945
- 46 Neumayer-Akt, Vernehmung Rudolf Neumayer v. 12.5.1945
- 47 Der Hochverratsprozeß gegen Dr. Guido Schmidt vor dem Wiener Volksgericht. Die gerichtlichen Protokolle, Wien 1947, S. 263
- 48 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Wilhelm Miklas v. 30.10.1952
- 49 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Julius Raab v. 19.9.1945
- 50 „Anschluß“ 1938. Eine Dokumentation, Hg. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1988, S. 324ff.
- 51 Wiener Zeitung, 2.2.1946, S. 2
- 52 Neumayer-Akt, Vernehmungsprotokoll Neumayer vom 8.9.1945
- 53 Stenographische Protokolle des Bundestages, 44. Sitzung, 21.10.1937, S. 567
- 54 ÖStA, Finanzarchiv Wien, 389/Pr.-38
- 55 Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem internationalen Militärgerichtshof, Nürnberg 1948, Bd. XV, S. 688
- 56 Firmenschrift: Ein Jahrhundert Creditanstalt-Bankverein, Wien 1957, S. 235
- 57 Wr. Neueste Nachrichten, 2.4.1938

- 58 Archiv Wr. Städtische Versicherung Rudolf Neumayer, Meine Beamtenlaufbahn, S. 29, Manuskript
- 59 Gerhard Botz, Die Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich, Wien 1972, S. 101
- 60 G. Botz, Der 13. März und die Anschlußbewegung, Selbstaufgabe, Okkupation und Selbstfindung Österreichs 1918 – 1945, Wien 1978, S. 22
- 61 Archiv Wr. Städtische Versicherung, Aktenvermerk v. 6.7.1973, Gruppe S/2/Dr.Te/s
- 62 Archiv Wr. Städtische Versicherung, Gesprächsprotokoll: P.U.Lehner mit J. Greiner v.20.2.1986
- 63 ÖStA, Finanzarchiv Wien, 545/Pr. 37
- 64 P. U. Lehner, Österreichs Versicherungswirtschaft im Deutschen Reich, in: W. Rohrba~~ch~~ (Red.), Versicherungsgeschichte Österreichs, Bd. 3., S. 1065 f.; H. Trenner, Die Entwicklung der Wiener Städtischen Versicherung von Ihren Anfängen im 19. Jh. bis zum Jahre 1982 (mit schwerpunktmäßiger Betrachtung der letzten 25 Jahre), Diss. WU, Wien 1984, S. 39
- 65 Neumayer-Akt, Fragebogen des Reichsstatthalters, von Neumayer ausgefüllt am 30.8.1938
- 66 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Adolf Möller v. 19.9.1945
- 67 Werk-Zeitung, Wiener Städtische und Wechselseitige-Janus, 5/1940, S. 4
- 68 Werk-Zeitung, Wiener Städtische und Wechselseitige-Janus, 11/1940, S. 5
- 69 Werk-Zeitung, Wiener Städtische und Wechselseitige-Janus, 2/1940 (Kameraden im Felde)
- 70 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Josef Mittermayer v. 19.9.1945; Wiener Zeitung, 1.2.1946, S. 2
- 71 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Wilhelm Miklas v. 17.9.1945
- 72 Neumayer-Akt, Brief Leopoldine Schwarz v 31.1.1946 an das Volksgericht
- 73 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Adolf Möller v. 19.9.1945
- 74 Peter Broucek (Hg.), Ein General im Zwielficht. Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horst~~en~~au, Wien-Köln-Graz 1983, 2. Bd., S. 203
- 75 Werk-Zeitung, Wiener Städtische und Wechselseitige-Janus, 10/1940, S. 4 f.
- 76 Wiener Zeitung, 2.2.1946, S. 3)
- 77 Neumayer-Akt, Schriftsatz Dr. Neumayers, gerichtet „An den Herrn Staatsanwalt“ v. 2.6.1945, S. 20
- 78 D. Stiefel, Entnazifizierungsproblematik in Österreich, in: Hg. S. Meissl, K. D. Mully, O. Rathkolb, Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne, Wien 1986, S. 32
- 79 K. Marschall, Volksgerichtsbarkeit und Verfolgung von nationalsozialistischen Gewaltverbrechern in Österreich, 2. Aufl., Wien 1987, S. 134f.
- 80 D. Stiefel, Entnazifizierung in Österreich, Wien-München-Zürich 1981, S. 257
- 81 Neumayer-Akt, Begnadigung
- 82 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Wilhelm Miklas v. 30.10.1952
- 83 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Eduard Heindl <richtig: Heidl> v. 17.10.1952
- 84 Neumayer-Akt, Brief Dr. h.c. Eduard Heidl v. 5.12.1956
- 85 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Wilhelm Taucher v. 23.10.1952
- 86 Neumayer-Akt, Zeugenvernehmung Josef Kraus v. 14.8.1952
- 87 Neumayer-Akt, Tilgung
- 88 Neumayer-Akt, Bericht des Kommissariats Penzing v. 22.2.1957
- 89 „Der Wohnungseigentümer, 7/1960, S. 3

- 90 Die Prominenz der Republik Österreich im Bild, Zürich 1962
- 91 Handelsreg. (Firmenbuch) Wien B 7296 (B 17428)
- 92 Handelsreg. (Firmenbuch) Wien B 7767
- 93 Handelsreg. (Firmenbuch) Wien B 9219
- 94 Gemeinschaft der Wohnungseigentümer – Informationen 3/1967, Pkt. 1
- 95 „Der Wohnungseigentümer“, 1/1969, S. 1
- 96 Standesamt Hietzing (damals Penzing), Sterbebuch Nr. 05809/77



HERBERT KNITTLER

## *Eisenbergbau und Eisenverhüttung in den österreichischen Ländern bis ins 18. Jahrhundert*

Die Geschichte des Eisens gehört zu den am gründlichsten erforschten Untersuchungsfeldern der österreichischen Wirtschaftsgeschichte<sup>1</sup>. Als fruchtbar erwies sich eine mit ihren Anfängen zum Teil bis ins 19. Jahrhundert zurückreichende Zusammenarbeit mit so unterschiedlichen Fächern wie der Rechts- und Verfassungsgeschichte, der Siedlungs- und später der Industrie-archäologie sowie den naturwissenschaftlichen Disziplinen der Berg- und Hüttentechnik<sup>2</sup>. Umfangreiches Detailmaterial wurde darüber hinaus von der landesgeschichtlichen Forschung zur Verfügung gestellt, die allerdings von Ansätzen zur Ideologisierung nicht frei ist. Einseitigkeiten und Fehleinschätzungen waren mitunter das Produkt eines fehlgeleiteten Landes- und Lokalpatriotismus, der sich des Eisenbergbaus Innerösterreichs und der besonderen Rolle, welche dieser im Mittelalter und in der Neuzeit gespielt hatte, zu Legitimationszwecken bediente<sup>3</sup>.

Innerösterreich mit dem steirischen und dem Hüttenberger Erzberg sowie – mit erheblichem Abstand – einigen kleineren Bergbauen in der Steiermark, in Kärnten und Krain umschließt dann auch während des gesamten hier zur Diskussion stehenden Zeitraumes die wichtigsten Eisenlagerstätten und -verhüttungslandschaften. Gegenüber diesen traten die Gruben und Hütten im Tiroler Stubaital, Schlicktal, Rosannatal, Valparol, weiters die Baue bei Fügen im Zillertal, im Salzburger Pongau und die zur Zeit der Bergbaukonjunktur des 16. Jahrhunderts auch in Österreich unter und ob der Enns erschlossenen Erzvorkommen deutlich zurück<sup>4</sup>.

Ausgedehnte Bingenfelder und zahlreiche Schmelzöfen unterschiedlichen Typs wurden im ehemals zur römischen Provinz Pannonien gehörigen Burgenland aufgedeckt, die teilweise bis in spätkeltische Zeit zurückreichen und als Elemente einer Eisenverhüttungstradition von der Antike bis ins Früh- und Hochmittelalter angesprochen worden sind<sup>5</sup>. Hingegen ist die Identität des „ferrum noricum“ noch immer Gegenstand einer teils kontrovers geführten Diskussion. Während der Bergbau auf Eisenerze in Hüttenberg in römischer Zeit als unbestritten gilt und auch die Rolle des Magdalensberges und seiner Nachfolgezentren als Umschlagplatz wie auch als Mittelpunkt der Mon-

tanverwaltung gesichert ist, wird zufolge des fehlenden Nachweises von Verhüttungsanlagen die Herkunft des Qualitätseisens weiterhin offengelassen. Als mögliche Ausgangspunkte wurden dabei die Spateisenlager ( $\text{FeCO}_3$ ) bei Hüttenberg und Eisenerz wie auch die Eisennieren bei Flavia Solva oder Oberpullendorf angesprochen, aber selbst ein Import aus nördlich der Donau gelegenen Bezirken nicht ausgeschlossen <sup>6</sup>.

Die kurze Rückblendung auf die Anfänge der Eisenerzeugung in historischer Zeit sollte zunächst die Tatsache einer weitgehenden Diskontinuität zwischen römischer und mittelalterlicher Produktionsphase verdeutlichen. Und selbst die ersten schriftlichen Hinweise des 8. bis 10. Jahrhunderts haben kaum mehr als Signalcharakter. Ein humanistisches Konstrukt ist die „Erfindung“ des Erzberges im Jahre 712 <sup>7</sup>, und die urkundliche Erwähnung eines „flatum ferri“, das der Erzbischof von Salzburg 931 im Tauschwege von Graf Alberich in „Gamanaron“ erhielt <sup>8</sup>, bleibt zumindest hinsichtlich der Lokalisierung unsicher („nächst Obdach“/Steiermark oder „im Lavanttal“/Kärnten) <sup>9</sup>.

Mit einiger Sicherheit wird man den Neubeginn der innerösterreichischen Eisenproduktion unter dem Blickwinkel der allgemeinen Siedlungsgeschichte sehen dürfen <sup>10</sup>. Seit dem 7./8. Jahrhundert siedelten im karantianischen Raum slawische Stämme, auf die nicht nur zahlreiche Orts- und Flurnamen in den Eisenproduktionsgebieten verweisen (Avelnice/Aflenz, Schollnitz, Rudendorf, Leoben u.a.), sondern auf deren Sprachgut sich auch einzelne berg- und hüttenpezifische Fachbegriffe zurückführen lassen (Gradler, Drosger, Graglach, Gramatel) <sup>11</sup>. Ein Vorhandensein eisentechnischer Grundkenntnisse schon von der Zeit der Landnahme ist nicht auszuschließen <sup>12</sup>. Nach den bairischen und den fränkischen Siedlungsschüben im späteren 8. Jahrhundert dürfte unter deutscher Oberhoheit die ethnische Zusammensetzung der unmittelbaren Produzenten verbreitert worden sein, wodurch ein Zustand geschaffen wurde, der aus dem Verbrüderungsbuch des Klosters Seckau für die Obersteiermark noch zu Ende des 12. Jahrhunderts faßbar wird. Unter den „fratres nostri de metallo ferro in montibus Livben“ sind unter ca. 300 Namen noch 60 slawischen Ursprungs vermerkt. Sie verschwanden bis ins 14. Jahrhundert fast vollständig <sup>13</sup>.

Direkte schriftliche und nunmehr auch archäologische Hinweise auf die innerösterreichische Eisenproduktion im Mittelalter liegen dann – mit der oben erwähnten Ausnahme – erst seit dem 12. Jahrhundert vor; sie betreffen ausschließlich das Umfeld des steirischen Erzberges, wogegen der Kärntner Hüttenberg erst etwa anderthalb Jahrhunderte später faßbar wird; als Beleg für eine gleichdimensionale Priorität sind diese freilich nicht aufzufassen, zumal gerade im Raum südlich der Drau (Krain?) etwa zur gleichen Zeit Eisen von besonders hoher Qualität produziert worden sein soll <sup>14</sup>. 1103 wird das eppensteinische Hauskloster St. Lambrecht bei seiner Gründung „cum salino et rudere quod ariz dicitur“ ausgestattet <sup>15</sup>; für das Stift Admont wird Eisengewinnung aus einer hagiographischen Überlieferung für etwa 1130/37



faßbar<sup>16</sup>, und etwa derselben zeitlichen Schicht gehören die auf dem Blahberg bei Admont ergrabenen Schmelzöfen (Rennöfen) an, die bereits einzelne Eigenheiten der alpenländischen Erzeugung erkennen lassen<sup>17</sup>.

Stellen sich die Baue von Admont und St. Lambrecht zu einer klösterlich-grundherrschaftlichen Produktionsform, die in der Verbindung von Erzgrube und Hube auf einen Zusammenhang des agrarischen (Fronhof, Zinsgut) mit dem Bergbaubetrieb verweist und lediglich lokalen Bedürfnissen nachgekommen ist, so signalisieren die nur wenig später belegten Bezüge des steirischen Markgrafen zum Erzberg bereits eine weitere Entwicklungsstufe. Mit Otakar III. (gest. 1164) beginnt die Schenkung von Eisendeputaten oder eisenproduzierenden Bauerngütern an die steirischen Landesklöster Seitz und Vurau sowie – bereits in habenbergischer Zeit – an Rein, Seckau und Gairach bei Cilli<sup>18</sup>. Daraus erhellt nicht nur eine vielleicht seitens des Landesherrn auf dem Lehensweg vom König erworbene, wahrscheinlicher aber usurpierte Verfügungshoheit desselben über den Erzberg, sondern auch die mit einem Transport über weitere Strecken verbundene zumindest partielle Bedarfsdeckung klösterlicher Haushalte. Ob darüber hinaus eine Überschußproduktion erzielt wurde, aus der die Belieferung entfernter Märkte möglich war, muß offenbleiben. Jedenfalls sind die Tarifposten „massa ferri“ und „schrot“ des Steiner Mauttarifs vom Beginn des 13. Jahrhunderts keineswegs eindeutig im Sinne obersteirischer Provenienz zu interpretieren<sup>19</sup>, wengleich andererseits die Eisenbezugsrechte der Städte Steyr und Waidhofen an der Ybbs sowie des Marktes Aschbach in Österreich unter der Enns bis in den Zeitraum nach 1200 zurückreichen dürften<sup>20</sup>. Für den Handel mit innerösterreichischem Eisen nach Süden über Chiusaforte und Tolmezzo liefert ein Pachtvertrag von 1253 den ältesten Beleg<sup>21</sup>.

In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts scheint im Bereiche des steirischen Erzberges eine technische Veränderung vor sich gegangen zu sein. In Bestätigungsurkunden der Eisenbezugsrechte der Klöster Gairach (1262) und Seitz (1270) werden 10 (20) alte „massae“, d.s. Produkte eines eintägigen Schmelzprozesses, mit 4 (8) neuen gleichgesetzt. Unterstellt man ein Gleichbleiben der Deputatsmenge, so kann hier auf eine Vergrößerung des Luppengewichts auf das Zweieinhalbfache und damit auf Veränderungen im Produktionsprozeß geschlossen werden<sup>22</sup>. Diese enthalten wiederum grundlegende strukturelle und konjunkturelle Implikationen. Zusammenhänge zwischen Eisen-technologie, Produktionsumfang, Standort- und Betriebsstruktur sowie Nachfrage werden ansatzweise faßbar.

Im Jahre 1929 auf der Feistawiese am steirischen Erzberg freigelegte Verhüttungsanlagen ermöglichten die Rekonstruktion eines aus Stein erbauten Ofens mit Schlackenabstrich, bei dem die Luftzufuhr wohl mittels mehrerer einfacher Blashälge erfolgte. Dies erforderte eine organisierte Schmelzarbeit, die sich allerdings noch innerhalb eines größeren familialen Verbandes realisieren ließ. Das Schmelzprodukt, die Maß (Luppe, Stuck), dürfte etwa 50 kg gewogen haben. Aus der Vergrößerung des Luppengewichts im späte-

ren 12. bzw. im 13. Jahrhundert wurde dann auf die Einführung des Wasserrades zum Betrieb der Blasbälge und damit zur Verstärkung der Sauerstoffzufuhr geschlossen, ein korrespondierender Ofentyp bei der Laurentiröst in Vordernberg rekonstruiert, dessen Durchmesser gegenüber jenem der älteren Rennfeuer um ca. 30 % angewachsen war <sup>23</sup>.

Die Verwendung des Wasserrades und feststehender Bälge zog mehrere Konsequenzen nach sich. Zum einen bedingte die Nutzung der Energie des Wassers ein Abrücken der Schmelzbetriebe und Verhüttungsanlagen aus der unmittelbaren Nähe der Abbaustelle an Flußläufe mit ausreichender Wasserführung und entsprechendem Gefälle. Am steirischen Erzberg waren dies Vordernbergerbach und Erzbach, am Hüttenberg Görtschitz-, Mosinz- und Löllingbach <sup>24</sup>. Zum anderen ging die Vergrößerung des Ofendurchmessers mit der Ausgestaltung des Ofens und einem Wachsen desselben in die Höhe, die Steigerung der Dimension der Blasbälge und ihre feste Aufhängung mit einer baulichen Stabilisierung und einem Anwachsen des Aufwands Hand in Hand <sup>25</sup>. Damit nahmen aber auch die Ansprüche an die Kapitalkraft des Produzenten, mit der höheren Zahl an Arbeitskräften aber auch jene an die Organisation der Versorgung mit Lebensmitteln zu. Die Eisenerzeugung war aus ihrer Rolle als halb bäuerlicher Nebenerwerb herausgewachsen, der Abstand zur Produktion des frühen 12. Jahrhunderts, aber noch mehr zur slawischen Montanwirtschaft der Jahrhunderte davor hatte sich strukturell und quantitativ erheblich vergrößert <sup>26</sup>. Die Erhöhung des Produktionsumfangs und die zunehmende Bedeutung des Kapitals gaben aber auch die Grundlage für die Umgestaltung der Verwaltung ab. Während der Bergbezirk noch um 1280/90 einem „magister montis“ als landesfürstlichem Beamten zugeordnet war, erscheint die Siedlung „im Eisenärzt“ 1296 als Markt mit einem bürgerlichen Marktrichter <sup>27</sup>. 1301 wird auch das 1266 erstmals erwähnte Hüttenberg zumindest in der Qualität eines Mindermarktes („Burgfried“) faßbar <sup>28</sup>.

Der technologische Wandel innerhalb der Eisenverhüttung des 12./13. Jahrhunderts wurde letztlich als Ursache einer weiteren betriebs- und siedlungsspezifisch wirksamen Veränderung in Anspruch genommen: der Trennung von Blahhaus und Hammer. Zunächst bedarf es freilich des Hinweises, daß der Übergang vom Schacht- zum Stuckofen zwischen den einzelnen Montangebieten, aber auch teilweise innerhalb derselben, zeitverschoben vor sich ging und sich bis ins 14. Jahrhundert erstreckte <sup>29</sup>. Dies gilt insbesondere für die auf einer niedrigeren Stufe weiterarbeitenden Werke des grundherrschaftlichen Typs. Folgt man der Argumentation von H. Pirchegger, so muß die Ausbringung der stark vergrößerten „massae“ die Kapazität der zur Ausschmiedung in Verwendung stehenden Handhämmer wesentlich überfordert haben. Die Konsequenz war der Übergang zum mechanischen, mit Wasserkraft betriebenen Hammer, vielleicht auch schon die Teilung der Maß in zwei „Halbmaße“, wie sie etwa das Wappen von Vordernberg 1453 zeigt <sup>30</sup>.

Der Einsatz des wasserbetriebenen Hammers steht nun, wie R. Sprandel deutlich gemacht hat, innerhalb der europäischen Eisenproduktionslandschaft-

ten entwicklungsgeschichtlich keineswegs in einem festen Verhältnis zum Radwerk<sup>31</sup>. Seine anfängliche Verbindung mit dem Stuckofen unter einem Dach ist zufolge des auf das Ziehen der Luppe folgenden Ausschmiedungsvorganges wohl naheliegend und die Kombination von Stuckofen, Frischfeuer und schwerem Hammer als „Deutschhammer“ bis weit in die Neuzeit zu belegen<sup>32</sup>, die Form der Energieaufbringung zum Bewegen der Hämmer konnte allerdings variieren. Zu Ende des 13. Jahrhunderts ist im späteren Hammerbezirk von St. Gallen nordwestlich des Erzbergs lediglich ein Hammer nachweisbar. Erst im Verlaufe des 14. Jahrhunderts erfolgte dann die weitgehende Trennung von Blahhaus und Hammerwerk sowie das Abwandern der letzteren aus dem engeren Bereich der Eisenlagerstätten in einen großen Umkreis um den Erzberg. Dieser erstreckte sich von Mürrzuschlag im Osten über die nieder- und oberösterreichischen „Eisenwurzten“ im Norden (St. Gallen, Weyer, Kleinreifling) bis nach Murau und Obdach im Südwesten<sup>33</sup>.

Die Gründe für diesen Dezentralisierungsprozeß waren mehrfache: ein im Montanbezirk rasch spürbarer Holzangel, der durch die Aufschließung weiter entlegener Wälder bei gleichzeitiger Nutzung der Transportkraft größerer Flüsse entschärft wurde, sowie das Problem der zunehmenden Proviantverknappung. Durch das Auseinanderfallen von Radwerk und Hammerwerk, das im Gebiet des steirischen Erzberges viel deutlicher als etwa im Hüttenberger Distrikt erfolgte, verringerte sich naturgemäß der Lebensmittelbedarf innerhalb des engeren Reviers erheblich. Bei ärmeren Eisenvorkommen war der Zwang zur Trennung der beiden Betriebstypen zumeist gar nicht gegeben, auch hätten die kleineren Bergherren mit ihrem bescheidenen Einflußrahmen die Sicherstellung von Energie und Proviant keineswegs gewährleisten können.

Man wird die erste große Expansionsphase des innerösterreichischen Eisenwesens, insbesondere seines vom steirischen Erzberg abhängigen Zweiges, annähernd mit dem Zeitraum zwischen 1150 und 1300/50 umgrenzen dürfen. Sie läuft parallel mit den dynamischen Etappen des hochmittelalterlichen Landesausbaus in den Ostalpen, der Überformung des ländlichen Siedlungsraumes und der Hauptphase einer wenn auch relativ bescheidenen Urbanisierung<sup>34</sup>. Ohne das Modell einer bäuerlichen Überschußgüterproduktion zufolge verbesserter Geräte überspannen zu wollen, dürfen doch die Agrarkonjunktur des Hochmittelalters und das Ansteigen der Grundrente in einem wechselseitigen Verhältnis zum steigenden Eisenverbrauch gesehen werden. Für das Vordringen des eisenbewehrten Pfluges enthalten die Inventare von Kremsmünsterer Meierhöfen aus 1299 zumindest hinsichtlich größerer Betriebe verallgemeinerbare Aussagen; das bei der Rodungstätigkeit verwendete Werkzeug hat sich vereinzelt in archäologischen Funden erhalten<sup>35</sup>.

Seit dem späteren 13. Jahrhundert werden weiters Ansätze zu einer Reglementierung des Eisenvertriebs, die kraft landesherrlichen Privilegs erfolgte Zuordnung städtischer Verteilerzentren zu den einzelnen Montanbezirken –

Steyr (1287) für den nördlichen sowie Judenburg (1277) bzw. Leoben (1314) für den südlichen Teil des Erzberges – exakt faßbar <sup>36</sup>. Sie lassen auf eine zunehmende Nachfrage nach Eisen innerhalb eines expandierenden Binnenmarktes schließen, verbunden mit der Ausweitung und Differenzierung eisengewerblicher Tätigkeit. So werden im Wiener Wagenmauttarif von ca. 1320 eine Reihe von Eisenhandwerkern und ihre Produkte genannt, die in der älteren Fassung aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts noch fehlen <sup>37</sup>. Bemerkenswert ist die Nennung von „chaerndisch eysen“ in einem Münchner Zolltarif von 1320/30, wobei für eine Identifizierung mit dem Hüttenberger Erzeugnis eher die Verkehrsrichtung als die Kenntnis von der Dimension der Kärntner Produktion spricht <sup>38</sup>, sowie die Erwähnung von „leubnischen eysen“ im Aschacher Donaumauttarif von 1371 <sup>39</sup>.

Seit der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts lassen sich im innerösterreichischen Eisenwesen grundsätzlich drei Phänomene erkennen: eine über die Zunahme der Zahl der Hämmer zu erschließende Expansion der Eisenerzeugung in der südlichen Produktionsregion, die Auseinandersetzung der habsburgischen Regalherren mit ihren Konkurrenten, insbesondere auch den Erzeugern von „Waldeisen“, sowie das über den Eisenhandel forcierte Eindringen bürgerlichen Kapitals in Bergbau und Verhüttung. Zahlenmaterial über den Produktionsumfang steht allerdings auch für diesen Zeitraum noch nicht zur Verfügung.

Der Hauptort der Kärntner Eisenwurzeln, Hüttenberg (abzuleiten von den Hütten zum Schutze der Schmelzanlagen und Holzkohlevorräte?) liegt inmitten einer älteren Schicht slawischer Siedlungs- und Geländebezeichnungen <sup>40</sup>. Die rechtliche und technische Betriebsform war ähnlich jener am steirischen Erzberg, allerdings mit einigen Abweichungen. So hielt die Verbindung von Blauhütte und Hammer länger an, es kam auch nicht zur systematischen Ausbildung dezentralisierter Hammerbezirke, und letztlich dürfte ein früh auftretender Kapitalmangel der Gewerken zur Abtretung von Gruben an einzelne auf eigene Rechnung arbeitende Knappen geführt haben <sup>41</sup>. Darüber hinaus unterschied sich das Kärntner und Krainer Eisenwesen durch die starke Aufsplitterung der obrigkeitlichen Kompetenz für die räumlich voneinander getrennten Erzlagerstätten auf mehrere ständisch teilweise nur schwach abgestufte Hoheitsträger vom steirischen Beispiel, wo die wirtschaftlichen Konkurrenten des Herzogs, die Landesklöster Admont und St. Lambrecht, eindeutig dessen Herrschaft unterworfen waren <sup>42</sup>. Ingesamt wird man die Bergbaue der einzelnen Hochstifte und Dynasten, des Erzbischofs von Salzburg, der Bischöfe von Bamberg, Brixen und Freising sowie der Grafen von Görz und Ortenburg, in einem Übergangsbereich von grundherrlicher und regalherrlicher Einflußsphäre lokalisieren dürfen.

Der dem salzburgischen Bergrechtsbezirk Friesach zugeordnete Hüttenberger Eisenbergbau wird eindeutig erst durch ein Stapelprivileg Erzbischof Pilgrims für den Markt Althofen aus 1381 faßbar, das allerdings schon im 15. Jahrhundert durch das Eintreten der Habsburger für ihre Stadt St. Veit in

Frage gestellt wurde <sup>43</sup>. Die Hindernisse für einen kontinuierlichen Ausbau der Hüttenberger Produktion kommen aber auch in der mangelnden hoheitsrechtlichen Zuständigkeit des Erzbischofs für die Handelsstraße nach dem Süden und die dort, im Kanaltal, an der Wende zum 15. Jahrhundert entstandenen und von Hüttenberg aus mit Eisen versorgten Hämmer zum Ausdruck <sup>44</sup>. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts erscheinen im Kanaltal überdies Hammerwerke unter der Herrschaft des Bischofs von Bamberg, die in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts in eine Krise gerieten; vielleicht zufolge Schwierigkeiten beim Eisenbezug, dessen Richtung nicht eindeutig geklärt ist. Jedenfalls drängte die Erzklemme schon zu Ende des 15. Jahrhunderts zur Suche nach Erzen im Kanaltal selbst, die seit dem 16. Jahrhundert mit bescheidenem Erfolg ausgebeutet wurden (Uggowitzeralm) <sup>45</sup>. Als Bezugsquelle für Roheisen der Hämmer im Kanaltal kommt aber auch das ebenfalls bambergische Waldenstein in Frage, wo seit der Mitte des 14. Jahrhunderts Eisen in solchen Mengen abgebaut wurde, daß 1405 die herzogliche Stadt Völkermarkt als Konkurrenz zum bambergischen Wolfsberg mit einer Niederlage ausgestattet wurde <sup>46</sup>. 1355 schloß hier ein bambergischer Lehensträger als Besitzer von zwei Schmelzhütten einen Vertrag mit einem Unternehmerkonsortium, der diesem die Ausbeutung der Erze innerhalb der Grundherrschaft zusicherte und mit einem Privileg des Bischofs für ein Betriebsmonopol verbunden war <sup>47</sup>. Die intensive Verknüpfung regaltherrlicher, feudaler und bürgerlich-unternehmerischer Interessen kennzeichnet eine Situation, die bis weit in die Neuzeit für das Kärntner Eisenwesen als typisch erscheint.

Neben dem Salzburger und dem Bamberger Einflußbereich weist in der Mitte des 14. Jahrhunderts auch die Freisinger Herrschaft an der oberen Save, im Selzachtal bei Eisern, Eisenproduktion auf <sup>48</sup>. Etwas jünger dürfte jene an der Sava Dolinka bei Jesenice im Dominium der Grafen von Ortenburg gewesen sein, die 1381 über einen den „Bergmeistern auf unsern Berg unseres Aisenartz ob unsern Dorf Assnikh“ erteilten Freiheitsbrief faßbar wird <sup>49</sup>. Bei diesen kleineren Eisennestern hat sich die ursprüngliche Verbindung von Grube, Blahhaus und bäuerlicher Betriebseinheit bis weit ins 15. Jahrhundert hinein gehalten. Zuletzt ist noch auf das Eisen im Westen des Landes in der Krems zu verweisen, das zufolge seiner günstigen Lage am Fernweg über den Katschberg überregionale Bedeutung erhielt und 1409 der Eisenwaage und -niederlage in der erzstiftlichen Stadt Gmünd zugeordnet wurde <sup>50</sup>.

Grundsätzlich besaßen die zahlreichen mittleren und kleineren Eisenproduktionsstätten, wie sie in Kärnten und Krain seit dem 14. Jahrhundert auftauchen, ihre materielle Voraussetzung natürlich im Vorhandensein abbauwürdiger Erze. Dazu kam das Fehlen einer landesfürstlichen Zentralgewalt, die diesen Partikulärbildungen entscheidend hätte entgegen treten können, aber wohl auch ein zunehmender Marktanzreiz, mitunter die Gelegenheit, Verluste im älteren, nunmehr darniederliegenden Edelmetallbergbau zu kompensieren. Produzenten, die von vornherein nur die Bedürfnisse einer Kundschaft im engeren Umkreis befriedigen konnten, standen solche gegenüber,

denen ein umfassenderer Herrschaftskomplex als Markt offenstand, wie jener von Salzburg und Bamberg, und die sich anschicken konnten, über denselben hinauszugreifen.

Da die habsburgischen Landesherren im Gegensatz zum steirischen Erzberg in Kärnten nicht über Anteile an den Erzlagern verfügten, kam eine unmittelbare Förderung der Eisenproduktion zunächst nicht in Frage<sup>51</sup>. Eher mußte ihre Politik dahin gehen, durch die Gewährung von Handelsmonopolen an ihre Städte die bischöflichen und dynastischen Hoheitsrechte auszuhehlen. Der Erfolg der dabei gesetzten Maßnahmen war unterschiedlich, vielfach wurden Fortschritte in der Festigung der eigenen Regalrechte durch Erteilung von Freibriefen an die einzelnen Wettbewerber wieder zunichte gemacht. Der Durchbruch gelang erst im Verlaufe des späten 15. Jahrhunderts und wurde im 16. durch die Definierung getrennter regal- und grundherrlicher Kompetenzen abgeschlossen<sup>52</sup>.

Günstigere Voraussetzungen für eine „Eisenpolitik“ der Habsburger lagen dagegen in der Steiermark und im österreichischen Verarbeitungsbezirk vor, wo die Herzoge gegenüber ihren Konkurrenten schon im 14. Jahrhundert erste Teilerfolge erzielten<sup>53</sup>. Prohibitivmaßnahmen betrafen dabei sowohl den Eisenhandel – zugunsten des Kammerguts und der landesfürstlichen Städte – als auch die Eisenproduktion. Hiefür darf zumindest als eine weitere Voraussetzung eine ausreichende Marktbeschickung durch die unter unmittelbarer habsburgischer Herrschaft arbeitenden Hütten angenommen werden. Ziel der Angriffe war zunächst das admontische Eisen aus dem Johnsbachtal nahe dem Erzberg, dessen Absatz seit 1330 von landesherrlichen Beamten gestört und 1333 durch einen Schiedsspruch Albrechts II. auf die seit alters benützte Straße eingeeengt wurde. Nach zeitweiliger Stilllegung der Abbaue und Neuprivilegierung erfolgte 1385 von herzoglicher Seite die Beschränkung der Produktion auf den Bedarf der Klosterleute. Freilich sollte dieser Erfolg des Regalherrn gegenüber der Grundherrschaft nicht zu hoch eingeschätzt werden, erledigte dieser Bergbau noch im 15. Jahrhundert neben dem Erzberg eine Teilversorgung des großen Gallensteiner Hammerbezirks. Endgültig ging die Berghoheit erst unter Maximilian I. an den Landesfürsten über.

Eine vergleichbare Entwicklung nahm die Eisenproduktion des Klosters St. Lambrecht im Affental; hier betrafen die seit 1342 verfügten Beschränkungen die Zahl der Produktionsstätten, nicht jedoch den Absatz, der bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts auf den öffentlichen Straßen frei war. Wie bei einer Reihe anderer Bergbaue waren die Bemühungen um die Beseitigung des „Waldeisens“ zu inkonsequent, so daß sich dieses bis in die Neuzeit hinein halten konnte. - Zu den Auseinandersetzungen um das Vorrecht des Eisenhandels soll hier nur festgestellt werden, daß das 14. Jahrhundert die Sicherung der Monopolrechte der landesfürstlichen Stadt Steyr gegenüber dem freisingischen Zentrum Waidhofen an der Ybbs für den Handel nach dem Norden brachte<sup>54</sup>. Die Vorrangstellung von Leoben für das südliche Verteilernetz mußte hingegen 1492 neuerdings betont werden<sup>55</sup>.

In der seit dem 12./13. Jahrhundert feststellbaren Entwicklung der Eisenproduktion sind vor der Mitte des 15. Jahrhunderts keine retardierenden Vorgänge erkennbar; vielmehr deuten eine Reihe von Anzeichen eher auf eine verhältnismäßig kontinuierliche Produktionsausweitung hin. Hierher zählt über die angezogene Tatsache hinaus, daß das Waldeisen trotz energischer Bemühungen der Konkurrenz seine Position nicht nur halten, sondern sogar ausbauen konnte, das Auftreten neuer Bergwerke und dazugehöriger Eisenhütten. Dies gilt für den obersteirischen Raum (Pöllau, St. Lambrecht, Liezen, Altenmarkt) ebenso wie für den Kärntner (Paternion, Friesach, Eisenkappel, Eberstein); der Weiterbestand der Krainer Produktion läßt sich über den Nachweis fortgesetzter Privilegierung erschließen<sup>56</sup>.

Eine teils sprunghafte Zunahme der Hämmer – im Admonter Herrschaftsgebiet von drei auf 13 zwischen 1434 und 1467<sup>57</sup> – steht in einem noch ungeklärten Verhältnis zu einer neuerlichen Vergrößerung der Maße auf der Innerberger Seite des steirischen Erzberges, von der um 1430 berichtet wird<sup>58</sup>; ebenso fraglich ist, ob die davon abzuleitende Dimensionssteigerung des Ofens direkt zur 1439 erstmals auftauchenden Bezeichnung „Radmeister“ (vom Antriebsrad der Blasbälge) für den Inhaber eines „Radwerkes“ geführt hat<sup>59</sup>. Jedenfalls bezeichnete letzterer Begriff zunehmend den Gesamtkomplex von Schmelzhütte, Anteil am Berg, Wohnhaus, landwirtschaftlichen Betriebsflächen und Wald. Dieses Ergebnis eines vertikalen Konzentrationsprozesses steht in deutlichem Gegensatz zum älteren kleingewerblichen Betrieb. Die Problematik einer rationalen Arbeitsorganisation, aber auch der Mittelaufbringung rückte ihn rasch in den bürgerlichen Einflußbereich. Ähnliches kann für einen Teil der Hammerwerke gelten.

Um 1460 war eine neue Hammerart aufgetaucht, die zufolge ihrer Bezeichnung als „Welschhammer“ auf die Einführung neuer Techniken aus Italien schließen läßt und mit der Vergrößerung der Luppen in Verbindung zu sehen sein dürfte<sup>60</sup>. Auch hier ging die Zerlegung und Differenzierung des Arbeitsprozesses mit einem erhöhten Kapitalbedarf Hand in Hand. Dieser äußerte sich in der Form von Betriebszuschüssen, welche die Eisenhändler gewähren mußten. In Vordernberg, wo zufolge der größeren Entfernungen ein direkter Kontakt zwischen Radgewerken und Hammermeistern zumeist nicht möglich war, fungierten die Leobener Eisenhändler als Zwischenglied zwischen beiden Produzentengruppen<sup>61</sup>. In Innerberg entwickelten sich die Kapitalbeziehungen in der Form, daß die Steyrer Eisenhändler die Hammerwerke und diese wiederum die Blahhäuser verlegten<sup>62</sup>. Ähnlich lagen die Verhältnisse im Hüttenberger Bereich, wo Bürger des Niederlagsortes Althofen als Verleger auftraten, diese Funktion jedoch im 16. Jahrhundert an die Kaufleute der Herzogsstadt St. Veit verloren<sup>63</sup>.

Bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts geriet der Aufschwung der innerösterreichischen Eisenproduktion ins Stocken. Eine Desorganisation als Ergebnis einer überhitzten Konjunktur wird sichtbar. Im Bereich des steirischen Erzberges hatte sich die Zahl der Hammerwerke über eine ökonomische

misch sinnvolle Relation zu den Blahhäusern hinaus entwickelt; der Energieträger Holz wurde knapp. 1449 mußte der Landesherr eine Forcierung der Radwerke, von denen etwa 25-30 am ganzen Erzberg arbeiteten, auf Kosten der Hämmer anordnen<sup>64</sup>. In Kärnten forderten die Hüttenberger zur gleichen Zeit die Abschaffung des Waldeisens<sup>65</sup>. 1456 beklagten die Kanaltaler Hammermeister ihren Ruin; 1489 feierte ein Teil der Vordernberger Radwerke<sup>66</sup>. Bevor auf die Ursachen und die Voraussetzungen zur Überwindung der Krise eingegangen werden soll, stellt sich die Frage nach den Grundlagen der „Würde“, die den Zeitraum vor 1450 kennzeichnet.

Im Gegensatz zu den einigermaßen gesicherten Angaben, aus denen sich die Expansion des Eisenwesens vor der Mitte des 15. Jahrhunderts rekonstruieren läßt, bleiben die Hintergründe dieses Aufschwungs unscharf, mitunter widersprüchlich. Entsprechend der Krisenhaftigkeit des Zeitraums können keineswegs wie vor 1300 gesamtwirtschaftliche Ursachen als Erklärungsgrund genannt werden<sup>67</sup>. Geht man bei den Überlegungen vom Eisenverbrauch der agrarischen Bevölkerung aus, so ist auf neuere Untersuchungsergebnisse zu verweisen, die als Haupttrend der demographischen Entwicklung in Österreich vom späteren 14. bis zum frühen 16. Jahrhundert eher Umschichtungsvorgänge als einen eindeutigen Bevölkerungsrückgang wahrscheinlich machen konnten<sup>68</sup>. Zuzufolge der wachsenden Bedeutung des Weinbaus dürften die dort erzielten Erlöse die bei den Getreidebauern zweifellos auftretenden Einkommensverluste im Hinblick auf die Nachfrage nach Eisen kompensiert haben. Dazu stellt sich eine steigende Kaufkraft in den Städten bis zur Schinderlingszeit, die etwa in der Zunahme und Spezialisierung von Eisengewerben, die für gehobene Ansprüche produzierten (Messerer, Schwertschläger usw.), zum Ausdruck kommt<sup>69</sup>. Hoch einzuschätzen ist der wachsende militärische Bedarf, wengleich er sich auch nicht annähernd quantifizieren läßt<sup>70</sup>. Die wichtigste Antriebskraft dürfte allerdings der Fernhandel dargestellt haben, in den Innerösterreich im Spätmittelalter zunehmend integriert wurde. Dies gilt nicht nur für die Ausfuhr ins deutsche Reich, die vor 1400 nur schwach entwickelt war<sup>71</sup>, sondern auch für den wohl älteren Export nach Italien, insbesondere nach Venedig. Der Kampf um die Eisenhandelsrechte in Kärnten, die Gründung einer Eisenhandelskompagnie in Leoben (1415)<sup>72</sup>, aber auch die Kapitalanhäufung in der Hand Steyrer Kaufleute sind nur einige Hinweise, die diese Annahme unterstützen können<sup>73</sup>.

Der Stellenwert des überregionalen Eisenhandels erhellt letztlich auch aus den Erschütterungen, welche Türkenkrieg und Ungarneinfälle in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts in Innerösterreich verursachten. Diese legten nicht nur ein funktionierendes Fernverkehrsnetz lahm, sondern führten darüber hinaus auch zur zeitweiligen Verödung weiter Landstriche<sup>74</sup>. Der dadurch bedingte Ausfall bäuerlicher Nachfrager für Eisen sowie eine Krise der städtischen Wirtschaft ergänzten einander im negativen Sinne; dazu kamen rasch anwachsende steuerliche Belastungen, die zu einer weiteren Verdünnung der Kaufkraft führten.



Ein deutlicher Aufschwung setzte dann wieder in den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts ein, der sich etwa in der Gründung neuer Blahwerke und der Entstehung zahlreicher Hämmer äußerte, wobei die Zunahme in der Steiermark viel deutlicher ausfiel als in Hüttenberg <sup>75</sup>. Der Zusammenhang mit dem Regierungsantritt Maximilians I. ist augenfällig, sollte allerdings auch nicht überbewertet werden, reichen doch in ihren wirtschaftlichen Auswirkungen eher unerhebliche Bestrebungen einer zentralen obrigkeitlichen Regulierung am steirischen Erzberg bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zurück. So wurde 1448/49 der Berg in zwei Abbauhälften geschieden und die Marktverwaltung von Innerberg (Eisenerz) und Vordernberg von der Administration des Berges, die landesfürstlichen Beamten übertragen wurde, getrennt. Dazu kamen Maßnahmen gegen die Konkurrenzierung durch das Waldeisen, Preissatzungen, Zwangsbestimmungen für den Eisenverkauf und letztlich eine erste Festschreibung der Holz- und Proviantwidmung <sup>76</sup>.

Die landesfürstliche Reformation seit den neunziger Jahren schloß hier an, ohne eine Bereinigung der Probleme im großen zu erzielen. Fortschritte wurden eher in Einzelfragen erreicht, etwa der systematischen Abgrenzung der Innerberger Hammerbezirke, einer gleichmäßigeren Verteilung des erzeugten Rauheisens auf die verschiedenen Hammergruppen, der Schaffung eines festen organisatorischen Rahmens für die ausreichende Bereitstellung von Energie und Nahrungsmitteln und dem Ausbau der Infrastruktur durch Errichtung von Rechen für die Holzbringung. Mit dem allerdings kaum durchsetzbaren, den Haupteisenwurzten Innerberg-Vordernberg (zuzüglich St. Lambrecht) und Hüttenberg zugesicherten Erzeugungsmonopol wurde immerhin der weitere Aktionsradius frühneuzeitlicher Fürstenmacht angedeutet <sup>77</sup>.

Einen höheren Stellenwert als die regalherrlichen Verordnungen für das Wachstum der österreichischen Eisenproduktion in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts besaß wohl das Anzeichen der Nachfrage im Reich. Für die Murauer Eisenniederlage konnte zwischen 1491/1500 und 1551/60 mehr als eine Verdoppelung der ausgeführten Eisenmengen errechnet werden <sup>78</sup>. In zweiter Linie sind auch der steigende Armeebedarf und der Ausbau einer Militärgüterindustrie zu beachten, die als Abnehmer steirischen Eisens auftrat <sup>79</sup>. Die in Thörl bei Mariazell entstandene Waffenschmiede des Sebald Pögl, die rasch zum größten privaten Unternehmen Innerösterreichs aufstieg, beweist den Konjunkturaufschwung in dieser Branche <sup>80</sup>. Letztlich ist auch auf den Anstieg der Bevölkerungskurve zu verweisen und auf die sich zugunsten der Bezieher von Agrareinkommen öffnende Preisschere, wodurch wohl auch der Binnenmarkt kräftig expandierte <sup>81</sup>.

Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts ändert sich der Charakter des Quellengutes; fehlte für die mittelalterliche Produktionsperiode durchwegs quantifizierbares Material – die für 1480 genannten Zahlen von 4000 bzw. 5500 t für beide Seiten des Erzberges basieren auf unsicheren Schätzungen <sup>82</sup> –, so lassen sich nach 1500 immerhin Näherungswerte auf der Grundlage überliefer-

ter Luppengewichte, der Zahl der Blahhäuser sowie einzelner Eisenlieferungen errechnen.

Am Beginn des 16. Jahrhunderts standen am steirischen Erzberg 33 Radwerke in Betrieb, davon 19 auf der Innerberger und 14 auf der Vordernberger Seite. Diese Zahlen blieben relativ konstant, so daß die Steigerung der Produktion vorweg über die Vergrößerung der Maße erfolgte, was wiederum eine Neudimensionierung der Öfen zur Voraussetzung hatte. Besaßen die Luppen nach 1500 noch ein Gewicht von ca. 420 kg in Innerberg, von 300 kg in Vordernberg, so stieg dieses auf ca. 530 (390) kg im Jahre 1538, 620 (530) kg um 1560 und 780 (670) kg im Jahre 1601 an<sup>83</sup>. Die Maß bildete die Einheit, nach der die Lieferung der Radmeister an ihre Verleger berechnet wurde. Neben den Maßen wurde als Nebenprodukt im absätzigen Verfahren in geringen Mengen flüssiges Roheisen gewonnen, das der Radmeister frei verkaufen durfte und in der Regel gegen Lebensmittel eintauschte. Dieses „Provianteisen“ machte einschließlich sonstiger Abfallsorten ca. 20-30 % der Roheisenproduktion aus, wobei sich höhere Anteile zumeist in Zeiten der Nahrungsmittelteuerung einstellten<sup>84</sup>.

Zufolge der nur indirekten Überlieferung müssen die für das 16. Jahrhundert für die innerösterreichische Eisenproduktion gebotenen Produktionsziffern Näherungswerte darstellen. Für das Jahr 1507 wurde für den Erzberg eine Zahl von 6-7000 t, für 1520 eine von 9000 t und für 1537 für die Innerberger Seite eine Jahresproduktion von 6000 t errechnet; einschließlich der Vordernberger Seite, die etwa um ein Drittel weniger erzeugte, belief sich die Ziffer auf 10.000 t<sup>85</sup>. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts dürfte die Jahresproduktion auf dem steirischen Erzberg rund 13-14.000 t betragen haben, nicht mitgezählt das Waldeisen, für das im Jahre durchschnittlich 200-300 t anzusetzen wären<sup>86</sup>. Damit war ein Höhepunkt gegeben, der nicht lange gehalten werden konnte.

Im Hüttenberger Bereich galt als Einheit der Meiler zu 10 Pfundzentnern (560 kg)<sup>87</sup>. 1530 standen bei einem Abbau von 47 Erzgruben 27 Blahhäuser und zwölf Hämmer in Betrieb, die eine durchschnittliche Jahresproduktion von ca. 3000 t erbrachten<sup>88</sup>. Bis 1563 entspricht einem Rückgang der Zahl der Hütten auf 22 ein solcher der Ausbringung auf etwa 2600 t. Bemerkenswert ist die geringe Produktionssteigerung des Blahhauses von 200 auf 210 Meiler pro Jahr gegenüber einer 50prozentigen bei den Hämmern (200 auf 300 Meiler geschlagenes Eisen), wodurch bei einem nur geringen Rückgang der Gesamtzeugung eine Verringerung der Zahl der Hämmer um ein Viertel (12 auf 9) verkraftet werden konnte.

Die für Hüttenberg lediglich zu zwei Stichjahren überlieferten Produktionsziffern sind hinsichtlich einer Trendaussage kaum verwertbar. Daher erscheint es zweckmäßig, die weitere Entwicklung des innerösterreichischen Eisenwesens bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts am wesentlich besser belegten Innerberger Beispiel zu verfolgen, ohne allerdings davon generelle Aussagen abzuleiten.

Auf die Konjunktur der sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts folgte nach einer vorübergehenden Krise ein neuerlicher Produktionsaufschwung auf nahezu die frühere Höhe, wobei der Anteil des Provianteisens wuchs. Die Schätzungen für die Jahre 1578 und 1588 liegen bei 12.200 und 12.700 t Jahresproduktion am ganzen Berg<sup>89</sup>. 1589 wurde in Eisenerz mit 9130 t nochmals das Maximum von 1565 erreicht<sup>90</sup>; abgesehen von vereinzelt Krisenjahren, ergaben sich keine allzugroßen Schwankungen. Die Trendwende erfolgte gegen Jahrhundertende, der Zusammenbruch in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts. Am Tiefpunkt im Jahre 1625 standen in Innerberg von den 19 Radwerken nur mehr fünf in Betrieb, die ca. 1460 t Roheisen erzeugten<sup>91</sup>.

In Vordernberg machte sich die „Unwürde“ nicht im gleichen Maße bemerkbar. Entsprechend den wenigen zur Verfügung stehenden Vergleichszahlen hatte sich das Verhältnis zu Innerberg zu 2:3 um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf 3:4 um 1605/06 verändert<sup>92</sup>; am Höhepunkt der Krise lag dann Vordernberg mengenmäßig bereits voran. Insgesamt wird dem südlichen Abschnitt des Erzberges überhaupt eine größere Stabilität nachgesagt, die allerdings nur recht unbefriedigend mit einer geschickteren Preispolitik, dem Vorrang des Leobner Eisens als Rohstoff für die Rüstungsindustrie der steirischen Stände sowie der Nachfrage nach einer speziellen Stahlqualität für die Sensenerzeugung (Mock) erklärt wird<sup>93</sup>.

Es stellt sich nun wiederum die Frage nach den Ursachen der Konjunkturschwankungen im 16. und frühen 17. Jahrhundert, den strukturellen Veränderungen und insbesondere den seitens der landesfürstlichen Gewalt gesetzten Maßnahmen, die letztlich 1625 in eine grundlegende Neuorganisation des Eisenwesens einmündeten.

Die Zeit des Booms im steirischen Eisenwesen in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts kennt keine spektakulären technischen oder organisatorischen Neuerungen<sup>94</sup>. Auf die fortschreitende Vergrößerung der Maße und damit der Öfen ist hingewiesen worden; letztere erreichten im 17. Jahrhundert eine Höhe von 5-6 m gegenüber 3,5 m um 1500. Der Schmelzprozeß erfolgte die gesamte Periode hindurch im absätzigen Stuckofenbetrieb, und der arbeits erleichternde „Sackzug“ des Erzes vom Berg zur Haupthalde wurde erst 1564 eingeführt<sup>95</sup>. In der Steiermark zunächst nicht durchgesetzt hat sich der 1541 im Revier Kremsbrücke in Betrieb genommene Floßofen (weitere 1559, 1566 Eisentratten, 1578 Urtlgraben usw.)<sup>96</sup>, was zum Teil mit Problemen des Verlags, dem Wegfall der Provianteisensorten und der durch die höhere Produktivität gebotenen Verringerung der Zahl der Hütten, andererseits mit dem Zwang zur ständigen Betriebsweise erklärt wurde<sup>97</sup>. Die Aussagen zum Stellenwert des Kohleverbrauchs divergieren<sup>98</sup>.

Die dreigliedrige Organisation der Eisenproduktion blieb erhalten und wurde zunehmend in scheinbar rational geplante Strukturen eingebunden, bei deren Gestaltung Staat und frühkapitalistisches Bürgertum zusammenwirkten. So wurden die Bestimmungen über den Verkauf des Roheisens verschärft, das Recht auf einen Stollen vom Besitz eines Radwerks abhängig

gemacht und der Radmeister an seinen Betrieb gebunden: er sollte ihn „mit eigenem Rücken“ besitzen <sup>99</sup>. Eine „Reformation“ des Jahres 1583 legte die Zahl der zum Innerberger Bezirk gehörigen großen oder „welschen“ Hämmer mit 47 fest, denen in Vordernberg 43 große Hämmer gegenüberstanden <sup>100</sup>. Zur Versorgung der Eisenhandwerker und Hammerwerke, denen es nicht gelang, sich über die Verleger oder den Markt zu versorgen, richtete man Eisenkammern ein. Hingegen wurden Versuche, die Verproviantierung über Getreidekästen zu organisieren, wieder aufgegeben <sup>101</sup>.

Eine Bestimmung des Konjunkturverlaufs über die von allen Seiten vortragenen Beschwerden würde ein verzerrtes Bild liefern. Freilich nahmen die gegenseitigen Vorwürfe nach der Jahrhundertmitte zu; das zur Abwendung der Krise eingesetzte Instrumentarium wurde immer differenzierter. Neben die Verbesserung der infrastrukturellen Einrichtungen traten Maßnahmen der arbeitsrechtlichen Disziplinierung und immer wieder Erhöhungen der Eisenpreise als meist zu späte Reaktion auf die rascher steigenden Lebensmittelkosten <sup>102</sup>. Zur Hebung der Liquidität gewährte die Stadt Steyr 1580 an 46 Hämmer einen dauernden und unverzinslichen Kredit in der Höhe von 192.800 fl., der zu den monatlich einlösbaren Verlagsgeldern (375-500 fl. pro Hammer) hinzutrat <sup>103</sup>. Seit 1583 war der Eisenhandel über eine in Steyr gegründete Eisenkompagnie kommunalisiert <sup>104</sup>. Der Ankauf bankrotter Blahgehäuser durch Erzherzog Karl und die Errichtung ärarialer Hütten in Vordernberg in den achtziger Jahren wurden zu einem finanziellen Debakel <sup>105</sup>.

Die Inflation von 1622 und die Neubewertung der Münze 1623, bei der die Steyrer Handelskompagnie ihre Fähigkeit, den Verlag zu erstatten, einbüßte, führten dann 1625 zur Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft <sup>106</sup>. Ihr Gesellschaftsvermögen setzte sich aus dem Anlagewert der Werke der Rad- und Hammermeister sowie aus den Verlagsschulden derselben als Einlage der Steyrer Eisenhändler zusammen. Als Erwerbsgesellschaft auf Gewinn und Verlust übernahm sie den Betrieb auf dem Berg, die 19 Radwerke, 42 Hämmer, den Verlag und Verschleiß des Eisens sowie die Erhaltung der Infrastruktureinrichtungen <sup>107</sup>. In Vordernberg schlossen sich die Gewerke 1626 zu einer „Kommunität“ zusammen, die den Einkauf der Betriebsmittel organisierte sowie Löhne und Arbeitsbedingungen – in eher traditionell-zünftischer Weise – regelte <sup>108</sup>.

Ein Zugang zu den Ursachen der Trendwende in der Eisenkonjunktur des 16. Jahrhunderts ergibt sich durch einen Blick auf die Veränderungen der Nachfrage, allerdings mit der Einschränkung, daß exakte Zahlen hinsichtlich der Verteilungsstruktur nicht zur Verfügung stehen. Der wichtigste Exportmarkt für Innerberger Eisen war im 16. Jahrhundert Deutschland. Wie anhand der Linzer Mautregister gezeigt werden konnte, wies der donauaufwärts gehende Eisenexport gewisse Übereinstimmungen mit der Produktionsentwicklung auf. Nach einer Aufschwungsphase, die bis in die sechziger Jahre anhielt, folgte nach 1570 eine erste Krise, gegen Jahrhundertende eine Erholung; 1632 kam der Export nahezu zum Erliegen, um in der 2. Hälfte des

17. Jahrhunderts wieder stärker anzusteigen<sup>109</sup>. Zusammen mit den Eisenbezügen der wichtigsten Legorte dürften die Exporte nach Deutschland etwa 40-50 % des Verkaufs der Hauptgewerkschaft ausgemacht haben.

Den Erklärungswert des Deutschlandhandels für die Schwankungen in der Eisenproduktion hatte man schon früher erkannt, ihn zweifellos aber zu hoch eingeschätzt. Der Schmalkaldische Krieg (1546/1547) und der Zusammenbruch der Augsburger Kaufhäuser (1561-64) wurden als hauptsächliche Ursachen der Zäsur der sechziger Jahre genannt<sup>110</sup>. Verstärkt wurden diese in der Folge von spezifisch innenpolitischen Problemen, der Länderteilung von 1564, mit der eine Grenze zwischen Österreich und der Steiermark gezogen wurde, sowie der Durchführung der Gegenreformation, insbesondere aber auch durch den Anstieg der Lebensmittelpreise. Weiters wurde auf die Konkurrenz anderer Eisenverhüttungslandschaften, darunter solcher im Verbands des habsburgischen Länderkomplexes, verwiesen. Daß etwa in Tirol seit dem späteren 16. Jahrhundert neue Eisenbergbaue eröffnet wurden, wurde oben angedeutet; auch in Kärnten finden sich neue Hütten im grundherrlichen Bereich (Salzburg, Dietrichstein, Ortenburg, Finkenstein, Rosegg, Hollenburg), die freilich zumeist auf Kosten älterer produzierten<sup>111</sup>.

Ehe auf Überlegungen zum weiteren Konjunkturverlauf, wie sie 1974 von R. Sandgruber angestellt wurden, verwiesen wird, ist die Entwicklung nach 1625 nachzutragen. Nachdem die Produktion 1625 bei ca. 1460 t Roheisen gelegen war, konnte in den dreißiger Jahren ein Umfang von etwa 4000 t erreicht werden, doch stiegen gleichzeitig die unverkauften Lager kontinuierlich an. Ein Tiefpunkt war nach den Wirren der vierziger Jahre mit ca. 3000 t gegeben. In der folgenden, bis in die neunziger Jahre anhaltenden Stagnationsphase verharrte die Produktion auf einer Höhe von etwa 3900 t, nahm dann bis zum Ende der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts auf etwa 5300 t zu und verblieb schließlich bis zum Ende der fünfziger Jahre auf diesem Niveau<sup>112</sup>.

Zur Erklärung der Krise im 17. Jahrhundert wurden – wesentlich beeinflusst durch die Flut zeitgenössischer Stellungnahmen in Form von Beschwerden, Kommissionsgutachten und Kostenberechnungen – vorwiegend Veränderungen der Produktionsfaktoren neben der Rolle des Exports als Ursachen angeführt. Zweifellos ergab sich eine Scherenbildung zwischen den Holzkohle- und Lebensmittelpreisen einerseits, den Verkaufspreisen des Eisens andererseits, da letztere langfristig fixiert und dem Einfluß der Produzenten weitgehend entzogen waren<sup>113</sup>. R. Sandgruber hat nun versucht, durch stärkere Berücksichtigung der Nachfrageverhältnisse, insbesondere auch jener des Binnenmarkts, eine differenziertere Sicht zu gewinnen.

Unter Zugrundelegung der Datenreihen zur Innerberger Produktion, zur Lagerhaltung und zum Provianteisenverkauf konnten dabei innerhalb der Krise von 1570 bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts mehrere Phasen unterschieden werden: In der ersten, die von 1570 bis 1620 reichte, hatten Kostensteigerungen das Angebot verringert. Diese waren durch Verknappung von

Holzkohle, Erzklemme und Lebensmittelteuerung zustande gekommen. In der Phase von 1620 bis 1690 ging dann die Nachfrage zurück, was sich in einem allgemeinen Eisenüberfluß trotz stark gesunkener Produktion äußerte. Die Gründe hierfür waren wiederum vorrangig in der Verkleinerung des äußeren und inneren Marktes zu suchen <sup>114</sup>.

Zum Rückgang des Exports, besonders ins Reich, zufolge des Dreißigjährigen Krieges, war eine ungünstige Entwicklung auf dem Binnenmarkt hinzugekommen. Als Faktoren derselben konnten sowohl die Bevölkerungs- als auch die Preisentwicklung, vor allem jene für Agrarprodukte, verdeutlicht werden. Während der Eisenkonjunktur des 16. Jahrhunderts hatte sich die Zahl der eisenverarbeitenden Gewerbe bei gleichzeitiger starker Branchenauffächerung vervielfacht, was zweifellos einen höheren Eisenverbrauch signalisiert. Ihre Ansiedlung erfolgte vorab in den Städten und Märkten der Eisenwurzten, teilweise auch auf dem platten Lande <sup>115</sup>. Nach 1620, als eine langfristige Agrarkrise einsetzte und die Bevölkerungszahlen regional bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zu stagnieren begannen, ging auch die Nachfrage nach Eisen zurück. Das Übergewicht der Eisengewerbe in zahlreichen Bürgersiedlungen verschwand, auf dem Lande setzte ein Ausleseprozeß ein, den am besten die Sensenschmieden überdauerten <sup>116</sup>.

Vordernberg, das den größeren Teil der Steiermark und auch den westungarischen Raum mit Eisen belieferte, dürfte – soweit die wesentlich schmalere Datenbasis überhaupt Aussagen zuläßt – von den Depressionserscheinungen der Zeit weniger erfaßt worden sein. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde mit 7100 t Roheisen schon mehr als das Anderthalbfache von Innerberg erzeugt <sup>117</sup>. Wie weit die hier früher faßbare Trendumkehr in der Bevölkerungsentwicklung, vielleicht aber auch der Übergang zu teils großbetrieblicher Landwirtschaft für diesen Vorsprung verantwortlich war, wäre zu überprüfen.

Der Kärntner Hüttenberg produzierte nach einem Kommissionsbericht von 1758 4024 t Roheisen; das war etwa ein Drittel mehr als 1560. Hinzu kamen 1255 t der Waldeisengewerke mit einem Produktionsanteil der Herrschaft Gurk von 45 %, der Herrschaft Gmünd von 36 % sowie der Herrschaft Waldenstein von 13 % <sup>118</sup>. Innerhalb des Lavanttaler Eisens, dessen Krise in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts durch zahlreiche Stilllegungen besonders deutlich geworden war, hatte sich ein Konzentrationsprozeß vollzogen, in Gmünd fiel die Produktion zwischen 1713 und 1744 auf etwa die Hälfte bei gleichzeitigem Anwachsen der Produktionskosten auf das Doppelte des Ausgangswerts <sup>119</sup>. Wenngleich man unterstellen darf, daß die Zahlen für die Mitte des 16. Jahrhunderts zufolge Nichtberücksichtigung der Eisenerzeugung in den Deutschhämmern etwas zu niedrig angesetzt wurden, so dürften doch das 17. und die 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts für den Hüttenberger Bezirk eine Produktionsausweitung – auch auf Kosten des Waldeisens – gebracht haben. Dafür sprechen auch die fortschreitende Arbeitsteilung im Fernalbereich und der zumindest nicht rückläufige Wert der Eisenausfuhr Kärntens nach Italien <sup>120</sup>.

Die Mitte des 18. Jahrhunderts bedeutete für den innerösterreichischen Eisenbergbau in mehrfacher Hinsicht eine Zäsur. Die Nachfrage nach Eisen stieg nach dem Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges (1748) erstmals wieder deutlich an: im Bereiche der Innerberger Hauptgewerkschaft um etwa ein Fünftel, so daß am steirischen Erzberg unter Einschluß Vordernbergs etwa 13.000 t produziert wurden. Bereits in den siebziger Jahren hat dann die steirische Produktion die 20.000-Tonnen-Grenze erreicht <sup>121</sup>; für Kärnten wird zu 1768 eine Zahl von etwa 6500 t, für 1783 von 8400 t genannt <sup>122</sup>. Der säkulare Aufschwung setzte in beiden Regionen freilich erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein.

Die Anhebung der Nachfrage, der chronische Holzangel sowie geologische Faktoren beschleunigten am steirischen Erzberg die Einführung des Floßofenbetriebs. Nach ersten Versuchen 1751 in Eisenerz wurden innerhalb von 20 Jahren sowohl in der Innerberger Hauptgewerkschaft als auch in Vordernberg – hier fand der erste Versuch am Radwerk VI im Jahre 1760 statt – alle Stucköfen durch Floßöfen ersetzt <sup>123</sup>. In Hüttenberg legte der Zusammenschluß der Gewerke Mayerhofer und Sechrau die Grundlage für den unter Aufsicht von fünf Stucköfen erfolgten Bau des ersten Floßofens zu Lölling (1764); nach Anschluß des dritten Gewerke, Christalnigg, an die Union wurden die alten Stucköfen bis 1780 aufgelassen <sup>124</sup>. Parallel dazu erfolgte die Anpassung der Arbeit in den Hammerwerken an die Erzeugung der Roheisenflossen.

Die Umwälzung der Produktionstechnik um die Mitte des 18. Jahrhunderts verfolgte ein doppeltes Ziel: gleichzeitig sollte mehr und brennstoffsparend produziert werden. Nachdem die Initiative zum Einsatz des Floßofens zunächst von den Unternehmern in den Kärntner Waldeisenrevieren ausgegangen war, handelte es sich nunmehr in den Haupteisenwurzten vor allem um eine solche des Staates. Ob und inwieweit für die Umstellung auch die Produktionskostenfrage einen Ausschlag gegeben hat, ist derzeit nur schwer zu entscheiden. Wesentlich erscheint, daß sich die Veränderungen um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch während des Bestehens der alten Organisation des Eisenwesens vollzogen, die durch eine starke Bevormundung von Produktion und Handel durch den Staat charakterisiert erscheint. Sollte ein auf marktwirtschaftlichen Grundsätzen und nicht auf staatlicher Lenkung beruhendes System entstehen, mußten die Handelsmonopole und Produktionschranken beseitigt werden. Dieser Zustand war erst erreicht, als 1781/82 Josef II. alle Verkaufsordnungen, Preisfestsetzungen sowie Energie- und Proviantwidmungen aufhob. Ein Jahr später wurde auch das für das Montanwesen zuständige Oberkammergrafenamt beseitigt.

## ANMERKUNGEN

- 1 Zur Steiermark vgl. die Bibliographie von Anton L. Schuller, *Erz und Eisen in der Grünen Mark* (Steirische Bibliographie So.Bd. I, Graz 1983).
- 2 Vgl. die Einleitung bei Adelheid J. Handmann, *Der technische Fortschritt im Eisenhüttenwesen der Steiermark und Kärntens von 1750 bis 1864*, Diss. Marburg/Lahn (1980), 17 ff.
- 3 Helmut Langmann, *Der Eisenbezirk* (aus Obersteiermark und Teilen beider Osterreich), geisteswiss. Hausarb. Wien (1985), 7 f.
- 4 Übersichten bei Franz Kirnbauer, *Historischer Bergbau I und II*, in: *Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentar zur 3. Lief.* (Wien 1971), 3 ff.; Max v. Wolfstrigl-Wolfskron, *Die Tiroler Bergbaue 1301-1665* (Innsbruck 1902); Robert R. v. Srbik, *Bergbau in Tirol und Vorarlberg. Berichte des naturwissenschaftlich-medizinischen Vereines* Innsbruck 41 (1929), 113 ff.; Gerhard Heilfurth, *Bergbaukultur in Südtirol* (Bozen 1984); Ferdinand Tremel, *Das Eisenwesen in der Steiermark und in Tirol 1500-1650*, in: *Schwerpunkte der Eisengewinnung und Eisenverarbeitung in Europa 1500-1650*, hg. v. Hermann Kellenbenz (Köln-Wien 1974), 285 ff.; Wilhelm Freh, *Der Eisenbergbau im Lande ob der Enns, Oberösterreichische Heimatblätter* 3 (1949), 193 ff.; Gustav Oberhuba, *Überblick der Entwicklung des niederösterreichischen Bergbaus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, in: *Bergbau in Niederösterreich*, hg. v. Andreas Kusternig (Studien und Forschungen aus dem Nö. Institut für Landeskunde 10, Wien 1987), 61 ff.
- 5 Karl Kaus, *Zur Zeitstellung von ur- und frühgeschichtlichen Eisenverhüttungsanlagen Burgenlands auf Grund der Kleinfunde*, in: *Archäologische Eisenforschung in Europa* (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland 59, Eisenstadt 1977), 63 ff.
- 6 Vgl. Gerhard Sperl, *Die Entwicklung des steirischen Eisenhüttenwesens vor der Einführung des Hochofens*, in: *Erz und Eisen in der Grünen Mark. Beiträge zum steirischen Eisenwesen*, hg. v. Paul W. Roth (Graz 1984), 85 f., mit Hinweisen auf die Arbeiten von Walter Schmid, Hermann Vettors, Gernot Piccotini, Gerhard Sperl u.a.; vgl. zuletzt Herbert Graßl, *Zur Problematik des Ferrum Noricum. Eine Kritik neuerer Forschung*, in: *Bericht über den 17. österr. Historikertag in Eisenstadt 1987* (Wien 1989), 54 ff., der die These vertritt, daß die Eisensfunde vom Magdalensberg aus Kärntner Erzvorkommen stammen.
- 7 Sperl, *Entwicklung des steirischen Eisenhüttenwesens*, 86; Rolf Sprandel, *Das Eisengewerbe im Mittelalter* (Stuttgart 1968), 34, Anm. 20.
- 8 *Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark* (StUB) 1 (Graz 1875), 24 f., n. 20.
- 9 Für Obdach entschied sich Ludwig Bittner, *Das Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz bis zur Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft im Jahre 1625*, *Archiv für österreichische Geschichte* 89/2 (1901), 459; Ferdinand Tremel, *Der Bergbau in der Steiermark zur Traugauerzeit*, in: *Das Werden der Steiermark* (Veröffentlichungen des steiermärkischen Landesarchives 10, Graz-Wien-Köln 1980), 362 f.; für das Lavanttal Hans Pirchegger, *Das steirische Eisenwesen bis 1564* (Steirisches Eisen 2, Graz 1937), 40; Hermann Wießner, *Geschichte des Kärntner Bergbaues III. Kärntner Eisen* (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 41/42, Klagenfurt 1953), 269.
- 10 Vgl. dazu Fritz Posch, *Die Besiedlung und Entstehung des Landes Steiermark*, in: *Das Werden der Steiermark* (wie Anm. 9), 23 ff.
- 11 Pirchegger, *Eisenwesen bis 1564*, 9, 11; Sprandel, *Eisengewerbe*, 141.
- 12 Sperl, *Entwicklung des steirischen Eisenhüttenwesens*, 86.
- 13 MGH, *Necr. Germ.* 2, 401; Pirchegger, *Eisenwesen bis 1564*, 11 f.



- 14 Sprandel, Eisengewerbe, 142.
- 15 StUB 1, 112, n. 95.
- 16 Hubert Preßlinger – Hans Gahm – Clemens Eibner, Die Eisenverhüttung im steirischen Ennstal zu Beginn des 12. Jahrhunderts, Berg- und Hüttenmännische Monatshefte 128 (1983), 163 ff.; Clemens Eibner – Hubert Preßlinger, Archäologische Zeugnisse des Admonter Eisenerzbergbaues und der Verhüttung im 12. Jahrhundert, Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 6 (1990), 43 ff.
- 17 Hubert Preßlinger – Clemens Eibner, Die Eisenhütte des Abtes Wolfohold von Admont auf dem Dürrnschöberl, Da schau her. Beiträge aus dem Kulturleben des Bezirkes Liezen 3/5 (1982), 15 ff.; Sperl, Entwicklung des steirischen Eisenhüttenwesens, 87.
- 18 Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 10 f.
- 19 Herbert Knittler, Zum ältesten Steiner Zolltarif, Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs 17/18 (1978), 52 f.
- 20 Herbert Knittler, Salz- und Eisenniederlagen. Rechtliche Grundlagen und wirtschaftliche Funktion, in: Österreichisches Montanwesen, hg. v. Michael Mitterauer (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, Wien-München 1974), 205 f.; Othmar Pickl, Der Eisenhandel und seine Wege, in: Erz und Eisen in der Grünen Mark (wie Anm. 6), 345 f.
- 21 Sprandel, Eisengewerbe, 364.
- 22 Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 14 f.; Sprandel, Eisengewerbe, 143.
- 23 Sperl, Entwicklung des steirischen Eisenhüttenwesens, 88 f.; Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 14 f. Vgl. auch die Habilitationsschrift von Gerhard Sperl, Montangeschichte des Erzberggebiets nach archäologischen und schriftlichen Dokumenten, ergänzt durch praktische Versuche (Wien 1989).
- 24 Ferdinand Tremel, Eisenerz. Abriß einer Geschichte der Stadt und des Erzberges (Leobener Grüne Hefte 70, Wien 1963), 12 f.; ders., Der Bergbau als städtebildende Kraft Innerösterreichs, in: Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Festschrift für Hektor Ammann, hg. v. Hermann Aubin u. a. (Wiesbaden 1965), 101; Michael Mitterauer, Produktionsweise, Siedlungsstruktur und Sozialformen im österreichischen Montanwesen des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Österreichisches Montanwesen (wie Anm. 20), 244.
- 25 Sperl, Entwicklung des steirischen Eisenhüttenwesens, 88; zum Eisenschmelzverfahren weiters Wilhelm F. Schuster, Das alte Metall- und Eisenschmelzen. Technologie und Zusammenhänge (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen 12, Düsseldorf 1969).
- 26 Sprandel, Eisengewerbe, 141.
- 27 Maja Lochr, Die Organisation der steirischen Eisenkammergutswirtschaft in älterer Zeit, in: Steiermark. Land – Leute – Leistung (Graz 1956), 161.
- 28 Sprandel, Eisengewerbe, 142.
- 29 Wießner, Kärntner Eisen, 16; vgl. auch Manfred Wehdorn, Die Baudenkmäler des Eisenhüttenwesens in Österreich: Trocken-, Röst- und Schmelzanlagen (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen 27, Düsseldorf 1982), 35.
- 30 Heinrich J. Purkarthofer, Das Wappen der Gemeinde Vordernberg, in: Erzherzog Johann. Radmeister in Vordernberg 1822-1859. Ausstellungskatalog (Vordernberg 1982), 68 ff.
- 31 Sprandel, Eisengewerbe, 221 ff.
- 32 Vgl. etwa Wießner, Kärntner Eisen, 85 f.
- 33 Bitner, Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz, 503 f.; Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 62 ff.; Sprandel, Eisengewerbe, 143; Mitterauer, Produktionsweise, 245 f.

- 34 Vgl. Herbert Knittler, *La città austriaca nel Basso Medioevo*, in: *Aristocrazia cittadina e ceti popolari nel tardo Medioevo in Italia e in Germania*, hg. v. Gina Fasoli u. Reinhard Elze (Bologna 1984, deutsch: *Stadtadel und Bürgertum in den italienischen und deutschen Städten des Spätmittelalters*, Berlin 1991), 255 ff.
- 35 Die mittelalterlichen Stiftsurbare des Erzherzogtums Österreich ob der Enns 2, hg. v. Konrad Schiffmann (Wien-Leipzig 1913), 102, 106 u. oft; Harry Kühnel, *Die materielle Kultur Österreichs zur Babenbergerzeit*, in: *1000 Jahre Babenberger in Österreich*. Ausstellungskatalog (Wien 1976), 91; vgl. auch Otfried Kastner, *Handgeschmiedet. Eisenkunst in Österreich aus der Zeit der Landnahme, Romanik und Gotik* (Linz 1967).
- 36 Vgl. dazu Anm. 20; zuletzt Othmar Pickl, *Die Rolle der österreichischen Städte für den Handel mit Eisen und Eisenwaren*, in: *Stadt und Eisen*, hg. v. Ferdinand Opl (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 11, Linz 1992), 171 ff.
- 37 Johann A. Tomaschek, *Die Rechte und Freiheiten der Stadt Wien 1* (Wien 1877), 94 n. 29; vgl. weiters Helfried Valentinitz, *Das eisenverarbeitende Gewerbe im Umkreis des Steirischen Erzbergs*, in: *Erz und Eisen in der Grünen Mark* (wie Anm. 6), 212.
- 38 Sprandel, *Eisengewerbe*, 142 f.
- 39 *Urkundenbuch des Landes ob der Enns 8* (Wien 1883), 562, n. 563.
- 40 Sprandel, *Eisengewerbe*, 142.
- 41 Pirchegger, *Eisenwesen bis 1564*, 31 ff.; Wießner, *Kärntner Eisen*, 18 ff.; Karl Dinklage – Alfred Walkolbinger, *Kärntens gewerbliche Wirtschaft von der Vorzeit bis zur Gegenwart* (Klagenfurt 1953), 129 ff.; 2500 Jahre Eisen aus Hüttenberg. Eine montanhistorische Monografie (Kärntner Museumsschriften 68, Klagenfurt 1981).
- 42 Zur Kärntner Situation allgemein vgl. Ulf Dirlmeier, *Mittelalterliche Hoheitsträger im wirtschaftlichen Wettbewerb* (VSWG Beih. 51, Wiesbaden 1966), 10 ff.
- 43 Wießner, *Kärntner Eisen*, 24 ff.; Dinklage, *Kärntens gewerbliche Wirtschaft*, 70 ff.; Sprandel, *Eisengewerbe*, 149 f.
- 44 Sprandel, *Eisengewerbe*, 144.
- 45 Pirchegger, *Eisenwesen bis 1564*, 44; Wießner, *Kärntner Eisen*, 255; Karl Dinklage, *Alte Hämmer in Kärnten*, Radex Rundschau 1955.
- 46 Wießner, *Kärntner Eisen*, 268 ff.; Karl Dinklage, *Alte Eisenindustrie im Lavanttal*, *Blätter für Technikgeschichte* 16 (1954), 68 ff.
- 47 Sprandel, *Eisengewerbe*, 145.
- 48 Ebd.
- 49 Alfons Müller, *Geschichte des Eisens in Innerösterreich* (Wien 1909), 374 ff.
- 50 Pirchegger, *Eisenwesen bis 1564*, 43; Wießner, *Kärntner Eisen*, 144 ff.; Dinklage, *Kärntens gewerbliche Wirtschaft*, 132.
- 51 Sprandel, *Eisengewerbe*, 146.
- 52 Wießner, *Kärntner Eisen*, 27 f., 32 ff., 146 f.; Dinklage, *Kärntens gewerbliche Wirtschaft*, 72 f., 150.
- 53 Pirchegger, *Eisenwesen bis 1564*, 24 ff.; Sprandel, *Eisengewerbe*, 146.
- 54 Michael Mitterauer, *Zollfreiheit und Marktbereich* (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 19, 1969), 290 ff.; Josef Ofner, *Die Eisenstadt Steyr* (Steyr 1956), 24 f.
- 55 Pirchegger, *Eisenwesen bis 1564*, 52; Ferdinand Tremel, *Die Eisenproduktion auf dem steirischen Erzberg im 16. Jahrhundert*, in: *Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Türkenkriege*, hg. v. Othmar Pickl (Grazer Forschungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1, Graz 1971), 324.
- 56 Vgl. zusammenfassend Sprandel, *Eisengewerbe*, 147 f.

- 57 Sprandel, Eisengewerbe, 149, Anm. 44.
- 58 Jakob Wichner, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Admont 3 (Graz 1878), 157.
- 59 Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 45; vgl. auch Ferdinand Tremel, Der Frühkapitalismus in Innerösterreich (Graz 1953), 53 f.
- 60 Sprandel, Eisengewerbe, 149, 248 f.; vgl. Gerhard Spertl, Die Technologie der direkten Eisenherstellung, in: Erz und Eisen in der Grünen Mark (wie Anm. 6), 104 ff.
- 61 Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 21; Tremel, Eisenwesen in der Steiermark, 293; Othmar Pickl, Die Steiermark als Gewerbe- und Industrielandschaft vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, in: Gewerbe- und Industrielandschaften vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert, hg. v. Hans Pohl (VSWG, Beih. 78, Stuttgart 1986), 20.
- 62 Bittner, Eisenwesen, 530 f.
- 63 Knittler, Salz- und Eisenniederlagen, 223.
- 64 Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 47.
- 65 Wießner, Kärntner Eisen, 142.
- 66 Ebd., 254; Tremel, Eisenproduktion, 324.
- 67 Vgl. zuletzt: Europa 1400. Die Krise des Spätmittelalters, hg. v. Ferdinand Seibt (Stuttgart 1984), mit umfassenden Literaturhinweisen.
- 68 Kurt Klein, Quantitative Informationen zu den Verödungserscheinungen des 14.-16. Jahrhunderts in Niederösterreich, in: Mittelalterliche Wüstungen in Niederösterreich, hg. v. Helmuth Feigl u. Andreas Kusternig (Studien und Forschungen aus dem Nö. Institut für Landeskunde 6, Wien 1983), 72 ff.
- 69 Bittner, Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz, 544 ff.; Alfred Hoffmann, Wirtschafts-geschichte des Landes Oberösterreich 1 (Wien 1952), 41 f.; Irmgard Hack, Eisenhandel und Messererhandwerk der Stadt Steyr bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, phil.Diss. Graz (1949); für Wien Karl Uhlirz, in: Geschichte der Stadt Wien II/2 (Wien 1905), 648 ff.; für die Steiermark Valentinitich, Eisenverarbeitende Gewerbe, 212 f.
- 70 Vgl. Alois Ruhri – Reinhard Ditttrich, Schwerpunkte der Waffenerzeugung im Umkreis des Steirischen Erzbergs, in: Erz und Eisen in der Grünen Mark (wie Anm. 6), 236 ff.
- 71 Theodor Mayer, Zwei Passauer Mautbücher aus den Jahren 1400-01 und 1401-02 (SD Landshut 1908), 392.
- 72 Zuletzt Pickl, Eisenhandel, 348.
- 73 Bittner, Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz, 532 ff.; Ofner, Eisenstadt Steyr, 27, 30; Alois Zauner, Das Städtewesen im Lande ob der Enns, in: Die Stadt am Ausgang des Mittelalters, hg. v. Wilhelm Rausch (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 3, Linz 1974), 112.
- 74 Heinrich Purkarthofer, Beispiele des Siedlungsrückgangs, in: Atlas zur Geschichte des steirischen Bauerntums, hg. v. Fritz Posch (Graz 1976), K. 7.
- 75 Sprandel, Eisengewerbe, 151.
- 76 Bittner, Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz, 470 ff.; Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 47 ff.
- 77 Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 51 ff.; zum Widmungsproblem vgl. auch Peter Csen-des, Historischer Bergbau III, in: Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentar zur 4. Lief. (Wien 1971), 5 f.
- 78 Ferdinand Tremel, Die Niederlage der Stadt Murau 1490-1740, VSWG 36 (1943), 37.
- 79 Tremel, Eisenwesen in der Steiermark, 300 ff.; Erich Egg, Der Tiroler Geschützguß 1400-1600 (Tiroler Wirtschaftsstudien 9, Innsbruck 1961); Ruhri-Ditttrich, Schwerpunkte

- der Waffenerzeugung, 238 ff.; Helfried Valentinitich, Die Standorte der österreichischen Rüstungsproduktion in der frühen Neuzeit, in: Beiträge zur eisengeschichtlichen Forschung in Österreich (Leobener Grüne Hefte NF 6, Wien 1986), 161 ff.
- 80 Maja Lochr, Thörl. Geschichte eines steirischen Eisenwerkes vom vierzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart (Wien 1952), bes. 44 ff.
- 81 Kurt Klein, Die Bevölkerung Österreichs vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Österreichs, hg. v. Heimold Helczmanovszki (Wien 1973), 66 ff., 78 f.; Roman Sandgruber, Die Innerberger Eisenproduktion in der frühen Neuzeit, in: Österreichisches Montanwesen (wie Anm. 20), 89.
- 82 Tremel, Eisenproduktion, 324; Sprandel, Eisengewerbe, 274, nach Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 51 f. u. 277; vgl. auch Paul W. Roth, Die Roheisenproduktion als Maßstab für die Wirtschaftsentwicklung der Steiermark, in: Erz und Eisen in der Grünen Mark (wie Anm. 6), 13.
- 83 Tremel, Eisenproduktion, 322, nach Pirchegger, Eisenwesen bis 1564.
- 84 Sandgruber, Innerberger Eisenproduktion, 74; vgl. auch ders., Der Scheibbs'er Eisen- und Proviandhandel vom 16. bis ins 18. Jahrhundert, mit besonderer Berücksichtigung preis- und konjunkturgeschichtlicher Probleme, phil. Diss. Wien (1971).
- 85 Tremel, Eisenproduktion, 325 ff.
- 86 Ferdinand Tremel, Die Eisenproduktion in Innerberg in der Mitte des 16. Jahrhunderts, Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 52 (1961), 162 ff.; ders., Eisenproduktion, 326; ders., Eisenwesen in der Steiermark, 290; vgl. auch die Tabellen zur Roheisenproduktion bei Sandgruber, Innerberger Eisenproduktion, 75, 94 ff.
- 87 Wießner, Kärntner Eisen, 39, Anm. 10.
- 88 Ebd., 36, 42; Sprandel, Eisengewerbe, 270, errechnet nach Wießner, a.a.O., 48.000 Pfund-zentner, d.s. 2688 t.
- 89 Tremel, Eisenproduktion, 327 f., ausgehend von Hans Pirchegger, Das steirische Eisenwesen von 1564 bis 1625 (Steirisches Eisen 3, Graz 1939), 115 ff., 122 f., 125.
- 90 Sandgruber, Innerberger Eisenproduktion, 94.
- 91 Ebd., 76.
- 92 Pirchegger, Eisenwesen 1564-1625, 131; Tremel, Eisenwesen in der Steiermark, 291.
- 93 Tremel, Eisenproduktion, 326; Sandgruber, Innerberger Eisenproduktion, 92.
- 94 Zur Innerberger Amtsordnung von 1539 vgl. Bittner, Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz, 516 ff.; zum Erfolg der Reformen Kurt Kaser, Eisenverarbeitung und Eisenhandel. Die staatlichen und wirtschaftlichen Grundlagen des innerösterreichischen Eisenwesens (Wien-Berlin 1932), 93.
- 95 Tremel, Eisenwesen in der Steiermark, 289; Wilhelm Schuster, Die Entwicklung der Eisenschmelztechnik in der Ostmark, in: Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie 29 (Berlin 1940), 85 ff.; ders., Vordernberg und seine technischen Denkmale (Leobener Grüne Hefte 37, Wien 1978).
- 96 Karl Dinklage, namentlicher Fortschritt und wirtschaftlicher Aufschwung des Kärntner Eisenwesens, namentlich in der frühen Neuzeit, in: Schwerpunkte der Eisengewinnung und Eisenverarbeitung in Europa 1500-1650 (wie Anm. 4), 325 ff.; zur Steiermark, wo ein Hochofen seit 1662 in der schwarzenbergischen Hütte zu Turrach in Betrieb stand, ein Versuch der Flossenerzeugung in Innerberg 1665 fehlschlug, Hans Jörg Köstler, Das steirische Eisenhüttenwesen von den Anfängen des Floßofenbetriebs im 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, in: Erz und Eisen in der Grünen Mark (wie Anm. 6), 110 f.

- 97 Franz Kahler, Metallgewinnung in Kärnten, in: Kärnten in europäischer Schau (1961), 11 ff.; Ákos Paulinyi, Der technische Fortschritt im Eisenhüttenwesen der Alpenländer und seine betriebswirtschaftlichen Auswirkungen (1600-1860), in: Österreichisches Montanwesen (wie Anm. 20), 153; ders., Die Technik des Eisenschmelzens in der Habsburger Monarchie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: Festschrift O. Pickl zum 60. Geburtstag, hg. v. Herwig Ebner u.a. (Wien-Graz 1987), 463 ff.
- 98 Das 17. Jahrhundert setzte den Kohlenverbrauch zufolge des notwendigen Frischprozesses hoch an, wogegen sich nach Feststellung einer Kommission 1756 der Verbrauch von Flobofen zu Stuckofen wie 1 : 1,4 verhielt (Köstler, Steirisches Eisenhüttenwesen, 111).
- 99 Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 91, 120; Mitterauer, Produktionsweise, 269.
- 100 Tremel, Eisenwesen in der Steiermark, 294.
- 101 Pirchegger, Eisenwesen bis 1564, 113.
- 102 Zu den Reformen in Innerberg vgl. Bittner, Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz, 600 ff.; zur Steyrer Eisenhandelskompagnie auch Jakob Strieder, Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen (München-Leipzig 1914), 129 ff.
- 103 Pirchegger, Eisenwesen 1564-1625, 29; Bittner, Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz, 603.
- 104 Bittner, Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz, 606 ff.
- 105 Pirchegger, Eisenwesen 1564-1625, 32 ff.
- 106 Bittner, Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz, 618.
- 107 Pirchegger, Eisenwesen 1564-1625, 60 ff.; Anton v. Pantz, Die Innerberger Hauptgewerkschaft 1625-1783 (Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark VI/2, Graz 1906), 19 ff., 160 ff.
- 108 Pirchegger, Eisenwesen 1564-1625, 106 f.
- 109 Sandgruber, Innerberger Eisenproduktion, 84 f.; im Trend ähnlich die Mengen des durch die Murauer Niederlage ausgeführten Eisens bei Tremel, Niederlage der Stadt Murau, 39, 49; vgl. auch Othmar Pickl, Die Rolle der habsburgischen Ostalpenländer im Ost-West-Handel von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, in: Domus Austriae. Festgabe Hermann Wiesflecker zum 70. Geburtstag, hg. v. Walter Höflechner u.a. (Graz 1983), 303 ff.
- 110 Tremel, Eisenproduktion, 328 ff.; ders., Eisenwesen in der Steiermark, 295 f.
- 111 Wießner, Kärntner Eisen, 142 ff.; Dinklage, Kärntens gewerbliche Wirtschaft, 152, 155 ff. In der Steiermark entstanden neue Waldeisenbaue erst im Verlaufe des 17. Jahrhunderts, 1656 in der Turrach und 1690 bei Neuberg an der Mürz; Ferdinand Tremel, Die Geschichte des Bergbaues in der Steiermark, in: Steiermark. Land – Leute – Leistung, red. v. Berthold Sutter (Graz 1971), 885 f.
- 112 Pantz, Innerberger Hauptgewerkschaft, 164 f.; Sandgruber, Innerberger Eisenproduktion, 76 f.
- 113 Handtmann, Technischer Fortschritt, 44.
- 114 Sandgruber, Innerberger Eisenproduktion, 79 ff.; dazu Handtmann, 206, Anm. 44.
- 115 Hoffmann, Wirtschaftsgeschichte, 117 ff.; Tremel, Eisenwesen in der Steiermark, 298 ff.
- 116 Valentinitisch, Eisenverarbeitende Gewerbe, 221.
- 117 Ludwig Beck, Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung I (Braunschweig 1884), 823; vgl. weiters Schuster, Vordernberg und seine technischen Denkmale.
- 118 Wießner, Kärntner Eisen, 85 f.
- 119 Ebd., 155 f.

- 120 Dinklage, Technischer Fortschritt, 336.
- 121 Roth, Eisenproduktion, 14.
- 122 Handtmann, Technischer Fortschritt, Anh. 103.
- 123 Paulinyi, Technischer Fortschritt, 156.
- 124 Dinklage, Kärntens gewerbliche Wirtschaft, 218 f.

WOLFGANG KEMMETMÜLLER, FRANZ PASTLER

*Die Biererzeugung in Österreich vom  
Ausgang des 19. Jahrhunderts bis zum  
Ende der 1. Republik*

Zu Beginn der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, etwa ab 1893/94 ging eine Aufschwungphase der Österr.-ungarischen Monarchie vorerst zu Ende. Die Außenhandelsbilanz verschlechterte sich rapide: Während 1893 noch ein Ausfuhrüberschuß von rd. 20% erzielt werden konnte, schlug die Bilanz 1898 erstmals in einen Einfuhrüberschuß um. Aber schon 1899 gab es wieder einen beträchtlichen Ausfuhrüberschuß von fast 16%, der allerdings von Jahr zu Jahr kleiner wurde. Ab 1907 war der Saldo wieder negativ und blieb es bis zum Beginn des 1. Weltkrieges. Die Tendenz zeigte eine fast kontinuierliche Verschlechterung an. Der Tiefpunkt wurde 1912 mit einem Außenhandelsdefizit von über 23% erreicht. Zur Illustration einige Zitate, die zeigen, wie die Lage von zeitgenössischen Kommentatoren beurteilt wurde: (Hervorhebungen von den Autoren)

Compass 1906, I. Band, Wien 1905, Vorwort

„Die ziffernmäßigen Ergebnisse der wirtschaftlichen Tätigkeit des Jahres 1904, welche im vorliegenden Jahrgänge verzeichnet werden, zeigen einen Fortschritt auf fast allen Gebieten. Nur kann nicht verhehlt werden, daß dieser Fortschritt **ein sehr langsamer bleibt** und im Vergleich zu anderen Wirtschaftsgebieten **ein viel zu geringfügiger** genannt werden muß. Immer wieder muß betont werden, daß eine der mannigfachen Ursachen, welche die wirtschaftliche Entwicklung im Österreich hemmen, die übermäßige Besteuerung der Aktiengesellschaften ist.“

Compass 1907, II. Band, Wien 1906, Vorwort

„Der zweite Band, welcher hauptsächlich Industriegesellschaften und Eisenbahnen behandelt, bietet diesmal ein interessantes und erfreuliches Gesamtbild der in unserer Monarchie zum Durchbruch gelangten wirtschaftlichen Besserung. Im Jahre 1904 konnten wir konstatieren, daß unser Wirtschaftsle-

ben entgegen den allgemein verbreiteten Ansichten, durchaus Zeichen einer wieder erwachenden Regsamkeit erkennen lassen. Ohne jede Überstürzung durch mannigfache Hindernisse verlangsamt, aber unaufhaltsam hat sich seit-her die Besserung der Beschäftigung und des Verdienstes durchgesetzt und damit ist die Unternehmungslust erwacht ...

... die **Besserung ist unverkennbar, doch wird man sie kaum eine stürmische nennen können**. In einem ganz anderen Tempo hat sich die Preiserhöhung zahlreicher Artikel vollzogen ... und die vom Rohstoff ausgehend sich nunmehr auf den meisten Gebieten bis zum Fertigprodukt durchgesetzt hat. Dieses hohe Preisniveau, welches dem erhöhten Bedarf der Weltwirtschaft entspringt, mahnt immerhin zur Vorsicht.“

Compass 1908, I. Band, Vorwort:

„Das Gesamtbild des Jahres 1906 ... ist das einer nahezu alle Wirtschaftsgebiete gleichmäßig umfassenden Hochkonjunktur, die, von den Weltmärkten ausgehend, in unserer Monarchie einen durch vieljährige Brache gut vorbereiteten Boden vorfand. Vielfältige Gelegenheit zur Arbeit, die bis zur vollständigen Ausschöpfung des in schlechten Zeiten so sehr überschätzten Reservoirs von müßigen Händen führte, hat dieses Jahr charakterisiert. Allerdings, das theoretische Maximum der Verdienstmöglichkeiten konnte nicht erreicht werden, denn für eine so starke Steigerung des Beschäftigungsgrades war unsere Volkswirtschaft nicht vorbereitet. **Es fehlte an Rohmaterial und an den Möglichkeiten der glatten Verfrachtung der Produktion**. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle Bereiche unserer Industriewirtschaft die Klage, daß **Waggon- und Kohlemangel** die Ausschöpfung der Konjunktur hinderten.“

Compass 1914 II. Band, Wien 1909, Vorwort

„Das Geschäftsjahr 1908 ... verdient in seiner ersten Hälfte ebenso wie sein Vorgänger die Bezeichnung des Jahres der industriellen Hochkonjunktur; aber in den letzten Monaten des Jahres 1908 war das Abreißen der Konjunktur eine nicht mehr zu verschweigende Tatsache und die Geschäftsberichte der Aktiengesellschaften für das Jahr 1908 können von der Vollbeschäftigung und den hohen Preisen nur mehr als von einer schönen Vergangenheit berichten. Mächtige Führer der Konjunktur waren die großen Investitionen der Fabrikindustrie und die ausgiebigen Bestellungen der Eisenbahnen, welche letztere große Versäumnisse früherer Jahre nachzuholen hatten.“

Einen ersten Eindruck von der mit der allgemeinen Konjunktur ziemlich parallel verlaufenden Entwicklung der Brauereien vermittelt der Bierausstoß, siehe nachstehende Tabelle:



## Bierausstoß der Österreichischen Reichshälfte der Monarchie von 1900 bis 1914

Braujahr bzw. Jahr	Bierherzeugung in 1.000 hl	Veränderung gegenüber Vorjahr in%
1876	11.461	-
1880	10.261	- 10,5
1886	11.856	+ 15,5
1890	13.816	+ 16,5
1893	16.234	+ 17,5
1894	16.725	+ 3,0
1896	18.452	+ 10,3
1897	19.188	+ 4,0
1898	19.422	+ 1,2
1899	19.737	+ 1,6
1900	20.078	+ 1,7
1900/01	20.104	+ 0,1
1901/02	19.628	- 2,4
1902/03	19.227	- 2,0
1903/04	19.880	+ 3,1
1904/05	19.099	- 3,6
1905/06	20.420	+ 6,9
1906/07	20.914	+ 2,4
1907/08	21.885	+ 4,6
1908/09	19.735	- 9,8
1909/10	20.849	+ 5,6
1910/11	22.149	+ 6,2
1911/12	22.709	+ 2,5
1912/13	21.082	- 7,2
1913/14	20.076	- 4,8

Compass 1907, II. Band Wien 1906, S 322

Compass 1910, II. Band, Wien 1909, S 83 Österr. Statistisches Handbuch für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder, hgg. von der k.k. Statistischen Zentralkommission, Jg 1882 bis 1917.

Nur nebenbei sei hier angemerkt, daß die Bierproduktion der anderen Teile der Doppelmonarchie relativ unbedeutend war. In der ungarischen Reichshälfte wurden beispielsweise im Jahre 1908 nur 10,6% des in der österr. Reichshälfte erzeugten Bieres gebraut, im gemeinsam verwalteten Gebiet Bosnien und Herzegowina nicht einmal 0,5%.

Wie verlief die Entwicklung in den verschiedenen Dekaden?

1880 – 1890	+ 34,6%
1890 – 1900	+ 45,3%
1901/11 – 1910/11	+ 10,2%
1910/11 – 1913/14	9,4%

Die Statistik zeigt deutlich, daß die Krisen auf dem Balkan (Balkankriege 1912 und 1913) einen spürbaren Konjunkturreinbruch brachten.

Sie läßt aber weiterhin erkennen, daß der Bierausstoß schon seit der Jahrhundertwende – im Gegensatz zum vorigen Jahrhundert – nicht mehr gesteigert werden konnte; im Braujahr 1913/14 wurde nicht mehr erzeugt als zur Jahrhundertwende! Die Zahl der Brauereien nahm allerdings stark ab:

Im Jahre 1900 gab es 1.383 Brauereien, 1914 dagegen nur noch 1.018, das entspricht einem Rückgang um mehr als ein Viertel, nämlich 26,4%. Der durchschnittliche Ausstoß je Brauerei stieg dagegen um rd. 35% von 14.538 Hektoliter auf 19.721 Hektoliter.

Um einen Vergleich mit der nach der Zerschlagung der österreichisch-ungarischen Monarchie verbliebenen Republik Österreich herstellen zu können, ist es notwendig, für diese Zeit die Biererzeugung auf das Gebiet der heutigen Republik Österreich umzurechnen.

Anmerkung: Die folgenden Ausführungen halten sich weitgehend an die ausgezeichnete Dissertation von Mag. Erich Hohensinn, Linz 1978. Es wäre aber unzweckmäßig und verwirrend diese Arbeit immer wieder zu zitieren. Angeführte Zitate anderer Autoren sind ebenfalls zum Teil nach Hohensinn zitiert.

Die nachstehend angeführte Tabelle zeigt die Biererzeugung von 1900 bis 1914 auf dem Gebiet der heutigen Republik Österreich <sup>1</sup>

#### Biererzeugung auf dem Gebiete der heutigen Republik Österreich von 1900 bis 1914

Jahr	Biererzeugung in 1000 hl
1900	6.778
1901	6.425
1902	6.472
1903	6.556
1904	6.471
1905	6.143
1906	6.356
1907	6.737
1908	6.492
1909	6.274
1910	6.578
1911	7.096
1912	7.098
1913	7.287
1914	6.512

Vergleicht man beide Tabellen, dann fällt auf, daß in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg das beste Braujahr für die Monarchie das Jahr 1911/12 war, für die heutigen österreichischen Bundesländer hingegen das Jahr 1913.

Die starke Abnahme der Brauereibetriebsstätten auf dem Gebiet des heutigen Österreich kann der folgenden Gegenüberstellung entnommen werden.<sup>2</sup>

## Brauereibetriebsstätten auf dem Gebiet der heutigen Republik Österreich

Land	1895/96	1913/14	Abnahme in%
N.Ö. und Wien	68	39	62,4%
Oberösterreich	191	104	45,5%
Salzburg	52	33	36,5%
Steiermark	52	19	63,5%
Kärnten	66	28	57,6%
Tirol und Vorarlberg	114	66	42,1%
ÖSTERREICH	543	289	46,8%

Die Jahre unmittelbar vor dem Ausbruch des 1. Weltkrieges waren im allgemeinen durch eine ruhige und stabile Entwicklung des österreichischen Brauwesens gekennzeichnet. Dazu trugen auch die Vereinbarungen zur Regelung der Absatzverhältnisse bei.<sup>3</sup>

Dabei gilt für die Brauereien in ganz besonderem Maße, was Mosser über die Eigenheiten des österreichischen Kapitalismus schreibt<sup>4</sup>: „Alles in allem scheint die familiär bezogene, wenig formalisierte und kaum kontrollierte Führungsarbeit des Unternehmers nicht ohne Erfolg gewesen zu sein. Die große Bedeutung oft nur einiger ‚Unternehmersdynastien‘ für die Entwicklung ganzer Branchen macht dies deutlich. Diese relativ kleine Zahl von vielfach durch Heiratsbindungen miteinander verknüpften Familien war auch führend bei der Ausbildung anderer Eigenheiten des österreichischen Kapitalismus, so der die Schwächen einiger Teilmärkte mindernden Kartellorganisation oder der sprichwörtlichen Verbindung von Industrie und Banken. Eine Eigenheit dieser zuletzt genannten so folgenreichen Beziehung war ja die Konzentration der Verfügungsmacht, in der wiederum Familienverwandtschaften eine ausschlaggebende Rolle spielten.“

Mitten in diese Phase der Konsolidierung und Prosperität fiel der Ausbruch des 1. Weltkrieges. Zwar hatte der Ausbruch unmittelbar noch keinen wesentlichen Einfluß auf die Produktion des Bieres selbst, weil sich die Brauereien bei Beginn des Krieges bereits weitgehend mit den Rohstoffen eingedeckt hatten.

Die Mobilmachung entzog allerdings den Brauereien viele Arbeiter und Angestellte. Aber auch diese Maßnahme wirkte sich zunächst noch kaum aus, da die Einberufungen nur die jüngeren Jahrgänge trafen. Sie wurden teilweise durch weibliches Personal ersetzt. Da das eigentliche Braupersonal (Braucher, Mälzer usw.) zumeist ohnehin aus älteren Personen bestand, verspürte auch der technische Betrieb vorerst keine Einschränkungen.

Einschneidender wirkten dagegen die mit der Mobilmachung verknüpften Maßnahmen, die weniger die Produktion selbst als vielmehr deren Verteilung betrafen. Über Verfügung der Militärbehörden wurde nämlich der größte Teil der Pferde und Lastkraftwagen beschlagnahmt. Bei der durchaus guten Ausstattung der Brauereien mit Fahrzeugen entstanden dadurch sofort erhebliche Transportprobleme, zumal Ersatz kaum zu beschaffen war.

Die Verwendung der wenigen verbliebenen Lastkraftwagen wurde außerdem schon bald durch die Schwierigkeiten der Treibstoffbeschaffung sowie durch Gummibeschlagnahme stark eingeschränkt.<sup>5</sup>

Das Jahr 1915 brachte aber dann auch erste schwerwiegende Maßnahmen am Produktionssektor. Die wachsende Brotnot veranlaßte die Regierung im Februar 1915, in einer Verordnung die Verarbeitung sämtlicher Gersten- und Malzvorräte zu verbieten. Die Vorräte mußten den Behörden angezeigt werden und es durfte daraus nur mehr mit behördlicher Genehmigung Bier gebraut werden.

Im Mai 1915 wurde dann von der Heeresverwaltung eine Beschlagnahme von 30% der Malzvorräte bei allen Brauereien verfügt. Diese Maßnahmen brachten auch ein Emporschnellen des Bierpreises mit sich.

Ende Juli 1915 wurde zwar durch eine Verordnung des Handelsministers das im Februar erlassene Verbot der Erzeugung von Malz aus Gerste, sowie die Verpflichtung der Brauer und Mälzer, ihre Malzdarren zur Maistrocknung zur Verfügung zu stellen, wieder aufgehoben<sup>6</sup>, aber schon im September erfolgte eine neue Zwangsmaßnahme durch die Unterbindung des freien Rohmaterialeinkaufs, der nunmehr zentral von der Kriegs- Getreide-Verkehrsanstalt durchgeführt wurde.

Angesichts der drohenden Rohstoffknappheit entschlossen sich die Brauereien freiwillig, die Erzeugung von Starkbier gänzlich einzustellen und die Produktionsmenge des übrigen Bieres auf 75% des Vorkriegsausstoßes zu drosseln.

Die Kriegs-Getreide-Verkehrsanstalt wies ihnen jedoch an Stelle der bisher in Friedenszeiten benötigten 5 – 6 Millionen Meterzentner Gerste vorläufig nur 150.000 Meterzentner zu, so daß sie samt den eigenen Vorräten nur noch 50 – 60% der bisherigen Menge erzeugen konnten.

Infolge des immer mehr steigenden Brot- und Futtermangels sah sich die Regierung bereits im Oktober wieder gezwungen, das Malzkontingent erneut zu kürzen. Es wurden daher von vielen Brauereien Versuche unternommen, als Surrogate Mais, Kartoffelstärke, Hirse und Edelkastanien zu verwenden.

1916 zwang die ständige Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage zu einer strengen Bewirtschaftung der gesamten Brauwirtschaft durch die dafür geschaffene „österreichische Brauerzentrale“. Die Brauereien bekamen nur noch etwa 23% Gerste und 6% Malz der früheren Erzeugung. Außerdem kam es neuerlich zu Bierpreiserhöhungen.

Anfang September 1916 bekamen die Wirte nur noch 30% des früheren Bezuges. Zur gleichen Zeit wurde durch eine Verordnung verfügt, daß nur noch 35% der Bierwürze – im Vergleich zu 1911 bzw. 1912 erzeugt werden darf.

Die Brauereien mußten daher zu dem Mittel der äußersten Produktionsstreckung greifen, um ihren Weiterbestand überhaupt zu ermöglichen.<sup>7</sup> Dies wurde durch Herabsetzung der Bierqualität auf einen Stammwürzegehalt,

der schließlich nur noch 4 Grad ausmachte, erreicht. Dadurch wurde es möglich, aus der gleichen Menge Malz eine wesentlich größere Menge Bier als bisher herzustellen. Dies erklärt auch, warum die Biererzeugung nicht in demselben Maße zurückging wie die Gerstenaufbringung.

Um in diesen kritischen Jahren die Betriebseinrichtungen wenigstens einigermaßen zu nützen, übernahmen viele Brauereien Ersatzbeschäftigungen jeder Art. Einige versuchten auf Obst- und Gemüseverwertung auszuweichen, andere schlossen Verträge mit der Heeresverwaltung über die Bereitstellung von Gefrierräumen ab, um ihre Kühleinrichtungen besser auszunützen.

Unter diesen Umständen sahen sich viele kleine und mittlere Brauereien, für die sich eine Erzeugung nicht mehr rentierte, gezwungen, das ihnen zustehende Kontingent an Gerste und Malz oder sogar ihr Braurecht an andere Brauereien zu verkaufen und den Betrieb einzustellen.

Die Zahl der Braustätten ging daher von 289 im Braujahr 1913/14 auf 157 im Braujahr 1917/18, also um 46%, zurück.

In noch stärkerem Maße als die Braustätten abnahmen ging die Bierproduktion zurück:

#### Bierproduktion auf dem Gebiet der heutigen Republik Österreich in 1.000 hl

Jahr	1000 hl	Index (1913/14= 100)
1913/14	7.156	100
1915/16	4.445	62,1
1917/18	1.179	16,5

## Die Österreichische Brauindustrie während der 1. Republik

### Die Lage nach dem Zerfall der Monarchie \*

Der erste Weltkrieg endete mit dem Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und damit mit der Zerschlagung eines Wirtschaftsraumes, der sich in hundertjähriger Entwicklung eingespielt hatte. Damit verlor die österreichische Brauwirtschaft sowohl einen Großteil ihrer Rohstofflieferanten als auch beträchtliche Teile ihres Absatzgebietes <sup>9</sup>.

Beim Wiederaufbau der Brauindustrie war dies ein zusätzlicher Nachteil: Während die im Rumpfstaat Österreich verbliebene Bevölkerung nur noch

etwa einen Bruchteil der Bevölkerung der ehemaligen Monarchie umfaßte, war der Anteil der Biererzeugung wesentlich höher.

Die gesamte Österreichisch-Ungarische Monarchie hatte im Jahre 1914 eine Einwohnerzahl von 52,800.000. Davon entfielen auf die österreichische Reichshälfte (= die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, auch Cisleithanien genannt) 29,190.000, auf die ungarische Reichshälfte (= Länder der ungarischen Krone, auch Transleithanien genannt) 21,530.000 und auf Bosnien und Herzegowina 2,080.000.<sup>10</sup>

Die Republik Österreich zählte dagegen im Jahre 1919 nur noch 6,400.000 Einwohner, das sind lediglich 12,1% der Einwohner der gesamten Monarchie und 21,9% der Bevölkerung der österreichischen Reichshälfte.

Die Biererzeugung betrug im Jahre 1913<sup>11</sup> – die Zahlen für 1914 sind wegen des inzwischen ausgebrochenen Weltkrieges nicht mehr repräsentativ – in der gesamten Österreichisch-Ungarischen Monarchie 24.757 t hl, davon entfielen auf die Österreichische Reichshälfte 21.580 t hl, auf die ungarische 3.025 t hl und auf Bosnien und Herzegowina 151 t hl.

Auf dem Gebiet der heutigen Republik Österreich lag die Bierproduktion im Jahre 1913 bei rd. 7,300.000 hl, d.s. 29,5% der Produktion der gesamten Monarchie bzw. 33,8% der Produktion der österreichischen Reichshälfte.

Während also die Bevölkerung auf 12,1% bzw. 21,9% schrumpfte, lag die Biererzeugungskapazität bei 29,% bzw. 33,8%. Die Nachfolgestaaten schlossen sich aber durch hohe Zollmauern vom Wirtschaftsverkehr mit Österreich ab, so daß für die Brauereien keine Chance bestand, diese Absatzgebiete wiederzugewinnen.<sup>12</sup>

Auch auf dem Rohstoffsektor war die Lage, wie schon während der letzten Kriegsjahre, sehr schlecht. Bei der steigenden Not an Lebensmitteln für die Bevölkerung, bei der notwendigen Bewirtschaftung und Lenkung der landwirtschaftlichen Erzeugung hatten die Brauereien vorerst keine Aussichten auf Zuweisung von Gerste und Hopfen.<sup>13</sup> Dies umso mehr, als die Verhältnisse bei der Rohstoffversorgung denen der Produktionskapazität diametral entgegengesetzt lagen, wie am Beispiel der Hopfenversorgung dargestellt werden kann, für die detaillierte Zahlen vorliegen<sup>14</sup>.

Im Jahre 1914 erbrachte die Hopfenernte in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie folgende Mengen in Doppelzentnern à 100 kg:

Österreichische Reichshälfte	164.440 q
Ungarische Reichshälfte	26.700 q
Österr.-Ung. Monarchie	191.141 q

Davon entfielen auf jene Gebiete, die später der Republik Österreich verblieben:

Steiermark	14.175 q
Oberösterreich	2.698 q
Summe	16.873 q

Das entspricht 10,3% der Erzeugung in der Österr. Reichshälfte und 8,8% der Erzeugung der gesamten Monarchie. Aber selbst diese Zahlen sind zweifellos noch überhöht, da ein nicht unbeträchtlicher Teil des steirischen Hopfenanbaugebietes nach 1919 an Jugoslawien fiel!

Diese Rohstoffknappheit verhinderte die Wiederaufnahme einer ausreichenden Produktion bzw. die Wiederherstellung einer entsprechenden Qualität des Bieres und begünstigte außerdem eine weitere Konzentrationsbewegung. Diese trug aber teilweise ein anderes Gepräge als vor und während des Krieges: Neben dem Verdrängen der Kleinbetriebe durch Großbetriebe schlossen sich vielfach auch Großbetriebe zusammen, die durch Vereinigung ihrer Kräfte den wirtschaftlichen Kampf besser bestehen zu können glaubten.<sup>15</sup>

Neben der Absatz- und Rohstofflage befanden sich schließlich zu Ende des Weltkrieges auch die technischen Einrichtungen der Brauereien in einem sehr schlechten Zustand. Die Metallanforderungen der Heeresverwaltung hatten die Brauereien der meisten wichtigsten Armaturen beraubt, die aus Kupfer, Zinn oder deren Legierungen bestanden.<sup>16</sup> Sie mußten daher nach Kriegsende entweder erneuert oder wieder auf ihren ursprünglichen Verwendungszweck umgestellt werden, was aber sehr kostspielig und infolge der unzulänglichen finanziellen Ausrüstung vieler Brauereien oft nicht möglich war.<sup>17</sup>

Die erzwungene Produktionseinschränkung hat das Braugewerbe überhaupt zu bedeutenden Umstellungen im Brauprozess genötigt. Die Gesamtstruktur hat sich durch eine noch stärkere Verlagerung des Schwergewichtes auf den Mittel- und Großbetrieb geändert. Die Verflüssigung eines großen Teiles des Betriebskapitals hat Mittel freigesetzt, die nicht produktiv angelegt werden konnten, was sich im Zusammenhang mit der sich rasch ausbreitenden Inflation verhängnisvoll auswirkte.

Um zu verhindern, daß sich einige wenige kapitalstarke Unternehmen auf Kosten der übrigen bereicherten wurde die zwangsweise Kontingentierung der Rohstoffversorgung sowie der Erzeugung vorläufig noch beibehalten und erst allmählich schrittweise abgebaut.

Mit Verordnung vom 13.2.1919 wurde zunächst eine Bierproduktion im Ausmaß von 10% der Normalerzeugung zugelassen. Am 18.6.1919 wurde sie auf 20%, am 23.7.1920 auf 30% der ehemaligen Erzeugung erhöht. Schließlich wurde diese Menge am 14.7.1921 auf 50% hinaufgesetzt; erst am 31. Mai 1923 wurden die Erzeugungsbeschränkungen gänzlich aufgehoben. Was die Gradhältigkeit betrifft, so wurde diese zunächst auf höchstens 6,5 Grad beschränkt. Diese Beschränkung wurde erst am 92. Mai 1922 aufgehoben.

Die Entwicklung der Bierproduktion in diesen Jahren zeigt die folgende Tabelle: <sup>18</sup>

#### Bierproduktion von 1918/19 bis 1922/23

Braujahr	Hektoliter	Hektolitergrade	Durchschnittliche Gradhaltigkeit
1918/19	2,117.632	10,617.569	5,01
1919/20	3,049.298	15,212.701	4,99
1920/21	3,040.319	25,831.189	8,50
1921/22	3,371.036	39,587.167	11,74
1922/23	3,004.781	39,653.835	13,20

Demnach ist die Produktion im Jahre 1918/19 im Vergleich zum letzten Kriegsjahr (1,200.000 hl) merklich angestiegen, sie entsprach allerdings nur 10,600.000 Hektolitergraden, also einer durchschnittlichen Gradhaltigkeit von 5%. Es gab kaum eine zucker- oder starkehaltige Substanz, die während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren nicht zur Biererzeugung herangezogen wurde, und dementsprechend war auch die Qualität dieses Erzeugnisses. <sup>19</sup>

Die Konsolidierung der Wirtschaftsverhältnisse etwa ab 1921/22 beschränkte der Brauindustrie zweierlei: Auf der einen Seite ein kontinuierliches Ansteigen der Biererzeugung und -nachfrage, auf der anderen Seite ein ebenso kontinuierliches Abnehmen der Braustätten.

#### Die Stabilisierungsperiode 1923 – 1930 <sup>20</sup>

Der im Braujahr 1922/23 beendete Abbau aller zwangswirtschaftlichen Maßnahmen auf dem brauwirtschaftlichen Sektor und die Stabilisierung der Währung sowie die allgemein spürbare Verbesserung der Rohstofflage durch umfangreiche Gerstenimporte führten wieder zu einer Normalisierung der Produktion und der Qualität. Dies drückte sich in einem ständigen Anstieg der Produktion aus, der im Jahre 1930 allerdings seinen jähen Abschluß fand.

Während dieser Stabilisierungsperiode erreicht die Konzentrationsbewegung einen neuen Höhepunkt. Das Interessante dabei war, daß trotz der ständig steigenden Nachfrage auch laufend größere Betriebe geschlossen wurden.

Der erneute, überaus heftige Wettbewerb wurde dadurch verschärft, daß die Mehrzahl der österreichischen Großbrauereien, infolge des Verlustes ihrer alten Absatzgebiete durch den Friedensvertrag, gezwungen waren, erbitterte Kämpfe um die Gewinnung neuer Liefermöglichkeiten zu führen. <sup>21</sup>

Innerhalb der Wirkungsbereiche des alpenländischen Schutzverbandes auf der einen und des Wiener Brauherren-Vereins auf der anderen Seite (beide geschlossen jeweils bereits im Jahre 1907 Kundschafts-Versicherungsverträge



ab) wurde zwar ein übermäßiger Konkurrenzkampf vermieden, aber zwischen Wien und den Bundesländern kam es bald zu einer Hektoliterjagd, die mit dem gegenseitigen Eindringen in die natürlichen Absatzgebiete verbunden war.

Die Wiener Brauereien versuchten den Verlust von Absatzgebieten in den Nachfolgestaaten durch vermehrte Lieferungen nach Westösterreich auszugleichen, während die alpenländischen Brauereien umgekehrt die Wiener Wirte billig belieferten. In diesem scharfen Wettbewerb stellten die Brauereien jenen Gastwirten, die mit ihnen Bierlieferungsverträge abschlossen, in steigendem Maße langfristige Darlehen zur Verfügung oder gewährten ihnen Zuwendungen in Form von Prämien oder Sachleistungen.<sup>22</sup>

Erst im Jahre 1926 konnte durch Vereinbarungen zwischen den beiden Organisationen eine Beruhigung der Lage erzielt werden.

Durch diesen sog. Gegenseitigkeitsvertrag wurde die Grundlage für eine Flurbereinigung geschaffen, die zu einer Abgrenzung und Abrundung der Absatzgebiete führte.

Darüber hinaus darf aber nicht übersehen werden, daß auch weiterhin Brauereien mit hohen Fixkosten, also insbesondere die Großbrauereien, gezwungen waren, in fremde Gebiete einzudringen und das vorgesehene Pönale zu bezahlen.

Die zweite auffallende Konzentrationserscheinung während dieses Zeitraumes war eine intensiv einsetzende Konzernbildungs- und Fusionsbewegung, die deshalb interessant ist, weil sie in eine Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs fiel, die mit einer starken Steigerung der Nachfrage verbunden war.

Die Gründe dafür lagen vor allem in produktionsbedingten Interessen, insbesondere Rationalisierungsmaßnahmen

#### Anzahl der Braustätten 1922 bis 1930<sup>23</sup>

Braujahr	Zahl der Braustätten	Rückgang seit 1922 in%
1922/23	162	-
1923/24	154	- 4,9
1924/25	145	- 10,5
1925/26	146	- 9,9
1926/27	144	- 11,1
1927/28	135	- 16,7
1928/29	134	- 17,3
1929/30	129	- 20,4

In diesem Zeitraum stellten also mehr als 20% aller Brauereien ihren Betrieb ein.

In der folgenden Tabelle wird die Entwicklung der Produktion für den gleichen Zeitraum dargestellt<sup>24</sup>

## Entwicklung der Bierproduktion in den Braujahren 1922/23 bis 1929/30

Braujahr	Produktion in 1.00 hl	Zunahme gegenüber 1922/23
1922/23	3.004,8	—
1923/24	4.590,4	55,8%
1924/25	5.053,5	68,2%
1925/26	5.329,9	77,4%
1926/27	5.210,5	73,4%
1927/28	5.256,3	74,9%
1928/29	5.280,6	75,7%
1929/30	5.384,7	79,2%

Noch stärker stieg der durchschnittliche Ausstoß je Brauerei; dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß dieser nicht nur infolge der Unternehmenskonzentration so stark zunahm, sondern daß auch die Klein- und Mittelbrauereien infolge des wirtschaftlichen Aufstiegs ihren Ausstoß beträchtlich erhöhen konnten.<sup>25</sup>

### Durchschnittlicher Ausstoß je Brauerei in Hektoliter und Veränderung gegenüber 1922/23

Braujahr	Durchschnittl. Ausstoß in hl	Veränderung gegenüber 1922/23
1922/23	18.548	—
1923/24	29.808	60,7%
1924/25	34.852	87,9%
1925/26	36.506	96,8%
1926/27	36.184	95,1%
1927/28	38.936	109,9%
1928/29	39.408	112,5%
1929/30	41.742	125,0%

## Die Brauindustrie während der großen Wirtschaftskrise von 1930 Bis 1937

Mit dem Übergreifen der Weltwirtschaftskrise auf Österreich fand die kurze Periode des Aufschwungs und der Konsolidierung ein jähes Ende.<sup>26</sup>

Während aber der Beginn der Krise in den anderen Wirtschaftszweigen bereits im Jahre 1930 spürbar wurde, erreichte die Bierproduktion in diesem Jahr einen Höhepunkt. Immerhin war in den Geschäftsberichten der großen Brauereien bereits von „ungünstigen Absatzverhältnissen seit Sommer 1930 sowie von einer allgemein ungünstigen Wirtschaftslage“<sup>27</sup> die Rede.

Der absolut höchste Monatsausstoß an Bier in der Zwischenkriegszeit wurde im August 1928 mit 600.000 hl erzielt. Der zweithöchste im Juli 1930 mit 591.000 hl, gefolgt vom Juli 1928 und Juli 1929 mit 583.000 hl.

Bei einem Vergleich mit der allgemeinen Konjunkturentwicklung ist fest-

zustellen, daß die Brauindustrie zwar grundsätzlich den gleichen Konjunkturverlauf aufweist wie die anderen Industriezweige, jedoch mit einem „time-lag“ von etwa einem Jahr.

Der als Folge der Wirtschaftskrise rasch einsetzende Absatzrückgang erschütterte die Brauindustrie sehr stark. Dazu kam noch die durch den Konsumrückgang in den Gaststätten eintretende Uneinbringlichkeit der von den Brauereien gewährten Krediten.

Dies verschärfte die Konzentrationstendenzen. Unrentable Betriebe wurden von kapitalkräftigen Unternehmen aufgekauft und stillgelegt oder als Nebenerzeugungsstätten an Großbrauereien angeschlossen. Da die Erzeugungskosten mit der Größe der Brauerei sinken, die Versandkosten jedoch mit der Ausdehnung des Absatzgebietes steigen, wurde in den großen Städten hauptsächlich der erste Weg beschritten. während auf dem Lande die erworbenen Betriebe vielfach bestehen blieben, wobei sich schließlich Konzerne herausbildeten, die sich teilweise mit anderen Großbrauereien zu Interessengemeinschaften zusammenschlossen.<sup>28</sup>

Doch kam es in dieser Zeit zu keinem Konkurs eines Brauunternehmens, nicht zuletzt dank der Marktregelung im Rahmen des Gegenseitigkeitsvertrages.

#### Anzahl der Betriebe und Entwicklung der Produktion während der Weltwirtschaftskrise <sup>29</sup>

Braujahr	Anzahl der Brauereien	Abnahme in% seit 1929/30
1929/30	129	—
1930/31	126	2,3
1931/32	121	6,2
1932/33	117	9,3
1933/34	115	10,9
1934/35	114	11,6
1935/36	112	13,2
1936/37	109	15,5
	Produktion in 1.000 hl	Abnahme in% seit 1929/30
1929/30	5.385	—
1930/31	4.385	18,6
1931/32	3.059	43,2
1932/33	2.522	53,2
1933/34	2.419	55,1
1934/35	2.286	57,5
1935/36	2.304	57,2
1936/37	2.136	60,3

Die Zahl der Betriebe hat in diesem Zeitraum um 15,5% abgenommen, das ist bemerkenswert wenig, vergleicht man diese Zahl mit dem Rückgang in den Zwanzigerjahren (über 20%). Dazu dürften die inzwischen abgeschlossenen Kundenschutzverträge beträchtliches beigetragen haben.

Der Rückgang des Bierausstoßes war dafür umso katastrophaler! Im Braujahr 1936/37 wurden nur mehr knapp 40% der Erzeugung von 1929/30 erreicht!

Im gleichen Ausmaß ging der Pro-Kopf-Verbrauch an Bier zurück. Dies erklärt sich daraus, daß die Erzeugung im Inland mit dem Verbrauch praktisch identisch ist, da der Außenhandel mit Bier nur eine äußerst geringe Rolle spielte.<sup>30</sup> Dazu die nachfolgende Tabelle:

Der österreichische Außenhandel mit Bier von 1911 bis 1937 in tHl und in% der Gesamtproduktion<sup>31</sup>

Jahr	Einfuhr %	Ausfuhr %	Produktion <sup>32</sup>
Österr.-Ungarische Monarchie:			
1911	83 0,3	1.062 4,1	25.651
1912	81 0,3	1.047 4,2	24.717
1913	79 0,3	1.158 4,7	24.757
Republik Österreich			
1920	162 6,0	46 1,7	2.697
1921	58 1,7	35 1,0	3.417
1922	12 0,5	14 0,6	2.379
1923	6 0,2	5 0,1	3.725
1924	6 0,1	2 0,0	4.596
1925	17 0,3	3 0,1	5.151
1926	12 0,2	5 0,1	5.432
1927	10 0,2	7 0,1	5.052
1928	11 0,2	15 0,3	5.362
1929	10 0,2	22 0,4	5.228
1930	10 0,2	21 0,4	5.090
1931	9 0,2	18 0,5	3.984
1932	5 0,2	13 0,4	3.089
1933	3 0,1	9 0,4	2.302
1934	2 0,1	7 0,3	2.426
1935	3 0,1	6 0,3	2.352
1936	3 0,1	4 0,2	2.196
1937	3 0,1	3 0,1	2.208

In den letzten Jahren vor dem 1. Weltkrieg erreichte die Biereinfuhr der österr.-ung. Monarchie lediglich 0,3% der Erzeugung dagegen war die Ausfuhr mit über 4% ziemlich hoch und wies auch eine steigende Tendenz auf.

Nach dem 1. Weltkrieg war der Außenhandel ebenfalls noch relativ hoch: in den Jahren der großen Versorgungsschwierigkeiten (1920 und 1921) war besonders die Einfuhr, gemessen am Vorkriegsstand, beträchtlich.

Ab 1922 spielte dagegen der Außenhandel mit Bier praktisch keine Rolle mehr und blieb – sowohl bei der Einfuhr wie auch bei der Ausfuhr weit unter 1% der Erzeugung und das mit sinkender Tendenz und fiel schließlich in beiden Richtungen bis 1937 auf 0,1% ab.

Den niedrigsten Juli-Ausstoß – saisongemäß der Monat mit der höchsten

Erzeugung – gab es im Juli 1933 mit lediglich 182.000 hl, gegenüber Juli 1930 ein Rückgang um nicht weniger als 69,2%!

Daß die Krise beim Bierabsatz nicht ausschließlich auf die Konjunktur-entwicklung zurückzuführen war, sondern auch noch andere Gründe hatte, wird im folgenden Kapitel über die Besteuerung des Bieres im Vergleich zu anderen Getränken dargestellt werden.

## Die Besteuerung des Bieres und ihr Einfluß auf den Absatz

Daß schon 1929 ein leichter Rückgang gegenüber dem Vorjahr zu verzeichnen war, ist hauptsächlich auf die enorm gestiegene Besteuerung des Bieres zurückzuführen.

Die Spezialsteuern für Bier erreichten Ende 1933 38% des Bierverkaufspreises, gegenüber 30% im Jahre 1929 und 16% im Jahre 1926. Absolut stieg die Belastung des Bieres von S 8,06 im Jahre 1926 auf S 25,27 im Jahre 1933, also auf mehr als das Dreifache.<sup>33</sup>

Dagegen war die Belastungsquote für Wein zum gleichen Zeitpunkt spürbar geringer und machte 1933 nur 22,5% des Verkaufspreises aus.

Die besonders starke Besteuerung des Bieres hat den konjunkturbedingten Rückgang des Bierkonsums zu Gunsten des Wein- und Obstmostverbrauches beträchtlich verstärkt:<sup>34</sup>

Absatz alkoholischer Getränke 1929 bis 1936 in  
1.000 hl und Index 1929 = 100

Jahr	Bier	Index	Wein	Index	Obstmost	Index
1929	5.216	100	888	100	251	100
1930	5.078	97	905	102	176	70
1931	3.975	76	1.143	129	180	72
1932	3.081	59	1.102	124	349	139
1933	2.295	44	1.008	114	354	141
1934	2.422	46	976	110	339	135
1935	2.344	45	961	108	501	200
1936	2.199	42	1.068	120	490	195

Ein Vergleich der Absatzzahlen für beide Getränke ergibt, daß der Bierabsatz im Jahre 1936 auf 42,2% des Jahres 1929 zurückgegangen ist, während im Gegensatz dazu der Weinverbrauch im gleichen Zeitraum auf 120% gestiegen ist, der von Obstmost sogar auf rd. das Doppelte.

Die nächste Tabelle bringt eine Übersicht über die Entwicklung der Bevölkerung, der Biererzeugung und des Verbrauchs je Kopf der Bevölkerung auf dem Gebiet der heutigen Republik Österreich von 1911 bis 1937. Biererzeugung und Verbrauch können zwar grundsätzlich praktisch gleichgesetzt werden, da der Außenhandel mit Bier in allen Jahren weit unter 1% der Erzeugung liegt; dies gilt jedoch nur für das gesamte Staatsgebiet der Österr.-

Ung. Monarchie und ab 1919 für das der Republik Österreich, nicht aber für die Jahre 1911 bis 1913 und deren Umrechnung auf das Staatsgebiet der späteren Republik Österreich 29,5% des gesamten Bierausstoßes der Österreich. Ung. Monarchie erzielt, bei einem Bevölkerungsanteil von lediglich 12,1%! Lt. Compass für 1916, S 101 erreichte der Bierverbrauch pro Kopf in der österreichischen Reichshälfte der Monarchie:

1911	75,5 l
1912	74,4 l
1913	73,2 l

Für das Gebiet der späteren Republik Österreich liegen leider keine Verbrauchszahlen vor, man kann aber mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß sie nicht oder zumindest nicht wesentlich höher lagen als in der gesamten österreichischen Reichshälfte.

Die in der folgenden Tabelle angeführten Zahlen für die Jahre 1911 bis 1913 geben daher tatsächlich nur die Biererzeugung wieder, entsprechen aber nicht dem Verbrauch. Sie wurden daher, um Fehlinterpretationen zu vermeiden, eingeklammert.

Bevölkerung, Biererzeugung und Verbrauch je Kopf von 1911 bis 1937  
auf dem Gebiet der Republik Österreich

Jahr	Bevölkerung <sup>15</sup>	Biererzeugung in t hl <sup>16</sup>	Biererzeugung je Kopf in l
1911	6.669.056	7.096	(106)
1912	6.724.292	7.098	(105)
1913	6.766.657	7.287	(111)
1919	6.419.563	-	-
1920	6.454.800	2.697	42
1921	6.503.567	3.417	53
1922	6.527.708	2.379	36
1923	6.543.325	3.725	57
1924	6.561.672	4.596	70
1925	6.582.095	5.151	78
1926	6.602.518	5.432	82
1927	6.622.941	5.052	76
1928	6.643.364	5.362	81
1929	6.663.787	5.228	79
1930	6.684.210	5.090	76
1931	6.704.633	3.984	59
1932	6.725.056	3.089	46
1933	6.745.479	2.302	34
1934	6.754.979	2.426	36
1935	6.760.963	2.352	35
1936	6.758.198	2.196	32
1937	6.755.337	2.208	33

Zum Vergleich:

1990	7.729.000	9.799	127
1991	7.813.000	9.971	128
1992	7.914.000	10.176	129
1993	7.991.000	9.789	123
1994	8.030.000	9.935 <sup>37</sup>	124

## Die Entwicklung des Beschäftigtenstandes in den Brauereien (Brau- und Malzindustrie)

Die untenstehende Tabelle zeigt die Zahl der Beschäftigten in der Brau- und Malzindustrie von 1929 bis 1936 und die prozentuelle Veränderung einerseits gegenüber dem Vorjahr und andererseits gegenüber dem Jahre 1929: <sup>38</sup>

Entwicklung des Beschäftigtenstandes in den Brauereien  
von 1929 bis 1936

Jahr	Beschäftigte	Veränderung gegenüber Vorjahr	Index, Basis 1929 = 100
1929	4.623	-	100,00%
1930	4.480	- 3,09%	96,91%
1931	3.847	- 14,13%	83,22%
1932	3.039	- 21,00%	65,74%
1933	2.584	- 14,87%	55,92%
1934	3.444	+ 33,28%	74,53%
1935	3.273	- 3,02%	72,28% <sup>39</sup>
1936	2.363	- 27,83%	51,09% <sup>40</sup>

Der Tiefststand in der Zwischenkriegszeit wurde im Jahre 1933 erreicht. 1934 kam es vorübergehend zu einer außerordentlich starken Steigerung der Beschäftigtenzahl, die aber bereits in den nächsten beiden Jahren wieder abgebaut wurde. Die Biererzeugung erreichte in den Jahren 1936 und 1937 ihren tiefsten Stand.

Die Lage der Brau- und Malzindustrie im Rahmen der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung kann der im folgenden angeführten Vergleichstabelle über die Entwicklung der Beschäftigung sowohl in der Produktions- als auch der Konsumgüterindustrie entnommen werden.

Im großen und ganzen ist festzustellen, daß sich die Konsumgüterindustrie in der Wirtschaftskrise besser gehalten hat als die besonders konjunkturrempfindliche Investitionsgüterindustrie. Innerhalb des Konsumgüterbereiches war die Entwicklung des Beschäftigtenstandes in der Brauindustrie in den meisten Jahren spürbar besser im Vergleich zum Durchschnitt der Konsumgüterindustrie.

## Beschäftigtenindex 1929 = 100<sup>41</sup>

	Produktionsgüterindustrie	Konsumgüterindustrie	Brauindustrie
1929	100	100	100
1930	80	87	97
1931	62	75	83
1932	42	64	66
1933	37	56	56
1934	43	61	75
1935	50	62	71

Die vorstehend beschriebene Entwicklung der österr. Brauereien läßt sich nun am Daten- und Zahlenmaterial eines einzelnen Betriebes in viel detaillierterer Weise darstellen, als es die gezeigten Gesamtstatistiken vermögen. Einer der bedeutendsten Brauereibetriebe, die Gösser Brauerei, soll dabei als Beispiel dienen, wobei zuerst die wirtschaftsgeschichtlich relevanten Fakten vorgelegt und dann im Tabellenteil einige wichtige Beurteilungsparameter herausgestellt werden. Daß dabei „Firmenspezifische Sonderstrukturen“ nicht immer mit der Gesamtbranchenentwicklung konform laufen, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Aus dem sehr umfangreichen Tabellenmaterial, das über den Umfang dieser Veröffentlichung weit hinausgeht, werden nur einige besonders aussagekräftige Graphiken nachfolgend dargestellt und erläutert.

### **Geschichte der „Gösser Brauerei Aktiengesellschaft Leoben Gös“**

Die seit dem Mittelalter existierende Brauerei im Stift Göss wurde 1782 nach Aufhebung des Stiftes durch ein Dekret Kaiser Joseph II. im Zuge der Säkularisation stillgelegt. Im Jahre 1860 kaufte der Braumeister Max Kober aus Graz Teile des Stiftsgebäudes. Nach anfänglichen Schwierigkeiten – der Gemeinderat versagte vorerst die Bewilligung zum Bierbrauen – nahm die Biererzeugung jedoch rasch zu:

1882	31.000 hl
1884	36.000 hl
1889	44.000 hl
1893	70.000 hl

Von 1860 bis 1889 stieg die Biererzeugung auf das Zwanzigfache und die Gösser Brauerei war bereits eine der größten Brauereien in der Obersteiermark. Außer in der Steiermark wurde das Bier auch bereits in Kärnten, Krain, Ober- und Niederösterreich sowie in Tirol verkauft. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, neue Finanzierungsquellen zu erschließen. Daher wurde 1893 die „Gösser Brauerei-Aktiengesellschaft“ gegründet. Im gleichen Jahr wurde bereits die Sixt'sche Brauerei in Leoben übernommen, im Jahr darauf die Gös-



ser Brauerei mit der Brauerei Farrach vereinigt. Die Gesamterzeugung überschritt im Geschäftsjahr 1893/94 bereits die 100.000 hl Grenze, erreichte 1894/95 schon 119.925 hl und 1895/96 schließlich 133.825 hl.<sup>43</sup>

Der Konkurrenzkampf wurde jedoch immer stärker.<sup>44</sup> „Gewährung von Darlehen und Preisnachlässen, die Beistellung von Kühlanlagen und Bierpressionen, von Geschirr, Gläsern und Inventar, kostenlose Lieferung von Eis und Kohlensäure, Zahlung gewisser Steuern für Kunden waren an der Tagesordnung. Unter dem Druck des sich ständig verschärfenden Konkurrenzkampfes wurden viele Brauereien dazu verleitet, für ihre Leistungen, die der Sicherung des Kundenstockes dienen und eine möglichst langfristige Produktionsplanung ermöglichen sollten, nur geringe oder gar keine Sicherstellungen zu fordern.

Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Der Wirtestand verschuldete sich in zunehmendem Maß, Versteigerungen ... von Wirtschaften wurden zu einer bekannten Erscheinung, die Dubiosen-Listen der Brauereien wuchsen, und manche Unternehmungen verbluteten am Aderlaß nicht zurückgezahlter Darlehen, weil sie ihre Kapitalkraft und die damit verbundene Widerstandsfähigkeit überschätzt hatten.“ Daraus entwickelte sich eine äußerst starke Konzentrationsbewegung. Bis 1914 wurden nicht weniger als 24 Brauereien übernommen, von denen die meisten stillgelegt wurden.<sup>45</sup>

Dies führte schließlich 1907 zur Gründung des „Schutzverbandes alpenländischer Brauereien“, einer Genossenschaft, deren Zweck es war, die Konkurrenz um den Kundenstock zu verhindern.

Während des 1. Weltkrieges (1916) wurde die Brauerei Guggenthal in Salzburg erworben und auch 1918 und 1920 weitere, meist kleinere Brauereien, die ebenfalls zum größten Teil stillgelegt wurden. Ständig steigende Frachttarife führten jedoch dazu, daß einige dieser Betriebe wieder eröffnet wurden, wie Sorgendorf und Falkenstein.

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bemühte man sich vor allem um die technische Ausstattung.<sup>46</sup> Es wurde ein zweites Sudhaus, weitere Gärbotte und ein zentrales Kesselhaus sowie eine moderne Faßabfüllhalle erbaut. 1898 wurde auch ein Kältemaschine in Betrieb genommen.

Nach einem Rückschlag in der Biererzeugung um die Jahrhundertwende auf 175.000 hl folgte bald wieder ein Aufschwung; im Braujahr 1903/04 wurde erstmals die Marke von 200.000 hl überschritten.<sup>47</sup> Der Ausstoß bis 1906/07 auf fast 230.000 hl, dann folgte jedoch, hauptsächlich auf Grund eines Konsumentenstreiks, wieder ein Rückschlag auf lediglich 176.500 hl im Braujahr 1908/09. Aber schon zwei Jahre später – 1910/11 – wurden bereits über 244.000 hl erzeugt.

1911/12 wurden die ersten Lastkraftwagen angeschafft.

Bereits knapp nach Beginn des 1. Weltkrieges machten sich bald Einschränkungen beim Gerstenankauf bemerkbar, die Investitionen konnten aber vorerst noch weitergeführt werden. 1915 wurde ein direkter Bahnanschluß mittels Industriegeleises in Betrieb genommen. In den folgenden Kriegsjahren

wurden vielen Brauereien die Rohstoffknappheit zum Verhängnis; die Gösser Brauerei erwarb in dieser Zeit aber nicht nur weitere Brauereien, es gelang ihr auch noch 1917 in Ungarn Rohstoffe für die Biererzeugung zu erwerben, mit denen sie den Krieg verhältnismäßig gut überdauerte; daneben wurden auch Ausweichproduktionen aufgenommen, beispielsweise die Erzeugung von Himbeersaft.

Das Kriegsende brachte jedoch beträchtlich Verluste. Ausgedehnte Absatzgebiete (Krain, Küstenland, Kroatien und die Untersteiermark) gingen verloren.

Erst 1924 wurde die Investitionstätigkeit wieder aufgenommen, in erster Linie wurden Aluminiumlagertanks angeschafft.

Seit 1918 besteht eine Beteiligung an der Kärntner Brauereien-AG Villach und an der Kärntner Früchteverwertungs AG Villach.<sup>48</sup>

Der höchste Stand der Erzeugung wurde 1929/30 mit über 400.000 hl erreicht (einschließlich der Filialbrauereien Sorgendorf und Falkenstein. Die weitere Entwicklung war durch die Wirtschaftskrise gekennzeichnet:

#### Biererzeugung der Gösser Brauerei AG im Vergleich zur gesamten Biererzeugung Österreichs 1929/30 bis 1936/37

Braujahr	Göss <sup>49</sup>		Österreich <sup>50</sup>	
	t hl	Index	t hl	Index
1929/30	421	100	5.385	100
1930/31	364	86,7	4.385	81,4
1931/32	219	52,1	3.059	56,8
1932/33	226	53,8	2.522	46,8
1933/34	220	52,4	2.419	44,9
1934/35	222	52,9	2.286	42,5
1935/36	221	52,6	2.304	42,8
1936/37	223	53,1	2.136	39,7

Von 1929/30 bis 1936/37 ging der Bierausstoß der Gösser Brauerei auf knapp über die Hälfte zurück. Immerhin zeigt ein Vergleich mit dem Gesamtausstoß aller österreichischen Brauereien im selben Zeitraum, daß die Gösser Brauerei – ausgenommen das Jahr 1931/32 – ihre Erzeugung weit weniger einschränken mußte; von 1933/34 an verlief die Entwicklung in Göss, im Vergleich zu Gesamtösterreich, immer günstiger.

In den Jahren 1929 bis 1931 und 1933 erfolgte der Erwerb weiterer kleiner Brauereien. Gemeinsam mit der Brüder Reinighaus AG und der Ersten Grazer Aktienbrauerei wurde 1936 eine Interessengemeinschaft bezüglich des Verkaufsapparates getroffen.<sup>51</sup>

Dies wurde dadurch erleichtert, daß im gleichen Jahr die Brüder Reinighaus AG einen namhaften Anteil der Aktien der Gösser Brauerei AG erworben hatte, was nach dem 2. Weltkrieg schließlich zur Gründung der „Steirerbrau, Steirische Brauindustrie AG“ führte.

Wie schon erwähnt, umfaßte die 1. Republik nach dem ersten Weltkrieg nur noch 20% der Bevölkerung der Monarchie, die hier befindlichen Brauereien waren jedoch in der Lage, rd. ein Drittel des Bedarfes der Monarchie zu decken. Dies bedeutete eine drastische Reduktion des Absatzpotentials. Dies war umso gravierender, weil die ehemaligen Kronländer, nunmehr selbständige Staaten, der österreichischen Brauindustrie den Zugang zu ihren Märkten verwehrt: teils aus wirtschaftlichen, aber nicht zuletzt auch aus politischen Gründen.

### **Betriebsstandorte der Gösser Brauerei AG <sup>51</sup>**

Hauptbetrieb: Leoben-Göss (Steiermark)

Filialbrauereien: Sorgendorf bei Bleiburg (Kärnten), 1918 übernommen,  
1922 wiedereröffnet

Falkenstein bei Lienz (Osttirol), 1920 übernommen  
1922 wiedereröffnet

### **Aus den Geschäftsberichten der Gösser Brauerei AG (Geschäftsjahr vom 1.9. – 31.8.)**

Beginn der Tätigkeit der Aktiengesellschaft am 28.1.1893

W = Wirtschaftliche Lage

I = Investitionen

<b>Braujahr</b>	<b>Erz. in hl</b>	
1893/94	103.725	W: Ungünstig, da Gerste und Hopfen gleichzeitig sehr teuer waren I: Übernahme der Brauerei Sixt in Leoben
1894/95	119.925	W: Betriebsergebnis zufriedenstellend, alle Investitionen konnten aus Eigenmitteln finanziert werden I: Neue Mälzerei (nach Brand)
1895/96	133.825	W: Günstiges Betriebsergebnis trotz höherer Einkaufspreise und schlechter Witterung im Sommer I: Personalwohnhaus, 2. Sudhaus, Erweiterung der Keller
1896/97	134.575	W: Sehr günstiges Betriebsergebnis I: Erneuerung der Dampfkessel, Anschaffung einer Kühlanlage für Gär- und Lagerkeller, Erweiterung der Malztennen, Erhöhung des Aktienkapitals um 500.000 Gulden
1897/98	155.275	W: Sehr hoher Gerstenpreis I: Neue Malzfabrik
1898/99	176.350	W: Hoher Hopfenpreis

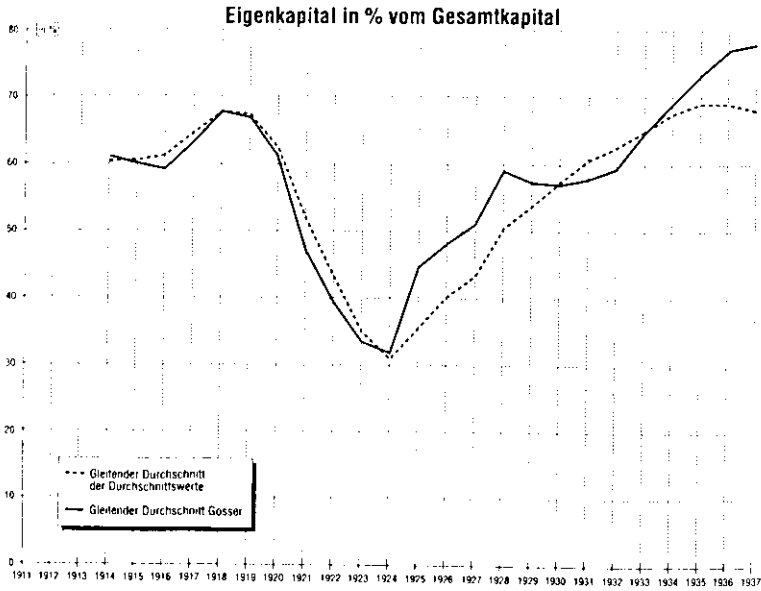
1899/00	187.875	W: Sehr hohe Kohlenpreise; Übergang auf Kronenwährung I: Erweiterung der Gärkeller und der Kühlanlage, neue Waggon
1900/01	174.450	W: Absatzrückgang durch Auslaufen der Lieferung an Bahnarbeiter
1901/02	185.384	W: Schlechte Lage der Montanindustrie I: Keine Investitionen, da Kapazität jetzt mehr als ausreichend
1902/03	195.975	W: Stagnation hält an, aber günstige Einkaufspreise für Rohstoffe
1903/04	205.571	W: Heißer Sommer, Hopfenpreis auf Rekordhöhe
1904/05	205.971	W: Hopfen wieder billiger, aber sehr hohe Gerstenpreise
1905/06	216.553	W: Hopfen sehr billig I: Erweiterung der Lagerkeller, Umbau der Mälzerei
1906/07	229.242	W: Hoher Kohlenpreis; Gründung des Bierkartells und Erhöhung der Preise I: Erneuerung des Sudhauses
1907/08	213.423	W: Kühler Sommer, Bierboykott
1908/09	176.458	W: Sehr gute Wein- und Obsternte, schlechte Witterung, Bierboykott; Schließung Brauerei Farrach
1909/10	200.953	I: Drei weitere Kleinbrauereien übernommen
1910/11	244.374	I: Erweiterung von Kellern und Mälzerei; Erwerb von Stift Göss für Betriebserweiterung; weitere Kleinbrauereien übernommen
1911/12	288.619	W: Hoher Hopfenpreis I: Bau eines Hopfenmagazins; Erwerbung weiterer Kleinbrauereien
1912/13	291.332	W: Gerste sehr teuer, Hopfen dagegen wieder billiger I: Bau eines Anschlußgleises wurde begonnen
1913/14	283.747	I: Erweiterung der Kühlanlage und der Flaschenabfüllhalle
1914/15	247.422	W: Erschwernisse durch Kriegswirtschaft, durch Verarbeitung alter Vorräte aber günstiges Ergebnis
1915/16	241.092	I: Erwerb der Brauerei Guggenthal
1916/17		W: Wegen geringer Malzzuteilung fast Betriebsstillstand, keine Gerstenzuteilung, Kapitalerhöhung um 1 Mio K für den Erwerb der Brauerei Guggenthal
1917/18		W: Nur geringe Gerstenzuteilung, doch Erhöhung des Absatzes durch Ersatzstoffe I: Erwerbung der Brauereien Villach, Sorgendorf und Semosetsch

1918/19		W: Die Zerschlagung der Monarchie hat die Beschaffung von Braumaterial wesentlich erschwert; es konnte lediglich eine kleine Menge amerikanischen Malzes erworben werden
1919/20	229.000	W: Hohe Bahnfrachten führen zur Wiedereröffnung der Brauereien Falkenstein (Tirol) und Sorgendorf (Kärnten)
1920/21	212.000	I: Beteiligung an der Zipferbrauerei in Oberösterreich
1921/22	212.000	W: Ungünstige Wirtschaftslage und regenreicher Sommer führt zu Umsatzrückgang; trotzdem gutes Ergebnis, da die Rohstoffe noch zu niedrigen Preisen eingekauft werden konnten
1922/23	268.000	W: Absatzlage gut; nominelle Aufwertung der Aktien von Kr 400,- auf Kr 40.000.
1923/24	320.000	W: Absatzlage günstig I: Anschaffung von Alu-Tanks, zwei Arbeiterwohnhäuser fertiggestellt
1924/25	332.000	W: Umstellung der Bilanz auf Schilling (Golderöffnungsbilanz), Absatzlage günstig I: Weitere Alu-Tanks angeschafft
1925/26	338.000	W: Absatzlage günstig vor allem durch Ausweitung des Absatzes auf Wien I: Weitere Alu-Tanks; Bau einer Flaschenhalle wird begonnen
1926/27	386.000	W: Einführung einer Landesbierumlage im Dezember 1926 führt zu einem allgemeinen Rückgang des Bierkonsums; trotzdem konnte der Absatz gesteigert werden I: Flaschenabfüllanlage fertiggestellt; neuer Dampfkessel, weitere Alu-Tanks
1927/28	406.000	W: Neue Landesbiersteuer erschwert Absatz, trotzdem Erzeugung erstmals über 400.000 hl I: Weitere Alu-Tanks, Ausweitung des Autoparks, neues Depot in Wien, Fertigstellung eines weiteren Arbeiterwohnhauses
1928/29	426.000	W: Erhöhung der Landesbiersteuer I: Ausbau der Lagerräume; bei Flaschenbier Übergang von Korkstößel auf Kronenkorken; viertes Arbeiterwohnhaus fertiggestellt
1929/30	440.000	W: Erneute Erhöhung der Biersteuer erschwert Absatz I: Ausbau der Mälzerei, Modernisierung der Flaschenabfüllanlage, Vermehrung des Fuhrparks

1930/31	365.000	W: Absatzrückgang durch Wirtschaftskrise und hohe Biersteuer I: Malzsilo, Zentralfilteranlage, Hopfentrocknungsanlage, Ausbau der Kühlanlage, Erneuerung des Fuhrparks
1931/32	246.000	W: Absatzrückgang um 20% gegenüber Vorjahr, geringer Ertrag; trotzdem Abbau der Verbindlichkeiten um 1,5 Mio S I: Erweiterung und Renovierung der eigenen Gaststätten in Wien; Kesselfeuerung erneuert
1932/33	210.000	W: Weiterer Absatzrückgang I: Keine
1933/34	213.000	W: Weiterer geringer Absatzrückgang, aber Verbesserung der Ertragslage; in der V+G Rechnung werden die Posten der Filialbrauereien nicht mehr per Saldo, sondern brutto eingesetzt
1934/35	224.000	W: Absatz konstant; günstiges Ergebnis durch ausschließliche Finanzierung durch Eigenmittel; Firma Reininghaus übernimmt einen Großteil der Aktien der Gösser Brauerei
1935/36	221.000	W: Absatz konstant, durch Rationalisierung besseres Ergebnis I: Neue Kesselanlage; gemeinsam mit Reininghaus wird die Brauerei Puntigam übernommen
1936/37	220.000	W: Leichte Besserung des Absatzes; Änderung der Bilanzierung Bierfrachten und Depotspesen werden erstmals nicht vom Konto „Bier und Brauabfallerrlöse“ abgebucht, sondern erscheinen unter „Produktions- und Sonstigen Unkosten“ auf I: Ankauf eines Depots in Wr. Neustadt; Vergrößerung des Gerstenlagerraumes
1937/38	298.000	W: Die starke Erhöhung des Absatzes um bis zu 75% konnte dank der laufend durchgeführten Investitionen klaglos verkraftet werden; Umstellung der Bilanz auf Reichsmark

**Tabelle 1**

**Eigenkapital in Prozent vom Gesamtkapital – 1911 bis 1937**  
(Eigenkapital = Grundkapital + Rücklagen + Gewinnvortrag – Verlust)



Der Anteil des Eigenkapitals am Gesamtkapital lag im Jahre 1911 im Durchschnitt bei 60%. Der kleinste Wert war 34%, der höchste erreichte fast 90%.

In den Jahren des 1. Weltkrieges 1914 – 1918 stieg der Anteil des Eigenkapitals infolge verbesserter Umsatzrentabilität (s. Tab.6) weiter an und betrug Ende 1918 im Durchschnitt bereits 71%. Die Spanne zwischen kleinstem und größtem Wert verringerte sich in dieser Zeit entscheidend.

Der Minimumwert verdoppelte sich gegenüber dem Jahre 1914 auf fast 66%, während der Maximalwert auf 80% zurückging.

Die Jahre 1919 bis 1924 – zuerst geprägt durch die Anpassungsschwierigkeiten an das kleingewordene Rest-Österreich und ab 1922 durch die immer stärker werdende Inflation brachten einen dramatischen Rückgang des Eigenkapitalanteiles: nur noch durchschnittlich 27% im Jahre 1924, bei einem Minimumwert von lediglich 4%.

Diese Entwicklung ist zu einem Teil buchtechnisch bedingt, da während der Inflation das vorhandene Anlagevermögen nicht aufgewertet werden konnte und das diesem gegenüberstehende Eigenkapital damit ebenfalls nicht.

Die ungefähre Höhe dieses Anteiles kann an den Werten des Jahres 1925 abgelesen werden: Nach der Schillingeröffnungsbilanz erreichte der Anteil des Eigenkapitals schlagartig fast 50%.

Dieser Wert liegt aber nicht nur wesentlich unter den Werten von 1918, sondern auch noch unter denen der Vorkriegszeit. Diese echte Verschlechterung kann höchstwahrscheinlich unmittelbar den Folgen der Inflation zugeschrieben werden: Während der zuletzt gigantischen Inflationsrate war jeder Erlös bis zu seiner Wiederverwendung zum Bezug von Materialien, Investitionsgütern, ja selbst zur Bezahlung von Löhnen und Gehältern bereits merkbar entwertet. Dies läßt sich auch aus der Abnahme der Umsatzrentabilität in diesen Jahren ablesen.

Das Ende der Inflation im Jahre 1925 und die kurze Zwischenkonjunktur bis in die Jahre 1929 und 1930 brachte endlich eine Verbesserung der Lage. Im Durchschnitt stieg der Eigenkapitalsanteil von 48% im Jahre 1925 auf fast 62% im Jahre 1929 bzw. 61% im Jahre 1931 an und erreichte damit wieder den Vorkriegswert aus den Jahren 1913 und 1914. Dies kam zustande, obwohl die Umsatzrentabilität unter den Werten der Vorkriegs- und Kriegszeit blieb. Die starke Zunahme des Anlagevermögens in Prozent des Gesamtvermögens läßt aber erkennen, daß in diesen Jahren große Rationalisierungsinvestitionen vorgenommen worden sind.

Stellt man einen Vergleich zwischen dieser Kennzahl und der Entwicklung des BNP her, ist ein gewisser time-lag in der Entwicklung des Eigenkapitals unverkennbar: das BNP erreichte – von den nicht ausgewiesenen Zahlen der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit abgesehen – im Jahre 1920 den tiefsten Wert und stieg dann kontinuierlich bis 1929 an. Der Anteil des Eigenkapitals am Gesamtkapital nahm jedoch bis 1924 weiter stark ab, nicht zuletzt eine Auswirkung der Inflation.

Die ab 1930/31 einsetzende Depression, die durch den sog. „schwarzen Freitag“ an der New Yorker Börse am 25. Oktober 1929 ausgelöst, in Europa aber erst mit einiger Verspätung spürbar wurde, setzte sowohl die Umsatzrentabilität herab als auch – mit einer weiteren Verzögerung bis 1933 die Investitionen und damit den Anteil des Anlagevermögens, hatte aber auf den Anteil des Eigenkapitals am Gesamtkapital einen überraschend geringen Einfluß. Dies dürfte einerseits eine Auswirkung der in der kurzen Hochkonjunktur durchgeführten Rationalisierungsinvestitionen sein, andererseits ein Ergebnis rigoroser Sparmaßnahmen und einer damit verbundenen Kostensenkung, die damals noch leichter als heute durchgeführt werden konnten. Es ist daher nicht überraschend, daß nach dem Ende der Inflation der Anteil des Eigenkapitals bis zum Jahre 1936 trotz des seit 1930 abnehmenden BNP weiter zunahm; sowohl im Durchschnitt der untersuchten Betriebe als auch bei der Gösser Brauerei. Bei dieser nahm der Anteil des Eigenkapitals – ausgenommen die Jahre 1929 bis 1931 – sogar noch wesentlich stärker zu.

Im Jahre 1937 lag jedenfalls der Anteil des Eigenkapitals am Gesamtkapital mit 64% im Durchschnitt höher als in den Vorkriegsjahren.



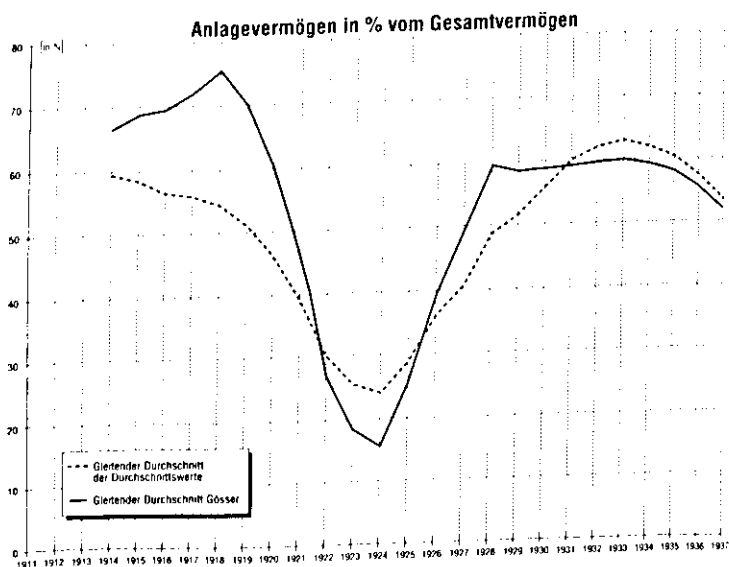
Vergleicht man die Werte der gesamten Brauindustrie – für sie liegen nur Werte für die Jahre 1918 bis 1929 vor – verlief die Entwicklung zwar ähnlich, die in die Untersuchung einbezogenen Betriebe und auch die Einzelwerte der Gösser Brauerei weisen jedoch während der Inflationszeit einen höheren Anteil an Eigenkapital auf. Dies kann darauf zurückgeführt werden, daß die in die Untersuchung einbezogenen Betriebe insofern eine positive Auswahl darstellen, als nur solche ausgewählt werden konnten, für die Werte bis zum Jahre 1937 vorlagen, also nicht stillgelegt wurden.

Während von 1911 bis 1929 der Anteil des Eigenkapitals ungefähr dem der Entwicklung des BNP parallel verlief – nach einem Tiefpunkt in der Nachkriegszeit ein Anstieg bis 1929 – konnte die Brauindustrie in der folgenden Depression ihren Anteil an Eigenkapital weiter erhöhen. Die straffe Kartellierung dürfte dafür aber nur zu einem kleineren Teil verantwortlich sein, da sich auch der Eigenkapitalanteil der gesamten Industrieaktiengesellschaften, insgesamt zwar auf niedrigerem Niveau, ähnlich entwickelte.

Die Durchschnittswerte der gesamten Industrie entwickelten sich von 1918 bis 1925 ähnlich denen der Brauindustrie, wenn auch etwas ausgeglichener: Der Anteil des Eigenkapitals war in den meisten Jahren niedriger als der in der Brauindustrie, in der Inflationszeit (1922 bis 1924) dagegen etwas höher. Während der kurzen Zwischenkonjunktur von 1925 bis 1929 nahm in der gesamten Industrie der Anteil des Eigenkapitals von Jahr zu Jahr ab, in der Brauindustrie konnte dagegen bereits 1927 wieder eine Steigerung erzielt werden.

## Tabelle 2

**Anteil des Anlagevermögens am Gesamtvermögen – 1911- 1937**  
(Anlagevermögen = Grundbesitz, Gebäude, Maschinen, Betriebsausstattung  
sonstiges Anlagevermögen und Finanzanlagevermögen)



Als seit jeher kapitalintensive Branche erreichte der Anteil des Anlagevermögens am Gesamtvermögen in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg einen Durchschnittswert um 60%; die Spanne zwischen Minimalwert (51%) und Maximalwert (68%) war verhältnismäßig gering.

Während des ersten Weltkrieges ging der Durchschnittswert leicht zurück und lag unmittelbar nach dem Krieg (1919) bei nur noch 43%. Dies kann auf kriegsbedingte Schwierigkeiten bei Investitionen zurückgeführt werden.

In den Jahren der Inflation (bis 1924) verringerte sich der Anteil des Anlagevermögens dramatisch auf weniger als den halben Wert der Vorkriegsjahre, nämlich auf 25%. Zum allergrößten Teil ist dies allerdings auf unvermeidbare Bewertungsfehler zurückzuführen, nämlich auf die Unmöglichkeit, die Buchwerte der Inflation anzupassen. Lediglich eine geringer Teil geht auf echte Investitionsverminderungen zurück. Dies geht aus den Werten der Bilanzen 1925 hervor, den ersten Bilanzen nach Beendigung der Inflation: der Anteil des Anlagevermögens lag in diesem Jahr bei einem Durchschnitt von 47%, also nur verhältnismäßig geringfügig unter den Werten von 1918, aber über denen von 1919.

In den Jahren der darauffolgenden kurzen Konjunkturphase (1925 – 1929/30) wurde mit einiger Verspätung stark investiert. Durch diese Phasenverschiebung nahm der Anteil des Anlagevermögens ab 1928 stark zu. Diese Entwicklung hielt bis 1932/33 an.

Erst ab diesem Zeitpunkt, als die Depression schon voll eingesetzt hatte, verringerte sich wieder der Anteil des Anlagevermögens bis auf einen Minimalwert von 51%, wenn man die nicht aussagekräftigen Werte der Inflationszeit ausnimmt.

Ein Vergleich mit den Werten der gesamten Brauindustrie, die nur für die Jahre 1918 bis 1929 verfügbar sind, läßt eine fast völlig übereinstimmende Entwicklung erkennen. Dies gilt auch für die gesamten Industrieaktiengesellschaften in den Jahren 1918 bis 1935.

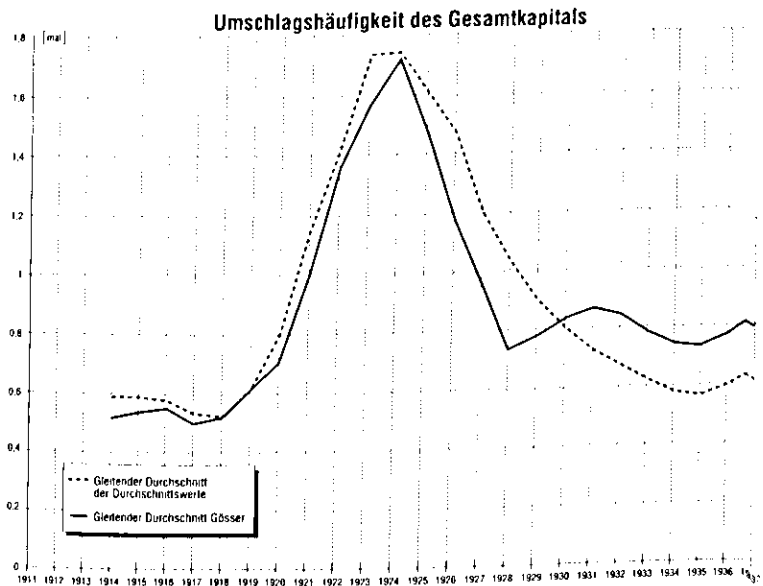
Das Anlagevermögen war zu jeder Zeit durch Eigenkapital gedeckt, dies ist auch der Grund für das fast völlige Fehlen von langfristigem Fremdkapital bei der Finanzierung der Brauereien.

Die Werte der Gösser Brauerei entsprechen im großen und ganzen den Durchschnittswerten, wenn auch die Ausschläge nach oben (1911 bis 1919 und 1925 bis 1927) und unten (1921 bis 1924) größer waren.

Bis zum Jahre 1924 blieb der Anteil des Anlagevermögens der gesamten Industrieaktiengesellschaften weit unter dem der Brauindustrie. Ab 1925 erhöhte sich aber der Wert der gesamten Industrie so stark, daß sie das Niveau der Brauindustrie erreichte.

### Tabelle 3

#### Umschlagshäufigkeit des Gesamtkapitals – 1911 bis 1937 (Umsatz dividiert durch Gesamtkapital)



Diese Kennzahl ist ein Maß für die Wirtschaftlichkeit des Kapitaleinsatzes. Je höher diese Kennzahl ist, umso rationeller wird das Kapital genutzt; begrenzt wird sie einerseits durch die notwendige Anlagenintensität, andererseits durch die unbedingt erforderlichen Vorräte und liquiden Mittel.

Nach dem relativ niedrigen Wert von 0,56 im Jahre 1911 war in den letzten beiden Vorkriegsjahren eine deutliche Verbesserung auf 0,61 festzustellen. Während des ersten Weltkrieges kam es dagegen zu einer deutlichen Verschlechterung da Versorgungsschwierigkeiten eine volle Ausnützung der Kapazitäten verhinderten.

Im Jahre 1919 trat eine wesentliche Verbesserung ein, die sich in den darauffolgenden Inflationsjahren noch steigerte, allerdings übermäßig verzerrt durch die nicht durchführbare Anpassung des Anlagevermögens an die Preisentwicklung.

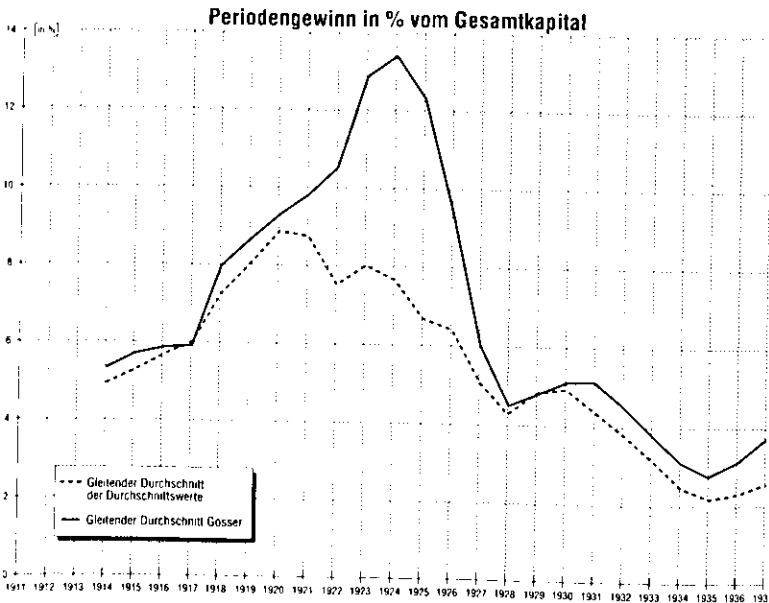
Nach der Konsolidierung der Währung im Jahre 1924 gab es in der nun folgenden Konjunkturphase bis einschließlich 1930 noch immer sehr hohe Werte, jedoch mit sinkender Tendenz. Die danach einsetzende Depression verschlechterte die Lage weiter, der Tiefstwert von 0,53 wurde im Jahre 1933

erreicht. Ab diesem Zeitpunkt wurden die Investitionen stark eingeschränkt; die Umschlagshäufigkeit stieg wieder an und übertraf in den Jahren 1936 und 1937 sogar die Vorkriegswerte.

Sowohl in der Vorkriegszeit als auch in den meisten Jahren der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit lag die Umschlagshäufigkeit des Gesamtkapitals der Gösser Brauerei unter den Durchschnittswerten. Erst 1928 erreichte die Gösser Brauerei den Durchschnittswert und lag in allen darauffolgenden Jahren bis 1937 immer beträchtlich und ab 1933 sogar in immer steigendem Maße über den Durchschnittswerten.

**Tabelle 4**

**Periodengewinn in Prozent vom Gesamtkapital – 1911 bis 1937**



Von den drei Vorkriegsjahren war das Jahr 1913 mit 5,52% das beste Jahr. Die Differenz zwischen Minimal- und Maximalwert war allerdings exorbitant hoch: Im erwähnten Jahr konnte der schlechteste Betrieb nur 1,34% erzielen, der beste dagegen 10,49%.

Im Verlaufe des ersten Weltkrieges verbesserte sich die Gewinnlage von Jahr zu Jahr, der Durchschnittswert stieg im Jahre 1918 auf über 10%. Die Inflationszeit brachte ziemlich große Schwankungen, die Werte haben aber

aufgrund der dadurch bedingten Verzerrungen nur eine beschränkte Aussagekraft. Bemerkenswert sind allerdings die noch stärker auseinanderklaffenden Unterschiede zwischen Minimal- und Maximalwert.

Nach der Beendigung der Inflation kam es 1925 zu einem starken Einbruch, die aber nun einsetzende Konjunktur gab den Unternehmungen die Möglichkeit, den Standard der Vorkriegszeit wieder zu erreichen.

In der ab 1931 immer spürbarer werdenden Depression verminderte sich der Gewinn naturgemäß stark; 1934 erreichte er mit 1,80% den tiefsten Stand. Ab 1936 setzt eine leichte Verbesserung ein, der Vorkriegsstand konnte jedoch nicht wieder erreicht werden.

Von 1911 an lag der Gewinn der Gösser Brauerei meist, aber durchaus nicht immer, über dem Durchschnitt. Erst ab 1928 gelang es der Gösser Brauerei in jedem Jahr besser abzuschneiden als der Durchschnitt der Betriebe. Von 1933 bis 1937 vergrößerte sich der Abstand von Jahr zu Jahr.

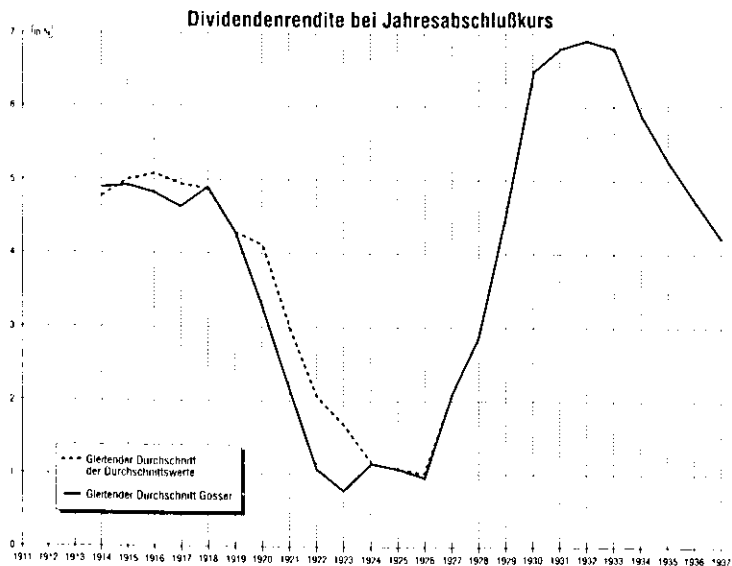
In der gesamten Brauindustrie verlief die Entwicklung ähnlich, sie erzielte allerdings in der unmittelbaren Nachkriegszeit geringere Erträge als die analysierten Betriebe; sie übertrafen diese erst in den Jahren 1928 und 1929, den letzten Jahren, für die Gesamtzahlen verfügbar waren.

Ein Vergleich mit allen Industrieaktiengesellschaften läßt zwar eine weitgehend konforme Entwicklung mit den untersuchten Betrieben der Brauindustrie erkennen, allerdings auf wesentlich niedrigerem Niveau: der Gewinn aller Industrieaktiengesellschaften liegt durchwegs um zwei bis sieben Prozentpunkte unter denen der Brauindustrie, selbst wenn man die irrationalen Werte der Inflationszeit nicht berücksichtigt.

**Tabelle 5**

**Dividendenrendite bei Jahresabschlusskursen**

(Dividendenrendite = Ausgeschüttete Dividende mal Aktienennwert in Prozent von Grundkapital mal Börsenkurs am Jahresende)



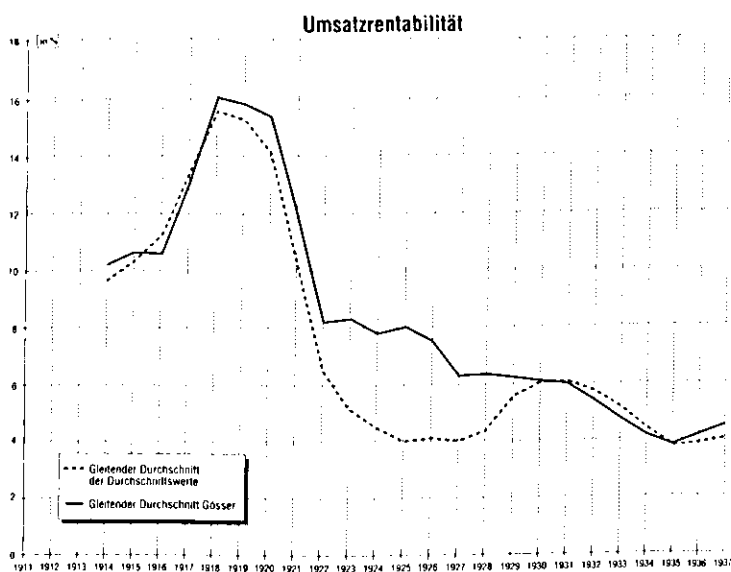
In der Zeit vor dem 1. Weltkrieg und auch noch während des Krieges lag die durchschnittliche Dividendenrendite um 5%. Einen ersten Einbruch gab es 1919. Nach einer vorübergehenden Erholung im Jahre 1920 fiel die Rendite in den beiden folgenden Jahren auf minimale 0,33% ab. Nach Überwindung der Inflation stieg sie 1924 auf fast 3% an, in den zwei folgenden Jahren konnten dagegen überhaupt keine Dividenden ausgeschüttet werden. Erst 1927 konnte wieder eine akzeptable Rendite von 5,59% erreicht werden. Weiter Zahlen liegen für den Durchschnitt nicht vor.

Die Entwicklung verlief bei der Gösser Brauerei ziemlich ähnlich, lediglich das Zwischenhoch im Jahre 1920 fehlt. Die höchsten Renditen wurden von 1929 bis 1931 erzielt. In der nun folgenden Depression sank die Rendite ab, fiel aber in keinem Jahr unter 3,5% ab, was als bemerkenswerte Leistung angesehen werden kann.

Sieht man von den mehr oder weniger irrationalen Werten der Inflationszeit ab, dann spiegelt die Rendite im großen und ganzen die Gewinnsituation wider. Die Schwankungen sind allerdings bei der Rendite größer: Einerseits durch den zusätzlichen Einfluß der Kursentwicklung, andererseits durch die Ausschüttungspolitik der Gesellschaft.

## Tabelle 6

**Umsatzrentabilität – 1911 bis 1937**  
(Periodengewinn in Prozent vom Umsatz)



Das Verhältnis von Gewinn zum Umsatz lag in der Vorkriegszeit im Durchschnitt um die 10%, allerdings mit extremen Unterschieden zwischen den Minimalwerten (um 1%) und den Maximalwerten (um 13%).

Während des ersten Weltkrieges stieg die Umsatzrentabilität von Jahr zu Jahr und erreichte 1918 mit über 20% einen Spitzenwert. Auch die schlechteste Unternehmung kam auf fast 10%.

Im Jahre 1919 fiel die Umsatzrentabilität sofort auf nicht ganz 11% zurück. Die nun einsetzende Inflation verschlechterte die Rentabilität weiter, sie bewegte sich in diesen Jahren im Durchschnitt um 5%.

Die Konsolidierung der Währung brachte einen erneuten Rückschlag mit durchschnittlich 2,25% wurde im Jahre 1925 der niedrigste Wert erreicht.

Die in den folgenden Jahren einsetzende kurze Zwischenkonjunktur ließ die Rentabilität wieder ansteigen; in den drei Jahren 1929 bis 1931 wurden 6% erreicht und überschritten.

Die nun voll einsetzende Depression verminderte die Rentabilität stark, der tiefste Wert wurde im Jahre 1934 mit lediglich 3% erreicht.

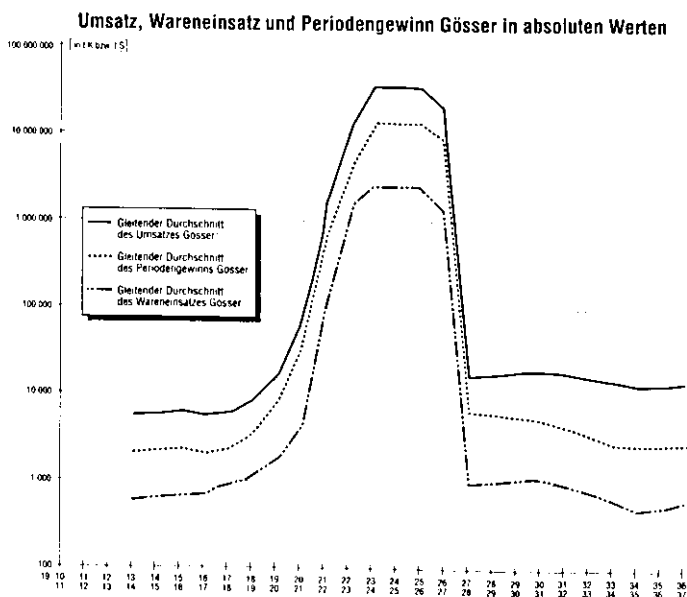
Ab 1935 setzte eine leichte Erholung ein, die Rentabilität erreichte jedoch nicht einmal den halben Wert im Vergleich zur Vorkriegszeit.



Die Gösser Brauerei konnte vor allem in der Nachkriegskonjunktur bis 1928 eine merklich bessere Umsatzrentabilität als der Durchschnitt erzielen. Aber bereits 1929 wurde der Durchschnitt nicht mehr erreicht. Dies gelang erst wieder ab 1934, dann aber mit immer größer werdendem Abstand.

**Tabelle 7**

**Umsatz, Wareneinsatz und Periodengewinn Gösser-Brauerei**  
(In absoluten Werten (Kronen bzw. Schilling) 1911 – 1937)



Bis zum Beginn des I. Weltkrieges stieg der **Umsatz** kontinuierlich an. Diese Entwicklung setzte sich nach der Stabilisierung der Währung in der Zwischenkriegszeit bis zum Jahre 1929 fort, dann mußte auch die Gösser-Brauerei der Wirtschaftskrise ihren Tribut zahlen und Umsatzrückgänge hinnehmen. Ab dem Braujahr 1933/34 konnte der Umsatz jedoch wieder gesteigert werden, der Spitzenwert von 1929/30 wurde jedoch nicht wieder erreicht.

Der **Wareneinsatz** bewegte sich in der Vorkriegszeit weitgehend parallel zum Umsatz, allerdings machte sich eine leicht sinkende Tendenz bemerkbar, im Gegensatz zum Gewinn, der eine steigende Tendenz aufwies, mit einem Einbruch im Braujahr 1913/14.

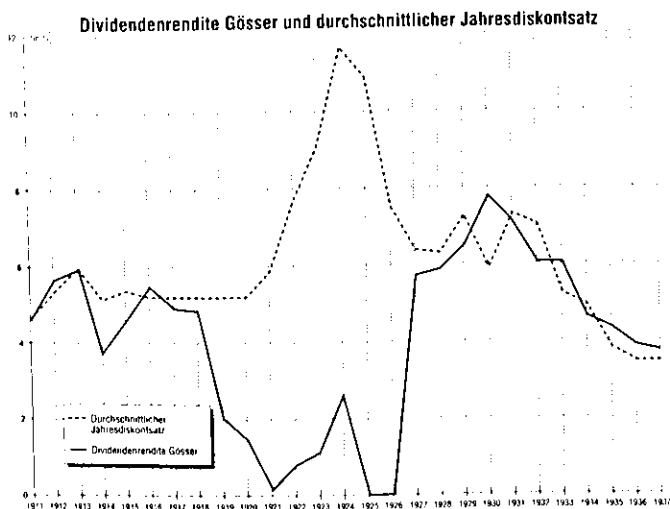
Nach Beendigung der Inflation setzte sich die sinkende Tendenz des Wareneinsatzes im Vergleich zum Umsatz fort; der Rückgang der Rohstoffpreise machte sich hier bemerkbar. Der **Gewinn** stieg in der kurzen Aufschwung-

periode von 1924 bis 1929 mit dem Umsatz an, nicht zuletzt aufgrund des geringer werdenden Wareneinsatzes. Der Gewinn nahm allerdings mit der beginnenden Wirtschaftskrise stark ab, wenn auch, nicht zuletzt dank des straf-fen Bierkartells, niemals negative Zahlen erreicht wurden. Im Gegenteil, be-reits ab 1933 konnte der Gewinn wieder stark verbessert werden.

## **Tabelle 8**

### **Dividendenrendite Gösser und Durchschnittlicher Jahresdiskontsatz 1911- 1937**

(Dividendenrendite = Ausgeschüttete Dividenden mal Aktienennwert in  
Prozent von Gesamtkapital mal Börsenkurs am Jahresende)



Das auf den ersten Blick weitgehende Auseinanderklaffen der beiden Kurven betrifft ausnahmslos die Jahre 1919 bis 1926, also jene Jahre, die zuerst durch Rohstoffmangel und einem Nachholbedarf an Investitionen gekennzeichnet waren, später durch die immer stärker werdende Inflation.

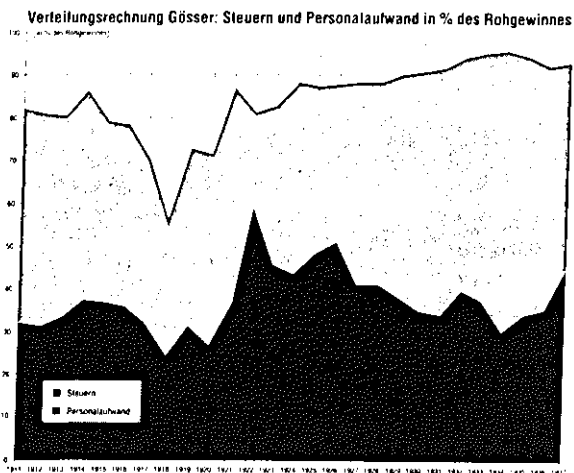
Ab 1927 verlief die Entwicklung wieder weitgehend parallel, ausgenommen das Jahr 1930: Einer Senkung des Diskontsatzes stand hier eine letztmalige Erhöhung der Dividenden gegenüber, bedingt durch den in der Konsumgüterindustrie im allgemeinen und in der Brauindustrie im besonderen sich erst verspätet auswirkenden Konjunktur – und damit verbundenen Gewinnrückgang.

Bemerkenswert ist, daß ab 1935 die Dividenden den Diskontsatz wieder übertrafen.

## Tabelle 9

### Verteilungsrechnung Gösser-Brauerei.

(Steuern und Personalaufwand in Prozent des Rohgewinnes) 1911- 1937



Das Verhältnis von Steuern zu Personalaufwand gibt sowohl die wirtschaftlichen Auswirkungen von Krieg, Inflation, Aufschwung und Wirtschaftskrise wider, wie sie auch die Wirtschaftspolitik dieser Zeit ziemlich deutlich sichtbar macht.

Vor dem 1. Weltkrieg nahm der Steueranteil zugunsten des Personalaufwandes kontinuierlich ab, ein Zeichen für eine positive Wirtschaftsentwicklung, nicht zuletzt durch eine zurückhaltende Steuerpolitik und einem damit möglich werdendem steigenden Lebensstandard.

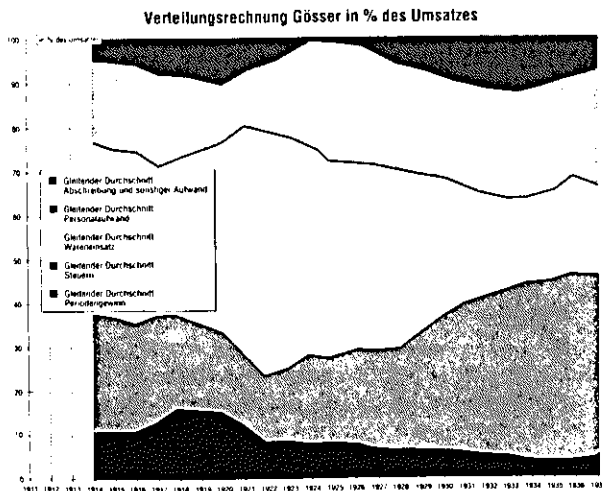
Lassen wir die verzerrten und daher nicht sehr aussagefähigen Zahlen der Kriegs— und Inflationszeit außer Betracht, zeigt sich nach der Stabilisierung der Währung ein im Vergleich zur Vorkriegszeit wesentlich höherer Anteil des Personalaufwandes: einerseits sicherlich eine Auswirkung der stark gestiegenen Macht der Gewerkschaften, andererseits erreicht er allerdings lediglich eine Höhe, die bei vorsichtiger Extrapolation der Vorkriegsentwicklung höchstwahrscheinlich ohnehin erreicht worden wäre.

Die zunehmende Steuerbelastung führte bereits in der Phase der Zwischenkonjunktur zu einem prozentuellem Rückgang des Personalaufwandes (bei absolut gleichbleibender Höhe des letzteren), in der Krisenzeit wurde aber nicht zuletzt auch durch Lohnkürzungen, ein absolutes Tief erreicht.

Dagegen nahm der Anteil der Steuern (Erhöhung der Biersteuer, Einführung von Krisenzuschlägen u.ä.) immer weiter zu. Erst ab 1935 machte sich ein Umkehr dieser Tendenz bemerkbar.

**Tabelle 10**

**Verwendungsrechnung Gösser-Brauerei in Prozent des Umsatzes  
(Abschreibung und sonstiger Aufwand, Personalaufwand, Wareneinsatz, Steuern und Periodengewinn in Prozent des Umsatzes) 1911 – 1937**



Im gesamten Beobachtungszeitraum sind die hervorstechendsten Merkmale einerseits ein fast kontinuierlicher Rückgang der Bedeutung des Wareneinsatzes, andererseits eine starke Erhöhung des Anteiles der Steuerbelastung.

Der Personalaufwand weist eine leicht zunehmende Tendenz auf, der Periodengewinn dagegen eine entsprechend abnehmende.

Am uneinheitlichsten verlief die Entwicklung der Summe aus Abschreibungen und Sonstigem Aufwand: hohen Werten in der Kriegszeit und in den Jahren 1929 bis 1933 stehen sehr niedrige Werte in der Inflationszeit gegenüber. Im Jahre 1937 erreichte aber ihr Anteil wieder annähernd die Werte der Vorkriegszeit.

Insgesamt zeigen die Zahlen eine starke Aufblähung des Staatsanteiles (Steuerbelastung) zu Lasten der Landwirtschaft (Wareneinsatz) sowie eine leichte Verbesserung der Stellung der Arbeiter zu Lasten des Gewinnes. Insgesamt also ein Tendenz der Wirtschaftspolitik, die auch heute noch nicht zum Stillstand gekommen ist.

## ANMERKUNGEN

- 1 Kretz, Friedrich, „Die Entwicklung der österreichischen Brauwirtschaft seit 1900, Dipl. Arbeit TH München, Fakultät für Brauwesen, Weihenstephan 1965
- 2 Friedl, Klaus, „Die Salzburger Brauindustrie in den letzten 100 Jahren unter besonderer Berücksichtigung des Halleiner Raumes (Kaltenhausen)“, Dipl. Arbeit, Linz 1973
- 3 Schobesberger Wilhelm, „Die Absatzverhältnisse in der österreichischen Brauwirtschaft“, Dissertation, Innsbruck 1950 S 66
- 4 Mosser, Alois, „Unternehmertum und Familie in Österreich“ in: Unternehmer und Unternehmen. Festschrift für Alois Brusatti. Wien, 1989, S 76
- 5 Caspary, Rudolf, „Die Wirkungen des Krieges auf die deutsche Brauindustrie“, Stuttgart und Berlin 1927, S 11 f.
- 6 Ude, Johann, „Bier und Brot“, 2. Aufl., Graz 1919, S. 2 f
- 7 Klein, Johann, „Die Konzentrationsprobleme in der ostmärkischen Brauindustrie“, Dissertation, Wien 1941, S 106
- 8 Hohensinn, Erich, „Geschichte und Entwicklung des österreichischen Brauwesens vom Kleingewerbe zur Großindustrie“. Dissertation, Linz 1978
- 9 Friedl K., a.a.O., S 35
- 10 Kleindl Walter, „Die Chronik Österreichs“ Chronik Verlag Dortmund, 2. A 1985, S. 461
- 11 Compass, „Finanzielles Jahrbuch für Österreich-Ungarn“: Jahrgang 1916, II. Band, Wien 1915, S. 100
- 12 Dobner-Dobenu, Nikolaus, „Marktlage und Absatzpolitik der österreichischen Brauereien“ Dissertation, Graz 1961
- 13 Beurle, Georg, „50 Jahre österreichische Brauaktiengesellschaft 1921-1971“, Linz 1971
- 14 Compass, Finanzielles Jahrbuch .. 1916“, II. Band, Wien 1915, S. 101
- 15 Caspary R., a.a.O., S 84
- 16 Klein J., a.a.O., S 108
- 17 Friedl K., a.a.O., S 35
- 18 Mautner Markhof, Kuno, „10 Jahre österreichische Brauindustrie 1918 - 1928“, Wien 1929, S. 5
- 19 Mautner-Markhof, K., a.a.O. S. 4
- 20 Vsl. Hohensinn, E., a.a.O. S. 132 ff
- 21 Schobersberger, W., a.a.O., S. 71
- 22 Monatsberichte des österreichischen Institutes für Wirtschaftsforschung, Heft 8, 1956, Beilage Nr. 39, S. 13
- 23 Hohensinn E., a.a.O. S. 141
- 24 Hohensinn, E., a.a.O., S. 143
- 25 Hohensinn, E., a.a.O., S. 142 und nachfolgende Tabelle S. 143
- 26 Hohensinn, E., a.a.O., S. 147 ff.
- 27 Beurle G., a.a.O., S. 9
- 28 Friedl K., a.a.O., S 90
- 29 Hohensinn E., a.a.O., S. 152
- 30 Monatsberichte des Österr. Institutes für Konjunkturforschung, Heft 12, 1933, S. 203
- 31 Compass 1917, II. Bd., S 105 für die Jahre 1911 bis 1913;  
Compass 1924, S 869 für & Jahre 1920 bis 1922; Compass 1927, S 947 für 1923 u. 1924.

- Compass 1928, S 953 für 1925 und 1926; Compass 1930, S 874 für 1927 und Compass 1939, S 707 für 1928 bis 1937
- 32 Compass 1916 S 100 für 1911 bis 1913; Compass 1924 S 869 für 1920 bis 1922; Monatsberichte des österr. Instituts für Konjunkturforschung, Heft 12/1935, S 268 für die Jahre 1923 bis 1934 und Heft 2/1938, S 67 für 1935 bis 1937
- 33 Monatsberichte Heft 12, 1933, S 203
- 34 Monatsberichte Heft 7, 1937, S. 160
- 35 Statistisches Handbuch für die Republik Österreich, I. (J8). Neue Folge, Wien 1950 und XXXIX Jg., Wien 1988
- 36 Kretz, Friedrich, „Die die Entwicklung der österreichischen Brauwirtschaft seit 1900“, Dipl.-Arbeit TH München Fakultät für Brauwesen, Weihenstephan 1965 für die Jahre 1911 bis 1913, Compass 1924, S 869 für 1920 bis 1922, Monatsberichte des Österreichischen Institutes für Konjunkturforschung, Heft 12/1935, S 268 für die Jahre 1923 bis 1934 und Heft 2/1938, S 67 für die Jahre 1935 bis 1937
- 37 Statistisches Jahrbuch für die Republik Österreich 1995 und 1993
- 38 Monatsberichte , Heft 2, 1936, S. 43
- 39 Wert für 1935 korrigiert aufgrund der endgültigen Zahlen aus Heft 2, 1937, S 35
- 40 Monatsberichte , Heft 2, 1937, S 35
- 41 Monatsberichte , Heft 2, 1936, S 44
- 42 Jöchlinger Alfred, „Historische Betriebsanalyse der Gösser Brauerei-AG“. Dipl.-Arbeit, Wirtschaftsuniversität Wien, Wien 1976. S.6 und 8
- 43 Jöchlinger, a.a.O., S. 11
- 44 Weitzendorf Alfred, „Das Bier aus Göss 1459 -1860 - 1960“, Leoben-Göss 1960. S XVI
- 45 Jöchlinger, a.a.O., S 14 f.
- 46 Jöchlinger, a.a.O., S 16 f.
- 47 Jöchlinger, a.a.O., S 18
- 48 Compass, Finanzielles Jahrbuch, Band Österreich, Wien 1935. S 800
- 49 Weitzendorf a.a.O., S XXXII
- 50 Hohensinn, a.a.O., S 152
- 51 Compass, Finanzielles Jahrbuch 1939, Deutsches Reich: Land Österreich, Wien 1939, S 713
- 52 Jöchlinger, a.a.O., S 37 f.

PETER EIGNER

*Die Verflechtung zwischen den Wiener  
Großbanken und der Industrie  
1895 bis 1938*

*EIN ÜBERBLICK <sup>1)</sup>*

Herrscht seit Jahrzehnten unter Wirtschaftshistorikern wie Ökonomen Uneinigkeit über den Einfluß und die Bedeutung der Banken für den Industrialisierungsprozeß, so besteht doch weitgehend Konsens über die besonders enge Verflechtung von (Universal)Banken und Industrie, die sich bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs in Mitteleuropa entwickelt hatte.<sup>2</sup> Die reinste Form des Banktypus der Universalbanken, die „die kurzfristigen Geschäfte von Depositenbanken mit dem langfristigen Engagement als Investoren“ verbanden „und auch im Aktienhandel tätig“ waren, fand sich in Österreich-Ungarn.<sup>3</sup> Diese Form des Universalbankensystems überdauerte den politischen Zusammenbruch der Monarchie – wenn auch unter geänderten Rahmenbedingungen – bis zur österreichischen Bankenkrise des Jahres 1931.

**Die Hinwendung zum Industriefinanzierungsgeschäft  
(1895–1918)**

Das großteils spekulative Gründungsfieber der Jahre 1867-1873 (auch als „Gründerzeit“ bezeichnet) hatte mit dem Börsenkrach 1873 sein Ende gefunden, und als Reaktion darauf hatten sich die großen Wiener Aktienbanken in den folgenden zwei Jahrzehnten aus dem Gründungs- und Effektengeschäft weitgehend zurückgezogen. Im Mittelpunkt ihrer Aktivitäten standen das Eisenbahngeschäft bzw. Kredit- und Anleiheoperationen für den Staat. Erst eine Notlage der Banken, nämlich abnehmende Erträge im Staatsanleihegeschäft und die verstärkte Konkurrenz (durch Sparkassen und Provinzbanken) um das kurzfristige Kreditgeschäft, und keinesfalls ‚missionarischer Eifer‘ veranlaßte die Banken ab etwa 1895, sich erneut dem Industriefinanzierungsgeschäft zuzuwenden.<sup>4</sup> Eine neuerliche Welle der Börsenspekulation 1893 – 1895 hatte ungefähr zeitgleich das Ende der Wiener Börse als Zentrum des Kapitalverkehrs mit sich gebracht und die Rolle der Banken zusätzlich verstärkt. Auch die Industrieunternehmen selbst wandten sich an die Aktienbanken um Unterstützung, da ihnen der Weg der Neuemission von Aktien weitgehend versperrt blieb und sich auch der Markt für Industrieobligationen als nicht

ausreichend erwies.<sup>5</sup> Die Großbanken stießen damit in ein Vakuum vor, das eine industrie-feindliche Wirtschafts- und Steuerpolitik hinterlassen hatte, denn die Gesetzgebung behinderte die Entwicklung eines den Bedürfnissen der Industrie adäquaten Kapitalmarktes.<sup>6</sup>

Auf dem Wege der Kreditvergabe, der Beteiligung an einer Kapitalerhöhung, der Mitwirkung an der Umwandlung eines bereits erfolgreichen Industrieunternehmens, mit dem man zumeist in langjährigen Geschäftsbeziehungen stand, in eine Aktiengesellschaft, in selteneren Fällen auch der Gründung einer AG<sup>7</sup> bildete sich das für Österreich-Ungarn so charakteristische ‚symbiotische‘ Verhältnis zwischen Banken und Industrie heraus, das Hilferding veranlaßte, sein Theorem von der Suprematie der Banken über die Industrie, der Herrschaft des ‚Finanzkapitals‘, zu entwickeln.<sup>8</sup>

Ihre Geschäftsbeziehungen mit Industrieaktiengesellschaften, die zumeist von der Kreditvergabe ihren Ausgang nahmen, sicherten die Wiener Großbanken mit der Entsendung von Bankvertretern in deren Verwaltungsräte und Direktionen ab. Umgekehrt saßen – wenn auch in weit geringerem Umfang – hochrangige Angehörige großer Industrieunternehmungen in den Verwaltungsräten der Banken, die mit ihnen verbunden waren. Das auffällige Phänomen der Kumulation von (bis zu 50) Direktoren- und Verwaltungsratsposten als sichtbarster Ausdruck der ‚Symbiose‘ zwischen Banken und Industrie fand zwar Eingang in mehrere Studien<sup>9</sup>, wurde aber zumeist nur zur Illustration der These von der Dominanz des Finanzkapitals herangezogen<sup>10</sup>. Das Fehlen einer empirischen Bestandaufnahme und Analyse dieses Themenkomplexes – vor allem über einen längeren Zeitraum – hat insgesamt eher zu einer Überschätzung des Bankeneinflusses beigetragen, da zwischen potentiellen Einflußmöglichkeiten und tatsächlich ausgeübtem Einfluß der Banken wenig unterschieden wurde.

Die Notwendigkeit einer stärker differenzierten Betrachtungsweise des Bank-Industrie-Verhältnisses, so der Tenor einiger jüngerer Studien<sup>11</sup>, war Ausgangspunkt meiner Forschungen. Vier Querschnittsdatenbanken (1907/08, 1916/17, 1927/28 und 1936/37) wurden erstellt, denen eine Vollerhebung aller personellen Verflechtungen der Verwaltungsräte, Direktoren(stellvertreter) und der Vorstandsmitglieder der 10 größten Wiener Aktienbanken mit Industrieaktiengesellschaften im In- und Ausland zugrundeliegt. Diese Querschnitte, die der Absteckung der Einflußsphären bzw. in einem weiteren Schritt des Konzerns der Banken dienen, wurden mit einer Längsschnittsdatenbank verknüpft, die die Funktionen aller Bankrepräsentanten über den Zeitraum 1894 – 1938 beinhaltet. Als Quelle dienten die Angaben im finanziellen Jahrbuch der österreichisch-ungarischen Monarchie (bzw. Österreichs und der restlichen Nachfolgestaaten) „Compass“, insbesondere des „Personencompass“. Die von mir analysierten Banken waren

die Anglo-Oesterreichische Bank (abgekürzt als AB),  
die Bodencreditanstalt (BCA),



die Creditanstalt (CA),  
die Depositenbank (DB),  
die Länderbank (LB),  
die Mercurbank (MB),  
die Niederösterreichische Escomptegesellschaft (NEG),  
die Unionbank (UB),  
die Verkehrsbank (VB) und  
der Wiener Bankverein (WBV).

Ab 1904, einer Periode der Hochkonjunktur und Rekordernten, entwickelte sich eine immer stärkere Interessenverflechtung von Banken und Industrie heraus. In dieser Expansionsphase können die österreichischen Mobilbanken als „Träger der raschen industriellen Entwicklung“<sup>12</sup> bezeichnet werden. Eduard März hat das letzte Jahrzehnt der Habsburgermonarchie wegen seines beachtlichen wirtschaftlichen Aufschwungs nicht zu Unrecht als „Zweite Gründerzeit“ bezeichnet.<sup>13</sup> Die Periode stand im Zeichen der Herausbildung des modernen Großbetriebes, der mit dem Bankwesen in einer Art wirtschaftlicher Symbiose verbunden war. Höhepunkte der Gründungstätigkeit der Banken lagen in den Jahren 1905-07 und 1909-11, nach Angaben Reiks erfolgten im Zeitraum 1907-13 59 Prozent aller Industrie Gründungen (mit 67 % des Kapitals) mit Hilfe der Banken.<sup>14</sup> Eine Besonderheit der österreichischen Banken lag in der Errichtung eigener Warenabteilungen, die den Verkauf von Produkten (große Bedeutung hatten insbesondere Zucker und Kohle) der Konzernfirmen übernahmen. Eine wichtige Funktion übten die Banken mit ihren Kartellierungsbestrebungen aus, die ursprünglich aus ihrem Sicherheitsdenken resultiert haben dürften, ab 1896 aber zunehmend auf die Schaffung industrieller Machtpositionen und auf die Ausschaltung unliebsamer Konkurrenten abzielten.<sup>15</sup>

Der erste Querschnitt der Datenbank erhebt die personellen Verflechtungen der Wiener Großbanken mit der Industrie im Jahr 1907/08, also am Ende einer ersten Gründungsphase der Wiener Banken, und gewährt so einen Einblick in die Frühzeit der intensiveren Beschäftigung der österreichischen Banken mit der Industrie.

### **Bank – Industrie – Beziehungen 1907/08**

Im ersten Stichjahr wiesen die 10 einer Analyse unterzogenen Wiener Banken 599 Verflechtungen mit 307 Industrieaktiengesellschaften auf. In 126 Industrieaktiengesellschaften fanden sich Mitglieder der Kontroll- und Leitungsgremien der Banken in leitenden Positionen, d. h. in den Funktionen des Verwaltungsratspräsidenten, des Vorsitzenden von Direktion oder Vorstand oder des Generaldirektors.<sup>16</sup> Von diesen Verflechtungen entfielen auf die Creditanstalt 162, mehr als ein Viertel aller Industriebeziehungen, die sich auf 86 Unternehmen erstreckten. Damit war zunächst der Einflußbereich der CA

grob abgesteckt, in einem weiteren Schritt wurden jene Unternehmen als Konzernbetriebe im engeren Sinn<sup>4</sup> definiert, in deren Verwaltungsrat sich ein Vertreter der CA in leitender Position befand oder wo sich zumindest drei Vertreter der CA auffinden ließen. Bei der CA war dies bei 40 Industrieunternehmen der Fall. Nach der CA folgte mit einigem Abstand die Niederösterreichische Escomptegesellschaft (mit 96 personellen Beziehungen zu 64 Unternehmen nahezu ein Fünftel aller aufgefundenen Verflechtungen). Der Wiener Bankverein (78), die Länderbank (71), die Anglobank (68) und die Bodencreditanstalt (54) bildeten das Mittelfeld. Am hinteren Ende der Rangfolge standen die Unionbank (33), die Verkehrsbank (19), die Mercurbank (14) und die Depositbank, die überhaupt erst vier Verflechtungen aufwies.

Zwei Industriebranchen, die Maschinen- und Metallindustrie (88 Verflechtungen mit 48 Unternehmen) und der Bereich der Berg- und Hüttenwerke (84 V.) hatten sich von den anderen Industriezweigen abgesetzt. Eher überraschend (im internationalen Vergleich) folgte die Textilindustrie (66 V.) auf dem dritten Rang. Sie war die einzige Branche, zu der Vertreter aller 10 Banken personelle Verflechtungen aufwiesen. Von den anderen Industriebranchen sind noch die Mineralölindustrie und die Papier- und Druckindustrie (mit je 54 Verflechtungen), die chemische Industrie (48), die Zuckerindustrie (47) und die Elektrizitätsindustrie (40) zu erwähnen. Fast keine Bankverflechtungen führten zur Glas- und Porzellanindustrie (6) und zur Schuh- und Lederindustrie (3).

Die Entstehung von Bankkonzernen erfolgte aus rentabilitätspolitischen Überlegungen der Banken. Sie ermöglichte Rationalisierungsmaßnahmen im Verwaltungs- und Produktionsbereich, die Zusammenlegung einzelner Unternehmen zu größeren Produktionseinheiten (z. B. die 1881 durch die Fusion mehrerer Bergwerksgesellschaften entstandene Alpine Montangesellschaft) und die Entstehung horizontaler und vertikaler Konzernbildungen innerhalb der Bankkonzerne. Schon zu diesem frühen Zeitpunkt war ein Trend zur Spezialisierung der Industrieinteressen zu beobachten, der sich jedoch noch mit den Spuren einer anfänglich noch recht unsystematischen Gründungstätigkeit vermischte. Dem Trachten der Banken nach einer dominierenden Stellung in bestimmten Industriezweigen (Vertreter der Creditanstalt vereinten beispielsweise 36 von insgesamt 88, also 40 Prozent aller Verflechtungen zur Maschinen- und Metallindustrie auf sich) stand das bankpolitische Prinzip der Risikostreuung entgegen. Von einer Dominanz einzelner Banken in einigen Industriesektoren zu sprechen, erscheint demnach gewagt, am ehesten traf dies – mit oben erwähnter Ausnahme der Maschinenindustrie – auf ‚schwach besetzte‘ Industriebereiche zu: So waren 12 von 29 Verflechtungen mit der Bau(materialien)industrie auf Vertreter der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft zurückzuführen, 9 von 21 Verflechtungen mit der Holzindustrie auf die CA. Von 18 Bank-Industrie-Beziehungen der Verkehrsbank insgesamt entfielen allein auf die Papier- und Druckindustrie sieben. Neben diesem zunächst rein quantitativen Befund ist natürlich die

„Qualität“ der Industrieunternehmen zu berücksichtigen. Im Fall der NEG und ihrer Verflechtungen mit dem Bereich der Berg- und Hüttenwerke stimmten Qualität und Quantität überein. Die NEG wies 23 personelle Verflechtungen auf, die sie aufgrund ihrer Beziehungen zur „Wittgenstein-Gruppe“ mit den Giganten der cisleithanischen Montanindustrie, der Alpine Montan, der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, der Poldihütte, der Böhmisches Montangesellschaft usw. verbanden. Generell hatte nahezu jede Bank Schwerpunkte in ihrer Industriepolitik gesetzt, im Falle der Anglobank waren dies die Zuckerindustrie und die Berg- und Hüttenwerke, eine besondere Stellung hatte die AB insbesondere im Bereich der nordböhmisches Kohlevorkommen, Zeichen der Konzentration einzelner Banken auf bestimmte Regionen. Die gleichmäßigste Verteilung unter den Industriesektoren wies die Länderbank auf.

In der Zusammensetzung der Verwaltungsräte und Direktionen spiegelt sich die Hinwendung zum Industriegeschäft wider. Die wohl wichtigste Veränderung war die Heranziehung von Industriefachleuten seitens der Banken, wie die Ernennung Ludwig Neuraths zum industriellen Konsulenten der Creditanstalt (wenig später erfolgte seine Ernennung zum Direktor) oder die von Direktor Julius Deutsch in der Bodenereditanstalt beweisen, „von dem gelegentlich seiner Berufung offiziell verlautbart wurde, daß er für die Industrie bestimmt sei, da die Bodenereditanstalt sich entschlossen habe, von der Tradition abzugehen und sich der intensiven Pflege der Industrie zu widmen“<sup>17</sup>. Zahlreiche Industrielle hatten Aufnahme in die Verwaltungsräte gefunden, in nahezu jeder Bank war ein Privatbankier (z. B. Julius Petschek, AB, Siegwart Freiherr Mayer von Ketschendorf vom Bankhaus Gebr. Gutmann, NEG, Dr. Heinrich Miller von Aichholz, BCA) vertreten, auch wenn deren Verschwinden in einem anderen Zusammenhang, dem der Ausbildung, beklagt wurde.<sup>18</sup> Das Prestige der Banken nach außen sicherten die Vertreter der Aristokratie, wie die Namen Hardegg, Hoyos, Hohenlohe, Kielmannsegg, Pallavicini, Thurn-Taxis oder Montecuccoli verdeutlichen. Als „Multifunktionäre“ oder „Ämterkumulierer“ erwiesen sich Maxime Krassny, Direktor und Vorstandsmitglied der NEG mit 20 Sitzen in Industrieaktiengesellschaften, Ludwig Neurath, industrieller Konsulent der CA, mit 16 und Ludwig August Lohnstein, Generaldirektor der LB, mit 15 Verflechtungen.

Die Wiener Großbanken hatten sich bis 1914 strategische Positionen in beinahe allen Industriebranchen gesichert, ihr Einfluß strahlte vom Zentrum Wien in alle Gebietsteile der Doppelmonarchie aus. 1913 verfügten die zehn größten Wiener Aktienbanken über 149 Filialen außerhalb Wiens, von denen 114 und oft die wichtigsten außerhalb der Grenzen des späteren Kleinstaates Österreich lagen.<sup>19</sup> Am Vorabend des Ersten Weltkriegs waren im österreichischen Bankwesen keine Anzeichen einer Krise zu erkennen. Wien war trotz der Aufholprozesse Prags und Budapests weiterhin unangefochten der Finanzplatz Nummer 1 der Monarchie und hatte auch als internationaler Umschlagplatz für westliches Kapital in den Donauraum Bedeutung.<sup>20</sup>

Die Periode des Ersten Weltkriegs stellte für die Wiener Banken keine wesentliche Zäsur dar, obwohl die Inanspruchnahme eines Großteils des Produktionspotentials der Wirtschaft für die Erzeugung kriegswichtiger Güter bedeutende Rückwirkungen auf die finanziellen Beziehungen zwischen den Banken und ihren Konzernunternehmungen zeigte.<sup>21</sup> Ansatzweise dürfte eine Emanzipation der Industrie von den Banken erfolgt sein – bedingt durch die erhöhte Liquidität der Industrie (die Heeresverwaltung zahlte die bestellten Güter prompt) und die daraus resultierende Abnahme der Kreditnachfrage. Durch den reichlichen Zustrom fremder Mittel verschlechterte sich das Verhältnis der eigenen zu den fremden Geldern der Banken kontinuierlich. Der Schwerpunkt der Tätigkeit der Wiener Banken lag auf der Plazierung von Kriegsanleihen. Gegen Kriegsende gelang es den Banken, ihre Bestände weitgehend abzustößen. Insgesamt resultierten aus den durch den Krieg veranlaßten finanziellen Transaktionen mit dem Staat für die Banken nur unbedeutende Verluste, was aber nicht heißen soll, daß die Banken den Krieg ohne Vermögenseinbußen überstanden.<sup>22</sup>

### **Bank – Industrie – Beziehungen 1916/17**

Die Zahl der personellen Verflechtungen hatte sich – ein Zeichen der vermehrten industriepolitischen Anstrengungen der Banken – im Zeitraum 1908 bis 1917 von 599 auf 1.195 nahezu verdoppelt. Die Kriegswirtschaft kam einzig in der Entsendung einiger Bankenvertreter in die Kriegszentralen (Baumwoll- oder Metallzentrale) zum Ausdruck.

Auch 1916/17 stand die Creditanstalt mit 240 Verflechtungen (zu 132 Industrieaktiengesellschaften) an der Spitze der Rangfolge der Wiener Universalbanken. Der engeren Definition eines Konzernunternehmens entsprachen nunmehr 70 Unternehmen, darunter ‚Industriegiganten‘ wie die Škodawerke, die AEG-Union, die Mundus Bugholzmöbelfabriken oder die Carl Stummer Zuckerfabriken AG. An die zweite Stelle der Rangliste hatte sich die Anglobank mit 168 Verflechtungen (einem Zuwachs von 100 Verflechtungen gegenüber 1908) gesetzt. Die AB hatte damit wie die Bodencreditanstalt die Zahl ihrer Verflechtungen seit dem letzten Stichjahr gegenüber 1908 mehr als verdoppelt. An dritter Stelle folgte die Niederösterreichische Escomptegesellschaft (147 V.) vor der BCA mit 145 interlockings (+ 91 Verflechtungen gegenüber 1908), der erst eine Statutenänderung die Hinwendung zum Industriegeschäft (unter den Gouverneuren Theodor Taussig und Rudolf Sieghart) <sup>23</sup> ermöglicht hatte. Auch die in der Literatur vielfach als Mittelbanken typisierten Verkehrsbank, Unionbank, Mercurbank und Depositenbank hatten sich mittlerweile ansehnliche Konzerne aufgebaut.

Die Verteilung nach Branchen ergab ein gegenüber 1908 stark verändertes Bild. Nahezu ein Fünftel aller Verflechtungen (213 gegenüber 88 Verflechtungen 1908) führte zu Betrieben der Maschinen- und Metallindustrie. Die Zuckerindustrie, die sich in den letzten Jahren zu einem begehrten Aktivi-

tätsbereich der Banken entwickelt hatte, folgte mit 136 Verflechtungen, knapp vor der Textilindustrie (132). Auch an der chemischen Industrie (117 Verflechtungen) zeigten die Banken nun vermehrtes Interesse. Diese Branchen hatten auch die höchsten absoluten Zuwächse zu verzeichnen. Der Bereich der Berg- und Hüttenwerke war hingegen mit 102 Verflechtungen an die 5. Stelle zurückgefallen. Branchen wie die Lebensmittelindustrie (ohne Brauereien), die Schuh- und Lederindustrie oder die Glas- und Porzellanindustrie wiesen fast keine Verflechtungen mit den Banken auf. Die Maschinen- und Metallindustrie erwies sich für fünf Banken des Datenkörpers als wichtigste Branche, im speziellen aber für die Creditanstalt mit 51 und die Niederösterreichische Escompte-gesellschaft mit 38 Verflechtungen. Die Textilindustrie war insbesondere zu einer Domäne der Bodenereditanstalt geworden. Mit 34 interlockings (gegenüber 12 1908) vereinte sie 26 Prozent aller Verflechtungen zu dieser Branche auf sich, nahezu ein Viertel ihrer Verflechtungen insgesamt führte zu Textilunternehmen. In der Zuckerindustrie hatte sich die Länderbank mit 38 Verflechtungen eine beeindruckende Position erobert (28 Prozent der Verflechtungen aller 10 Banken zur Zuckerindustrie, 33 % der Verflechtungen der LB).

Zieht man den Prozentsatz der drei stärksten Branchen an der Gesamtzahl der Verflechtungen einer Bank als Konzentrationsgrad in beiden Stichjahren heran, so ergab sich jedoch für 1917 bei der großen Mehrheit der Banken ein überraschendes Ergebnis: ein geringerer Spezialisierungsgrad.<sup>24</sup> Die höchsten Spezialisierungsgrade erzielten einzelne Banken weiterhin vorwiegend in Branchen, die eine eher geringe Zahl an Verflechtungen aufzuweisen hatten, wie die Anglobank mit 24 der 42 (oder 57 Prozent der) Verflechtungen zur Lebensmittelindustrie. Die Geschäftspolitik der Banken zielte also weiterhin nach dem Prinzip der Risikominimierung auf eine breite Streuung der Industrieinteressen, so zeigt die Zusammensetzung der Bankkonzerne, daß die Banken mittlerweile in nahezu allen Industriesparten vertreten waren.

1908 hatten Industrieunternehmen, in deren Verwaltungsräten oder Direktionen Vertreter mehrerer Banken zu finden waren, eher eine Ausnahme gebildet. Bezeichnenderweise hatte der österreichische Industriegigant Alpine Montangesellschaft, in dessen Verwaltungsrat und Direktion sieben Bankenvertreter aus drei Banken (je 3: LB, NEG, 1: CA) saßen, dieser Gruppe angehört. Weit verbreiteter war dieses Phänomen im Jahr 1917, denn zur Durchführung vorwiegend größerer Transaktionen war es vermehrt zur Zusammenarbeit unter den Großbanken gekommen: In einigen Industrieunternehmen (z. B. in der Vereinigten Maschinenfabrik AG oder in der Vereinigten Brauerei Schwechat, St. Marx...) waren nunmehr Delegierte von vier Banken vertreten. Die höchste Zahl an Bankenvertretern (9, davon 5 CA und 4 AB) wies die Hirtenberger Patronenfabrik auf. Großunternehmen schienen also in der Lage, Geschäftsbeziehungen nicht nur zu einer Bank knüpfen zu können und damit ein einseitiges Machtverhältnis (die Vertretung nur einer

Bank in ihren Verwaltungsräten) vermeiden zu können. Am Aufstieg Wilhelm Kestraneks, des Generaldirektors der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, zum Vizepräsidenten der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft wird deutlich, daß Industriegiganten in Einzelfällen auch Einfluß auf Banken erlangen konnten.<sup>25</sup> Gleichzeitig machte sich ein verschärfter Konkurrenzkampf unter den Banken bemerkbar. So war der Gouverneur der Bodencredit, Sieghart, beispielsweise in einige Domänen der Creditanstalt eingedrungen<sup>26</sup>, ein für die damalige Zeit und die üblichen Geschäftsgepflogenheiten eher ungewöhnliches Vorgehen.

Von den 188 Personen, die 1908 in den Datenkörper aufgenommen wurden, waren 1917 95 (mehr als 50%) weiterhin vertreten. Ludwig Neurath, mittlerweile Vorsitzender der Direktion der Creditanstalt, war in 41 (!) Industrieaktiengesellschaften zu finden, Hugo Schwarz II, Direktor der Anglo-Bank in 31, Alfred Herzfeld, Direktor der Bodencreditanstalt und einer ihrer Textilexperten, in 27 Unternehmen. Industrieexperten und Branchenspezialisten hatten Aufnahme in alle Banken gefunden. Den reinen Typus des Bankmandatars verkörperte Georg Günther, Verwaltungsrat der BCA, der von mehreren Industrieunternehmen für die Bereinigung von Notlagen herangezogen wurde und als Prototyp des Sanierers bezeichnet werden kann. Die erweiterte Geschäftstätigkeit der Banken schlug sich auch in der Nominierung lokaler Experten (Felix Kuranda, WBV, oder Wilhelm Ritter von Adler, AB, dann WBV, waren beispielsweise als Balkanspezialisten bekannt) nieder.

### **Geänderte Rahmenbedingungen: „Große Zukunft“ oder „schöne Illusion“<sup>27</sup> (1918 – 1938)**

Gravierende Auswirkungen ergaben sich für die Wiener Großbanken und ihre weitverzweigten Industrieunternehmen aus dem durch die Auflösung der Habsburgermonarchie bedingten Desintegrationsprozeß, dem Zerfall des einheitlichen Wirtschaftsgebietes, der die Banken vor gänzlich neue Rahmenbedingungen stellte, und aus der rasch einsetzenden Inflation. Kann das industrielle Erbe des nunmehrigen Kleinstaates Österreich in der Rückschau als durchaus ausreichend bezeichnet werden, so muß dennoch von einer Reihe von Defiziten ausgegangen werden.<sup>28</sup> Einige Industriezweige waren über-, andere unterproportional besetzt, in der Textilindustrie waren arbeitsteilige Prozesse auf nunmehr zwei Staaten verteilt, dazu kamen Umstellungsschwierigkeiten von der Kriegs- auf die Zivilproduktion.

Die Konzernunternehmungen und das Filialnetz der Banken verteilten sich nunmehr auf die Nachfolgestaaten, die ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit propagierten und relativ rasch auf die geänderte Situation mit Nationalisierungsmaßnahmen (der Filialen der österreichischen Banken und ihrer Industriebeteiligungen) reagierten. Zwar tauchte kurz der Gedanke des generellen Rückzugs der Banken aus dem Donauraum und der

Konzentration auf die Bedürfnisse der österreichischen Volkswirtschaft auf, doch die Großbanken entschieden sich für eine Strategie, die auf die Aufrechterhaltung ihrer traditionellen Einflußsphären und damit des ‚business as usual‘ abzielte.<sup>29</sup>

Eine der ersten Erkenntnisse der Banken war, daß sich eine Weiterführung des alten Filialnetzes als unmöglich erwies.<sup>30</sup> Einige Banken schritten 1) zur Gründung befreundeter Institute in den Nachfolgestaaten, wobei in den meisten Fällen ihre früheren Filialen in diese selbständigen Unternehmen eingebracht wurden. 1921 erfolgte beispielsweise die Gründung der Všeobecná česká bankovní jednota (Allgemeiner Böhmischer Bankverein), der die 18 Filialen des Wiener Bankvereins in der Tschechoslowakei übernahm. Das Geschäft wurde mit belgischen Partnern (Société Générale de Belgique) unter 35%iger Beteiligung des WBV durchgeführt. Oder 2) sie übertrugen ihre Filialen an ausländische befreundete Gesellschaften. Die Creditanstalt und die Niederösterreichische Escomptegesellschaft beteiligten sich mit je 22,5 Prozent an der gemischt tschechisch-deutschen Česká eskomptní banka a úverní ústav (Böhmische Escompte-Bank und Kreditanstalt oder BEBKA), in die die Creditanstalt ihre Filialen einbrachte, waren aber nur Unterbeteiligte an einem Finanzierungssyndikat, das von der Živnostenská banka geleitet wurde.<sup>31</sup> Eine seltene Ausnahme bildete 3) das unveränderte Weiterbestehen einer Filiale im Nachfolgestaat (die bedeutendste war die Budapester Filiale des Wiener Bankvereins). Im Fall der AB und der LB kam es 4) zur Sitzverlegung des österreichischen Instituts ins Ausland. Die Forderungen, die das Ausland an die genannten Institute erhob, konnten infolge der Inflationsverluste nur durch die Einräumung von Eigentumsteilen befriedigt werden. Die AB wurde ein englisches Institut unter Führung der Bank of England, die LB mußte ihren Sitz nach Paris verlegen.<sup>32</sup> Und fruchteten alle Bemühungen nichts, kam es 5) zum Verlust der Filialen. Von den 144 zu Kriegsende betriebenen ‚ausländischen Filialen‘ der zehn größten Wiener Banken waren 1924 nur mehr neun vorhanden, als einzig bedeutende die Zweigstellen des WBV in Budapest und Zagreb.<sup>33</sup>

Als besonders gravierend erwies sich die Schmälerung des österreichischen Bankeneinflusses in Oberitalien und in der Tschechoslowakei. Allein bis Mitte August 1919 hatten bereits 44 Aktiengesellschaften mit einem Gesamtaktienkapital von etwa 400 Millionen Kronen ihre Sitzverlegung in die Tschechoslowakei entweder durchgeführt oder bereits beschlossen.<sup>34</sup> Im Zeitraum 1921 – 1924 betraf die Nostrifizierung noch einmal 235 Unternehmen mit einem Aktienkapital von annähernd zwei Milliarden Kč.<sup>35</sup> Die Verluste auf dem Industriesektor schmerzten umso mehr, als es sich vielfach um ‚Herzstücke‘ der Bankenkonzerne handelte, wie die vormalig Österreichische Berg- und Hüttenwerksgesellschaft (BCA an die Schneider-Creuzot-Gruppe, die sich gleichzeitig Beteiligungen an den ebenfalls unter österreichischem Einfluß stehenden Škodawerken und der Prager Maschinenbau AG sicherte), die Maschinenbau AG Breitfeld-Danek, die Prager Eisenindustrie-Gesell-

schaft oder den Stabilimento Tecnico Triestino. Die schwerindustriellen Besitzungen der von der BCA kontrollierten Staatseisenbahn-Gesellschaft gingen an die Aciéries et Domaines de Resița in Rumänien über, von deren Aktienkapital die englische Firma Vickers & Co. 1922 einen beträchtlichen Anteil erwarb.<sup>36</sup> Es kam zum Übergang der Aktienmehrheit der größten galizischen Petroleumraffinerien (der Galizischen Karpathen, der Schodnica und der Galizia) an französische und englische Gruppen. 40 Prozent des Aktienkapitals der DDSG mußten ans Ausland verkauft werden. Die Alpine Montangesellschaft ging wie die Fiatwerke oder die Schoeller-Stahlwerke in Ternitz vorübergehend in italienische Hände über, die Franzosen sicherten sich Anteile an der Berndorfer Metallwarenfabrik Krupp und an den Veitscher Magnesitwerken. Als eine Reaktion auf die Verluste schritten die Wiener Banken zur Gründung von Holdinggesellschaften im westlichen Ausland (bei gleichzeitiger Errichtung nationaler Aktiengesellschaften), die die sich im Portefeuille der Wiener Banken befindenden Aktienpakete der Konzernfirmen übernahmen.<sup>37</sup>

Die Aufrechterhaltung des Wiener Bankplatzes als eines internationalen Finanzzentrums von mitteleuropäischer Dimension ließ sich nur mit Hilfe westlichen Kapitals verwirklichen, Inflation und Währungstrennung hatten den Verlust der Kreditfähigkeit der Wiener Banken – mit Ausnahme der Rothschild-gestützten Creditanstalt – nach sich gezogen. Für die ausländischen Banken und Industriegiganten schienen Beteiligungen an den Wiener Banken mit ihren weitverzweigten Industriekonzernen wiederum vorteilhaft, weil sie ihnen Zutritt zur südost- und mitteleuropäischen Wirtschaftsregion verschafften und sie derart das Risiko einer Direktbeteiligung an einem Industrieunternehmen mit ungewisser Zukunft vermeiden konnten. So zitiert Recker den englischen Botschafter: „Any cooperation with the Boden-Credit-Anstalt means an entrance into the most important industries and companies of Central Europe.“<sup>38</sup> Erwähnt sei hier nur beispielhaft die Interessennahme der Schneider-Creuzot-Holding Union Européenne an der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft als ‚Konzernbank‘ der Alpine Montangesellschaft und der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft.

Durch die Internationalisierung der Wiener Großbanken stieg der Auslandsanteil am Aktienkapital der Wiener Großbanken von 10,4 Prozent im Jahr 1913 auf 30,5 Prozent im Jahr 1923 (ohne die verausländerten Institute AB und LB) an.<sup>39</sup> Durch die Aufnahme von Krediten und den Verkauf von Aktien gerieten die österreichischen Großbanken gegenüber den amerikanischen und westeuropäischen Banken in die Funktion des Kreditnehmers. Den Banken Südosteuropas gegenüber traten wiederum die österreichischen Banken als Kreditgeber und Aktionäre auf. Die Funktion der Wiener Banken bestand nunmehr in erster Linie in der Kreditvermittlung. Das Bank-Industrie-Netzwerk bestand so seit den zwanziger Jahren aus einer Reihe direkter und indirekter Beziehungsgeflechte.

Die Inflationszeit war die Zeit der ‚Haifische‘, wie Karl Kraus in der ‚Fak-



kel“ den Typus der Neureichen und Spekulanten, der Emporkömmlinge der Zwischenkriegszeit bezeichnete. Herausragende Beispiele waren Camillo Castiglioni, der zum Präsidenten der Depositenbank aufgestiegen war und eine extreme Expansionspolitik verfolgte, der die Bank bald zum Opfer fallen sollte, oder Sigmund Bosel, dem es in den Wirren der Inflationsperiode gelungen war, sich die Aktienmehrheit an der Unionbank zu sichern. Einer Periode der Kapitalerhöhungen folgte mit der Freigabe des Devisenhandels im November 1920 die Zeit der Devisenspekulation. Im Jahr 1921 setzte die Flucht aus der Krone verstärkt ein. Dazu kam aufgrund der nunmehr galoppierenden Inflation (Frühjahr und Sommer 1922) die Flucht in Sachwerte jeglicher Art. Im Zusammenhang mit der Genfer Sanierung des Jahres 1922 erfolgte die Gründung der Österreichischen Nationalbank, die am 1. Jänner 1923 ihre Tätigkeit aufnahm. Im September 1922 war die Krone auf der Basis 1 Goldkrone = 14.400 Papierkronen stabilisiert worden.

Während sich in Deutschland oder Ungarn weite Teile der Großindustrie während der Inflation von den Banken emanzipieren konnten<sup>40</sup> und das Emissionsgeschäft bei den Kreditinstituten eine untergeordnete Rolle spielte, vermochten die österreichischen Großbanken wider Erwarten ihren Konzern zum Teil beträchtlich zu erweitern, da die Schrumpfung des Betriebskapitals eine große Anzahl selbst renommierter und alteingesessener Privatfirmen zwang, sich an die Kreditinstitute um finanziellen Beistand zu wenden.<sup>41</sup> Gleichzeitig hatten sich die Beziehungen zu den Nachfolgestaaten gebessert, und einigen österreichischen Banken war es gelungen, ihre Verluste auch mit Neugründungen in den Nachfolgestaaten zu kompensieren.<sup>42</sup>

Nach Eindämmung der Inflation verzeichnete die Wiener Börse gewaltige Kurssteigerungen (v. a. der Bankaktien). Die Aktienhausse verleitete viele neue Kreditinstitute und einzelne Privatbankiers zur Börsenspekulation. Insbesondere über den Weg der Emissionssyndikate wurden in der Inflationszeit zweifelhafte Gewinne erzielt. Langfristig erwies sich das Anwachsen der Effekten- und Konsortialbestände der Wiener Großbanken als besonders verhängnisvoll. Nur während der Börsenhausse des Jahres 1923 gelang es den Banken, Wertpapiere zu veräußern. Eine mißglückte Franc-Spekulation im Jahr 1924 bewirkte letztlich einen 55%igen Kursturz an der Börse. Durch den Ankauf zusätzlicher Aktien versuchten die Banken die Kurse zu stützen. In den Bankbilanzen schlug sich diese Entwicklung in einem jähen Rückgang der stillen Reserven nieder, einem ersten Anzeichen der beginnenden chronischen Krise des österreichischen Bankwesens. Nach dem Börsenkrach von 1924 war der Kapitalmarkt völlig zum Erliegen gekommen, und größere Investitionsvorhaben der Industrie konnten nur mit Hilfe von Bankkrediten verwirklicht werden. Zu einer Wiederbelebung des Kapitalmarktes – diese Hoffnung schlug sich in der Geschäftspolitik der Banken nieder – kam es aber – auch aufgrund des hohen Zinsniveaus – nicht. Erste Bankenzusammenbrüche leiteten einen Konzentrationsprozeß im österreichischen Bankwesen ein, der 1924 mit der Depositenbank sein erstes Opfer

in der Datenbank fand. Die Liquidierung der Depositenbank (gegründet 1871) war neben dem Verschwinden der Wiener Lombard- und Eskomptbank und der Central-Boden-Credit-Bank der wohl spektakulärste Zusammenbruch einer Bank seit langem.

Bei Aufstellung der Goldbilanzen 1925 (Ende 1924 war es zur Einführung der Schillingwährung gekommen) wurde die starke Schrumpfung des Eigenkapitals und der Bilanzsummen der Banken deutlich.<sup>43</sup> Mit der Aufwertung des Effektenportefeuilles erfolgte die Auflösung der stillen Reserven, und der Fremdkapitalanteil stieg weiter an. Die eigenen Dividenden und die ihrer Konzernunternehmen wurden von den Banken stabilgehalten, um keine Unruhe aufkommen zu lassen. Als noch verhängnisvoller erwies sich das Anwachsen der Kredite, da durch die Stagnation des Wiener Kapitalmarktes weder die Umwandlung von Fremd- in Eigenkapital noch von Schulden in Aktien erfolgen konnte.

Die Schwäche des österreichischen Kapitalmarkts, auf dem Obligationenkapital weiterhin eine untergeordnete Rolle spielte, führte dazu, daß als Betriebskredite zu verwendende Kontokorrentkredite zu Anlagezwecken eingesetzt wurden, klassischer Fall einer Fristentransformation kurzfristiger Gelder, die einer langfristigen Verwendung zugeführt wurden. Auch an die alte Klientel der Großbanken in den Nachfolgestaaten wurden seit der Mitte der 20er Jahre kurzfristig gewährte Auslandskredite aus dem Westen weitergegeben.<sup>44</sup> Der Zufluß dieser Auslandsgelder, der auch zum Eingehen neuer Engagements in den Nachfolgestaaten diente, dauerte bis zum Jahr 1929 fort. Immer höhere Kredite führten zu immer größeren eingefrorenen Mitteln. Wie fahrlässig dabei vielfach gehandelt wurde, zeigt sich am Beispiel der Bodencreditanstalt, bei der sich die Schulden des Mautner- und des Fanto-Konzerns sowie der Steyr-Werke Ende 1928 auf 150-170 Millionen Schilling beliefen, was einem Drittel der gesamten aushaftenden Debitoren der BCA gleichkam und die eigenen Mittel der Bank um 70-90 Prozent überstieg.<sup>45</sup> Bis Herbst 1929 waren die Schulden auf 227 Millionen angewachsen, beinahe die Hälfte der Außenstände der BCA waren bei diesen Engagements gebunden.

## **Bank – Industrie – Beziehungen 1927/28**

Das dritte Stichjahr 1928 spiegelte die oben erwähnten Tendenzen wider. Infolge des Konzentrationsprozesses im Bankwesen befanden sich nur mehr sechs Banken im Datenkörper (1924 Zusammenbruch der Depositenbank, 1926 hatte die Creditanstalt die Wiener Filiale der Anglo-Austrian Bank übernommen <sup>46</sup>, im Jahr darauf wurden Union- wie Verkehrsbank mit der Bodencreditanstalt fusioniert). Dennoch war die Zahl der ermittelten Verflechtungen auf 1.487 angestiegen, was einen Zuwachs von rund 25 Prozent gegenüber 1917 bedeutete. Hier ist anzumerken, daß bei dieser Berechnung auch die im „Compass“ vermerkten personellen Verflechtungen der ausländischen

Vertreter miteinbezogen wurden, was zu einer Verzerrung führt, da diese auch in ihren Heimatländern in Industriebetrieben vertreten waren. Unter Berücksichtigung dieser Verzerrung wurden 1.128 Verflechtungen ermittelt <sup>47</sup>, ein geringer Rückgang gegenüber dem letzten Stichjahr. Dazu kam, daß 1) die Verbindungen zu den großen, zumeist tschechischen Industriekombinaten (Škoda, Prager Eisen) durch qualitativ ‚schlechtere‘ neue Beteiligungen abgelöst worden sein dürften und 2) die Präsenz österreichischer Bankenvertreter an der Spitze von Industrieaktiengesellschaften in einigen Fällen durch den indirekten Auslandseinfluß die wahren Machtverhältnisse verschleierte. So waren sowohl der Generaldirektor als auch der Verwaltungsratspräsident der Alpine Montangesellschaft im Jahr 1928 (Anton Apold und Wilhelm Kux) Vertreter der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft, die Aktienmehrheit befand sich allerdings bei der deutschen Vereinigte Stahlwerke AG. Die späten 1920er Jahre als den Höhepunkt der Macht und des Einflusses der österreichischen Banken zu bezeichnen, erscheint demnach insgesamt als nicht mehr gerechtfertigt.

Nach der Creditanstalt (326 Verflechtungen mit 193 Industriebetrieben, davon 74 ‚Konzernunternehmen im engeren Sinn‘) <sup>48</sup> hatte sich die Bodencreditanstalt (311; 166) vor der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft (203; 114) an die zweite Stelle gesetzt, was auf die Aufnahme der Union- und der Verkehrsbank zurückzuführen war. Firmen wie die Veitscher Magnesitwerke, die Österreichische Brau AG, die Schoeller-Bleckmann-Stahlwerke, die Maschinenfabrik Simmering, das Papierimperium Neusiedler AG waren nun Bestandteile der industriellen Einflußsphäre der BCA.

Trotz zahlreicher Verluste an die Nachfolgestaaten hatte sich die Maschinen- und Metallindustrie, die mit 202 Verflechtungen kaum eine Veränderung gegenüber 1917 aufwies, an der ersten Stelle behaupten können, gefolgt von der Textilindustrie (146 V.). Als Branche, die den stärksten Aufschwung erlebte, kann die Elektrizitätsindustrie (112 Verflechtungen, ein Plus von 45 gegenüber 1917) bezeichnet werden, eine der österreichischen Wachstumsbranchen der 20er Jahre. Dies kann als ein erstes Indiz einer stärkeren Konzentration auf die Bedürfnisse der österreichischen Wirtschaft gewertet werden, da es sich bei den Betrieben der Elektrizitätsindustrie vielfach um Stromlieferungsgesellschaften der Bundesländer handelte. Abgenommen hatte hingegen die Bedeutung der Zuckerindustrie, deren Produktionsstätten sich größtenteils in Böhmen, Mähren und Ungarn befanden.

Die Creditanstalt hatte neben ihrer traditionell wichtigen Rolle in der Maschinen- und Metallindustrie ihre Beziehungen zur Textilindustrie, aber auch zur Zuckerindustrie, wo sie die Länderbank aus ihrer Führungsposition verdrängt hatte, intensiviert. Die Bodencreditanstalt war mit 56 Sitzen in der Textilindustrie vertreten, die Niederösterreichische Escomptegesellschaft erwies sich mit 39 Verflechtungen zur Elektrizitätsindustrie als besondere Förderin dieser Wachstumsbranche. Eine ‚dominante‘ Position wiesen die Banken, wie schon für die beiden ersten Stichjahre nachgewiesen wurde, zu-

meist in eher ‚unbedeutenden‘ Branchen auf, also jenen Industriesparten, in denen sich wenige personelle Verflechtungen zeigten. So dominierte die Creditanstalt die Lebensmittelindustrie (16 von 31 Verflechtungen) und die Brau- und Spiritusindustrie (30 von 63 V.).

Die politischen Veränderungen 1918/19 bedeuteten eine erste Zäsur für die Zusammensetzung von Verwaltungsrat und Direktion. 1913 fanden sich unter den 23 Direktoren und Verwaltungsräten der Creditanstalt sieben, die zumindest seit 1894 in der Bank vertreten waren, 1919 unter 19 Mitgliedern nur mehr zwei, auf die das zutrif. Eine hohe Zahl von Vertretern ausländischer Banken prägte nunmehr die Zusammensetzung der Verwaltungsräte. So befanden sich unter den 27 Verwaltungsräten der Bodencreditanstalt neun Ausländer<sup>49</sup>, zumeist Angehörige westlicher Kapitalgruppen, wie Robert Hankar-Solvay und Emanuel Janssen (Repräsentanten des belgischen Solvay-Chemiekonzerns), Peter Hofstede de Groot (Direktor der Amsterdamschen Bank), der Italiener Edgardo Morpurgo (Generaldirektor der Assicurazioni Generali, Versicherungsexperte und in insgesamt 25 Versicherungen vertreten), Eugène Schneider (Schneider-Creuzot-Konzern, Präsident der Schneider-Holding Union Européenne Industrielle et Financière, die zur Übernahme früherer österreichisch-ungarischer Industriefirmen gegründet worden war) oder Baron Bruno Schröder, Chef des Londoner Bankhauses J. Henry Schröder & Co. Verwaltungsrat Fernand Raux war ein bevollmächtigter französischer Minister, derartige Persönlichkeiten dürften die Funktion der Repräsentation nach außen von den Aristokraten übernommen haben. Zwei weitere Mitglieder, Franz Ringhoffer (Präsident der nunmehr tschechoslowakischen Ringhoffer und Tatra-Werke) und Theodor Liebig (Präsident der Böhmisches Union-Bank und in sieben Textilunternehmen vertreten), hatten bereits vor 1918 dem Verwaltungsrat der BCA angehört und waren danach tschechoslowakische Staatsbürger geworden. Auch die Fusionen mit der Union- bzw. mit der Verkehrsbank hatten in Verwaltungsrat und Direktion der BCA ihren Niederschlag gefunden (1928 fanden sich fünf frühere Mitglieder der VB sowie vier der UB in den BCA-Gremien).

Tatsächlich ihren Höhepunkt hatte die Ämterkumulation in den Händen einiger weniger Bankdirektoren erreicht. Friedrich Ehrenfest war in 49 Industrieaktiengesellschaften vertreten, Ludwig Neurath in 42 und Paul Lechner in 37, alle drei waren Direktoren und Vorstandsmitglieder der Creditanstalt, aber auch Felix Stransky, Direktor und Vorstandsmitglied der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft, wies 37 Sitze in Industriebetrieben auf. Allein aufgrund der Anzahl der Mandate kann gefolgert werden, daß eine sorgfältige Kontrolle der Industrieunternehmen seitens des Verwaltungsrates nicht möglich war, den Multifunktionären standen zusätzlich kaum geeignete Kreditprüfer zur Seite, die von den Banken eingerichteten Industrieinspektorate arbeiteten ineffizient. Die mangelnde Informationspolitik, und gerade der Verbesserung der Kommunikation und Informationsweitergabe zwischen Banken und Industrie hätten die Netzwerke der personellen Ver-

flechtungen dienen sollen, zeigte sich ganz deutlich bei den Fusionen, der finanzielle Status der zu übernehmenden Bank blieb aufgrund mangelnder Kenntnisse und natürlich auch umstrittener Bilanzierungspraktiken ein unabwägbarer Risikofaktor. Auch die Einkommensseite ist nicht zu vernachlässigen: Das gegenseitige ‚Zuschancen‘ von Verwaltungsratsmandaten sicherte in Form der Tantiemen einen beträchtlichen Zusatzverdienst.

Zwischen den letzten beiden Stichjahren 1928 und 1937 gelangte der Konzentrationsprozeß im österreichischen Bankwesen zu seinem Abschluß. Die Welle der Fusionierungen erreichte mit der Übernahme der Bodencreditanstalt durch die Creditanstalt 1929 ihren Höhepunkt. Die CA hatte damit bis 1930 vier Großbanken (AB, BCA und damit auch UB und VB) aufgesogen, wengleich die Fusion mit der BCA auf Druck von oben erfolgt war und keine genaue Überprüfung des Status der Bank zuließ. Eine Lösung der Probleme des österreichischen Bankwesens war damit noch nicht erreicht, denn im Mai 1931 kam es zum spektakulären Zusammenbruch der Creditanstalt.<sup>50</sup> Der Staat wurde zum Mehrheitseigentümer der Bank und übernahm deren Schulden. Nach der Fusionierung mit dem Wiener Bankverein und der Übernahme des laufenden Bankgeschäfts der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft (von der nur eine Art Holdinggesellschaft, die Österreichische Industriekredit-AG, übrigblieb, die die Industriebeteiligungen der NEG verwaltete) im Jahr 1934 war Österreich nur mehr eine Großbank verblieben, die Creditanstalt-Bankverein, denn die Mercurbank war zu einer mehrheitlich deutschen Bank geworden, die Länderbank war in französischem Besitz. Die CA hatte annähernd eine Monopolstellung in der österreichischen Banken- und Industrielandschaft erlangt.<sup>51</sup>

Einige Kennziffern verdeutlichen die dramatische Schrumpfung im österreichischen Bankwesen. 1936 belief sich die Bilanzsumme der Wiener Großbanken (ohne die französische Länderbank) nur mehr auf ein Sechstel des Wertes von 1913. Das Eigenkapital betrug weniger als ein Zehntel des Vorkriegswertes.<sup>52</sup>

Die auf den CA-Zusammenbruch folgende Entwicklung in bezug auf die Industriebeteiligungen kann treffend als Prozeß der „Austrifizierung“ bezeichnet werden.<sup>53</sup> Das laufende Kreditgeschäft büßte (zum zweiten Mal nach 1918/19) seinen multinationalen Charakter ein. Die meisten, den Banken noch verbliebenen Industriebeteiligungen in den Nachfolgestaaten wurden verkauft. Unter den makroökonomischen Rahmenbedingungen einer Deflationpolitik erfolgte in der österreichischen Industrie eine Strukturbereinigung. Industrieunternehmen wurden Sanierungen oder Rationalisierungen unterzogen oder liquidiert.<sup>54</sup>

1930 kam es zur Strukturbereinigung in der seit 1918 überdimensionierten Lokomotivindustrie. Von vier großen Produktionsanlagen blieb nur jene in Floridsdorf bestehen. 1934 wurde die Fusion der Steyr-Werke mit der Austro-Daimler-Puch AG durchgeführt. Die Automobilproduktion wurde 1934 in Steyr konzentriert, das Wiener Neustädter Daimler-Werk stillgelegt. Die

Berndorfer Metallwarenfabrik und die Veitscher Magnesit-Werke wurden Sanierungen unterzogen. Auch in der Textilindustrie und auf dem Sektor der Mineralölverarbeitung kam es zu Zusammenlegungen und zur Schließung von Produktionsstätten. Die Auswirkungen für den Arbeitsmarkt waren verheerend, manche Bankleiter hatten gerade dieses Argument als Ausrede dafür verwendet (und in einigen Fällen dürfte tatsächlich gegen Betriebsstilllegungen interveniert worden sein), ihre Schuldner Jahre hindurch mit weiteren Krediten versehen zu haben, doch eine rechtzeitige Erkenntnis, daß diese Politik nur eine Verzögerungstaktik bedeutete, hätte vielleicht auch weniger drastische Konsequenzen nach sich gezogen.

### **Bank – Industrie – Beziehungen 1936/37**

Im vierten Stichjahr 1937 wurden vier Banken berücksichtigt: Creditanstalt-Bankverein, Länderbank, Mercurbank und die Nachfolgegesellschaft der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft, die Österreichische Industriekredit-AG. Die österreichischen Vertreter dieser vier Banken waren mit 381 Verflechtungen (von insgesamt 440 aufgefundenen) <sup>55</sup> in 252 Industrieaktiengesellschaften vertreten. Dies bedeutete nunmehr gegenüber 1928 einen drastischen Rückgang. Hinter dem Bankenkoloss Creditanstalt-Bankverein (142 Verflechtungen) lag die Österreichische Industriekredit-AG, für die 113 Verflechtungen ermittelt wurden. Im Fall der in französischem Besitz befindlichen Länderbank vereinten die österreichischen Staatsbürger 88 Industrieverflechtungen auf sich, für die Mercurbank konnten 38 Verflechtungen aufgefunden werden.

Mehr als die Hälfte aller Verflechtungen der CA waren auf die Vorstandsmitglieder der Bank zurückzuführen. Dieses Muster der Konzentration der großen Mehrheit der Verflechtungen auf einige wenige Direktions- und Vorstandsmitglieder, das sich seit den 1920er und 30er Jahren verstärkte, legt den Schluß einer Konzentration der Entscheidungsmacht nahe. Franz Rotenberg, Vorstandsmitglied der CA, war in 36 Industrieaktiengesellschaften vertreten, in 18 dieser Unternehmen stand er als Präsident an der Spitze des Verwaltungsrates. Erich Heller, ebenfalls Vorstand der CA, war in 28 Industriebetrieben vertreten, wovon er in 11 das Amt des Verwaltungsratspräsidenten bekleidete.

In der Zusammensetzung des Industriekonzerns der Creditanstalt war der Prozeß der „Austrifizierung“, der Rückzug aus den Nachbarstaaten, deutlich zu bemerken, an der französischen Länderbank war diese Entwicklung hingegen nahezu spurlos vorübergegangen, ihre Beteiligungen erstreckten sich weiterhin über Südosteuropa. Die Elektrizitätsindustrie hatte sich mit 74 Verflechtungen (von denen exakt die Hälfte auf die Österreichische Industriekredit-AG entfielen) knapp vor die Maschinen- und Metallindustrie (64 V., davon 33 CA) auf Platz 1 gesetzt. Die Banken hatten in allen Branchen gewaltige Einbußen zu verzeichnen. Hier sei nur das – besonders drastische

- Beispiel der Textilindustrie angeführt, die von 146 Verflechtungen im Jahr 1928 auf 30 im Jahr 1937 zurückfiel.

Aus der Addition der Verflechtungen aller Stichjahre kann für den gesamten Untersuchungszeitraum der Schluß gezogen werden, daß die Maschinen- und Metallindustrie die größte Attraktivität für die Wiener Banken besaß, mit weitem Abstand folgen die Berg- und Hüttenwerke und die Textilindustrie, was das im internationalen Vergleich wahrscheinlich überraschendste Ergebnis ist. Dahinter lagen die Wachstumsindustrien Elektrizität und Chemie, die ihre Bedeutung seit den 20er Jahren gesteigert hatten, sowie die Zuckerindustrie, bei der es genau umgekehrt lag.

Schon anläßlich der Fusion von Creditanstalt und Bodencreditanstalt 1929 waren 14 BCA-Verwaltungsräte in den Verwaltungsrat der CA kooptiert worden. 1930 setzte mit dem Tod des Direktors Paul Lechner ein Personalumbruch ein, denn auch die Direktoren Friedrich Ehrenfest, der mit dem Kredit der CA große private Spekulationen durchgeführt hatte, und Sigmund Löwy schieden aus. Doch die eigentliche Zäsur im Personalbereich stand erst bevor. Nach dem Zusammenbruch der Creditanstalt demissionierten bereits im ersten Jahr 12 Verwaltungsräte, unter ihnen die Vertreter der Bank of England, Sir Otto Niemeyer und Sir Henry Strakosch, oder Eugène Schneider.<sup>56</sup> Bis Mitte 1933 war kein einziges Mitglied des Verwaltungsrates vom Mai 1931 mehr in der Creditanstalt vertreten. Auch der Vorstand war vollständig ausgewechselt worden. Auf Spitzmüller war mit dem Holländer Adrianus van Hengel erstmals ein Ausländer als Generaldirektor der CA gefolgt, auch die Berufung dessen Nachfolgers, Josef Joham, erregte in der Bankenwelt großes Aufsehen, denn Joham war ein von einer Provinzbank geholtter Tiroler, der nun an der Spitze der größten und wichtigsten österreichischen Bank stand, was früher undenkbar gewesen wäre. An die Stelle des Verwaltungsratspräsidenten Louis Rothschild war der ehemalige Finanzminister Emanuel Weidenhoffer getreten. Vertreter des Staates bestimmten nunmehr auch das Bild des Verwaltungsrates. Noch ahnte niemand, daß in wenigen Jahren eine weitere Zäsur bevorstehen sollte. Doch bereits nach der Creditanstalt-Krise war Unmut über die jüdischen Bankdirektoren laut geworden. Weitere Indizien lieferte die in deutschem Besitz befindliche Mercurbank, die ihr Personal nach 1933 einer von Hitler angeordneten „Arisierung“ zu unterziehen begann.<sup>57</sup>

Die Gründe des Scheiterns des österreichischen Universalbankensystems lagen einerseits in einer Reihe unvorherschaubarer Faktoren, den ‚objektiven Schwierigkeiten‘, zu denen die wirtschaftliche Desintegration als Folge des Zusammenbruchs der Habsburger-Monarchie, die Hyperinflation der unmittelbaren Nachkriegszeit, der Ausbruch der Weltwirtschaftskrise von 1929 und die insgesamt stagnierende österreichische Wirtschaft der Zwischenkriegszeit zu rechnen sind. Doch erst die geschäftspolitischen Reaktionen der Banken auf diese geänderten Rahmenbedingungen führten zum Bedeutungsverlust des Finanzsektors und zu den oben beschriebenen Auswirkungen. Re-

trospektiv gesehen hatte sich der Versuch der Aufrechterhaltung der traditionellen Einflußsphären der Wiener Banken als eine Illusion erwiesen. Zu dieser Illusion gesellte sich die Hoffnung nach einer Wiederbelebung des österreichischen Kapitalmarktes, die ihren Ausdruck in der Dividenden- und Kursstützungspolitik der Wiener Banken fand, auch dies eine gravierende Fehleinschätzung. Die Verkomplizierung der Geschäftstransaktionen infolge von Inflation und Nationalisierungsmaßnahmen der Nachfolgestaaten, die Schwierigkeiten, große Fusionen abzuwickeln und in ihren Folgen abzuschätzen, zeigten sich auch auf der Managementebene in den Banken selbst, und Stiefel spricht – in bezug auf die Organisations- und Informationspolitik – wohl zurecht von einem „Verlust des Überblicks“.<sup>58</sup> Doch gleichzeitig wurde gerade dieses Argument im nachhinein häufig als Ausrede einiger Bankmanager für ihre Fehleinschätzungen und ihre Prestigepolitik verwendet. Zuletzt muß damit auch der ‚subjektive Faktor‘ in der Form von Fehlern der Bankleitungen als Begründung herangezogen werden.

## Epilog

Nach dem ‚Anschluß‘ 1938 wurde das österreichische Bankensystem vollständig in das des Dritten Reiches übergeführt. Die Creditanstalt fiel in die Einflußsphäre der Deutschen Bank. Länderbank und Mercurbank wurden nach dem ‚Anschluß‘ zu einer Bank vereinigt, die der Bankengruppe der Dresdner Bank zuzuordnen war. Die wichtigsten Industriebeteiligungen, insbesondere kriegswichtige, mußten abgegeben werden. blieb auch die Bankenorganisation in ihren Grundzügen unverändert, so forderte der Austausch jüdischer und sonstiger unliebsamer Bankdirektoren (Repräsentanten des Ständestaates,...) durch deutsche und österreichische (Sympathisanten der) Nationalsozialisten zahlreiche Opfer. Von 70 in die Datenbank 1937 aufgenommenen Personen fanden sich im „Compass“ des darauffolgenden Jahres nur mehr 24 vertreten.<sup>59</sup> Über Schicksal und Entwicklung der Länderbank liegt ein literarisches Zeugnis vor: Der Roman „Last Waltz in Vienna“ beschreibt die verzweifelten Bemühungen des französischen Generaldirektors der Länderbank, Henry Reuter, zur Rettung seiner jüdischen Angestellten.<sup>60</sup> Einige Bankdirektoren und Industrielle (z. B. Peter Reininghaus) traten den Weg in die Emigration an, andere waren weniger glücklich, ihr Weg führte in die Gefängnisse und Konzentrationslager (z. B. Erwin Philipp oder Ernst Egger). Eine weitere Gruppe zeigte unverhohlen ihre Sympathie für den Nationalsozialismus oder verstand es zumindest geschickt, sich zu arrangieren. Diese Gruppe verflocht sich mit den Vertretern der Deutschen und der Dresdner Bank, der Hermann Göring-Reichswerke oder der IG Farben zu einem neuen Netzwerk.



## ANMERKUNGEN

- 1 Die Anfänge der Beschäftigung mit diesem Thema reichen bis zu einem von Prof. Mosser geleiteten und mir durchgeführten Forschungsprojekt unter dem Titel „Die Konzentration der Entscheidungsmacht“, das vom Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank finanziert wurde, zurück.
- 2 Die enge Verbindung zwischen Banken und Industrie bezeichnete Gerschenkron als typisch für relativ rückständige Länder, die in den Industrialisierungsprozeß eingetreten sind und zu dessen Beschleunigung der Banken bedürfen. Im Gegensatz zu Hilferding, der die Abhängigkeit der Industrieunternehmen von Banken als ein notwendiges Resultat kapitalistischer Entwicklung interpretierte, sah Gerschenkron diese Entwicklung nicht nur auf die ‚Nachzügler‘ in der kapitalistischen Entwicklung beschränkt, sondern auch als zeitlich eingegrenzten Prozeß. Vgl. Alexander Gerschenkron, Wirtschaftliche Rückständigkeit in historischer Perspektive, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Geschichte und Ökonomie, Köln 1973, 127. Die räumlich sehr stark differenzierte kapitalistische Entwicklung Österreich-Ungarns kann jedoch mit Gerschenkrons These der relativen ökonomischen Rückständigkeit nicht ausreichend erklärt werden. So erscheint auch Gerschenkrons Versuch, seine Theorie auf Österreich anzuwenden, als wenig überzeugend. Gerschenkron, *An economic spurt that failed*, Princeton 1977, 45-84.
- 3 Alice Teichova, Kontinuität und Diskontinuität: Banken und Industrie in Mitteleuropa im 20. Jahrhundert, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (Heft 4: Banken und Kapital, 1993 (= ÖZG 4/1993), 527f, 529f.
- 4 Eduard März/Karl Socher, Währung und Banken in Cisleithanien, in: Adam Wandruszka/Peter Urbanitsch (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. 1: Die wirtschaftliche Entwicklung, Wien 1973, 347.
- 5 Hans Kernbauer/Fritz Weber, Die Wiener Großbanken in der Zeit der Kriegs- und Nachkriegsinflation (1914-1922), in: Gerald D. Feldman u. a. (Hrsg.), Die Erfahrung der Inflation im internationalen Zusammenhang und Vergleich, Berlin-New York 1984, 143.
- 6 Alois Mosser, Die Industrieaktiengesellschaft in Österreich 1880-1913, Wien 1980, 184; Karl Bachinger/Herbert Matis, Österreichs industrielle Entwicklung, in: Wandruszka/Urbanitsch, Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. 1, 216.
- 7 Walter Reik, Die Beziehungen der österreichischen Großbanken zur Industrie, Wien 1932, 20. Die Vorsicht, mit der die Banken vorgehen, wird auch von Richard L. Rudolph, *Banking and Industrialization in Austria-Hungary. The role of banks in the industrialization of the Czech Crownlands, 1873-1914*, Cambridge 1976, insb. 102-121, betont. Vielfach wird der Kredit und nicht der Aktienbesitz als der eigentliche Kern der Banken-Industrie-Beziehungen bezeichnet, so bei Dieter Stiefel, *Finanzdiplomatie und Weltwirtschaftskrise. Die Krise der Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe 1931*, Frankfurt am Main 1989, 86.
- 8 Rudolf Hilferdings Werk „Das Finanzkapital“ wurde 1910 in Wien veröffentlicht. Er untersuchte neben Österreich auch Deutschland.
- 9 Eduard März, Österreichische Bankpolitik in der Zeit der großen Wende 1913-1923, Wien 1981; David F. Good, *Der wirtschaftliche Aufstieg des Habsburgerreiches 1750-1914*, Wien 1986, insb. 188f.
- 10 Die Frage des Finanzkapitals in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1900-1918, Bukarest 1965; I.T. Berend/György Ránki, *The development of the manufacturing industry in Hungary (1900-1944)*, Budapest 1960.
- 11 Für Deutschland z. B. Volker Wellhöner, *Großbanken und Großindustrie im Kaiserreich*, Göttingen 1989 bzw. Harald Wixforth, *Banken und Schwerindustrie in der Weimarer*

- Republik, Köln 1995; für Österreich: Richard Rudolph, *Banking and Industrialization in Austria-Hungary*; Dieter Stiefel, „Die österreichischen Banken am Höhepunkt von Macht und Einfluß“, in: *Bankhistorisches Archiv, Zeitschrift für Bankengeschichte* 1/1984.
- 12 März/Socher, *Währung und Banken*, 358.
  - 13 Eduard März, *Zur Genesis der Schumpeterschen Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, in: *On political economy and econometrics. Essays in honour of Oskar Lange*, Warschau 1964, 371.
  - 14 Reik, *Beziehungen der österreichischen Großbanken*, 15, 25.
  - 15 Bachinger/Matis, *Österreichs industrielle Entwicklung*, 134ff., 139.
  - 16 Zwar kommt mit dieser Zählung noch nicht die Richtung der Verbindung zum Ausdruck, doch in den bei weiten meisten Fällen wurden Angehörige der Bankgremien in die Industrieaktiengesellschaften entsandt und nicht umgekehrt.
  - 17 Richard Kola, *Rückblick ins Gestrige*, Wien 1922, 151.
  - 18 Siehe dazu die Argumentation in den Artikeln von Karl Morawitz, dem Verwaltungsratspräsidenten der Anglo-Oesterreichischen Bank, „Der Mangel an Bankdirektoren“, 115-125, und „Der Nachwuchs an Bankleitern“, 126-135, beide in *Karl Morawitz, Aus Arbeitstagen und Mußstunden. Neue Folge*, Wien-Leipzig 1911. Zur Bedeutung der Privatbanken als Ausbildungsstätte vermerkt Michel, daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts 55 Prozent der Führungspersönlichkeiten der österreichischen Bankwelt aus der Schule der Privatbanken hervorgegangen waren, Bernard Michel, *Banques et banquiers en Autriche au début du 20e siècle*, Paris 1976, 320.
  - 19 Berechnung nach *Compass* 1915, Bd. 1. So entfielen bei der Creditanstalt in den Jahren 1913/14 fast 94 Prozent der in 21 Zweigstellen realisierten Gewinne auf Filialen in den späteren Nachfolgestaaten. VWP-CA vom 12. Jänner 1915 zitiert nach Hans Kernbauer/Fritz Weber, *Multinationales Banking im Donauraum? Die Geschäftspolitik der Wiener Großbanken 1918-1929*, in: *ÖZG* 4/1993, 603. Von den 85 Industrieunternehmen unter Einfluß der CA hatten 57 ihren Sitz bzw. ihre Hauptbetriebsstätten außerhalb der Grenzen der späteren Republik Österreich. März, *Österreichische Bankpolitik*, 73ff., 534ff.; *Compass* 1915, 2. Bd.
  - 20 Bachinger/Matis, *Österreichs industrielle Entwicklung*, 134.
  - 21 Vgl. dazu und im folgenden Kernbauer/Weber, *Die Wiener Großbanken*, 146ff.
  - 22 Kernbauer/Weber, *Die Wiener Großbanken*, 149.
  - 23 Diese beiden Persönlichkeiten verkörpern zwei konträre Auffassungen des Berufsethos eines Bankiers. Taussig steht für den Bankier der alten Schule, so schreibt Sieghart über Taussig: „Er kannte das Bankwesen von Grund aus, und obwohl er keine starken Persönlichkeiten, sondern nur ausführende Organe als Mitarbeiter neben sich vertrat, funktionierte seine Anstalt vorzüglich, und er konnte sich wohl berümen, er wisse zu jeder Stunde des Tags, was jeder Beamte der Bank gerade tue.“ Rudolf Sieghart, *Die letzten Jahrzehnte einer Großmacht*, Berlin 1932, 156. Sieghart selbst symbolisierte – auch wenn sich die beiden in ihrem paternalistischen Arbeitsstil ähnelten – einen neuen Typus des Bankiers, den schon die Zeitgenossen wegen umstrittener Geschäftspraktiken mit Attributen wie ‚skrupellos‘ und ‚machtgierig‘ bedachten. Zeitgleich wie Sieghart war auch Alexander Spitzmüller aus dem Staatsdienst an die Spitze einer Bank (der Creditanstalt) geholt worden, was das Aufsehen der Öffentlichkeit erregte. Spitzmüllers Vorstellung war es wiederum, „einen neuen, den öffentlichen Interessen entsprechenden, gewissermaßen sozialen Bankdirektortypus“ zu schaffen. „Diener des Staates und der Gesellschaft“ zu sein. Alexander Spitzmüller, „...Und hat auch Ursach, es zu lieben.“, Wien 1955, 112.



- banking systems of East Central Europe, in: *International Business and Central Europe, 1918-1939*, hg. von Alice Teichova/P.L. Cottrell, Leicester – New York 1983, 309ff.
- 30 Vgl. dazu **und** im folgenden Kernbauer/Weber, *Die Wiener Großbanken*, 153f; *Compass* mehrere Jahrgänge, insbes. 1925, Bd. 1.
- 31 Kernbauer/Weber, *Die Wiener Großbanken*, 160; Vlastislav Lacina, *Bankensystem und Industriefinanzierung in der Tschechoslowakischen Republik*, in: *ÖZG* 4/1993, 545f.
- 32 Zur Verausländierung der beiden Banken, Marie Luise Recker, *England und der Donauraum 1919-1929*, Stuttgart 1976, 60ff; Teichova, *Versailles and the expansion of the Bank of England into Central Europe*, in: *Recht und Entwicklung der Großunternehmen im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, hrsg. von Norbert Horn und Jürgen Kocka, Göttingen 1979, 368ff; Teichova, *An economic background to Munich*, Cambridge 1974, 350-356.
- 33 Kernbauer/Weber, *Die Wiener Großbanken*, 153.
- 34 Der österreichische Volkswirt (*ÖVW*), 23. Aug. 1919 (11.Jg.), 893.
- 35 zitiert nach Kernbauer/Weber, *Multinationales Banking*, 587.
- 36 *Compass* 1925, Bd. 1, 555, 764f.
- 37 Als Beispiele seien hier der die Transalpina Industrie- und Handels AG (S.M.v. Rothschild), der Tarbouches Trust und der Färbereien und Druckereien Trust in der Textilindustrie, die Mundus Allgemeine Handels- und Industrie AG (alle CA) und die Timber-Holding-Gesellschaft (Unionbank) in der Holzindustrie oder die Vereinigte Fanto Petroleum AG (BCA) und die N.V. Nederlandsche Petroleum Maatschappij Photogen (CA, S.M.v. Rothschild) in der Mineralölindustrie angeführt. Die Fanto-Holding besaß zeitweilig Aktien und Anteile an 37 Gesellschaften in 10 Staaten. Der Sitz dieser Holdinggesellschaften lag mit einer Ausnahme in der Schweiz. Kernbauer/Weber, *Die Wiener Großbanken*, 156f.
- 38 Recker, *England und der Donauraum*, 72, Anm. 137.
- 39 Kernbauer/Weber, *Die Wiener Großbanken*, 166.
- 40 Für Ungarn siehe György Péteri, *Financial change at the sector level: the interrelationships between banking and industry in Hungary during the 1920s*, in: P.L. Cottrell/Hakan Lindgren/Alice Teichova (Hg.), *European industry and banking between the wars*, Hakan Lindgren, *A review of bank-industry relations*, Leicester 1992, 31-42, insb. 39; zur Entwicklung in Deutschland: Karl Erich Born, *Die Deutsche Bank in der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg*, in: *Deutsche Bank. Beiträge zu Wirtschafts- und Währungsfragen und zur Bankgeschichte*, Nr. 17, Frankfurt am Main 1979, 27f.
- 41 Kernbauer/Weber, *Die Wiener Großbanken*, 175;
- 42 Vgl. dazu Beispiele bei März, *Österreichische Bankpolitik*, 534f.
- 43 Kernbauer/Weber, *Die Wiener Großbanken*, 178f; Fritz Weber, *Vor dem großen Krach. Die Krise des österreichischen Bankwesens in den zwanziger Jahren*, Habil. Salzburg 1991, 76ff.
- 44 Kernbauer/Weber, *Multinationales Banking*, 602.
- 45 Weber, *Vor dem großen Krach*, 443ff.
- 46 Bei der dieser Transaktion vorausgehenden Auseinandersetzung waren zwei grundsätzlichen verschiedene Auffassungen über die Rolle und Funktion der Banken deutlich geworden: Der englischen Bankphilosophie stand die österreichische Tradition des Universalbankensystems gegenüber, die Gegensätze hatten sich nicht versöhnen lassen.
- 47 Berücksichtigung fanden hier nur die von Inländern wahrgenommenen Industriebeziehungen sowie die (geringe Zahl der) Verflechtungen der ausländischen Verwaltungsräte zu jenen Industrieunternehmen, deren Verwaltungsräte oder Direktionen auch österreichische Bankvertreter aufwiesen. So wurden für die Verwaltungsräte, Direktoren

- und Vorstandsmitglieder der Bodenereditanstalt insgesamt 354 Verflechtungen ermittelt, nach obiger Zählmethode verblieben 311 Industriebeziehungen, wovon auf die österreichischen Staatsbürger 302 personelle Verflechtungen entfielen.
- 48 1917 hatte sich die Zahl der engeren Konzernunternehmen auf 70 belaufen. Dieser Gleichstand – trotz der im Vergleich zu den anderen Banken eher regen Gründungstätigkeit der CA in den 1920ern – kann als weiteres Indiz einer geschwächten Position der österreichischen Banken interpretiert werden.
- 49 In der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft waren unter 26 Verwaltungsräten sogar 14 Vertreter des westlichen Auslands. Vgl. dazu auch Peter Eigner, *Interlocking directorships between commercial banks and industry in interwar Vienna*, in: Alice Teichova/Terry Gourvish/Agnes Pogány (Hg.), *Universal Banking in the Twentieth Century. Finance, Industry and the State in North and Central Europe*, Aldershot 1994, 260-293.
- 50 Zum Zusammenbruch und seinen Folgen: Stiefel, *Finanzdiplomatie und Weltwirtschaftskrise. Die Krise der Creditanstalt für Handel und Gewerbe 1931*, Frankfurt am Main 1989.
- 51 Zur dominanten Stellung der CA auch im internationalen Vergleich siehe Margarita Dritsas/Peter Eigner/Jan Ottosson, *'Big business' networks in three interwar economies: Austria, Greece and Sweden*, in: *Financial History Review* 3 (1996), 182 ff.
- 52 Vgl. dazu Fritz Weber, *Die österreichischen Großbanken*, in: *Christliche Demokratie* 4/1985, 323 bzw. Tab. 1, 325.
- 53 Von „Austrifikation“ sprach Dieter Stiefel, *The reconstruction of the Credit-Anstalt*, in: P.L. Cottrell/Alice Teichova (Hg.), *International business & Central Europe, 1918-1939*, Leicester 1983, 427.
- 54 Vgl. dazu Alois Mosser/Alice Teichova, *Investment behaviour of industrial joint-stock companies and industrial shareholding by the Österreichische Creditanstalt. Inducement or obstacle to renewal and change in interwar Austria*, in: Harold James/Hakan Lindgren/Alice Teichova (Hg.), *The role of banks in the interwar economy*, Cambridge – Paris 1991, 122-157; Weber, *Die österreichischen Großbanken*, 345.
- 55 Von den insgesamt 59 Verflechtungen, die von ausländischen Staatsbürgern wahrgenommen wurden, entfielen allein 55 auf die verausländerte Länderbank – auch dies ein eindruckvoller Beleg der Austrifizierung.
- 56 Vgl. dazu und im folgenden Weber, *Vor dem großen Krach*, 586ff.
- 57 Liselotte Wittek-Saltzberg, *Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Okkupation*, Diss. Wien 1970, 141f.
- 58 Stiefel, *Managementprobleme und die österreichische Bankenkrise des Jahres 1931*, in: *Management und Organisation* (=Veröffentlichungen des Vereines der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Unternehmerbiographie und Firmengeschichte Heft 10), Wien 1983, 35.
- 59 Vgl. dazu ein wenig ausführlicher Dritsas/Eigner/Ottosson, *'Big business' networks*, 186 ff.
- 60 George Clare, *Last Waltz in Vienna*, London 1981. George Clare's Vater, Ernst Klaar, war zum Zeitpunkt des ‚Anschlusses‘ Prokurist der Länderbank. Ihm glückte die Flucht nicht, er starb 1942 im Konzentrationslager Auschwitz.



EVELYN KOLM

*„Ich gebe für diesen Dreck nicht einen  
Kreuzer...“ \*:*

*FINANZKAPITAL UND IMPERIALISTISCHE POLITIK IN  
ÖSTERREICH-UNGARN*

Bereits die frühesten Versuche, das historische Phänomen Imperialismus theoretisch aufzuarbeiten und zu erklären, führten dazu, die wichtigsten Beweggründe einer derartig expansiven Politik im Bereich der Ökonomie zu suchen. John Hobson, der um 1900 das grundlegende imperialismustheoretische Werk „Imperialism“ schrieb, strich wirtschaftliche Zwänge, vor allem das im Vergleich zur Nachfrage raschere Anwachsen der Produktion, sowohl was Waren als auch was Kapital betrifft, als grundlegendes Problem der modernen Industriestaaten hervor. Diesem Widerspruch versuche man durch ein Ausweichen auf koloniale oder andere, noch nicht kapitalistisch organisierte Märkte entgegenzuwirken. Dies führe zu einem zunehmenden Wettlauf der konkurrierenden Industriestaaten um noch „freie“ Gebiete rund um den Erdball. Dieser Erklärungsansatz Hobsons wurde von der gesamten marxistischen Imperialismustheorie, die sich sehr ausführlich mit dem Problem beschäftigte, übernommen und weiter differenziert. Besonders Rudolf Hilferding<sup>1</sup> strich eine bestimmte Gruppierung, nämlich das Finanzkapital, als Hauptantriebskraft imperialer Expansion hervor. Dieses Finanzkapital, das er als finanzielle, organisatorische und personelle Verflechtung von Industrie-, Handels- und Bankkapital definierte, sei durch seinen hochkonzentrierten Einfluß auf die nationale Wirtschaft in der Lage, den Staatsapparat zu einer den Interessen des Finanzkapitals entsprechenden imperialistischen Politik zu veranlassen. Während sich eine derartige Zusammenarbeit zwischen Finanzkapital und Politik in einigen großen Industriestaaten durchaus nachweisen läßt,<sup>2</sup> gibt es im Falle der österreichisch-ungarischen Monarchie in zweifacher Hinsicht unterschiedliche Interpretationen. Einerseits ist die Frage, ob Österreich-Ungarn überhaupt eine imperialistische Politik verfolgte, nicht unumstritten.<sup>3</sup> Der überwiegende Teil der neueren Forschungsarbeiten zu diesem Thema unterstützt aber das Argument, daß es ab dem späten 19. Jahrhundert tatsächlich eine Hinwendung zu einer expansiven Außenpolitik gegeben hat. Geringerer Konsens herrscht darüber, ob in der Monarchie primär das Finanzkapital Interesse an einer solchen Politik hatte und inwieweit es in der Lage war, dieses im Außenministerium durchzusetzen. Für viele marxistische Historiker, z.B.

Krizek<sup>4</sup>, ist der Fall klar: das Finanzkapital, spät, aber doch, zuerst in Österreich, dann auch in Böhmen und Ungarn entstanden, stellte einen entscheidenden Antriebsfaktor der Umorientierung der Wirtschafts- und Außenpolitik um 1900 dar. Helmut Rumpler ist davon überzeugt, daß es in bezug auf eine wirtschaftsimperialistische Strategie eine Interessensidentität und intensive Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft und Außenpolitik gegeben habe.<sup>5</sup> Canis<sup>6</sup> differenziert: gewisse typische Wesensmerkmale des Finanzkapitals, wie Konzentration und Monopolisierung, hätten sich um die Jahrhundertwende auch in Österreich-Ungarn herausgebildet, wobei der Einfluß der Großbanken zwar allmählich anstieg, aber noch nicht auf dem Niveau der großen Industriestaaten lag. Nach der Auffassung von Canis hat das industrielle Großbürgertum weniger Einfluß auf die Wirtschafts- und Machtpolitik gehabt als die großen Banken, in denen aber Aristokraten (und hier findet sich ein Anknüpfungspunkt zur Imperialismustheorie Schumpeters<sup>7</sup>) wichtige Positionen innehatten. Palotás<sup>8</sup> vertritt eine genau konträre Auffassung: es sei den großen exportorientierten Industrien der Monarchie (Textil, Zucker, Eisen) möglich gewesen, die Fachministerien in ihrem Sinne zu beeinflussen und eine wirtschaftsimperialistische Tendenz zu bewirken, während die Banken wenig Interesse an den machtpolitischen Zielen des Ballhausplatzes zeigten. Die Initiative zu als imperialistisch zu bezeichnenden Aktionen ging aber seiner Meinung nach meist vom Außenministerium aus.

In dieselbe Kerbe schlägt auch Samuel Williamson<sup>9</sup>, der meint, daß die Kooperation des Finanzkapitals bei etwaigen Projekten des Außenministeriums zu wünschen übrig gelassen habe, schon deswegen, weil die österreichisch-ungarischen Banken über zu wenig Kapital zur Finanzierung imperialistischer Strategien verfügt hätten. Gerade dieses Desinteresse oder Unvermögen der großen Banken hätte die Politiker schließlich dazu gezwungen, andere – nämlich in der letzten Konsequenz militärische – Mittel einzusetzen.

Eduard März<sup>10</sup> schließlich ist der Überzeugung, daß in der Monarchie das Finanzkapital generell viel zu wenig Einfluß auf die Außenpolitik gehabt habe, um etwaige expansive Interessen durchzusetzen. Er stützt sich dabei auf Aussagen von Persönlichkeiten in hohen Bankpositionen, wie z.B. Alexander Spitzmüller (Generaldirektor der Creditanstalt) und Rudolf Sieghart (Gouverneur der Bodenkreditanstalt).

Francis R. Bridge billigt „pressure groups outside the narrow circle of decision-makers [vor allem im Außenministerium]“ keinen nennenswerten Einfluß zu. „These peripheral factors could sometimes restrict the freedom of manoeuvre of a foreign minister, or limit the effectiveness of his policy. But they could not prescribe a positive policy for the Ballhausplatz“. Dies umso mehr als „Austrian and Hungarian commercial interests were sluggish and unadventurous.“<sup>11</sup>

Die Meinungen zu der Frage, welche Rolle ökonomische Überlegungen und die dahinterstehenden Gruppierungen in der zunehmend aggressiver werdenden Außenpolitik gespielt haben, sind also, wie an den erwähnten Bei-



spielen erläutert, sehr unterschiedlich. Nach dem gegenwärtigen Forschungsstand ist eine eindeutige Klärung nicht möglich. Wie Hanisch<sup>12</sup> bemerkte, „fehlen alle Untersuchungen, die den Konnex zwischen Ökonomie und Politik empirisch abgesichert herstellen und z.B. die machtpolitischen Einflußmöglichkeiten der Interessenverbände oder die Zollpolitik .... analysieren.“ Als erster Ansatz für eine Annäherung an diese Frage sollen daher einzelne Projekte in Österreich-Ungarn, die man in einen imperialistischen Rahmen stellen kann, daraufhin überprüft werden, von welcher Seite, Wirtschaft oder Politik, die Initiative ausging und inwieweit die andere Seite darauf einging oder die Aktion blockierte.

Kurz vor der Jahrhundertwende gab es zwei Projekte, die eine österreichisch-ungarische Präsenz in Übersee initiieren sollten: die Salomonen-Expedition<sup>13</sup> und das Rio de Oro Projekt.<sup>14</sup> Zum ersteren ist zu erläutern, daß 1893 der Stahlfabrikant Arthur Krupp Interesse an auf den Salomonen-Inseln<sup>15</sup> vermuteten Nickelvorkommen zeigte und Marineadmiral Sterneck<sup>16</sup> veranlaßte, eine Expedition der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine zu entsenden, um unter deren Schutz die Möglichkeiten zu erkunden. Die Aktion, die unter Geheimhaltung der Beteiligung Krupps erfolgte, verlief desaströs. Der beauftragte Geologe Foullon wurde durch einen Angriff von Eingeborenen getötet, die Briten, die das Gebiet unter ihre Schutzherrschaft gestellt hatten, untersagten weitere österreichisch-ungarische Aktionen in diesem Gebiet 1897 endgültig und die Analyse der Gesteinsproben ergab, daß der Nickelgehalt für eine wirtschaftliche Nutzung zu gering war. Dieses seltene Beispiel einer bereitwilligen Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft, Politik und Militär war somit ein glatter Mißerfolg.

Wenig später schien sich eine weitere Gelegenheit zu bieten, in Übersee doch noch Fuß fassen zu können. Wiederholt gab es österreichisch-ungarische Marineexpeditionen an die westafrikanische Küste, die langfristig auf eine koloniale Festsetzung abzielten.<sup>17</sup> 1899 zeigte schließlich „eine Gruppe österreichischer Industrieller“<sup>18</sup> Interesse an dem Angebot, das ein gewisser Leopold Koreff der Österreichischen Kolonialgesellschaft<sup>19</sup> gemacht hatte. Koreff hatte vom Präsidenten der spanischen Kolonialgesellschaft eine Option auf die eher unbedeutende Faktorei Rio de Oro im spanischen Schutzgebiet an der westafrikanischen Küste erhalten. Das österreichische Handelsministerium und das gemeinsame Außenministerium wurden eingeschaltet, die Botschaft in Madrid und die Mission in Tanger angewiesen, die Möglichkeiten zu sondieren.<sup>20</sup> Es gelang jedoch nicht, die Interessen von Politik und Wirtschaft zu koordinieren. Wie so oft, zeigte sich auch in diesem Fall, daß es unmöglich war, die nötigen finanziellen Mittel für Pacht- oder Ablösezahlungen aufzutreiben.<sup>21</sup> 1900 war die Chance verspielt: ein neues Kolonialgesetz in Spanien verbot die Vergabe von Konzessionen an ausländische Gesellschaften.

Auch der nächste Anlauf, in Übersee etwas gegenüber den großen Kolonialmächten aufzuholen, schlug vorerst fehl. Immer mehr war im späten 19.

Jahrhundert der große chinesische Absatzmarkt zu einer Spielwiese des europäischen und amerikanischen Imperialismus geworden. Österreich-Ungarn spielte dabei keine Rolle: erst 1890 wurde mit der Gründung eines österreichischen Importhauses in Shanghai eine regelmäßige Geschäftsverbindung zwischen der Monarchie und China aufgenommen.<sup>22</sup> Vor einer zielgerichteten, militärisch abgesicherten Aktion scheute man zurück. Vorsichtige Versuche, wie die Entsendung österreichischer Kriegsschiffe nach China, die die Möglichkeiten einer „Erwerbung chinesischen Gebietes durch die k.u.k. Regierung“<sup>23</sup> erkunden sollten, wurden sofort eingestellt, als sie eine drohende Haltung anderer in diesem Gebiet interessierter Mächte, insbesondere Japans, hervorriefen. Die zögernde Haltung der Regierung rief wiederholt die Kritik des Sprachrohrs der österreichischen Wirtschaft, der „Industrie“ hervor: „Österreich stand bei dieser neuen Welteroberung abseits wie ein Aschenbrödel.“<sup>24</sup> Da bot sich im Sommer 1900 eine günstige Gelegenheit, zumindest einen kleinen österreichisch-ungarischen Stützpunkt in China zu sichern, und das, ohne die anderen Mächte zu verärgern. Als nach der Niederschlagung des Boxer-Aufstandes durch europäische, amerikanische und japanische Truppen mehrere Mächte in China sogenannte „Settlements“ beanspruchten, schloß sich auch die Monarchie diesem Trend an und gründete im Februar 1901 in Tientsin<sup>25</sup> ein 0,6 Quadratkilometer großes österreichisch-ungarisches Settlement. Banken und Kaufleute verhielten sich zurückhaltend. Auch wiederholt erscheinende Artikel in einschlägigen Zeitschriften, die Interesse an Investitionen im ersten „Settlement“ der Monarchie wachrufen sollten, direkte Appelle an Geldinstitute und Vorträge in diversen Interessensvertretungen blieben ohne nennenswertes Echo. Häufig beklagten die in China stationierten Diplomaten „die Interesselosigkeit der heimatischen Kreise“.<sup>26</sup> Als sich 1903 zwei ungarische Banken dazu aufrafften, größere Investitionen in Tientsin ins Auge zu fassen, wurde dies vom Außenministerium deswegen abgelehnt, weil man angesichts der internen Rivalität zwischen Trans- und Cisleithanien nicht zulassen konnte, daß nur ungarische Banken im gemeinsamen Settlement tätig werden wollten.<sup>27</sup> Eine 1905 gegründete Gesellschaft, die im Settlement die nötigen Aus- und Umbauten durchführen sollte, befand sich 1908 zu neunzig Prozent in französischen Händen, weil österreichisch-ungarische Kapitalgeber kein Interesse gezeigt hatten.<sup>28</sup> So gab es auch 1912 noch immer keine Niederlassung einer österreichisch-ungarischen Bank in China. Die wirtschaftlichen Kontakte zwischen der Monarchie und China blieben gering: der Anteil Österreich-Ungarns am gesamten Chinahandel betrug 1913 0,5 Prozent.<sup>29</sup>

Zwei Industriesparten hatten allerdings starkes Interesse am chinesischen Markt: österreichische Werften lieferten Fähr- und Kriegsschiffe, Skoda Gewehre und Geschütze. In diesem Bereich begann nun kurz vor dem Ersten Weltkrieg das Zusammenspiel zwischen Politik, Banken und Industrie<sup>30</sup> zu funktionieren. Österreichische Banken, insbesondere die Creditanstalt, die Niederösterreichische Escompte Gesellschaft, die Länderbank und die Bo-

den Creditanstalt, vergaben zwischen 1911 und 1913 fünf Anleihen an China.<sup>31</sup> Die Kreditgewährung war daran gebunden, daß die Chinesen Aufträge an die österreichische Waffen- und Schwerindustrie vergaben, die ihrerseits den genannten Banken nahestanden. Der Druck dürfte besonders von den Rüstungsbetrieben ausgegangen sein: Alexander Spitzmüller, der Generaldirektor der Creditanstalt, hatte sich laut eigener Aussage zuerst dagegen gewehrt, Anleihen an China zu geben, mußte dann aber dem Drängen Skodas nachgeben.<sup>32</sup> Österreichisch-ungarische Banken hatten neben diesen eigenen Anleihen 1912 die Absicht, sich auch an einer internationalen Anleihe für China zu beteiligen, wurden aber davon ausgeschlossen, was viele als Demütigung empfanden.<sup>33</sup>

In China hat also die Regierung aus vornehmlich machtpolitischen und prestigeorientierten Gründen, vermutlich aber auch beeinflußt durch ein – allerdings inkonsequentes – Drängen wirtschaftlicher Kreise, mit der Gründung des Settlements die Initiative zu verstärkten Aktivitäten ergriffen. Es dauerte allerdings über zehn Jahre, bis die Bereitschaft vorhanden war, in diesem weit entfernten und politisch unsicheren Gebiet nennenswerte Investitionen vorzunehmen. Kurz vor dem Krieg stieg das Interesse am chinesischen Markt offensichtlich an,<sup>34</sup> sicher auch im Zusammenhang damit, daß sich die Chancen der Exportindustrien und der Banken auf den traditionellen Märkten auf dem Balkan durch die politische Entwicklung immer mehr verschlechterten.

Im Zusammenhang mit diesem Problem ist auch ein Projekt des österreichisch-ungarischen Außenministers Aehrenthal zu sehen, das 1908 viel Staub aufwirbelte: das Sandschakbahn-Projekt. Hier findet sich ein gutes Beispiel dafür, wie wirtschaftliche Interessen vorgeschoben wurden, um machtpolitische Ziele zu erreichen und wie schwierig es war, die österreichischen Finanzinstitute in diese Strategie einzubinden. Mit der Amtsübernahme Aehrenthals, der im Herbst 1906 den langjährigen Außenminister Goluchowski ablöste, wird die Wendung zu einer offensiveren, (manche behaupten sogar aggressiveren), Außenpolitik verbunden. Auf Anregung des Finanzministers Burián wurde im Feber 1907 im Außenministerium eine Konferenz „in Angelegenheit der Balkanbahnprojekte“ einberufen, die unter dem Eindruck der von verschiedenen Staaten lancierten Balkan-Transversalbahnen-Projekte eine österreichisch-ungarische Strategie zum Bau von Bahnen auf dem Balkan entwickeln sollte.<sup>35</sup> Eine Variante war die Verlängerung der bosnischen Bahnlinie über bosnisches Territorium hinaus durch den Sandschak von Novipazar. Dieser stand zu diesem Zeitpunkt noch unter türkischer Kontrolle, obwohl die Monarchie dort zahlreiche Sonderrechte genoß, die ihr 1878 auf dem Berliner Kongreß zugestanden worden waren. Diese neue Verbindung zwischen Uvac, dem bosnischen Grenzort, und Mitrovica sollte endlich eine lückenlose Verbindung zu den Orientalischen Bahnen in Mazedonien und somit zur Hafenstadt Saloniki über österreichisch-ungarisches Territorium herstellen. Mehrere Gutachten rieten vom Bau dieser Linie ab, wie z.B. jenes

des Generalsekretärs des Niederösterreichischen Gewerbevereins Richard Riedl,<sup>36</sup> der die Region intensiv bereist hatte und daher gut kannte.<sup>37</sup> Die eingeweihten Diplomaten, wie der Botschafter in Konstantinopel, Pallavicini, und der Konsul in Mitrovica, Zambaur, waren dagegen begeistert.<sup>38</sup> Der Schriftverkehr zwischen dem Außenministerium und den zahlreichen zu konsultierenden Behörden und Politikern ist vielfältig und zahlreich; immer wieder wurde der wirtschaftliche Wert dieser neuen Verbindung für die Monarchie hervorgestrichen und unter diesem Aspekt sollte das Projekt auch der Öffentlichkeit präsentiert werden. Immer wieder klang aber durch, daß eigentlich andere Motive entscheidend waren: die „Herstellung des Anschlusses Uvac-Mitrovica allein [befriedigt] vor allem unsere politischen und militärischen, dagegen unsere wirtschaftlichen Interessen nur in beschränktem Masse...“<sup>39</sup>

Als Aehrenthal sein Pläne am 27. Jänner 1908 vor dem Ausschuß für Äußeres in der ungarischen Delegation<sup>40</sup> öffentlich bekanntgab, argumentierte er mit rein wirtschaftlichen Argumenten und appellierte an die „weitblickende Unternehmungslust unserer finanziellen und industriellen Kreise“.<sup>41</sup> Er wollte sicherstellen, daß „das neue Bahnprojekt in finanzieller Beziehung ganz in Händen Österreich-Ungarns verbleibe“, rechnete allerdings damit, daß man Investoren nur durch eine staatliche Garantie für Verzinsung und Amortisation gewinnen könne, da, wie er zugeben mußte, die Rentabilität der Bahn von Fachleuten äußerst skeptisch beurteilt wurde. Direktor Schenk vom Wiener Bankverein, der auch die Interessen der Orientbahnen in Wien vertrat, hatte schon vor der öffentlichen Bekanntgabe des Projektes seine Bereitschaft erklärt, zumindest die Kosten der Vorstudien und der Terrassierungsarbeiten zu tragen.<sup>42</sup> In den Publikationen der Wirtschaft und von seiten der Interessensvertretungen der Industrie wurde das Projekt begrüßt.<sup>43</sup> Als es allerdings daran ging, die Finanzierungsfrage in Angriff zu nehmen, verhielten sich die Vertreter der Banken und der Industrie wieder äußerst zurückhaltend. Konkrete Angebote gab es nicht, Carl Morawitz, Präsident der Anglo-Bank und maßgebendes Mitglied im Verwaltungsrat der Orientbahnen äußerte sich sogar rüde: „.... ich gebe für diesen Dreck nicht einen Kreuzer.“<sup>44</sup> Die politischen Turbulenzen des Jahres 1908<sup>45</sup> ließen das Sandeschakbahn-Projekt allerdings bald in den Hintergrund treten. Aufgegeben wurde es jedoch nicht, sondern es tauchte sowohl unter Aehrenthal als auch unter seinem Nachfolger Berchtold immer wieder auf. Vereinzelt urgierten sogar Vertreter der Wirtschaft, wie z.B. der Direktor der Expositur des österreichischen Handelsmuseums in Konstantinopel, und einige Firmen die Durchführung der Pläne von 1908,<sup>46</sup> obwohl allen klar war, daß die Bahn „auf lange Zeit unrentabel“ bleiben würde.<sup>47</sup>

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg trat der Wettlauf der imperialistischen Mächte um die wenigen noch nicht vergebenen „Interessensphären“ in seine heiße Phase. Auch Österreich-Ungarn, vom Fehlschlagen seiner wirtschaftspolitischen Ambitionen während der Balkankriege schwer enttäuscht, betei-

ligte sich daran. Innerhalb des vor dem Kollaps stehenden Osmanischen Reiches, das bisher von mehreren europäischen Staaten gleichzeitig für deren wirtschaftliche Interessen benutzt worden war, wurden immer häufiger genau definierte Einflußsphären abgegrenzt. In Anatolien wurde eine deutsche und eine italienische „Zone“ geschaffen. Österreich-Ungarn sah nun in Süd-anatolien eine letzte realistische Chance, sich ebenso eine Region zur privilegierten Nutzung zu sichern. Die Monarchie hatte weit zurückreichende Interessen in Anatolien; sie war der dritt wichtigste Handelspartner dieser Region,<sup>48</sup> wobei große Mengen an Baumwolle von dort importiert und österreichisch-ungarischer Zucker, sowie Eisen- und Stahlwaren, Zündhölzer, Glas, Papier und Wollwaren dorthin exportiert wurden. Diese Position wurde nun durch die planmäßige Aufteilung Kleinasiens gefährdet. So schrieb Botschafter Pallavicini besorgt aus Konstantinopel: „Wenn es nun vorerst zu einer stillschweigenden Teilung der asiatischen Türkei in Einflußsphären kommen könnte, der vielleicht in nicht allzu ferner Zeit eine faktische Aufteilung folgen könnte, werden wir nicht nur leer ausgehen, sondern wird auch unser Export in die asiatische Türkei mehr und mehr demjenigen der Staaten weichen müssen, welche an der, sei es wirtschaftlichen, sei es faktischen, Aufteilung der Türkei partizipieren werden.“<sup>49</sup> Schon kurz vor der Jahrhundertwende versuchte man die österreichisch-ungarischen Wirtschaftskreise durch Publikationen auf die ungenutzten Möglichkeiten in dieser Region hinzuweisen: Bodenschätze, wie Edelmetalle, wurden dort vermutet und auch die Kapazitäten als Absatzmarkt wurden für die Zukunft positiv eingeschätzt.<sup>50</sup> Auch Diplomaten, die im Nahen Osten tätig waren, strichen wiederholt die wirtschaftspolitische Bedeutung dieser Gegend hervor.<sup>51</sup> Bis 1913 scheint sich allerdings niemand zu einer entscheidenden Initiative aufgefaßt zu haben.

Anfang 1913 nahm das Außenministerium die Sache in die Hand: der Generalkonsul in Alexandrien, Petrovic, erhielt den Auftrag, genaue Erhebungen über die Möglichkeiten einer stärkeren wirtschaftlichen Nutzung des Sandschaks und der Stadt Adalia durchzuführen.<sup>52</sup> Petrovic beurteilte die Voraussetzungen dafür sehr positiv: er sei „hierbei zu dem Schluß [gelangt], daß in dem betreffenden kleinasiatischen Gebiet in mancherlei Hinsicht ein dankbares Feld für eine rege wirtschaftliche Betätigung unserer Geschäftswelt zu finden sei...“<sup>53</sup> Daraufhin ging das Außenministerium in die Offensive: es kontaktierte das Handelsministerium, das die einheimischen Interessentenkreise auffordern sollte, sich in Süd-anatolien zu engagieren. Obwohl die Aktion von einer Anzahl von Artikeln in Fachzeitschriften flankiert war,<sup>54</sup> die die vielversprechenden Voraussetzungen für österreichisch-ungarische Unternehmensgründungen und Investitionen lebhaft schilderten, war das Echo niederschmetternd: das ungarische Handelsministerium lehnte eine Kooperation – man könnte sagen: wie immer – ab, und auch die österreichischen Interessensvertretungen, wie die Handels- und Gewerbekammern, das Handelsmuseum und der Österreichische Exportverein berichteten über das

weitgehende Desinteresse ihrer Mitglieder.<sup>55</sup> Auch die großen Banken waren zu keinen Investitionen bereit. Unbeirrt versuchte das Außenministerium auf diplomatischem Wege, die Festlegung einer offiziellen österreichisch-ungarischen Einflußzone durchzusetzen, wobei man nicht nur mit den Türken, sondern vor allem mit den in dieser Region ebenfalls interessierten Deutschen und Italienern verhandeln mußte. Die beiden mit der Monarchie verbündeten Staaten zeigten aber überhaupt keine Lust, Österreich-Ungarn Zugeständnisse zu machen.<sup>56</sup> Schließlich schrumpften die den verbissen weiterverhandelnden Österreichern zugestandenen Ansprüche auf eine kleine Hafenstadt namens Alaya zusammen.<sup>57</sup>

Auch zu Hause hatte Berchtold, der persönliches Interesse an der Aktion hatte,<sup>58</sup> keinen leichten Stand. Banken und Unternehmen in der Monarchie zeigten sich weiter wenig begeisterungsfähig, was Aktionen in Südanatolien betraf. Der mit den Verhandlungen mit dem Deutschen Staatssekretär für Äußeres betraute Diplomat Szilassy berichtete: „Die erste Schwierigkeit war aber, daß – im Gegensatz zu anderen Ländern wir eine förmliche Jagd auf Konzessionäre oder vielmehr auf Konzessionskandidaten machen mußten.“<sup>59</sup> So kommentierte dann auch das Außenministerium, schon stark verärgert, es seien „in den besagten Gebieten die günstigsten Voraussetzungen geboten, uns einen dominierenden wirtschaftlichen Einfluß daselbst zu sichern, wenn sich unsere kommerziellen und finanziellen Interessenten endlich zu einer geeinten tatkräftigen Aktion zur Exploitation der dort vielfach vorhandenen Bethätigungsmöglichkeiten aufraffen würden.“<sup>60</sup> Nur mühsam gelang es, einzelne Persönlichkeiten, wie z.B. Louis Rothschild, für Minenkonzessionen in Südanatolien zu interessieren. Schließlich kündigte Rothschild die Entsendung einer Expedition von Witkowitz Fachleuten und Vertretern der Creditanstalt an.<sup>61</sup> Auch der Wiener Bankverein begann unter dem sanften Druck des Außenministeriums ein Engagement bei Hafens-, Bahn- und Straßenprojekten ins Auge zu fassen.<sup>62</sup> Die Organisation der Textilindustrie war ebenfalls zuversichtlich, „...daß eine intensivere Betätigung Österreich-Ungarns in Kleinasien (Anatolien) ... an Hand einer zweckmäßig eingeleiteten und durchgeführten Aktion seitens berufener Personen und Stellen Österreich-Ungarns die Gewähr für baldige günstige Ergebnisse bietet.“<sup>63</sup>

Da aber die ablehnende Haltung der anderen europäischen Mächte weiterhin eine Realisierung der österreichisch-ungarischen Ambitionen in Südanatolien eher unwahrscheinlich erscheinen ließ, zog man 1914 eine andere Variante in Betracht, nämlich Bahnbauprojekte in Nordwestanatolien. Aus einem persönlichen Briefwechsel<sup>64</sup> zwischen Berchtold und dem Gouverneur der Bodencreditanstalt, Rudolf Sieghart, einem außergewöhnlich einflußreichen, aber auch umstrittenen Mann, geht hervor, daß sich Sieghart im Auftrage des Außenministeriums in Kleinasien nach Eisenbahn-Konzessionen umsah. Gleichzeitig versuchte Berchtold auch seinen Schwager, den ungarischen Bankier Károlyi, für Aktivitäten in Nordwestanatolien zu gewinnen.<sup>65</sup> Diese Pläne gediehen so weit, daß sich österreichische und ungarische Inter-

essenten einigten, gemeinsam [!] eine Studienkommission nach Kleinasien zu entsenden.<sup>66</sup>

Besonders Sieghart scheint mit großem Enthusiasmus auf die kleinasiatischen Pläne des Außenministeriums eingegangen zu sein: er faßte auch Bewässerungsprojekte, Hafenausbauten und eine Intensivierung des Baumwollhandels ins Auge.<sup>67</sup> Es fällt auf, daß sich in dieser letzten Phase vor dem Ersten Weltkrieg ungarische Banken wie die Pester Ungarische Commercial Bank, und die Ungarische Bank und Handels AG., sowie einige ungarische Großindustrielle, abweichend von der traditionell anti-kolonialen Haltung der Ungarn, für das Projekt in Anatolien zu interessieren begannen. Eindeutig geht aber aus den Unterlagen hervor, daß die Initiative zu dieser Aktion vom Außenministerium ausging. So schreiben die interessierten Banken und Unternehmer, daß „...wir es unsererseits für unsere Pflicht gehalten [haben], uns mit dem wichtigsten, das ist dem ökonomischen Teile dieser weitausgreifenden politischen Aktion eingehend zu befassen, und auf diese Weise den uns durch die auswärtige Politik der Monarchie gesetzten Aufgaben nachzukommen.“<sup>68</sup>

Unter dasselbe Motto könnte man auch die gleichzeitig erfolgenden Bemühungen des Außenministeriums stellen, die österreichisch-ungarischen Banken zu einer rein politisch motivierten Anleihe an Bulgarien zu bewegen. Bulgarien war im 19. Jahrhundert lange finanziell und wirtschaftlich stark von Österreich-Ungarn abhängig gewesen. 1895 kam es aber zur Ablösung der besonders österreichfreundlichen bulgarischen Regierung und zu einer Hinwendung zum französischen Kapitalmarkt. Im Verlauf der Balkankriege erfolgte aus mannigfachen Gründen eine politische Unterstützung Bulgariens durch Österreich-Ungarn. Berchtold und seine Ratgeber wollten nun Bulgarien dem Einfluß des französischen Kapitalmarktes entziehen und dauerhaft an die Monarchie binden. Dies hoffte man durch die Gewährung von großen Anleihen zu erreichen: die Monarchie und Bulgarien sollten „durch ökonomische Interessen aneinandergekettet werden.“<sup>69</sup> Nur mühsam gelang es dem Außenministerium, österreichische Banken (vor allem den Wiener Bankverein und die Creditanstalt)<sup>70</sup> für diese patriotische Aufgabe zu begeistern. 1913 setzte Berchtold gegen starke Widerstände eine kleine Anleihe (eigentlich einen Vorschuß auf eine Anleihe) durch, die mit einer Bestellung von Gewehren aus Österreich-Ungarn gekoppelt war.<sup>71</sup> Er kommentierte dies in einem internen Akt: „... unsere Banken sind nur auf unsere Veranlassung überhaupt an das Vorschußgeschäft herangetreten... Die Lieferbedingungen wurden unseren Banken durch die beiderseitigen Finanzministerien unbedingt auferlegt, um dieses Geschäft in der Öffentlichkeit verteidigen zu können.“<sup>72</sup>

Allerdings benötigte Bulgarien zur Erholung von den Belastungen des verlorenen Krieges weit größere Summen, sodaß das Außenministerium die großen österreichischen Banken, wie die Creditanstalt, den Wiener Bankverein und die Bodencreditanstalt erneut unter Druck setzen mußte. „The Aus-

tro-Hungarian government strove might and main to cause the Kaiser to dictate to the banks".<sup>73</sup> Diese konnten aber nicht genug Kapital aufreiben und erst eine komplizierte Intervention in Berlin führte schließlich dazu, daß deutsche Banken in die Bresche sprangen und einen Großteil des nötigen Kapitals zur Verfügung stellten, sodaß die Österreicher nur mehr 25 Prozent der erforderlichen Summe aufreiben mußten. Daß in der Frage der bulgarischen Anleihen „eine sanfte Gewalt mitgespielt hat“,<sup>74</sup> war in Finanzkreisen kein Geheimnis. Wieder wurde das Nachgeben der Banken mit der Zusicherung von Aufträgen an die österreichisch-ungarische Industrie, vor allem die Waffenfabriken Krupp und Škoda, belohnt. Interessanterweise wird aber 1913 die Tatsache, daß sich die Banken den außenpolitischen Zielen unterordnen, in der Wirtschaftspressen noch kritisiert,<sup>75</sup> während es 1914 geradezu als Notwendigkeit angesehen wird, daß die Anleihepolitik der Banken auf dem Balkan die Fehler der Außen- und Handelspolitik wettmachen sollen.<sup>76</sup>

Eine „sanfte Gewalt“ spielte auch bei der Übernahme eines großen Teils der Aktien der Betriebsgesellschaft der Orientalischen Bahnen durch österreichisch-ungarische Banken im Jahre 1913 eine maßgebende Rolle.<sup>77</sup> Hier wurden die Weichen vom Außenministerium in Wien und im Außenamt in Berlin gestellt. Die Deutsche Bank und eine österreichische Bankengruppe, bestehend aus Anglo-Bank, Wiener Bankverein, Bodencreditanstalt sowie drei ungarischen Banken wurden dafür herangezogen.<sup>78</sup> Der Verkauf der Anteile, die bisher die Deutsche Bank an den Orientbahnen gehalten hatte, an die österreichisch-ungarische Bankengruppe war nach Ansicht des Außenministerium unumgänglich geworden, weil die Monarchie unter allen Umständen ihren Einfluß auf die nach dem wichtigen Hafen Saloniki führenden Linien bewahren bzw. vergrößern wollte. Dieser war durch die Entwicklung während der Balkankriege stark gefährdet, weil große Teile dieser Strecke nunmehr innerhalb der neuen, vergrößerten Territorien der siegreichen Balkanstaaten lagen, und zwar überwiegend im mit Österreich-Ungarn verfeindeten Serbien. Der Besitz der Aktienmajorität der Orientbahn-Gesellschaft sollte sicherstellen, daß Österreich-Ungarn weiterhin diese wichtigen, durch fremde Staatsgebiete führenden Bahnen kontrollieren konnte. Die Wirtschaftszeitung „Der Tresor“ kommentierte: „Die Transaktion gehört jedoch für jeden Fall in das Kapitel von der friedlichen Eroberungen des Balkans, von der man nur leider nicht weiß, ob sie ganz so friedlich vor sich gehen werde... Man [muß] es aller Raison nach als ausgeschlossen betrachten, daß die beteiligten Banken ganz aus freien Stücken in das Geschäft eingetreten seien.“<sup>79</sup> Auch hier wurden wieder wirtschaftliche Maßnahmen zur Erreichung politischer Ziele eingesetzt, allerdings ohne den gewünschten Erfolg, da Serbien diese Lösung nicht akzeptierte und eine Verstaatlichung der Bahnen überlegte. Wieder mußten die Banken „in den Dienst genommen werden“. Es fällt nun auf, daß sich diese aber immer stärker in den Dienst nehmen ließen, je näher man dem Beginn des Weltkrieges kommt, und das, obwohl das Kapital immer knapper wurde.<sup>80</sup> Inwieweit von seiten der betrof-



fenen Banken Widerstand geleistet wurde und mit welchen Druckmitteln die politischen Machthaber agierten, muß im Einzelfall erst rekonstruiert werden.

Auch in einem anderen Gebiet, nämlich in Albanien, funktionierte die Zusammenarbeit zwischen Politik und Banken kurz vor dem Beginn des Ersten Weltkrieges plötzlich sehr gut. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Monarchie in diesem – allerdings wirtschaftlich wenig ergiebigen Gebiet – die erste Geige gespielt.<sup>81</sup> Diese bevorzugte Position ging darauf zurück, daß die Habsburger schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch Friedensverträge mit dem Osmanischen Reich zur Schutzmacht der katholischen Bevölkerungsteile geworden waren. Daraus entwickelte sich das sogenannte „Kultusprotektorat“, das der Monarchie einen gewissen Einfluß in der Region sicherte.<sup>82</sup> Besonders im nördlichen Teil war es auch gelungen, wirtschaftlich eine dominierende Rolle zu spielen. So lieferte Österreich-Ungarn 1901 47,4 Prozent aller Importe Scutaris, 32,5 Prozent kamen aus der Türkei selbst und nur 9,4 Prozent aus Italien.<sup>83</sup> Um die Jahrhundertwende wandte Italien, aufgrund der Frustration seiner nordafrikanischen Kolonialträume (1896 Schlacht bei Adua) sein Interesse wieder dem Balkan und hier besonders den noch türkisch beherrschten Regionen Albanien und Mazedonien zu. Unter starker nationaler Propaganda wurden die italienischen Ansprüche auf die gegenüberliegenden Küstengebiete angemeldet und zahlreiche Verkehrsprojekte nach und innerhalb Albanien durchgeführt. Begleitet wurde diese Aktion von einer italienischen Exportoffensive. Österreich-Ungarn lieferte daher ab der Jahrhundertwende auch in Albanien nur mehr ein Rückzugsgefecht. Auch Außenstehende erwarteten, daß Albanien über kurz oder lang ein italienisches Protektorat werden würde.<sup>84</sup>

Bis zu den Balkankriegen war es die offizielle Präferenz Österreich-Ungarns, den status quo, das heißt die osmanische Herrschaft in dieser Region zu erhalten. Inoffiziell arbeitete man aber daran, den Einfluß und die wirtschaftliche Präsenz der Monarchie zu verstärken. Dafür wurden immer häufiger namhafte Beträge aufgewendet, unter anderem auch für die Unterstützung diverser revolutionärer Bewegungen, um sie vorbeugend gegen den Einfluß der benachbarten Balkanstaaten zu immunisieren, die auch Appetit auf die zukünftigen Restbestände des Osmanischen Reiches zeigten.<sup>85</sup> Besonders besorgt beobachtete man aber die italienischen Aktivitäten. Der britische Botschafter in Wien charakterisierte die Haltung der Monarchie gegenüber Albanien treffend: „Austria does not want Albania, but she will never allow Italy to set foot on that side of the Adriatic.“<sup>86</sup> Albanien hatte kurz- oder mittelfristig gesehen wenig wirtschaftlichen Wert: es war ein extrem rückständiges und armes Land, mit keinerlei erschlossenen Ressourcen und Verkehrswegen, einem dementsprechend geringen Nachfragepotential und großer innenpolitischer Instabilität.<sup>87</sup> Was Albanien zu einem wichtigen Bereich österreichisch-ungarischen Einflusses machte, war seine strategische Lage als Keil zwischen Serbien und Montenegro,

Valona und Saloniki. Die Balkanhalbinsel und die Levante waren besonders wichtig, weil sie die einzigen Märkte darstellten, in denen sich die österreichisch-ungarischen Exporte gegen die Konkurrenz der modernen Industriestaaten noch einigermaßen halten konnten. Einige Mitglieder der Delegation, die industrielle Interessen vertraten, zeigten großes Verständnis für die Anliegen des Bundes Österreichischer Industrieller, manche von ihnen, so Wassilko (Bukowina) und Haase (Schlesien), überlegten sogar die Vorteile einer offensiven Kolonialpolitik.<sup>98</sup> Auch im Rahmen diverser Veranstaltungen von Interessenvertretungen wurden vereinzelt Stimmen laut, die eine Hinwendung zu kolonialen Aktivitäten herbeiwünschten, so z.B. während einer „Industrie-Enquete“ der Pilsener Handels- und Gewerbekammer<sup>99</sup> und auf einer ähnlichen Veranstaltung der Prager Handelskammer.<sup>100</sup> Im Niederösterreichischen Gewerbeverein<sup>101</sup> wurde der wachsende Rückstand der Monarchie gegenüber anderen Großmächten auch und gerade auf der wirtschaftlichen Ebene bedauert und die Regierung aufgefordert, die wirtschaftliche Expansion tatkräftiger zu unterstützen. Auch in der Zeitschrift „Die Industrie“ wurde öfters Kritik an der ausschließlich defensiven Politik des gemeinsamen Außenministers laut,<sup>102</sup> die schließlich in der Feststellung gipfelte: „Ein Staat, der keine Ausdehnungskraft mehr besitzt, ist keine Großmacht mehr.“<sup>103</sup> Auch in einer ganzen Reihe von Publikationen wurde die kolonialpolitische Zurückhaltung der Regierung zunehmend kritisiert,<sup>104</sup> wobei immer wieder wirtschaftliche Argumente angeführt wurden. Geplant wurde die Gründung einer „Österreichischen Export- und Colonialgesellschaft“ in Prag. Ihre Aufgaben sollten Unterstützung des Exportes, Aktionen, um „die österreichischen Colonisationsbestrebungen anzuregen und zu unterstützen“, sowie die „Anregung und Erhaltung des Interesses der Bevölkerung für eine österreichische Colonialpolitik“ umfassen.<sup>105</sup> Wenn durch diese wachsende Kritik an der Passivität der Außenpolitik auch keine rasche Umorientierung des Ballhausplatzes herbeigeführt wurde, so zeigte sie doch langfristig Wirkung. Vieles spricht dafür, daß ab den späten neunziger Jahren die Anliegen der Wirtschaft im Außenministerium immer mehr Gehör fanden.<sup>106</sup>

Allerdings waren die Anliegen der wirtschaftlichen Kräfte alles andere als einhellig. Österreich-Ungarn befand sich um die Jahrhundertwende in einem Stadium der wirtschaftlichen Entwicklung, das Matis und Bachinger als das eines „industrialisierten Agrarstaates“ bezeichnet haben.<sup>107</sup> Der überwiegende Teil der Arbeitskräfte war noch immer im landwirtschaftlichen Sektor beschäftigt, die Interessen der Landwirtschaft (und insbesondere der Großgrundbesitzer), die sich wesentlich von denen der Industrie unterschieden,<sup>108</sup> gaben bei vielen handelspolitischen Entscheidungen den Ausschlag. Nicht nur „Die Industrie“ sprach von der „hochagrarischen Oligarchie, welche Österreich regiert“.<sup>109</sup> Das Bedürfnis der Landwirtschaft nach erhöhtem Zollschutz schuf für die Industrie, die eine Steigerung und Ausdehnung des Exportes dringend nötig hatte, große Probleme. Die Industrialisierung hatte

in der Monarchie relativ spät eingesetzt, machte aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts große Fortschritte. In den letzten Jahrzehnten des Staates Österreich-Ungarn erfolgte noch ein kräftiger Wachstumsschub, wobei sich die industrielle Produktion zwischen 1890 und 1913 verdoppelte.<sup>110</sup> Dieser wirtschaftliche Modernisierungsprozeß betraf aber nicht alle Kronländer im gleichen Ausmaß. In Cisleithanien entstanden Industrie-Schwerpunkte vor allem in Böhmen, Mähren und Schlesien, im Wiener Becken, der Steiermark und Vorarlberg. Gegen Ende des Jahrhunderts begann in Transleithanien eine zielgerichtete Industrialisierungspolitik, die rasche Erfolge erzielte. In anderen Teilen der Monarchie war aber eine große Majorität der Bevölkerung nach wie vor in der Landwirtschaft beschäftigt. Dies führte dazu, daß industrielle Unternehmer in Cisleithanien um 1890 in eine schwierige Situation kamen:

- International gesehen waren österreichische Produkte nicht immer konkurrenzfähig, sowohl was den Preis<sup>111</sup> als auch was die Qualität betraf. Der Zugang zu den Weltmärkten war ihnen erschwert, u.a. aufgrund der Tatsache, daß Österreich-Ungarn über keine gesicherten Absatzmärkte in eigenen Kolonien verfügte: „Das Fehlen von Kolonien als Rohstofflieferant und Absatzmarkt bedeutete von Anbeginn einen Wettbewerbsnachteil, der nicht kompensierbar war.“<sup>112</sup> Im Wettlauf der Großmächte – und als eine solche wollte man sich ansehen – blieb Österreich-Ungarn sowohl wirtschaftlich als auch politisch zurück.
- Das Osmanische Reich, das für die österreichische Industrie seit langer Zeit einen wichtigen Absatzmarkt darstellte, zerfiel kontinuierlich. Die sich daraus herauslösenden kleinen Balkanstaaten strebten verständlicherweise eine wirtschaftliche und politische Emanzipation vom mächtigen Nachbarn Österreich-Ungarn an. Die daraus resultierenden politischen Konflikte schädigten die Exportchancen der österreichischen Industrie.
- Der ungarische Absatzmarkt, bis dahin uneingeschränkte Domäne der österreichischen Industrie, drohte verlorenzugehen. Grund dafür war einerseits die Entwicklung einer eigenständigen ungarischen Industrie und andererseits die Verschärfung der nationalen Spannungen, die schließlich zu der Drohung führten, aus dem gemeinsamen Zollgebiet auszuscheiden und ein eigenes ungarisches Zollgebiet zu schaffen.
- Die Uneinheitlichkeit der wirtschaftlichen Modernisierung innerhalb der Monarchie hielt das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen niedrig, so daß die Nachfrage auf dem Binnenmarkt mit dem Wachstum der Industrieproduktion nicht Schritt halten konnte.

Alle diese Probleme traten gegen Ende des 19. Jahrhunderts gebündelt auf, zu einem Zeitpunkt, als die Industrie ein Niveau erreicht hatte, das dringend wachsende Absatzmärkte erfordert hätte. Hertz schrieb 1910: „Die geschilderten Verhältnisse weisen die österreichische Industrie in zwingender Notwendigkeit darauf an, ihren Markt zu erweitern... Dies kann nur durch die Ausdehnung unseres Exportes erzielt werden, die also als Kardinalfrage der

österreichischen Industrie-Entwicklung bezeichnet werden muß.<sup>113</sup> Konzentrations- und Monopolisierungstendenzen hatten in einigen Industriesparten Großunternehmen hervorgebracht,<sup>114</sup> deren Verflechtung mit den großen Banken zur Entstehung des bereits anfangs erwähnten Finanzkapitals führte.

Es ist daher nicht überraschend, daß gerade in den späten neunziger Jahren der Druck von seiten der Industrie auf die Regierung zunahm, und daß manchmal sogar Forderungen erhoben wurden, die ein Einschwenken in eine imperialistische Politik als Heilmittel für die zahlreichen Probleme Österreich-Ungarns ansahen. Von seiten der Militärs hatte es diese expansiven Pläne schon geraume Zeit gegeben, ohne sie im Außenministerium und beim Kaiser durchsetzen zu können. Je schwieriger die wirtschaftliche und innenpolitische Lage, und in engem Konnex dazu auch die außenpolitische Situation wurde, desto geneigter zeigte sich das Außenministerium, eine offensivere Linie einzuschlagen.

Allerdings waren die Forderungen, die in den Wirtschaftsverbänden und deren Publikationen erhoben wurden, meist sehr allgemein gehalten. Man erwartete in guter kameralistischer Tradition hauptsächlich Initiativen von der Regierung. Man war nicht bereit, große Investitionen in unsichere Geschäfte oder Projekte zu stecken. Etwaige Risiken sollten, wenn möglich, durch staatliche Garantien abgedeckt sein. Ein typisches Beispiel für diese Haltung findet sich im Zusammenhang mit den mühsamen Versuchen Berchtolds, Investoren für Südanatolien zu finden: die Banken lehnten ja vorerst jede aktive finanzielle Beteiligung ab, wobei sie allerdings am Absatzmarkt Kleinasien sehr wohl Interesse zeigten, unter der Voraussetzung, daß sie nicht die Kosten der Erschließung tragen müßten.<sup>115</sup>

Natürlich gab es auch innerhalb der Industrie unterschiedliche Interessen. Besondere Bedeutung hatte die Erschließung neuer Absatzmärkte durch eine expansive Politik natürlich für jene Industriesparten, die große Teile ihrer Produktion exportierten. Hertz stellte 1910 eine Liste von besonders exportorientierten Branchen und Betrieben zusammen.<sup>116</sup> Dazu gehörten u.a. die Leinenspinnerei- und Weberei (45 Prozent der Produktion wurden exportiert), die Zuckerindustrie (40 Prozent), die Bugholzmöbel-Erzeugung (75 Prozent), und die Vorarlberger Stickerei (85 Prozent). Hertz führte auch die größte österreichische Papierfabrik an, die 45 Prozent ihrer Gesamtproduktion exportierte, sowie eine große Porzellanfabrik mit dem hohen Exportanteil von 95 Prozent. In manchen Industrien konzentrierte sich das Exportinteresse überproportional auf den Balkan und die Türkei, wie z.B. in der Baumwoll- und Wollindustrie, wo die Hälfte beziehungsweise ein Drittel der Exporte in diese Absatzmärkte ging.<sup>117</sup>

Gerade die drei Sektoren, die in den letzten Jahrzehnten das rascheste Wachstum zu verzeichnen hatten, waren sehr stark auf den Export angewiesen.<sup>118</sup> Dazu zählten sowohl die metallverarbeitende Industrie als auch die Maschinenbauindustrie. Hier war besonders die Rüstungsindustrie,<sup>119</sup> die neben Pilsen und Kladno (Skoda) noch die wichtigen Standorte Kapfenberg,

Donawitz, Mürzzuschlag, Wöllersdorf, Hirtenberg, Steyr, Triest, Budapest, Magyarovar aufzuweisen hatte, stark exportorientiert: große Waffenlieferungen gingen nach Serbien, Griechenland und Rumänien, die in Summe mehr ausmachten als die Lieferungen an die eigene Armee.<sup>120</sup> Auch der dritte Wachstumssektor, die Textilindustrie, die der drohende Verlust des ungarischen Absatzmarktes und die Verschlechterung der Absatzchancen auf den Balkanmärkten besonders hart traf, war auf eine Expansion der Exportmärkte angewiesen, um die stark angestiegenen Kapazitäten halten zu können.

Gerade für die Textilindustrie wirkte sich aber die Machtpolitik der Regierung eher kontraproduktiv aus. Dies betrifft vor allem die wirtschaftsimperialistische Strategie, die Österreich-Ungarn auf dem Balkan verfolgte.<sup>121</sup> Dort versuchte man die Nachteile, die sich für die Exportwirtschaft der Monarchie durch die schrittweise Auflösung der türkischen Herrschaft ergaben, dadurch wettzumachen, daß man die neu entstehenden kleineren Nationalstaaten Rumänien<sup>122</sup>, Bulgarien,<sup>123</sup> Montenegro und vor allem Serbien<sup>124</sup> in für diese unvorteilhafte Handelsverträge zwang und sie wirtschaftlich und politisch eng an die Monarchie band. Eine immer wieder auftauchende Lieblingsidee war die nie realisierte Zollunion mit diesen rückständigen Volkswirtschaften, die der überlegenen österreichischen Industrie ideale Konditionen auf diesen Absatzmärkten gesichert und den Aufbau indigener Industrien verhindert hätte.<sup>125</sup> Gingen die Regierungen der Balkanstaaten nicht auf die Wirtschaftsdiktate aus Österreich-Ungarn ein, kam es unweigerlich zu schweren politischen Konflikten, die zu einer grundlegenden Feindschaft gegenüber der Monarchie und häufig auch zu Zollkriegen<sup>126</sup> und Boykottmaßnahmen gegen österreichisch-ungarische Waren führten.<sup>127</sup> Diese fügten den Exportindustrien schweren Schaden zu. So sank z.B. der Anteil Österreich-Ungarns an den serbischen Importen zwischen 1905 und 1909 von 60 auf 24 Prozent, was den Weg für die deutsche Konkurrenz freimachte.<sup>128</sup> Manche Industrielle wandten sich daher scharf gegen die wirtschaftsimperialistische Brechstangen-Methode, die sich besonders ab 1905 durchsetzte, und hätten eine subtilere Vorgangsweise befürwortet. So kritisierte der Österreichische Orientverein, dem viele Textilfabrikanten und -händler angehörten, die Politik von Außenminister Goluchowski, dem man „eigensinnige, blinde Unterwerfung verlangende Großmachtdünkel“ vorwarf, die verantwortlich wären für die Zollkriege und die daraus resultierenden Probleme der Exportwirtschaft.<sup>129</sup>

Im großen und ganzen verstärkte sich aber immer mehr die Bereitschaft, auf eine offen imperialistischen Kurs einzuschwenken, im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts. Die Ankündigung des Sandschakbahn-Projektes Anfang 1908 wurde von vielen Wirtschaftstreibenden euphorisch begrüßt, interessanterweise auch vom Orientverein: „Der Minister des Äußeren, Baron Aehrenthal, hat mit der Verkündigung dieser großzügigen Politik unserer bedrängten Exportindustrie neuen Mut eingeflößt.“<sup>130</sup> Die Annexion Bosniens wurde anfangs als langersehnte Wendung in der Außenpolitik und

sondern auch in anderen Staaten zu beobachten war: „Aber die Tendenz geht immer mehr dahin, das Finanzkapital immer intensiver den staatlichen Zwecken dienstbar zu machen. Und das liegt im Interesse des Finanzkapitals selbst wie der Staaten.“<sup>144</sup> Die Monarchie lag also durchaus im internationalen Trend der Entwicklung, wie ihn Wolfgang Mommsen in seinem Beitrag „Europäischer Finanzimperialismus vor 1914“<sup>145</sup> herausgearbeitet hat. Die Jahrhundertwende brachte in bezug auf die Rolle des Finanzkapitals innerhalb des imperialistischen Wettlaufes eine entscheidende Wendung: bis dahin hatte man der Hochfinanz häufig vorgeworfen, sie verfolge eigene, vom staatlichen Interesse abgelöste Zielsetzungen und mißachte die nationalen Ziele ihres jeweiligen Landes. Die Regierungen hatten häufig große Schwierigkeiten gehabt, die Banken dazu zu bewegen, in jenen Gebieten Investitionen zu tätigen, in denen aus politischen Gründen ein verstärktes wirtschaftliches Engagement gewünscht wurde. Dieser „Internationalismus“ der Hochfinanz scheint gerade im Falle Österreich-Ungarn sehr plausibel, weil viele große österreichische Banken teilweise von ausländischem Kapital gegründet worden waren<sup>146</sup> und in der Folge auch stark in Konsortien von ausländischem Kapital engagiert waren.<sup>147</sup> Sie verfolgten somit zwangsläufig nicht immer Ziele, die mit jenen der Außenpolitik der Monarchie übereinstimmten.

In der letzten Phase vor dem Ersten Weltkrieg kam es dann in vielen Industriestaaten zu einer Akzentverschiebung: nationale politische Ziele traten zunehmend in den Vordergrund, die Banken wurden immer mehr von den Regierungen „in den Dienst genommen“: „Loans, like men, were but an item in the diplomatic play.“<sup>148</sup> Dadurch wurde die multinationale Kooperation der Hochfinanz allmählich aufgelöst. Dies äußerte sich auch darin, daß immer häufiger spezielle, einem einzelnen Staat zugeordnete Einflußzonen aus bisher gemeinschaftlich „bearbeiteten“ rückständigen Regionen herausgelöst wurden. Gerade im Osmanischen Reich ist diese Entwicklung deutlich zu beobachten. Auch die Verbindung von Anleihevergabe und Aufträgen an die Industrie des Anleihegebers wurde in diesem Zeitraum deutlich häufiger. Wie an den einzelnen Fallbeispielen der imperialistischen Anläufe Österreich-Ungarns aufgezeigt wurde, waren auch in der Monarchie diese Tendenzen zu beobachten: es näherten sich politischer und wirtschaftlicher Imperialismus immer mehr an, wobei allerdings wirtschaftsrationaler Überlegungen in den Hintergrund traten und machtpolitische Interessen die Oberhand erlangten.

## ANMERKUNGEN

- \* Ausspruch von Karl Morawitz, Präsident der Anglo-Österreichischen Bank und hervorragender Kenner des türkischen Eisenbahnwesens, anlässlich der Aufforderung des Außenministeriums, sich an der Finanzierung einer österreichisch-ungarischen Bahn durch den Sandschak von Novipazar zu beteiligen (1908).
- 1 Hilferding, Rudolf: Das Finanzkapital. Wien 1923.
  - 2 vgl. z.B. Poidevin, Raymond: Le rôle de l'Etat dans les relations financières de la France avec l'étranger, 1887 – 1914. In: Industrielle Gesellschaft und politisches System. Hg. Dirk Stegmann, Bernd-Jürgen Wendt und Peter-Christian Witt. (Schriftenreihe des Forschungsinstitutes der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 137) Bonn 1978. S. 193 ff.
  - 3 dazu: die in Vorbereitung befindliche Arbeit der Autorin „Österreich-Ungarn im Zeitalter des Hochimperialismus“.
  - 4 Krizek, Jurij: Beitrag zur Geschichte der Entstehung und des Einflusses des Finanzkapitals in der Habsburgermonarchie in den Jahren 1900 bis 1914. In: Die Frage des Finanzkapitals in der österreichisch-ungarischen Monarchie, 1900 bis 1918. (Mitteilungen auf der Konferenz der Geschichtswissenschaftler, Budapest Mai 1964). Bukarest 1965. S. 5ff.
  - 5 Rumpler, Helmut: Rechtlich-organisatorische und soziale Rahmenbedingungen der Außenpolitik. In: Die Habsburgermonarchie 1848 bis 1918, hg. Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Bd. VI: Die Habsburgermonarchie im System der internationalen Beziehungen. Teil I. Wien 1989. S. 116ff.
  - 6 Canis, Konrad: Probleme der Imperialismusentwicklung in Deutschland und Österreich-Ungarn. In: Imperialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich. Protokoll des 4. bilateralen Symposiums DDR und Österreich vom 3. bis 7. Juni 1985 in Graz. Hg. Helmut Konrad, Wien 1985.
  - 7 Schumpeter, Alois: Zur Soziologie der Imperialismen, Tübingen 1919. Hier wird ein nicht-ökonomischer Ansatz vertreten.
  - 8 Palotás, Emil: Die außenwirtschaftlichen Beziehungen zum Balkan und zu Russland. In: Die Habsburgermonarchie 1848 – 1918, hg. Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Bd. VI: Die Habsburgermonarchie im System der internationalen Beziehungen. Teil I. Wien 1989. S. 616f.
  - 9 Williamson, Samuel: Austria-Hungary and the Origins of the First World War. Houndmills 1991. S. 54.
  - 10 März, Eduard: Österreichische Industrie- und Bankpolitik in der Zeit Franz Josefs. Wien 1968.
  - 11 Bridge, Francis R.: From Sadowa to Sarajewo. London and Boston 1972. S. 28f.
  - 12 Hanisch, Ernst: Das Konzept des Organisierten Kapitalismus. In: Imperialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich. Protokoll des 4. bilateralen Symposiums DDR und Österreich vom 3. bis 7. Juni 1985 in Graz. Hg. Helmut Konrad, Wien 1985. S. 37.
  - 13 vgl. Wagner, Johann: Österreichische Kolonialversuche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diss. Wien 1955. S. 164ff.
  - 14 ebenda. S. 206ff.
  - 15 Die Salomonen sind eine Inselgruppe im südlichen Pazifischen Ozean, östlich von Neuguinea.
  - 16 Sterneck kam noch aus der Gruppierung um Erzherzog Ferdinand Max und Revoltel-

- ja, die um die Jahrhundertmitte Anstrengungen unternommen hatten, Kolonien für Österreich-Ungarn zu gründen.  
Vgl. u.a. Fenske, Hans: Imperialistische Ansätze in Österreich im 19. Jahrhundert. In: *Historia Integra*. Festschrift für Erich Hassinger. Hg. Hans Fenske, W. Reinhard und E. Schulin. Berlin 1977.
- 17 Wagner, Johann: Österreichische Kolonialversuche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diss. Wien 1955. S. 199ff.
  - 18 HHStA, P.A. XXXII, K. 13. Note an den Handelsminister Nr. 41, datiert 6. 2. 1900
  - 19 Die Österreichische Kolonialgesellschaft war 1894 gegründet worden und zählte zahlreiche Politiker, Ökonomen, Industrielle und Bankiers zu ihren Mitgliedern. Weiters wurde sie auch von einer Reihe von Interessensvertretungen der Wirtschaft unterstützt. Vgl. Verzeichnis der Mitglieder und Korrespondenten der österreichisch-ungarischen Kolonialgesellschaft. Wien 1908. In: HHStA, P.A. I, 614 Kab. d. Min / III.
  - 20 Aufzeichnungen des k.k. Gesandten von Tavera betreffend die Verhandlungen Rio d'Oro. In: HHStA, P.A. XXXII, K. 13.
  - 21 Wagner, Johann: Österreichische Kolonialversuche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diss. Wien 1955. S. 210.
  - 22 Meyer, Christian: Exportförderung in Österreich. Wien, Köln, Weimar 1991. S. 80.
  - 23 Wagner, Johann: Österreichische Kolonialversuche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diss. Wien 1955. S. 229ff.
  - 24 Die Industrie Nr. 102/1898, sowie u.a. „Colonialgedanken“, in: Nr. 11/1899, „Nach China“, in: Nr. 28/1900.
  - 25 heute Tianjin, Hafenstadt in Nordost-China.
  - 26 Bericht Konsul Bernauer an Außenministerium vom 9. 8. 1904. In: HHStA, A.R. F 63, K. 1, Nr. 71257-9.
  - 27 Schreiben Vizekonsul Post an Außenministerium. In: HHStA, A.R. F. 63, K.1.
  - 28 HHStA, A.R. F. 63, K. 1, k.k. Ministerratspräsidium 1358-MP vom 16. 4. 1908.
  - 29 Kaminiski, Gerd und Unterrieder, Elise: Von Österreichern und Chinesen. Wien, München, Zürich 1980. S. 463.
  - 30 Die Interessen der Rüstungsbetriebe und jene der Banken waren besonders eng miteinander verflochten.  
vgl. Stadler, Gerhard A.: Die Rüstungsindustrien der Donaumonarchie und ihre Exporte nach Lateinamerika. Diss. Wien 1986. S 2-19ff.
  - 31 Feis, Herbet: *Europe – The World's Banker, 1870 – 1914*. New Haven 1930. Neuauflage Clifton 1974. S. 448.  
Der Österreichische Volkswirt Nr. 39/1912.
  - 32 Spitzmüller, Alexander: „... und hat auch Ursach', es zu lieben.“ Wien 1955. S. 104.
  - 33 vgl. z.B. Der Österreichische Volkswirt, Nr. 39/1912.
  - 34 So kommentierte der Österreichische Volkswirt, Nr. 19/1912, „Eine chinesische Anleihe in Österreich“: „Daß wir als Geldgeber für China auftreten, ist ein ungewöhnliches Ereignis... Welchen Umständen dieses plötzliche Erwachen zuzuschreiben ist, das muß mit einem gewissen Erstaunen vor dem Mut der Bankinstitute erfüllen.“
  - 35 „Resumé der unter dem Vorsitz seiner Exzellenz... Freiherrn von Achrenthal am 6. 2. 1907 im k.u.k. Ministerium des Äußeren abgehaltenen internen Conferenz in Angelegenheiten der Balkanbahnprojekte.“ In: HHStA, P.A. XII, K. 344.
  - 36 „Exposé betreffend die Herstellung einer zweiten Eisenbahnverbindung über Bosnien oder Dalmatien“. In: HHStA, P.A. XII, K. 344, Liasse XXXVI/1.



- 37 Riedl, Richard: Albanische und Montenegrinische Verkehrsfragen. Eine wirtschaftspolitische Reisestudie. Wien 1906.
- 38 HHStA, P.A. XII, K 344, Türkei Liase XXXVI/1, Pallavicini an Aehrenthal, 23. 2. 1907. HHStA, A.R. F. 19, K. 18, streng vertraulicher Bericht Konsul Zambaur über „Eisenbahnprojekt Uvac-Mitrowitzka, als direkter Anschluß des österreichisch-ungarischen-bosnischen Bahnnetzes an die Linie der Orientalischen Eisenbahnbetriebsgesellschaft“.
- 39 Note an beide Ministerpräsidenten vom 11. 9. 1907. In: HHStA, A.R. F.19, K.19, Z.68,308hp.
- 40 In den Ausgleichsgesetzen von 1867 wurde die Funktion der Legislative den sogenannten Delegationen übertragen. Die österreichische und die ungarische Delegation umfaßte jeweils 60 Mitglieder, die vom österreichischen Reichsrat und vom ungarischen Reichstag entsandt wurden. Sie tagten jeweils an einem Ort, jedoch streng getrennt und teilten einander ihre Beschlüsse schriftlich mit.  
vgl. ausführliche Darstellung bei Paulinyi, Akos: Die sogenannte gemeinsame Wirtschaftspolitik Österreich-Ungarns. In: Die Habsburgermonarchie 1848 – 1918, hg. Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Bd.I: Die wirtschaftliche Entwicklung, hg. von Alois Brusatti. Wien 1973, S. 567ff.
- 41 „Aus dem von Minister Graf von Aehrenthal am 27.1.1908 in den Delegationen vorgebrachten Exposé“. In: HHStA, P.A. XII, K. 344.
- 42 Schreiben an Pallavicini vom 16. 5. 1907, in: HHStA, A.R. F.19, K.18.
- 43 z.B. Neue Freie Presse, 1. 2. 1908, S. 16.
- 44 Somary, Felix: Erinnerungen aus meinem Leben. Zürich 1959, S. 67.  
Somary war einer der engsten Mitarbeiter von Morawitz.
- 45 Jungtürkische Revolution, Annexionskrise und Aufgabe der Vorrechte Österreich-Ungarns im Sandschak.
- 46 HHStA, A.R. F. 19, K. 19, 21.167-86634, 1912.
- 47 Der österreichische Volkswirt 39/1912.
- 48 nach der Türkei selbst und Großbritannien. Vgl. (British) Diplomatic and Consular Reports, Turkey, Annual Series, Nr. 5167 (1912)
- 49 Österreich-Ungarns Außenpolitik von der Bosnischen Krise 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914. Diplomatische Aktenstücke des österreichisch-ungarischen Ministeriums des Äußeren. Hg. Ludwig Bittner et al., 9 Bde. Wien, Leipzig 1930 (in der Folge abgekürzt ÖUA) Nr. 9133. Bericht aus Konstantinopel, 29.12. 1913.
- 50 (British) Diplomatic and Consular Reports, Turkey, Annual Series Nr. 3363 (1904), 4495 (1905), Rapports Commerciaux des agents diplomatiques et consulaires de France, Nr. 633 (1907).
- 51 z.B. Julius Pinter, Generalkonsul in Beirut. In: HHStA, A.R. F. 34, K. 71, Nr. 41,821, vom 24. 6. 1911.
- 52 Geheimer Erlaß Nr. 300. HHStA, P.A.1, K. 495.
- 53 Bericht 30.734, HHStA, A.R. F. 34, K. 73.
- 54 z.B. „Der Baumwollhandel in Cilicien“. In: Das Handelsmuseum, 3. 4. 1913. „Türkische Bergbauaussichten“. In: Das Handelsmuseum, 29. 1. 1914. „Italiens Einflußsphäre in Südwest-Kleinasien“. In: Österreichische Monatsschrift für den Orient, Oktober 1913.
- 55 HHStA, A.R. F. 34, K. 73, Z. 18.160 ex 1914, sowie Nr. 54.284-9c vom 28. 7. 1913.
- 56 Szilassy, Julius von: Der Untergang der Donaumonarchie. Berlin 1921. S. 256, ebenso: ÖUA, Nr 8708
- 57 Bridge, Francis R.: Tarde venientibus ossa. Austro-Hungarian Colonial Aspirations in

- Asia Minor. In: Middle Eastern Studies, Nr. VI (Oct. 1970), S. 324.
- Szilassy, Julius von: Der Untergang der Donaumonarchie. Berlin 1921. S. 256. Hier erwähnt Szilassy auch, daß Berchtold ihn spaßhalber „Herzog von Alaya“ nannte.
- 58 „Er [Pallavicini] sagte mir [Szilassy], daß dies nur eine Spielerei sei, und daß Berchtold ein Spielzeug a tout prix haben wollte.“ in: Szilassy, Julius von: Der Untergang der Donaumonarchie. Berlin 1921. S. 255.
- 59 ebenda, S. 253.
- 60 HHStA, A.R. F. 34, K. 73, Nr. 73.519 -4864 1913.
- 61 HHStA, A.R. F. 34, K. 73, Brief an Sektionschef Ippen.
- 62 HHStA, P.A. I. K. 495. Zitiert in: Müller, Ingrid: Die Handelspolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie am Balkan. Diss. Wien 1980. S. 87.
- 63 zitiert in: Referat Vanek, in: Protokoll der 2. Sitzung der 49. Session der Delegation des Reichsrats, 19. 5. 1914.
- 64 HHStA, A. R. F. 34, K. 73
- 65 ebenda, Telegramm Musulin an Berchtold vom 17. 4. 1914.
- 66 ebenda, Schreiben Sieghart an Berchtold vom 8. 5. 1914.
- 67 Diese Projekte finden interessanterweise in seinen Memoiren keinerlei Erwähnung. Vgl. Sieghart, Rudolf: Die letzten Jahrzehnte einer Großmacht. Berlin 1932.
- 68 „In Causa Aktion in Kleinasien“, streng vertraulich, in: HHStA, A.R. F. 34, K. 73.
- 69 ÖUA, Nr. 8751, 29. 9. 1913.
- 70 Österreichische Monatschrift für den Orient. Heft 7-9/1917, S. 268.
- 71 Atzenhofer-Baumgartner, Maria-Rosa: Kapitalexpert aus Österreich-Ungarn vor dem Ersten Weltkrieg. Diss. phil. Wien 1980. S. 173.
- 72 HHStA, A.R. F. 23, K. 46, Z.6852. Zitiert in: Hornberg, Hannelore-Ursula.: Das Spiel der Finanzpolitik auf dem Balkan. Phil.Diss. Wien 1964. S. 184.
- 73 Feis, Herbert: Europe - The World's Banker, 1870 - 1914. New Haven 1930. Neuaufgabe Clifton 1974. S. 282.
- 74 „Die bulgarische Anleihe“, in: Der Tresor, 25. 9. 1913.
- 75 „Graf Berchtold und die Banken“, in: Der Tresor, 8. 9. 1913.
- 76 „Die bulgarische Anleihe“, in: Der Tresor, 28. 4. 1914.
- 77 vgl. dazu Gutsche, Willibald: Monopole, Staat und Expansion vor 1914. Berlin 1986. S. 287ff.
- Löding, Dorte: Deutschlands und Österreich-Ungarns Balkanpolitik von 1912 bis 1914 unter besonderer Berücksichtigung ihrer Wirtschaftsinteressen. Phil.Diss. Hamburg 1969. S. 52ff.
- 78 Gutsche, Willibald: Monopole, Staat und Expansion vor 1914. Berlin 1986. S. 288f.
- 79 Der Tresor, 5. 5. 1913.
- 80 vgl. z.B. Der Österreichische Volkswirt 2. 5. 1914, sowie Nr 15/1912, Ebenso: März, Eduard: Österreichische Bankpolitik in der Zeit der großen Wende. Wien 1981. S. 45f.
- 81 Krause, Adalbert: Das Problem der albanischen Unabhängigkeit in den Jahren 1908 bis 1914. Phil. Diss. Wien 1970. S. 35.
- 82 Benna, Anna Hedwig: Studien zum Kultusprotektorat Österreich-Ungarns in Albanien im Zeitalter des Imperialismus (1888-1918). In: Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs, Bd. VII (1954), S. 12f.
- 83 Wochenschrift des Niederösterreichischen Gewerbevereins Nr. 29/1902, S. 328.

- 84 Johnston, H.H.: The Legitimate Expansion of Germany. In: Fortnightly Review, vol. XXVIII (n.s.), July - December 1905. S. 430.
- 85 Fischer-Galati, Stephen: The Habsburg Monarchy and Balkan Revolution. In: Austrian History Yearbook, Vol. II (1966), S. 9f.
- 86 Treadway, John D.: The Falcon and the Eagle. Montenegro and Austria-Hungary 1908-1914. West Lafayette, 1983. S. 77.
- 87 Gashi, Dardan und Steiner, Ingrid: Albanien. Wien 1994. S. 126f.
- 88 Behnen, Michael: Rüstung, Bündnis, Sicherheit, Dreibund und informeller Imperialismus. Tübingen 1985, S. 419ff beschreibt minutiös diverse Projekte, vor allem betreffend den Ausbau der Infrastruktur, die bei den Banken auf absolutes Desinteresse stießen.
- 89 Riedl, Richard: Albanisch-montenegrinische Verkehrsfragen. Eine wirtschaftspolitische Reiestudie. Wien 1906. S. 136f.
- 90 vgl. u.a. HHStA, P.A. XII, K. 34, Türkei XXXVI, Note an die beiden Ministerpräsidenten vom 22. 3. 1907.
- 91 Behnen, Michael: Rüstung, Bündnis, Sicherheit, Dreibund und informeller Imperialismus. Tübingen 1985. S. 415f.
- 92 Mitteilungen des österreichischen Vereins zur Förderung Albanien's.
- 93 Was will das österreichische Albanienkomitee? Wien 1914.
- 94 Atzenhofer-Baumgartner, Maria-Rosa: Kapitalexport aus Österreich-Ungarn vor dem Ersten Weltkrieg. Diss.phil. Wien 1980. S. 251ff.
- 95 Österreichische Monatsschrift für den Orient. Nr. 11/1913.
- 96 Hornberg, Hannelore-Ursula: Das Spiel der Finanzpolitik auf dem Balkan. Phil.Diss. Wien 1964. S. 156.
- 97 HHStA, P.A. I, K. 573 (Delegationsakte 1898-1899)
- 98 Stenographische Sitzungsprotokolle der Delegation des Reichsrates. Budapest, Mai 1898.
- 99 Stenographisches Protokoll der von der Handels- und Gewerbekammer in Pilsen in der Zeit vom 9. bis 12. Mai 1898 veranstalteten Industrie-Enquete behufs Feststellung der Ursachen der Stagnation, bzw. des Niederganges der Industrie und wegen Beratung der Mittel zur Abhilfe. Pilsen 1898.
- 100 Stenographische Protokolle über die in der Zeit vom 14. bis 19. März 1898 abgeführten Verhandlungen der von der Prager Handelskammer veranstalteten Enquete behufs Feststellung der Ursachen des Niederganges unserer Industrie und der Mittel zur Abhilfe. Prag 1898.
- 101 Wochenschrift des Niederösterreichischen Gewerbevereins, Nr. 8/1898.
- 102 Nr. 21/1898, Referat des Reichsratsabgeordneten Hallwich: „Österreich in Ostasien“, sowie Nr. 11/1899, Nr. 37/1901.
- 103 Die Industrie, Nr.2/1899.
- 104 u.a. Hirsch, Heinrich: Überseeische Kolonisation durch Österreich-Ungarn. Wien und Olmütz 1888.  
Schroft, Richard: Die österreichisch-ungarische Culturarbeit und Auswanderung. Ein patriotisches Mahnwort. Wien 1894.  
Bülow, Heinrich von: Österreich-Ungarns Handels- und Industriepolitik in besonderer Rücksichtnahme auf das in der Monarchie zutagetretende Bestreben nach überseeischer Kulturarbeit. Berlin 1902.  
Ders.: Der Verlust von Österreichs Stellung in Deutschland vom kolonialpolitischen Standpunkte. Berlin 1903.

- Mazedonien. In: Danzers Armeezeitung. 18. und 25. Mai 1905.
- Chlumecky, Leopold: Die österreichische Handelsmarine. Wien 1902.
- Ders.: Österreich-Ungarn und Italien. Wien 1906.
- Schloss, Max: Österreich-Ungarns Wacht zur See. Ein Mahnwort an alle meine Mitbürger. Hamburg 1908.
- Mörl, Anton: Das Ende des Kontinentalismus. Saaz 1912.
- 105 Die Industrie, Nr. 31/1898.
- 106 Bogert, Elva J.: Austro-Hungarian Trade with the Ottoman Empire 1873 – 1895. A commercial history with diplomatic considerations. Ann Arbor 1976. S. 468.
- 107 Matis, Herbert und Bachinger, Karl: Österreichs industrielle Entwicklung. In: Die Habsburgermonarchie 1848- 1918. Hg. Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch . Bd. I: Die wirtschaftliche Entwicklung, hg. Alois Brusatti. Wien 1973. S. 147.
- 108 zu dieser Problematik gibt es eine reichhaltige Literatur. Vgl. u.a. Werner, Karl-Heinz: Österreichische Industrie- und Außenhandelspolitik 1848-1948. In: Hundert Jahre österreichische Wirtschaftsentwicklung 1848 – 1948. Hg. Hans Mayer. Wien 1949. S. 436.
- 109 Nr. 3/1908.
- 110 Mitchell, B.R.: European Historical Statistics 1750 – 1970. London and Basingstoke 1975. S. 355f.
- Vgl. auch Produktionsindex der österreichischen Industrie (1900=100): 1890: 72, 1913: 144. In: Rudolph, Richard: Quantitative Aspekte der Industrialisierung in Cisleithanien. In: Die Habsburgermonarchie 1818-1918, hg. Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Bd. 1: Die wirtschaftliche Entwicklung. Hg. Alois Brusatti. Wien 1973. S. 237.
- 111 Hertz führt dies u.a. darauf zurück, „daß die Großbetriebsentwicklung in den älteren Industrie-Staaten viel weiter fortgeschritten ist.“ Immer wieder wird auch das besonders belastende Steuersystem der Monarchie kritisiert. Vgl. Hertz, Friedrich: Die Schwierigkeiten der industriellen Produktion in Österreich. In: Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Nr. XIX (1910), S.732.
- 112 Matis, Herbert und Bachinger, Karl: Österreichs industrielle Entwicklung. In: Die Habsburgermonarchie 1848-1918. Hg. Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Bd. I: Die wirtschaftliche Entwicklung, hg. Alois Brusatti. Wien 1973. S. 144.
- 113 Hertz, Friedrich: Die Schwierigkeiten der industriellen Produktion in Österreich. In: Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Nr. XIX (1910), S. 743.
- 114 als Paradebeispiel kann die Roheisenerzeugung angesehen werden: 97 Prozent der gesamten Erzeugung wurde 1911 von fünf großen Gesellschaften produziert. In: März, Eduard: Österreichische Bankpolitik in der Zeit der großen Wende. Wien 1981. S. 35.
- 115 Österreichisches Handelsministerium an Außenministerium betreffend die „wirtschaftliche Exploitation Anatoliens“, Z. 18.160 ex 1914, in: HHStA. A.R. F. 34, K. 73.
- 116 Hertz, Friedrich: Die Schwierigkeiten der industriellen Produktion in Österreich. In: Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Nr. XIX (1910), S. 744.
- 117 Hertz, Friedrich: Unsere Auslandspolitik. In: Österreichischer Volkswirt, 22. 11. 1913.
- 118 Rudolph, Richard: Quantitative Aspekte der Industrialisierung in Cisleithanien. In: Die Habsburgermonarchie 1818-1918, hg. Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Bd. 1: Die wirtschaftliche Entwicklung. Hg. Alois Brusatti. Wien 1973. S. 241 ff.
- 119 vgl. Stadler, Gerhard A.: Die Rüstungsindustrien der Donaumonarchie und ihre Exporte nach Lateinamerika. Diss. Wien 1986.
- 120 Rauchensteiner, Manfred: Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg. Graz, Wien, Köln, 1993. S. 38f.
- 121 Eine derartige Vorgangsweise Österreich-Ungarns war gegenüber den Balkanstaaten

- zwar nicht neu, gewann aber am Anfang des 20. Jahrhunderts eindeutig an Schärfe.
- 122 Bindreiter, Uta: Die diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien 1875 bis 1888. Wien, Köln, Graz 1976.
- 123 Grünberg, Karl: Die handelspolitischen Beziehungen Österreich-Ungarns zu Rumänien, Serbien und Bulgarien. In: Beiträge zur neuesten Handelspolitik Österreichs. (Schriften des Vereins für Socialpolitik, XCIII) Leipzig 1901. S. 138ff.
- 124 ebenda, S.131 ff.
- 125 Österreich-Ungarn strebte schon im Rahmen des Berliner Kongresses – gegen ungarischen Widerstand – eine Zollunion mit Serbien und Montenegro an. Immer wieder wurde versucht, eine derartige Einigung zu erzielen. Der letzte derartige Versuch wurde 1912 während der Balkankriege unternommen, als man Josef Redlich nach Belgrad entsandte, um als Gegenleistung für die Zustimmung Österreich-Ungarns zu serbischen Territorialgewinnen eine Zollunion mit Serbien zu vereinbaren. vgl. Schicksalsjahre Österreichs. Das politische Tagebuch Josef Redlichs. 2 Bde. Hg. Fritz Fellner. Graz, Köln 1953. Eintragungen 30. Oktober bis 6. November 1911.
- 126 Zollkriege 1886 bis 1891 mit Rumänien, 1906 bis 1911 mit Serbien.
- 127 1908 bis 1909 boykottierten Serbien und die Türkei österreichisch-ungarische Waren, 1913 Serbien und Griechenland.  
vgl. Bridges, Francis Roy: Österreich(-Ungarn) unter den Großmächten. In: Die Habsburgermonarchie 1848-1918. Hg. Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Bd. VI: Die Habsburgermonarchie im System der internationalen Beziehungen. Teil 1. Wien 1989. S. 315.  
Sosnosky, Theodor: Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866. 2 Bde. Stuttgart 1914. S.151f.
- 128 Hobus, Gottfried: Wirtschaft und Staat im Südosteuropäischen Raum 1908 bis 1914. (Schriften der Deutschen Akademie, Heft 20). München 1934. S. 45.
- 129 Mitteilungen des Österreichischen Orientvereins, Bd.II, IV. Folge. Wien 1906. S. 20.
- 130 ebenda, Bd.VI. Wien 1908. S. 12.
- 131 Präsident des Vereins österreichisch-ungarischer Papierfabrikanten (1888-1904), Präsident des Centralverbandes der Industriellen Österreichs, Vorsitzender der Wiener Handelskammer (1904-1909), Reichsratsabgeordneter (1897-1906), Obmann der Freien industriellen Vereinigung im Abgeordnetenhaus, Mitglied der Österreichisch-ungarischen Kolonialgesellschaft.
- 132 Neue Freie Presse, 9. Oktober 1908, Morgenausgabe, S. 10.
- 133 Die Industrie, Nr. 42/1908
- 134 vgl. ÖUA, Nr. 4128, 4140, 4171.
- 135 ebenda, Nr. 4170.
- 136 Treadway, John D.: The Falcon and the Eagle. Montenegro and Austria-Hungary, 1908 – 1914. West Lafayette, 1983. S. 123.
- 137 Auch mit Rumänien wurde kurz vor dem Ersten Weltkrieg eine Zollunion angestrebt. Sektionschef Riedl reiste in dieser Angelegenheit nach Bukarest, ohne den österreichischen Standpunkt durchsetzen zu können.  
vgl. Löding, Dorte: Deutschlands und Österreich-Ungarns Balkanpolitik von 1912 bis 1914 unter besonderer Berücksichtigung ihrer Wirtschaftsinteressen. Phil. Diss. Hamburg 1969. S. 93ff.
- 138 Matis, Herbert: Österreichs Wirtschaft 1848 bis 1913. Konjunkturelle Dynamik und gesellschaftlicher Wandel im Zeitalter Franz Josefs I. Berlin 1972. S. 433.
- 139 Gi(ustav) St(olper): Politisches Resumé. In: Der Österreichische Volkswirt vom 15. 11. 1913.

- 140 Der Österreichische Volkswirt, 9. 4. 1914.
- 141 „Kapitalnot und chinesische Anleihegeschäfte“, in: Der Österreichische Volkswirt Nr. 4/ 1913.
- 142 Stojanoff, A.: Die handelspolitische Situation der Balkanstaaten gegenüber Österreich-Ungarn. Wien 1914. S. 92f.
- 143 Kaminski, Gerd und Unterrieder, Else: Von Österreichern und Chinesen. Wien, München und Zürich 1980. S. 461.
- 144 „Anleihe und Politik“, in: Der Österreichische Volkswirt, Nr. 15/1913.
- 145 Mommsen, Wolfgang: Europäischer Finanzimperialismus vor 1914. In: Historische Zeitschrift, Bd. 224 (1977).
- 146 März, Eduard und Socher, Karl: Währung und Banken in Cisleithanien. In: Die Habsburgermonarchie 1848-1918. Hg. Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Bd 1: Die wirtschaftliche Entwicklung, hg. von Alois Brusatti. Wien 1973. S. 333f.
- 147 so waren z.B. die Creditanstalt und der Wiener Bankverein mit deutschem, die Bodencreditanstalt mit französischem, die Anglo-Österreichische Bank, die Union-Bank und die Länderbank mit englischem, französischem und niederländischem Kapital verflochten.  
vgl. Good, David: Der wirtschaftliche Aufstieg des Habsburgerreiches 1750-1914. Wien, Köln, Graz 1986. S.182.
- 148 Feis, Herbert: Europe - The World's Banker 1870-1914. New Haven 1930. Neuauflage Clifton 1974. S. 279.

GERHARD SENFT

## *Gemeinwirtschaft und Selbstverwaltung.*

VOM ORGANISATIONSMODELL THEODOR HERTZKAS  
ZUR KIBBUTZÖKONOMIE

### **1. Prologus: Die Beharrlichkeit der Utopie**

„Die Utopie ist die Form“, stellt Josef Heller in einer klugen Einschätzung fest, „in der uns der Ursprung einer neuen geschichtlichen Macht erscheint: Sie stellt eine Vorwegnahme der geschichtlichen Entwicklung und gewissermaßen eine Projektion des Zukunftsideals in die Gegenwart dar“.<sup>1</sup> Für kaum ein anderes Projekt mit sozialutopischen Wurzeln scheinen diese Gedanken heute so viel Gültigkeit zu besitzen, wie für das Kibbutzunternehmen in Israel. Als vor nun fast 90 Jahren die erste „Kvutza“ als Genossenschaftssiedlung am Südufer des See Genzareth ins Leben gerufen wurde, war noch nicht absehbar, daß hier eine Idee zum Ausgangspunkt einer breiten Bewegung werden sollte. Heute existieren im Raum Israel über 250 Kibbutzim, wobei die Zahl artähnlicher Unternehmensformen<sup>2</sup>, zu erwähnen wären hier der Moschav Schitufi und der Moschav Ovdim, mit rund 800 noch wesentlich größer ist. Der genossenschaftliche Anteil ist in Israels Wirtschaft mit mehr als 20% außerordentlich hoch.

Wenngleich das Kibbutzunternehmen heute längst von einem charismatischen Stadium in eine Routinephase hinübergeglitten ist, existiert es noch immer als ein leuchtendes Beispiel für alternative Formen des Lebens und Wirtschaftens. In den Statuten der vereinigten Kibbutzbewegungen steht an vorderster Stelle: „Der Kibbutz ist eine freie Vereinigung von Personen zum Zweck der Errichtung, Integration und Bewirtschaftung einer kollektiven Siedlung, die nach den Prinzipien von gemeinschaftlichem Eigentum an Grundbesitz, eigener Arbeit, Gleichheit und Zusammenarbeit in den Bereichen der Produktion, des Konsums und der Erziehung organisiert ist.“<sup>3</sup> Den Siedlungsgemeinden in Israel kommt gewohnheitsrechtlich ein sehr hohes Maß an Selbstbestimmung zu. Darüber hinaus scheint es beachtenswert, daß auch im inneren Zusammenhang, also im Rahmen der wirtschaftlichen und politischen Verwaltung versucht wurde, einer antiautoritären, demokratischen Entwicklung des Gemeinschaftslebens zur Durchsetzung zu verhelfen. Die „Demokratie in Aktion“, wie sie in den Kibbutzstatuten vorgegeben ist, sieht

eine Rotation aller Funktionäre, von den Mitgliedern der Geschäftsführung hin bis zu den Trägern rein technischer Aufgaben vor. Jedes Mitglied der Gemeinschaft hat bei den Generalversammlungen<sup>4</sup> die gleiche Stimme. Die Generalversammlung eröffnet auch den Zugang zu den Leitungsfunktionen des Unternehmens in Sekretariat und Komitee. „Committee members and office holders are elected in town meeting on the basis of recommendations from the nominating committee. Committees serve for one year, and officials for two or three years. ... The annual budget, a new building program, the expansion of the agricultural branche ... – all are (also) debated in the town meeting.“<sup>5</sup> Funktionsmäßig ist dem Sekretariat im wesentlichen die Geschäftsleitung zugeordnet, während das Komitee eine Art Aufsichtsrat darstellt. Neben diesen Gremien besteht eine Fülle von Beiräten, etwa für Wirtschaft, Kultur, Gesundheit, Schule etc.. Die Kindererziehung ist von Kibbutz zu Kibbutz unterschiedlich organisiert. In manchen Siedlungen leben die Kinder bei ihren Eltern, in anderen in eigenen Kinderhäusern.<sup>6</sup> Jeder Kibbutz ist bestrebt, eine zur Siedlung gehörende Schule zu unterhalten. Eine vielfältige, die Kreativität und den Intellekt fördernde Ausbildung steht dabei ganz deutlich im Vordergrund. Neben Schulen und Kindergärten existieren als kommunale Einrichtungen noch die medizinische Betreuung, Speisensäle, Wäschereien, Sportstätten und Versorgungsinstitutionen für alte bzw. nicht arbeitsfähige Mitglieder.

In einem größeren Kibbutz sind üblicherweise zwischen 200 und 600 Personen tätig. Grundsätzlich wird Arbeit im Kibbutz nicht als bloßer Faktor, als Ware, die auf Arbeitsmärkten gehandelt wird, angesehen. Arbeit steht als ein menschliches Grundrecht für das Feld freier schöpferischer Entfaltung, und wird daneben auch als wesentlicher Bestandteil sozialer Interaktion gewertet. Der Großteil der Kibbutzniks ist regelmäßig in einem bestimmten Sektor der Kibbutzwirtschaft beschäftigt. Nur in Sonderfällen sind Mitglieder nicht im Rahmen der Genossenschaft tätig, zum Beispiel wenn sie ihren Wirkungsbereich in gewerkschaftlichen oder in öffentlichen Institutionen wahrnehmen. In solchen Fällen vollziehen die Betroffenen ihre Berufstätigkeit zwar außerhalb der Siedlung, nehmen aber am Kibbutzleben uneingeschränkt Anteil.

Die wirtschaftlich vorangeschrittenen Kibbutzim bestimmten aktiv den Modernisierungsprozeß, den Israel seit der Staatsgründung durchlief. Die egalitäre Produzentenassoziation wurde sogar zum Vorreiter der Technologisierung der Landwirtschaft, besonders in den 70er Jahren war eine beschleunigte Industrialisierung in den Kibbutzim zu beobachten. Die Produktionspalette des Kollektivunternehmens ist an Breite kaum zu überbieten: Von Lebensmitteln und simplen Hauswaren über Maschinen bis zur High Tech-Produkten reicht das Spektrum. In einigen Gegenden haben sich Kibbutzim zusammengetan und regionale Industriezonen mit modernen Fabriken, Verpackungsanlagen und Lagerhäusern errichtet. Kooperativ betriebene Anstalten sorgen für Betriebsmittelbeschaffung, Produktionsberatung, Marketing und Absatz der hergestellten Güter.



In den meisten Kibbutzim ist nach wie vor sowohl die Konsumsphäre als auch die Produktionsphäre kollektivistisch organisiert. Grund und Boden, die Produktionsmittel, die Wohnstätten und deren Einrichtungen sind als Gemeinschaftseigentum deklariert. In manchen Kibbutzim kusieren intern statt Geld Bezugsscheine, mit denen im dörflichen Gemeinschaftsladen, der Tsarchania, Dinge des täglichen Lebens beschafft werden können. Jedes Genossenschaftsmitglied hat den gleichen Anspruch auf Nahrung, Wohnung, Kinderbetreuung, Ausbildung, Krankenpflege und Altenversorgung.

Der starke genossenschaftliche Zug, wie er in Kibbutzunternehmen zum Vorschein kommt, läßt sich aus verschiedenen historischen Wurzeln erklären. Zweifellos trafen die ersten Pioniere der Kibbutzbewegung in Palästina auf Bedingungen, die das gemeinschaftliche Wirtschaften eher angemessen erscheinen ließen. Brunnen schlagen, Bewässerungsanlagen bauen, Gebäude, Straßen und Wege errichten konnte bei der Besiedelung noch wenig erschlossener Gebiete natürlich nicht im „Alleingang“ bewältigt werden. Neben solch praktischen Gründen waren aber durchaus auch „ideologische“ Momente maßgebend, die den Kibbutz zu jener Form verhalfen, die ihn sehr bald bekannt machte. Der „revolutionäre Zionismus“ (Erik Cohen), dem der Großteil der Gründerschicht anhing, war u. a. aus dem Aufbegehren junger Juden gegen die traditionelle, starre jüdische Gesellschaft der Diaspora hervorgegangen. Trotz der ablehnenden Haltung gegenüber allem Alten und Vergangenen wurden – sicher mehr unbewußt als bewußt – auch Elemente aus der jüdischen Überlieferung nach Palästina mitgebracht: Die „Schtetlkultur“ der europäischen Juden hatte zweifellos einen gewissen Gemeinsinn geprägt, und auch der bis heute wirksame Gedanke, Grund und Boden als Gemeinschaftsbesitz<sup>7</sup> zu behandeln, fand seinen Ursprung unzweifelhaft in der alten jüdischen Agrargesetzgebung. Die Gründung des Jüdischen Nationalfonds<sup>8</sup> am 5. Zionistenkongreß in Basel im Dezember 1901 zielte darauf hin, Bodenerwerb nur auf kollektiver Grundlage zuzulassen, um „jede Bodenspekulation und Bildung von jüdischem Großgrundbesitz in Palästina“<sup>9</sup> zu verhindern.

Ein wichtiger Entwicklungsstrang, der zum Kibbutz als Lebens- und Arbeitsform hinführte, war durch die Jugendbewegung in Europa gegeben. Neben „Wandervogel“ und „Bündischer Jugend“ strebten auch die jüdischen Jugendorganisationen um 1900 hin zum Ideal des „neuen Menschen“, der die soziale Misere der bürgerlich-kapitalistischen und städtischen Gesellschaft zu überwinden imstande ist. In einem Artikel der Zeitschrift „Jerubbaal“ werden die Motive der Jugendbewegung deutlich: „Wir, die wir die Aussichtslosigkeit einer sinnvollen Einordnung in die heutige Gesellschaft ebenso erkennen wie ehemals die in die Familie und Schule, wir wenden uns heute wie damals zu uns selbst, um gemeinsam unseren eigenen Weg zu gehen. ... Mag das Land, in das wir ziehen, abgemessen sein oder nicht, mag die wirtschaftliche Tätigkeit jedes einzelnen voraus fixiert sein oder nicht, ins Ungewisse segeln wir und das einzige, das uns führt, ist unser Eros, der sich entfalten will

nach eigenen Gesetzen im eigenen Land. Endlich wollen wir auf unsere innere Stimme hören, die uns zu Taten ruft, die im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung unmöglich sind, der zu folgen uns aber allein eigene Wertschätzung verspricht. ... Und wahrlich, ein Bund, weihevoll und unbedingt wie eine Ehe müssen wir sein, aufgebaut nach den Gesetzen des Eros und nicht nach dem Utilitaritätsprinzip. Eine Stätte des Vertrauens und der Wahrhaftigkeit, ein Land der Schönheit, ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten wollen wir gründen und keine G.m.b.H. ...“<sup>10</sup>

Nicht zuletzt war auch sozialrevolutionäres und sozialistisches Gedankengut bei der Herausbildung des Kibbutzkonzeptes als dynamisierendes Element maßgebend. Bekanntlich hatte der Gedanke der Siedlungsgemeinschaft bereits bei den Frühsozialisten eine gewisse Rolle gespielt. Charles Fourier (1772–1837) erdachte eine auf einfacher Produktionsweise aufgebaute gesellschaftliche Organisation, bestehend aus kleinen, sich selbst genügenden Kommunen auf der Basis der gegenseitigen Hilfe. Robert Owen (1771–1858) versuchte ähnliche Gedanken in England und in Amerika in die Praxis umzusetzen. Der wissenschaftlich-technische Fortschritt wurde dabei nicht etwa abgelehnt, sondern sollte der sozialen Emanzipation des Menschen a priori untergeordnet werden. Louis Blanc (1811–1882) und Ferdinand Lassalle (1825–1864) führten den Genossenschaftsgedanken weiter und brachten das Anliegen nach öffentlicher Förderung der Produzentenassoziation ein. Der erste Theoretiker, der die Idee der Palästina-Renaissance mit dem „allgemein menschlichen Ideal des Sozialismus“ (Josef Heller) zu verknüpfen suchte, war der sozialphilosophische Schriftsteller Moses Heß (1812–1875).<sup>11</sup>

Die Synthese zionistischer Gedanken und sozialrevolutionärer Ideen war eine geballte Reaktion auf die soziale Krise des ausgehenden 19. Jahrhunderts, von der das europäische Judentum in mehrfacher Hinsicht betroffen war. Die proletarisierten Schichten im Judentum, die eine Hebung ihres Lebensstandards ersuchten, strebten ebenso nach einer neuen Gesellschaftsverfassung, wie die unzufriedene Jugend im jüdischen Mittelstand, die einen Bruch mit verstaubten, althergebrachten Konventionen herbeiwünschte. Das stärkere Wiederaufkeimen des Antisemitismus in Europa erzeugte den äußeren Druck, daß der Zionismus in der Folge eine Art Klammer für viele der angepeilten Veränderungsbestrebungen bilden konnte. „Die Werte des frühen Kibbutz hatten denn auch zwei Hauptbezugspunkte: Einerseits waren sie nach innen gerichtet und sollten zur Verbesserung von Mensch und Gesellschaft durch die vollständige Anerkennung humanistischer und sozialistischer Ideale führen; andererseits richteten sie sich nach außen – hin zu einer größeren Gesellschaft – durch die Anerkennung der Gebote des Pionier-Zionismus, der dem Kibbutz die Rolle einer Avantgarde jüdischer Besiedelung Palästinas zuteilte.“<sup>12</sup> Die Kibbutzbewegung hat, so wird es deutlich, in Theorie und Praxis viele Geburtshelfer vorzuweisen. Ein Blick auf die Historiographie zeigt, daß die Geschichtsschreibung auf diesem Sektor schon

relativ viel aufgearbeitet hat.<sup>13</sup> Wenn da und dort noch Bereiche unterbelichtet geblieben sind, so ist das primär darauf zurückzuführen, daß es auch „heimliche Väter“ der Kolonisationsidee gegeben hat. Einer davon, der im Hinblick auf die Herausbildung der Kibbutz-Ökonomie nicht unbedeutend geblieben ist, war der Altösterreicher Theodor Hertzka. Mit Hertzkas historischem Stellenwert und der Analyse seines Werkes wollen wir uns in der Folge näher befassen.

## **2. „Freiland“ oder die Suche nach dem Land der Verheißung**

### **2.1 Theodor Hertzka und der „liberale Sozialismus“**

In der Wiener Redaktion der „Neuen Freien Presse“, in der der Begründer des Zionismus Theodor Herzl unter anderem als Feuilleton-Redakteur tätig war, wirkte in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts auch der Ökonom Theodor Hertzka. Wie Herzl stammte Hertzka ebenfalls aus dem Raum Budapest. Theodor Hertzka kam am 13. Juli 1845 als Sohn eines aufgeklärten jüdischen Elternhauses zur Welt.<sup>14</sup> Er studierte in Ungarn und in Wien Volkswirtschaftslehre, arbeitete später überwiegend als Journalist, konnte aber mit wissenschaftlichen Abhandlungen auch der Fachwelt einige Beachtung abringen.<sup>15</sup> Der „schriftstellernde Volkswirt“ bzw. „volkswirtschaftliche Schriftsteller“ leitete zwischen 1872 und 1879 die Ressorts Wissenschaft und Ökonomie der „Neuen Freien Presse“, veröffentlichte daneben zahlreiche finanz- und währungspolitische Schriften<sup>16</sup>, betrieb daneben noch mathematische und astronomische Studien und trat immer wieder mit innovativen Ideen an die Öffentlichkeit.<sup>17</sup> 1880 übernahm Hertzka die Leitung der „Wiener Allgemeinen Zeitung“, deren Geschicke er bis 1886 lenkte (das Blatt erschien übrigens bis 1934). Das Jahr 1889 war für Hertzka in zweifacher Hinsicht bedeutsam. In diesem Jahr begründete er die „Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft“, und es gelang ihm, seinen ersten Roman „Freiland. Ein soziales Zukunftsbild“<sup>18</sup> zu veröffentlichen. – Das Buch avancierte rasch zu einem Bestseller. „Freiland“ ist ein vom Denken Henry Georges<sup>19</sup> und Edward Bellamys<sup>20</sup> beeinflusster sozial-utopischer Roman, in dem Hertzka die Entstehung eines idealen neuen Gemeinschaftswesens beschreibt, das sich von allen Defekten des Kapitalismus befreit hat. Bald nach der Veröffentlichung bildeten sich zahlreiche Vereine, Komitees und internationale Gesellschaften, die der von Hertzka verkündeten Sozialutopie auch Leben einzuhauchen versuchten. Hertzka selbst beteiligte sich in der Anfangsphase an den Gründungsprozessen, zog sich später aber wieder zurück, ohne sich jedoch von der ursprünglichen „Freiland“-Idee zu entfernen. 1901 kehrte er nach Budapest zurück, wirkte dort als Berater des ungarischen Ministerpräsidenten Koloman Széll<sup>21</sup>, und er beteiligte sich an der Herausgabe ungarischer Zeitungen, zuerst am „Friss Ujság“, dann am „Magyar Hírlap“. Lange Zeit bemühte sich Hertzka, seine Sozialutopie auch wissenschaftlich zu fundieren, ein Unternehmen, das er 1912, mit Erscheinen seines Buches

„Das soziale Problem“ (Berlin), abzuschließen versuchte. Die Schrift erschien als Schlußstück einer Reihe über „Probleme der menschlichen Wirtschaft“. Hertzka verbrachte seine letzten Lebensjahre bei seiner Tochter in Wiesbaden, wo er am 21. Oktober 1924 verstarb.<sup>22</sup>

Das Zukunftsbild, das Hertzka in seinem Werk ausmalt, versucht das jeweils Beste aus den Traditionen des Liberalismus und des Sozialismus in sich zu vereinen. In „Freiland“ schildert Hertzka ein Gemeinwesen, das sich der kapitalistischen Zivilisation überdrüssig gewordene Siedler, Männer und Frauen mit ihren Kindern, im ostafrikanischen Seenhochland geschaffen haben. Die „Aussteiger“, wie man heute sagen würde, haben alle sozialen Übel, allen voran die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen überwunden. „Freiland“, der Romantitel verrät den Namen der idealen neuen Welt, mit der Hauptstadt Edenthal, hat die wirtschaftlichen Verhältnisse auf neue Fundamente gestellt. Alle Werktätigen beteiligen sich an sogenannten „Wirtschaftsassoziationen“, die nach dem Selbstverwaltungsprinzip organisiert sind. Die Arbeitervereinigungen produzieren auf hohem technologischen Niveau, es gibt Eisenbahnen, Telefon, Telegraphie, Elektrizität, ein modernes Postwesen, großangelegte Kanalbauten etc. etc.. Die Kapital- und Bodenrenten, nach Hertzka für die Einschränkung der Nachfrage der breiten Massen und für die Verhinderung höherer Produktivität entscheidend, werden mittels liberaler Maßnahmen zum Verschwinden gebracht. Das Prinzip der freien Beweglichkeit der Arbeitskräfte sorgt dafür, daß der qualitativ bessere Grund und Boden mehr Arbeitskräfte anzieht, dadurch aber der Ertrag gesenkt wird und somit eine Angleichung an den sogenannten Grenzertragsboden stattfindet.<sup>23</sup> Auf ähnliche Art und Weise kommt es zu einer Aufteilung der Kapitalerträge: Betriebe mit höherer Rentabilität erhalten einen höheren Zulauf, alle Gewinne müssen somit auf mehr Personen aufgeteilt werden, so daß hier ebenfalls eine gewisse Nivellierung eintreten wird. In Freiland hat jede Person das Recht, sich eine ihren Talenten, ihren Fähigkeiten und ihren Bedürfnissen entsprechende Arbeitsstätte auszusuchen.<sup>24</sup> Vorausgesetzt wird dabei, daß allen Freilandbürgern täglich die volle Information über das gesamte wirtschaftliche und betriebliche Geschehen weitergegeben wird.<sup>25</sup> Da das Bargeld in Freiland abgeschafft ist, werden alle finanziellen Transaktionen über Girokonten einer Zentralbank, die zugleich das zentrale Kontrollorgan der Volkswirtschaft ist, abgewickelt.

Die politische Verwaltung in der libertären Demokratie Hertzkas kennt nur zwölf Exekutivbehörden mit beratender, beschließender und überwachender Funktion für verschiedene Sektoren, darunter Finanzen, Versorgungswesen, Gesundheit, Wissenschaft, Unterricht, Kunst etc., wobei vorgesehen ist, daß alle ausführenden Organe gewählt werden müssen. Ein Staatsoberhaupt oder ein Regierungschef sind nicht existent, es besteht aber eine verfassungsgebende Versammlung, die mit Delegierten aus allen Regionen Freilands beschiedt wird. Nur fünf Grundsätze bestimmen das öffentliche Recht von Freiland:

1. Jeder Bewohner Freilands hat das gleiche, unveräußerliche Anrecht auf den gesamten Boden und auf die von der Gesamtheit beigestellten Produktionsmittel.
2. Frauen<sup>26</sup>, Kinder, Greise und Arbeitsunfähige haben Anrecht auf auskömmlichen, der Höhe des allgemeinen Reichtums entsprechenden Unterhalt.
3. Niemand kann, sofern er nicht in die Rechtssphäre eines anderen greift, in der Betätigung seines freien individuellen Willens gehindert werden.
4. Die Entscheidungen über öffentliche Angelegenheiten werden nach den Beschlüssen aller volljährigen (mehr als 20jährigen) Bewohner Freilands ohne Unterschied des Geschlechts getroffen, die alle das gleiche aktive und passive Stimm- und Wahlrecht besitzen.
5. Die beschließende sowohl als auch die ausübende Gewalt ist nach Geschäftszweigen geteilt und zwar in der Weise, daß die Gesamtheit der Stimmberechtigten für die wichtigen öffentlichen Geschäftszweige gesonderte Vertreter wählt, die gesondert ihre Beschlüsse fassen und die Gebahrung der vorstehenden Verwaltungsorgane überwachen.“<sup>27</sup> Das Gemeinwesen Freilands kennt keine Polizeigewalt, kein Militärwesen und keinen Justizapparat. Lediglich Schiedsgerichte und Schlichtungsstellen für Streitfälle sind vorgesehen.

Die weite Verbreitung des utopischen Romans, bis 1896 erschien „Freiland“ in zehn Auflagen, führte im Mikrokosmos der sozialen Bewegungen sehr rasch zur Entstehung von Organisationen, die die Bodenreform und den freiländischen Kolonisationsgedanken auf ihre Fahnen schrieben. Hertzka, anfangs offenbar überrascht von dem regen Zuspruch, den sein Entwurf eines Gemeinwesens, in dem Freiheit und soziale Gerechtigkeit in idealer Weise vereint erscheinen, ausgelöst hatte, übernahm 1890 den Vorsitz über sechs Lokalgesellschaften. Bis Juni 1891 zählte man 24 freiländisch orientierte Ortsgruppen, ansässig unter anderem in Wien, Prag, Budapest, Berlin, Hamburg, Braunschweig, Breslau, Hannover und Milwaukee, die den Ideen Hertzkas den Weg von der Utopie zur Praxis ebnen wollten. In Wien, wo die weitaus stärkste und rührigste aller Lokalgesellschaften beheimatet war, wirkten etwa 600 Aktivisten. Nach einer in der „Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft“ veröffentlichten Statistik dürfte etwa ein Drittel der Mitglieder der frühen Freilandbewegung aus der Arbeiterschaft gekommen sein, ein Drittel bildeten kleine Gewerbetreibende, ein Drittel kam aus den „gelehrten Ständen“ und aus großbürgerlichen Kreisen.<sup>28</sup> Ab 1891 erschien die Halbmonatsschrift „Freiland. Organ der Freilandvereine“, in der über sämtliche Aktivitäten aller Ortsgruppen berichtet wurde. Im Sommer 1891 konstituierte sich in Pörtschach am Wörthersee ein freiländisches „Actions-Comite“; der dabei gefaßte Plan, in Ostafrika eine Kolonie zu gründen, nahm in der Folge konkret Gestalt an. In allen Lokalgesellschaften wurde fleißig um Mitglieder und finanzielle Mittel geworben, so daß es zu Beginn 1894 möglich wurde, eine Vorexpedition unter Führung des Wiener Kaufmannes Julius Wilhelm auszurüsten. Die Erkundungsfahrt in die britische Kronkolonie Ostafrika zeigte aber,

wie sehr man sich in der Einschätzung der Dinge vertan hatte. Die Engländer sahen die Expedition als österreichischen Kolonisationsversuch auf von ihnen kontrolliertem Boden, die offiziellen österreichischen Stellen wiederum waren so zurückhaltend, daß jegliche Hoffnung auf öffentliche Unterstützung aufgegeben werden mußte. Am massivsten traten die Schwierigkeiten nach der Landung am schwarzen Kontinent zutage: Krankheiten und Konflikte mit örtlichen Verwaltungsstellen, mangelhafte Vorbereitung und Ausrüstung ließen die Expeditionsteilnehmer bald als einen Haufen waghalsiger Abenteurer erscheinen. Das Scheitern der Vorexpedition war zugleich auch das Scheitern der Freilandidee in ihrer ersten Ausformung. Obwohl sich nicht wenige Personen des öffentlichen Lebens (Ferdinand Kronawetter, Alois Pernerstorfer, Viktor Adler<sup>29</sup>) für das Freiland-Projekt interessierten, und obwohl ähnlich interessante Unternehmungen zur selben Zeit auch in Südamerika<sup>30</sup> gestartet wurden, war Hertzka schon vor dem Scheitern der Erkundungsfahrt zum Teil heftigen Angriffen ausgesetzt gewesen. Besonders die antisemitischen „Lichtstrahlen“. Blätter für volksverständliche Wissenschaft und atheistische Weltanschauung“ nahmen Hertzkas Entwurf für eine beispielgebend andere Sozialverfassung mit polemischen Argumenten aufs Korn.<sup>31</sup>

In der späteren wissenschaftlichen Aufbereitung ist an Hertzka der Ruf eines Don-Quijote-artigen Utopisten haften geblieben. Für die meisten Utopieforscher war sein „Freiland“ nur eines von vielen „rosarotkolorierten Porträts der Zukunft“ (Frank und Fritzie Manuel), in Wilhelm Voßkamps dreibändigem Werk wird Hertzka nur zweimal kurz erwähnt<sup>32</sup>, bei Ernst Bloch taucht er ebenfalls nur nebenbei, als weltfremde „mild bodenreformende“<sup>33</sup> Figur auf. Einige wesentliche Fakten geben jedoch zu überlegen, ob dem scharfsinnigen Publizisten Hertzka damit nicht etwas Unrecht getan wurde.

Es ist wenig bekannt, daß der britische Staatssekretär für Kolonien, Joseph Chamberlain, im Frühjahr 1903 der zionistischen Bewegung den Vorschlag unterbreitete, 6.000 Quadratmeilen im Hochland von Uganda für Siedlungszwecke in Anspruch zu nehmen. Chamberlain hatte bei einer Afrikareise Erkundigungen eingezogen, und er war zu dem Ergebnis gelangt, daß eine stärkere Besiedelung des Landes vorteilhaft sei. Einer der frühen und treuesten Anhänger Theodor Herzls, der Schriftsteller und Präsident der „Jewish Territorial Organization for Settlement of the Jews within the British Empire“, Israel Zangwill, setzte sich unter Berufung auf Hertzka besonders für das Uganda-Projekt (als Alternative zur Besiedelung Palästinas) ein. Der 6. Zionistenkongreß in Basel 1903 lehnte aber ab, und faßte den Beschluß, daß nur Palästina als Heimat der Juden in Frage kommen könne. Hätte das Angebot der britischen Regierung damals positive Resonanz erzielt, wäre der Zionismus in die unmittelbaren Fußstapfen der Freilandbewegung geraten, wie Franz Neubacher<sup>34</sup> richtig anmerkt. So abwegig kann also der Plan, im Zeitalter großer Wanderungsbewegungen ein Gebiet in Ostafrika zum Siedlungsraum und zum breiten Experimentierfeld zu machen, nicht gewesen sein.

## 2.2 Armut und Reichtum unter dem Aspekt der Bodenproblematik

Die Bestimmungsgründe für die Herausbildung der sozial- und wirtschaftsreformerischen Ansätze im Gesamtwerk Theodor Hertzkas waren zweifellos vielfältig angelegt. Ganz allgemein betrachtet ist in den Vorschlägen Hertzkas eine Reaktion auf die unbewältigten Probleme des Industriekapitalismus und auf das Nachwirken feudaler Restbestände in der Gesellschaft zu erblicken. Im ausgehenden 19. Jahrhundert stand die „Arbeiterfrage“ nach wie vor ungelöst im Raum, das Boden- und Wohnungsproblem in den großen Städten verschärfte sich in bisher nur in der Phase der Frühindustrialisierung dagewesener Weise, die Übermacht des Großgrundbesitzes auf dem Lande zementierte Verhältnisse, die allen Grundsätzen einer liberalen Gesellschaftsauffassung zuwider liefen. Der einsetzende Systemwandel, der Trend zum „organisierten Kapitalismus“ (Rudolf Hilferding) schien zwar auf lange Sicht betrachtet eine gewisse Entspannung der sozialen Lage zu versprechen, zahlreiche Denker wie u. a. Hertzka sahen darin aber auch neue Gefahren, wie die einer totalen Durchstaatlichung und Militarisierung der Gesellschaft.

Zur Zeit Hertzkas schuftete in den Fabriken noch immer unter menschenunwürdigen Bedingungen ein Heer von Billiglohnklaven. Kaum der Enge des Dorflebens entronnen, waren die in die Industriezentren strömenden Arbeitskräfte in eine neue Tretmühle gezwängt, deren Lauf nur ungleichmäßig, krampfartig und immer wieder krisenhaft unterbrochen funktionierte. Für sozial sensible Intellektuelle wie Hertzka war die wirtschaftliche Misere inakzeptabel. In den niedrigen Löhnen, in den langen Arbeitszeiten, in den drückenden Arbeitsbedingungen insgesamt wurden immer mehr die Auswüchse einer „überlebten sozialen Ordnung“ (Theodor Hertzka) gesehen. Es gelte, meinte nun Hertzka, zur Lösung der sozialen Frage den „Monopolismus“ auf der Seite der Kapitaleigner und Bodeneigentümer zu brechen, den Zugang zu Grund und Boden, Produktionsmittel und Kredit allgemein sicherzustellen, und mit der so bewirkten Entfesselung der Produktivkräfte würden die Konsummöglichkeiten für die breite Masse zunehmen, die ausbeuterischen Beziehungen würden verschwinden: „Die Ausbeutung ist nicht deshalb ein Unrecht, weil die Arbeit die einzige Quelle des Reichtums ist, sondern weil der Arbeitende als Mensch das gleiche Anrecht auch auf die zur Produktion erforderlichen Faktoren besitzt.“<sup>35</sup> Ähnliche Gedanken wurden etwa zur selben Zeit auch in England von der Fabian Society<sup>36</sup> unter dem Titel „Guild Socialism“ vertreten. Als Gilden-Sozialismus ist zu verstehen die branchenmäßige Zusammenfassung von Betrieben unter Verwaltung einer Assoziation ohne Verstaatlichung, ohne bürokratische Einflüsse. Die verschiedenen Assoziationen hätten dabei besonders die Aufgabe, den Zutritt zu den Produktionsmitteln für alle an der Produktion interessierten Arbeiter zu organisieren und zu sichern.<sup>37</sup> Für Hertzka, der über einen unblutigen Weg zu seinem Ideal, abseits von Klassenkampf, Revolution und brutaler Enteignung nachsann, konnte im gegebenen Zusammenhang aber nur die Außen-

kolonisation und der völlige soziale Neubeginn als Voraussetzung für die Realisierung seiner Ideen in Frage kommen.

In der Verwirklichung des Genossenschaftsgedankens und in der Gestaltung „geschwisterlicher“ Zutrittsmöglichkeiten zu Produktionsmittel, Grund und Boden sah Hertzka die Grundsätze der Freiheit und der sozialen Gerechtigkeit am besten abgedeckt. Seine Ansätze zur „Fundamentaldemokratisierung“ (Max Weber) des Wirtschaftslebens nach dem Selbstverwaltungsprinzip schieden Hertzka von vielen anderen sozialistischen Denkern: „Was ... die Organisation der Arbeit anlangt, so bedarf es keines tieferen Nachweises, um klarzumachen, daß die zu einer bestimmten Produktion vereinigten Arbeiter sich ganz gut, ja besser als der Staat, eine entsprechende Organisation schaffen können. Es ist nicht notwendig, ihnen Beamte zu Direktoren zu geben, die der Staat angestellt hat, sie können sich ihre Direktoren auch selber wählen, und es liegt auf der Hand, daß sie dabei, da es sich um ihr oberstes eigenes Interesse handelt, in neunundneunzig Fällen unter hundert die richtigere Wahl treffen werden, als die bei dem Gedeihen ihres Unternehmens nur höchst mittelbar interessierte ... Gesamtheit.“<sup>38</sup>

Ein drängendes Problem, das die gesellschaftliche Lage um 1900 weiter zuspitzte, war durch die Wohnungssituation gegeben. Das Bevölkerungswachstum und die Wanderungsbewegungen vom Lande in die Stadt führten zu verheerenden Zuständen im urbanen Raum. Angetrieben von der Hoffnung auf Verbesserung ihrer Lebensmöglichkeiten suchten viele Menschen ihr Heil in den industrialisierten Ballungszentren. Wien, die Hauptstadt der Monarchie, wuchs von etwa einer halben Million Einwohnern im Jahr 1850 auf knapp zwei Millionen im Jahr 1910. Fast im selben Tempo wuchs auch Budapest, von 280.000 Einwohner im Jahr 1870 auf 800.000 im Jahr 1914. Die Wohnbautätigkeit hatte allerdings mit dem wachsenden Wohnungsbedarf in keiner Weise Schritt gehalten.<sup>39</sup> Knappe Wohnfläche erzeugt hohe Mieten, und so lebten viele Menschen auf engstem Platz zusammengedrängt, oft in nassen, unwirtschaftlichen Kellerlöchern. Besonders drastisch war die Situation in den Wiener Elendsvierteln und Armenbezirken, etwa in der Brigittenau, Zwischenbrücken, Fünfhaus, Althann, zum Teil auch Margarethen, Erdberg und Liechtenthal.<sup>40</sup> „Wien ist heute bereits diejenige Großstadt in Europa“, schrieb Heinrich Reschauer 1871 in einer Denkschrift, „welche die ungünstigsten Sterblichkeitsverhältnisse aufweist“. <sup>41</sup> Choleraepidemien und andere Seuchen, dazu das verbreitete Phänomen des Alkoholismus verkürzten die Lebenserwartung der Betroffenen zumeist drastisch. Unter dem Titel „Die ‚normale Obdachlosigkeit‘ in Wien“ vermerkte die „Arbeiterzeitung“ am 11. Jänner 1902 in einem Bericht über einen der ärmsten Gemeindebezirke unter anderem: „An der Donaukanallände, im ‚Hotel zur Teppichklopferi‘, das ist im offenen Schuppen am Ende der Treustraße, in dem die Kommune Wien die Rettungszillen für Hochwassergefahr deponiert hat, hier schliefen im November in den Zillen Nacht für Nacht 30 bis 50 Mann, der Donaukanal war ihr ‚großes Lavoir‘ und lieferte ihnen auch das Trinkwasser.“<sup>42</sup>



Bereits Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, an der Schwelle vom Gründerboom zur Wirtschaftskrise, war absehbar geworden, daß in Wien das Ausweichen auf die Vorstädte allein keine dauerhafte Entspannung der Wohnverhältnisse schaffen würde, da „der Baugrund ... bereits durch die Spekulation im Werthe derart gestiegen (ist), daß ein Herabsinken der Miethzinse wohl nicht leicht zu erwarten ist ...“<sup>43</sup> Denkansätze von damals, die eine entsprechende Abhilfe anpeilten, versuchten eine Neubesiedelung abseits bestehender urbaner Strukturen, dort also „wo noch ein billiger Baugrund zu akquirieren ist“<sup>44</sup>, schmackhaft zu machen. Hertzkas „Freiland“-Konzept war damit also nicht viel mehr als eine radikale Weiterführung bereits bestehender Reformvorschläge.

Die bodenreformerischen Ansätze Theodor Hertzkas waren vor allem von zwei Aspekten geprägt: Zum einen erachtete es Hertzka als für sozial absolut unverträglich, ein so wesentliches Gut wie Grund und Boden, ein Gut das immerhin so unverzichtbar ist wie das Trinkwasser oder die Atemluft, zum Gegenstand spekulativer Manipulationen zu machen, zum anderen war die Agrarverfassung im ländlichen Bereich noch immer die Ursache feudaler Abhängigkeiten. Eine erhebliche Zahl von Bauern bewirtschaftete das Land als Natural- oder Zinspächter. Legionen von Landarbeitern und Tagelöhnern, die kein oder nur wenig Land besaßen, hatten ihr Dasein am Rande der Existenz zu fristen.

In Europa hatte man um die Jahrhundertwende noch zu keiner befriedigenden und sozial gerechten Agrargesetzgebung gefunden. Freibauern mit mittleren Besitzgrößen gab es fast nur in Teilen Norddeutschlands und in nordeuropäischen Ländern. In Großbritannien befand sich vor dem Ersten Weltkrieg rund 90% des Nutzlandes in der Hand von Pächtern. Besonders drastisch waren die Gegebenheiten in Italien, wo ein Großpachtsystem de facto die Ordnung einer Leibeigenschaft aufrecht erhielt.

Im Zuge der sog. „Einhegungsbewegung“<sup>45</sup> war bereits im 18. Jahrhundert Kritik am Eigentumsrecht an Grund und Boden laut geworden. Die Auflösung und „Privatisierung“ des Gemeindelandes, vom einem skrupellosen Erwerbstrieb der großen Grundbesitzer forciert, machte viele kleine Bauernwirtschaften lebensunfähig. Richard Price, ein zeitgenössischer Schriftsteller, hielt dazu fest: „Im ganzen hat sich die Lage der niederen Volksklassen in jeder Hinsicht verschlechtert, die kleinen Grundbesitzer und Pächter sind herabgedrückt auf den Status von Tagelöhnern ...“<sup>46</sup> Daraus folgend forderte etwa Thomas Spence<sup>47</sup> 1775 die Rückführung des gesamten Bodens in Kollektiveigentum. Auf kommunaler Ebene verwaltet, sollte Grund und Boden keine Quelle der Ausbeutung mehr darstellen. Theodor Hertzka knüpfte mit seinen Bodenreformvorstellungen mehr oder minder direkt an die Ausführungen von Thomas Spence an. Grund und Boden, so Hertzka, müsse allen, die ihre Arbeit einbringen wollen, nach Art des Gemeindelandes zur Verfügung gestellt werden.

Wie sehr das Emporkommen von bodenreformerischem Gedankengut im

ausgehenden 19. Jahrhunderts von materiellen Ursachen ausgelöst wurde, zeigt allein der Blick auf die Situation in Österreich-Ungarn, deren Merkmale Arno Mayer in der „Krise der europäischen Gesellschaft 1848 bis 1914“ zusammenfaßt:

„In den Ländern der Doppelmonarchie gab es mindestens zwei Dutzend aristokratische Familien mit jeweils mehr als 100.000 ha Grundbesitz. Im österreichischen Teil der Monarchie traten die Schwarzenbergs und die Liechtensteins besonders hervor. Alles in allem gab es in den österreichischen Stammländern 230 Güter von jeweils mehr als 5.000 ha Größe. Allein in Böhmen besaßen rund 500 Großgrundbesitzer zusammen 1,5 Mio. ha Land. In Südböhmen gebot Fürst Schwarzenberg über ein kleines Königreich von 145.000 ha Größe mit Dutzenden von Gemeinden und Kirchen. Zu seinem Besitz gehörten an die 100 Molkereien, 20 Sägewerke, ein Dutzend Brauereien und ebensoviele Schlösser, zwei Zuckerraffinerien und einige Bergwerke. In Schlesien, Mähren und Niederösterreich betrug der Anteil des Bodens, der sich im Besitz großer Grundeigentümer befand, 20, 11 bzw. 9% der Gesamtnutzfläche. Die größeren Grundbesitzer waren in den Ländern der österreichischen Monarchie durchwegs Adelige. Legte sich das Bürgertum Grundbesitz auf dem Lande zu, dann waren das eher Landsitze mit Parks als bewirtschaftete Großgüter. Um die Jahrhundertwende waren in Österreich noch 60% der arbeitenden Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt. Der vom Großgrundbesitz beherrschte Agrarsektor – die Forstwirtschaft eingeschlossen – trug mehr als 30% zum Sozialprodukt bei. ... Zwar ging die Zahl der Adelligen mit Besitzungen von 100 bis 400 ha Größe zwischen 1848 und 1914 von 30.000 auf 10.000 zurück, dafür aber stieg die Zahl der Besitzer großer Ländereien – auf Kosten des niedergehenden Kleinadels – beträchtlich an. 1910 verfügten rund 6000 adelige und geistliche Grundeigentümer – durchschnittlicher Besitz 500 ha – über 40% des urbaren Bodens. Etwa 4000 Grundbesitzer teilten sich 33% der landwirtschaftlichen Nutzfläche. 2,5 Mio. Kleinbauern mußten sich hingegen 30% des urbaren Bodens teilen. Dazu kamen 1,5 Mio. Landarbeiter – nahezu 20% der arbeitenden Bevölkerung – die um einen Hungerlohn schufteten mußten – in einem Land, dessen Bevölkerung noch zu zwei Dritteln von der Landwirtschaft lebte und das 50% seiner Exporterlöse mit Agrarprodukten erzielte.“<sup>48</sup>

Neben dem Bodenproblem am Lande, neben der Wohnungsmisere im Zusammenhang mit der Arbeiterfrage gab es zweifellos noch eine Fülle weiterer Momente, die Hertzka in seinem Denken prägten. Als *Liberaler* und als Vertreter des Freihandels verfolgte er besorgt die wachsende Allmacht des Staates in allen Bereichen und die Hinwendung vieler Nationen zu einem ausgeprägten Protektionismus. Die Konzentrationsprozesse, die beschleunigte Monopolisierung in der Wirtschaft und das Aufsteigen einer neuen technokratischen Funktionärskaste (Stichwort: „managerial revolution“) mußten Hertzka als Tendenzen in Richtung einer total verwalteten Welt erscheinen. Seine Vorschläge bezogen sich hingegen auf eine Gesellschaft, in der Frei-

heit, Eigenheit und Mitspracherechte des Einzelnen gesichert sind. Als *Sozialist* sah er aber auch die Gefahr der Loslösung des Einzelnen aus allen sozialen Zusammenhängen. Deshalb versuchte er dem „organisierten Kapitalismus“ neben dem Modell der Produktionsautonomie das Konzept des genossenschaftlichen Zusammenschlusses gegenüberzustellen. Absolut kein Gegner moderner Technologien, war es für Hertzka doch stets wichtig zu betonen, daß diese zum Diener der Menschen und nicht zu Mittel einer neuen Herrschaft gemacht werden.<sup>49</sup> Wenn Hertzka sein „Freiland“ in Afrika ansiedeln wollte, so geschah dies nicht aus einer imperialistischen Überheblichkeit heraus, sondern weil er besonders am schwarzen Kontinent die besten Chancen für einen beispielgebenden Neubeginn sah, den Neubeginn einer friedlichen, ausbeutungsfreien, aber auch austauschfreudigen, multiethnischen und – wie man heute betonen würde – multikulturellen Gesellschaft.

### 3. Schawei Zion – Heimkehrer nach Zion

„Wenn wir in die Vergangenheit zurückblicken“, urteilt Karl Mannheim über das Verhältnis von Utopie und Ideologie, „gibt es ein ziemlich zuverlässiges Kriterium dafür, was als Ideologie und was als Utopie anzusehen sei. Das Kriterium für Ideologie und Utopie ist die *Verwirklichung*. Ideen, von denen es sich nachträglich herausstellte, daß sie über einer geworden oder aufstrebenden Lebensordnung nur als verdeckte Vorstellungen schwebten, waren Ideologien; was von ihnen in der nächsten gewordenen Lebensordnung adäquat verwirklicht wurde, war relative Utopie.“<sup>50</sup> Das Kriterium der Verwirklichung, in diesem Aufsatz nun schon mehrfach angesprochen, scheint zumindest vom Grundansatz her in der Wirkungsgeschichte der Freiland-Utopie Bestand zu haben. Nach dem kläglichen Scheitern der Vorexpedition in Afrika, hatten sich zwar Hertzka und viele seiner Anhänger von der Bewegung zurückgezogen, aber als Element einer „anarchoid“ angehauchten Subkultur hatte das freiländische Ideal doch einiges an Zugkraft beibehalten. Dazu kam, daß um die Jahrhundertwende in mehreren Ländern wie USA, Mexiko, Paraguay, aber auch in Europa, etwa in Deutschland und im Schweizer Tessin<sup>51</sup>, interessante Siedlungsprojekte gestartet wurden, die in ihrer Verfassung den Entwürfen Hertzkas durchaus ähnelten.

In Wien bemühte sich besonders der bereits in der Jugendbewegung engagierte Pädagoge und Gymnasialdirektor Georg Hanisch (1875-1946) um eine weitere Popularisierung der Freiland-Idee. Vor dem Ersten Weltkrieg begann Hanisch mit seiner vom Geiste Hertzkas geprägten Publikationstätigkeit<sup>52</sup>. 1919 veröffentlichte er die Schrift „Freiheitlicher Sozialismus“<sup>53</sup>, und er gründete mit einer Schar Gleichgesinnter den „Freiheitlich-Sozialistischen Volksverein“.<sup>54</sup> Außerdem beteiligte er sich an dem Projekt der Siedlungs- und Produktionsförderungs-Genossenschaft „Neue Gesellschaft“<sup>55</sup>. Dieser Entwicklungsstrang der Freiland-Bewegung mündete Anfang der 20er Jahre in den von Silvio Gesell inspirierten österreichischen Freiwirtschaftsbund.<sup>56</sup>

Besonders wichtig für das Virulentbleiben der Ideen Theodor Hertzkas waren die Aktivitäten der Berliner Freiland-Gruppe. Aus ihrem Kreis gingen Projekte wie 1893 die Obstbausiedlung Eden bei Oranienburg und 1894 die Baugenossenschaft „Freie Scholle“ in Berlin-Tegel hervor. Die Baugenossenschaft existierte mehrere Jahrzehnte, die Edenkolonie kann inzwischen auf eine mehr als 100jährige Geschichte zurückblicken. Die „ökologische Siedlung“ Eden stellt im deutschsprachigen Raum gegenwärtig das bestandsfähigste und interessanteste Projekt der Bodenreformer dar.<sup>57</sup>

Die zentrale Person in der Berliner Freiland-Gruppe war der Arzt und Nationalökonom Franz Oppenheimer (1864–1943).<sup>58</sup> Oppenheimer wirkte ab Mitte der 1890er Jahre als anerkannter Fachmann für Siedlungsfragen und Bodenreform, und er bemühte sich als Wissenschaftler um eine Weiterentwicklung des „Liberalsozialismus“, ohne jedoch die wesentlichen Grundideen Theodor Hertzkas aus den Augen zu verlieren. Das zeigt sich besonders in der Monopoltheorie Oppenheimers. Durch die Institution des Privateigentums an Grund und Boden – so stellt er fest – werde eine Bodensperre und damit ein Bodenmonopol erzeugt: „Der Grund und Boden ist ein Monopolut. ... Aller Grund und Boden der Kulturwelt hat seinen Eigentümer; Hunderte von Millionen sind ohne Grund und Boden. Da sie ihn aber dringend, die Landleute als Produktionsmittel, die Gewerbetreibenden als Standfläche für ihre Werkstätten, und alle als Wohnstätte brauchen, sind die Nichtbesitzenden gezwungen, den Besitzenden einen Monopolwert dafür zu bezahlen, der täglich wächst und zwar entweder als Kaufpreis oder als Leihpreis: Pacht oder Miete, oder als Abzug von ihrem Arbeitslohn. Welcher Art ist dieses Monopol? Da es sich um ein *unvermehrbares* Gut handelt, kommen nur zwei Arten des Monopols in Betracht, das ‚natürliche‘, durch absolute Seltenheit, und das rechtliche durch Sperrung. Bisher haben alle Volkswirte geglaubt, das Bodenmonopol sei ein ‚natürliches‘, beruhe auf absoluter Seltenheit. Der Vorrat sei schon seit Urzeiten für die Bedürfnisse der Menschheit viel zu klein. Das ist aber ein Irrtum, und zwar der Irrtum, auf dem alle anderen Irrtümer der Volkswirtschaft folgen. *Das Bodenmonopol ist nicht ein ‚natürliches‘ durch absolute Seltenheit, sondern ein ‚rechtliches‘ durch Sperrung.*“<sup>59</sup> Die Grundrente, die der Eigentümer des Bodens bezieht, sei demnach ganz klar als ein aus einem rechtlichen Monopol resultierender Gewinn zu betrachten.<sup>60</sup>

Mit seinem Bodenreformkonzept bezog sich Oppenheimer aber nun weniger auf den Gedanken der Außenbesiedelung wie Hertzka, als auf das Projekt der „inneren Kolonisation“. Für ihn führten mehrere Wege nach Rom. Oppenheimer sagte dem Großgrundeigentum den Kampf an, plädierte aber ausschließlich für gewaltfreie, sozialreformerische, auf evolutionärem Wege durchführbare Maßnahmen.<sup>61</sup> Mit der Errichtung von Genossenschaften auf Freiland,<sup>62</sup> prophezeit Oppenheimer, werde der Druck auf den Arbeitsmarkt nachlassen, was bei sinkenden Profiten zu Lohnsteigerungen auf der Seite der Arbeiterschaft führen sollte. „Mein letztes Ziel ist, die Siedlungsgenos-

senschaft aufzubauen, d. h. eine aus Landwirten und städtischen Elementen gemischte Ansiedlung, deren ganzer Grund und Boden dauernd im unveräußerlichen Obereigentum ihrer Bürger steht, in der also niemand die Möglichkeit hat, die aus der Zusammensiedlung zahlreicher Menschen auf begrenztem Raume entstehenden volkswirtschaftlich-gesellschaftlichen Vorteile für sich, als Grundrente und Profit, privatwirtschaftlich auszunützen. Daß hier ein menschlich hohes Ideal besteht, ist völlig unbestritten; und daß es erreichbar ist, beweisen u. a. die englische Gartenstadt Letchworth und die deutsche Obstbausiedlung Eden bei Oranienburg.“<sup>63</sup>

Im letzten Dezennium des 19. Jahrhunderts begann Oppenheimer bodenreformerische und siedlungsgenossenschaftliche Initiativen tatkräftig zu unterstützen. Die 1905 bei Eisenach gegründete Kolonie Wenigenlupnitz wurde von Oppenheimer geplant und finanziell mitgetragen. Das Unternehmen mußte wegen der schlechten Bodenbeschaffenheit allerdings relativ bald aufgegeben werden. Erfolgreicher gestaltete sich hingegen ab 1920 das Projekt der Siedlungsgenossenschaft Bärenklau bei Velten in der Mark.

Für Oppenheimer war Hertzkas Ostafrika-Experiment nicht zuletzt an falschen Erwartungen, „an Mangel an Mitteln, an fehlerhafter Organisation“<sup>64</sup> gescheitert. Die Größe Hertzkas war für ihn dennoch unbestritten: „Niemand von ... (den) großen Denkern (der Vergangenheit) hat es für erforderlich gehalten, den Zustand einer hoch entwickelten arbeitsteiligen Volkswirtschaft im einzelnen auszumalen, den sie haben würde, wenn sie bis zur Höhe ihrer vollen Entwicklung über freies Land verfügte. ... Gerade das hat nun Theodor Hertzka in seinem Roman ‚Freiland‘ getan, und das ist sein größter Verdienst ...“<sup>65</sup> Hertzka umgekehrt würdigte Oppenheimer, obwohl dieser mit seinem Konzept der „inneren Kolonisation“ von der ursprünglichen Freiland-Idee abgewichen war, als „kühnen wirtschaftlichen Reformers“. – „Nicht etwa aus dem Grunde, weil ich das Verdienst dieses Forschers mit seinen Angriffen gegen das Latifundienwesen für erschöpft halte, ...; wohl aber deshalb, weil er auch den Nachdruck ausschließlich auf das Bodenrecht legt, in dessen Auswüchsen er die letzte Quelle aller sozialen Übel sieht ...“<sup>66</sup> Er sei geneigt zu sagen, resümiert Hertzka, daß die „... Ablösung und Aufteilung allen Großgrundbesitzes ... all die Vorteile für Industrie und Landwirtschaft ... ergeben würden, die Oppenheimer in Aussicht stellt.“<sup>67</sup> Einsichtige Sozialisten hätten somit allen Grund, Oppenheimers Vorschläge nach Kräften zu fördern.

Überraschend erhielt Oppenheimer die Gelegenheit, seine Bodenreform- und Siedlungsideen auch außerhalb Deutschlands zu verwirklichen, als er 1902 mit dem Proponenten der zionistischen Bewegung, Theodor Herzl, zusammentraf. Oppenheimer kam, wie Hertzka, aus dem assimilierten jüdischen Bürgertum, und er war dem Zionismus zunächst dementsprechend wenig interessiert gegenübergestanden. Die erste, nur zufällige Begegnung mit führenden Zionisten sah Oppenheimer aber bald als Chance, seine Siedlungsideen auf breitester Ebene umzusetzen.

Das Zukunftsbild Hertzkas, „Freiland“, war Theodor Herzl bekannt; er beschrieb es als „recht sinnreiche Phantasie“, sah darin aber doch nur eine unverwirklichbare Utopie, „so fern wie der Äquatorberg“. <sup>68</sup> Aber, so merkte Oppenheimer in seinen Erinnerungen an, „Herzls Ideen über den Gang der Kolonisation waren ebenso unbestimmt, ja, weil er eben doch überhaupt kein Volkswirt war, noch viel verworrener als diejenigen, die Theodor Hertzka über die Begründung seines Paradieses am Kenia gehabt hatte. Er sah das Ziel aber nicht den Weg zum Ziele.“ <sup>69</sup> Es gelang Oppenheimer, Herzl zu überzeugen, daß es notwendig sei, langfristige Pläne zu erarbeiten und eine umfassende Organisation zu schaffen, um für die Neuankömmlinge in Palästina Beschäftigungs- und Wohnmöglichkeiten zu erhalten. Bereits auf dem 6. Zionistenkongreß in Basel 1903 „... wurde eine Palästina-Kommission eingesetzt, die aus Dr. Franz Oppenheimer, dem Agronomen Dr. Soskin und dem Professor für Botanik Otto Warburg bestand, und die die Möglichkeit einer systematisch durchgeführten Großkolonisation in Palästina nach dem Plane von Oppenheimer (Arbeiterproduktionsgenossenschaften) zu untersuchen hatte.“ <sup>70</sup>

Alle Ansätze planloser, unsystematischer und „philantropischer“ Kleinkolonisation <sup>71</sup> wurden damit sehr bald ad acta gelegt. Oppenheimer im Rückblick: „So wurde ich fast ohne meinen Willen plötzlich zum leitenden Volkswirt der Bewegung ... Und hier wurde meine theoretische Auffassung sofort verstanden, daß man ein im wesentlichen aus Handwerkern und Händlern bestehendes Volk nur unter der Bedingung mit Erfolg in ein anderes Land versetzen kann, daß man gleichzeitig den wichtigsten Teil des Binnenmarktes, d. h. die Landwirtschaft und ihre Kaufkraft, entwickelt. Mein Vorschlag wurde angenommen, zunächst ein grobes Netz genossenschaftlicher Siedlungen über das Land zu spannen, Handel und Gewerbe nur insoweit zu fördern, wie dieser neu geschaffene Markt unter Hinzuziehung einiger sicherer Exportgewerbe ernähren könne, und dieses Netz allmählich durch Einweben immer neuer Maschen in dem Maße zu verdichten, wie die Mittel an Geld und Menschen zur Verfügung stünden. Selbstverständlich gehörten zu diesem Programm auch die Grundzüge der sogenannten ‚bodenreformerischen Politik‘: den Grund und Boden nur als *Dauerbesitz*, aber nicht als freiveräußerliches *Eigentum* auszugeben, um jede Spekulation damit unmöglich zu machen.“ <sup>72</sup> In nahezu allen wesentlichen Punkten trafen sich Oppenheimers Grundsätze mit den im Gründungspapier des Jüdischen Nationalfonds festgelegten. <sup>73</sup>

Oppenheimer schwebte für Palästina eine Siedlungsform vor, in der die Vorteile des Großbetriebes mit denen des Kleinbetriebes in idealer Weise vereint werden sollten. Da er die Schwierigkeiten bei der Verwirklichung seiner Pläne voraussah, sollte das Ziel auf „sanfte“ Art und Weise in drei Stufen erreicht werden:

1. Einrichtung einer von erfahrenen Verwaltern geleiteten modernen Großfarm, welche zwar unerfahrene, aber fähige Landarbeiter einstellt und ausbildet.

2. Überführung der Produktionsgemeinschaft in die Genossenschaft, d. h. aus den Landarbeitern werden selbständige Bauern gemacht. Die Genossenschaft wird dabei verpflichtet, sich den zur Produktion notwendigen Boden beim Jüdischen Nationalfonds mittels Pachtvertrag zu sichern.
3. Nicht-Landwirte (Mechaniker, Schlosser usw.) sollen im weiteren die Wirtschaft der Siedlung bereichern. Ebenso vorgesehen war, daß Kredit- und Konsumgenossenschaften die kommunale Ökonomie ergänzen sollen.

Im Jahr 1909 begannen die Siedlungspläne konkrete Gestalt anzunehmen. Der erste Kibbutz, Dagania, wurde gegründet, und der 9. Kongreß der Zionisten im Dezember beschloß, dem Jüdischen Nationalfonds einen eigenen „Genossenschaftsfonds“ anzugliedern. Im Emek Jesreel, südlich von Nazareth, unweit des Berges Tabor, wurde mit dem Erwerb von Bodenflächen begonnen. Schon 1910 konnte die Siedlungsgenossenschaft „Merchawja“ (was soviel bedeutet wie „Gottes Weite“) errichtet werden. Oppenheimer reiste nach Palästina und nahm am Gründungsgeschehen dieses Kibbutz aktiv teil. Obwohl sich die Siedler von „Merchawja“ einige Zeit später einer anderen größeren Kooperative anschlossen, und obwohl sich Oppenheimer schon 1913 von der zionistischen Bewegung zurückzog,<sup>74</sup> wurde „Merchawja“ ein wichtiges Vorbild für alle weiteren genossenschaftlichen Arbeitersiedlungen im Raum Palästina.

#### **4. Vergangenheit und Aktualität des Kibbutzmodells**

Jede Utopie, jede Idee blamierte sich in der Geschichte dann, wenn sie vom „Interesse“ einer breiten potentiellen Trägerschicht unterschieden war. Ein Mangel an Neigung zu bestimmten Ideen und Utopien war bei den ersten Pionieren der Kibbutz-Bewegung zweifellos nicht zu bemerken. Das vom Kapitalismus verursachte soziale Elend und der in immer rabiatere Formen aufflammende Antisemitismus im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts erzeugten jene Interessiertheit und Geschlossenheit, die dem Genossenschaftsgedanken und dem Traum von der Neubesiedelung Palästinas zu soviel Durchsetzungskraft verhalfen.

Otto Rammstedt<sup>75</sup> sieht die Entwicklung von einer gesellschaftlichen Krise bis zur Institutionalisierung eines neuen „social movement“ mit einer Vielzahl kritischer Stadien versehen, die alle die Gefahren des Scheiterns bzw. des Abgleitens der Bewegung in die Bedeutungslosigkeit beinhalten. Jede Krise, als Situation verstanden, in der auf Ungleichgewichte mit herkömmlichen Mitteln nicht mehr problemlösend reagiert werden kann, setzt voraus, daß Betroffene sich zunächst ein Bewußtsein über unterschiedliche Krisenfolgen verschaffen, daß weiters eine „Propagierung“ ebendieser Folgen und eine Artikulation des Protests einsetzt, wenn ein Weg zur Krisenbewältigung freigemacht werden soll. Schafft es eine soziale Bewegung, sozusagen in einer Intensivierungsphase, Vorstellungen und Utopien überzeugend zu artikulieren, sind die Verbreitung und die Organisation des „Neuen“ si-

chergestellt. Der Schritt von der ersten Organisationsausformung der Bewegung bis zu ihrer **Institutionalisierung** stellt zwar meist einen partiellen Anpassungsprozeß an ursprünglich abgelehnte Bedingungen dar, umgekehrt haben sich aber **auch** gewisse Umfeldbedingungen durch das Wirken des „social movement“ **verändert**.

<i>Zunahme der Zahl der Kibbutzim von 1927 bis 1977</i>						
Jahr	1927	1936	1945	1954	1965	1977
Kibbutzim	25	47	97	212	222	244

Quelle: Michael Krüger, Nachtrag, in: Heinsohn 1982, S.53

Die Kibbutz-Bewegung hat den Pfad von der „Artikulation des Protests“ bis zur „Institutionalisierung“ in fast lehrbuchartiger Manier beschritten. Heute ist das **Modell** der Produktionsgenossenschaft ein fixer Bestandteil der israelischen **Gesellschaft**. Nicht nur die wirtschaftliche Bedeutung, auch die Mitwirkung an der politischen Verwaltung<sup>76</sup> und zahlreiche organisatorische **Vernetzungen**, etwa mit dem allgemeinen Gewerkschaftsbund<sup>77</sup>, haben den Bestand der Kibbutzim im Laufe der Jahrzehnte gefestigt. Als in jeder Hinsicht **förderlich** haben sich auch die Formen der Zusammenarbeit, welche die **Genossenschaften** untereinander entwickelten, herausgestellt. Der „Verband der Kibbutz-Industrien“ – organisiert als eine Art Aktiengesellschaft, in der **artgleiche** Unternehmen zusammengeschlossen sind – plant z.B. neue **Betriebsniederlassungen**, prüft vorgelegte Projektideen und vermittelt den **Kontakt** mit technisch- wissenschaftlichen Einrichtungen. Die Ausbildung von **technischen** Fachleuten und Betriebsleitern obliegt ihm ebenso, wie der **Bereich** der Unternehmensberatung. Der Verband hilft auch beim Erwerb der **betrieblichen** Maschinenausstattung und sorgt für die Vermarktung **industrieller** Erzeugnisse im In- und Ausland.<sup>78</sup> Regionale Formen der **Zusammenarbeit** verschiedener Kibbutzim ergänzen das bestehende System, wobei **seit** geraumer Zeit besonders das Ziel einer gemeinsam betriebenen **Rationalisierung** der Produktion in den Vordergrund gerückt ist. „Die **Grenzen** des einzelnen Kibbutz als eine Produktionseinheit verschwinden **allmählich** mit der Zunahme der äußeren Verflechtung.“<sup>79</sup> Tradition hat in Israel **das** Nahverhältnis zwischen der Kibbutz-Bewegung und dem Forschungs- und Entwicklungs – bzw. Universitätssektor. Erwähnenswert ist in diesem **Zusammenhang** das pädagogische Seminar der Kibbutzim, das der **University of Haifa** angegliedert ist.

Zweifellos hat **die** innere Organisation des Kibbutz seit der Gründerperiode einen Wandel **erfahren**. Israel hat, seit den 50er Jahren, trotz Krieg und dauerhafter **politischer** Probleme, eine beschleunigte, teilweise stürmische, wirtschaftliche **Entwicklung** erlebt<sup>80</sup>, die, von einer Wohlfahrts- und Sozialpolitik begleitet, **zu** einer fast kontinuierlichen Verbesserung der Einkom-



men, der Bildung, des Gesundheitswesens und der Wohnverhältnisse führte. Da die ökonomische Entwicklung aber innerhalb des Systems eines globalen Kapitalismus stattfand, wurde der Zwang zum profitorientierten Wirtschaften im Laufe der Zeit spürbarer, das Konkurrenzdenken verbreitete sich mehr, so daß ein Großteil der sozialen Zusammenhänge mehr oder minder starke Auflösungserscheinungen zeigte. Solche „Megatrends“ sind natürlich auch an den Kibbutzgemeinschaften nicht spurlos vorübergegangen: Gewinn und Effizienz zählen heute zu den vorrangigsten Kriterien bei wirtschaftlichen Entscheidungsfindungen. Ebenso fand eine gewisse Individualisierung merklich breitere Akzeptanz, in bezug auf die bestehenden basisdemokratischen Einrichtungen machte sich stellenweise sogar eine gewisse „Demokratiemüdigkeit“ bemerkbar. Auch ist die Zahl der jungen Erwachsenen, die ihren Stamm-Kibbutz verlassen, mit rund 30 % relativ hoch.<sup>81</sup> Der Umstand, daß heute auf den Feldern und in den Fabrikshallen der Kibbutzim Lohnarbeiter beschäftigt werden, wird ebenfalls oft als Indiz für eine veränderte Grundeinstellung angeführt. Besonders zu schaffen macht den Israelischen Kooperativen gegenwärtig die Hochzinspolitik der 80er Jahre. Wurden damals externe Kredite mit Zinsspannen von 10 bis 12% aufgenommen, so macht das heute die Rückzahlungen äußerst schwierig.<sup>82</sup> Besonders in diesem Punkt zeigt sich die unerbittliche Dominanz einer entgrenzten kapitalistischen Ökonomie.

Zu einer Gesamteinschätzung ist aber doch festzuhalten: Der durchschnittliche Lebensstandard im Kibbutz ist heute etwa vergleichbar dem der städtischen Mittelklasse. Waren in den 50er Jahren noch Dinge wie Kleidungsstücke als Eigentum des Kollektivs ausgewiesen<sup>83</sup>, so haben sich in den Zeiten des wachsenden Wohlstandes die Verbrauchsgewohnheiten grundlegend geändert. Statt in einfachen Baracken wohnt heute der Chawer<sup>84</sup> bzw. die Chawera in großzügigen Wohneinheiten, in denen die persönliche Sphäre des Einzelnen bzw. der Familie gewahrt ist. In mancherlei Hinsicht konnte der Kibbutz sogar zum Vorreiter einer modernen Gesellschaft werden: „... Posten wie Schwangerschaftsurlaub und das Äquivalent für eine volle Lebensversicherung<sup>85</sup>, beides letzte Ziele des Wohlfahrtsstaates, sind vom Charakter des Kibbutz her Bestandteile des Lebens. Sie wurden schon in den 20er und 30er Jahren erdacht und eingeführt und d. h. nichts anderes, als daß sie die späteren Entwicklungen in West- und Nordeuropa vorweggenommen haben.“<sup>86</sup> Damit hängt möglicherweise auch zusammen, daß die Abwanderung der jungen Generation in jenen Kibbutzim am besten gebremst werden konnte, wo eine gewisse Prinzipientreue im Hinblick auf soziale Integration am meisten aufrecht erhalten geblieben war. Hinzuweisen ist an dieser Stelle auch darauf, daß in den Kibbutzim, obwohl die Siedlungen ohne direkte Polizeigewalt auskommen, nur minimale Kriminalitätsraten festzustellen sind.

Auch die heikle Frage der „Lohnarbeit“<sup>87</sup> im Kibbutz entschärft sich bei näherem Hinsehen. Der Druck, vermehrt Arbeit auf dem Markte nachzufragen, war nicht zuletzt extern, durch Neueinwanderung und emporschnellen-

de Arbeitslosenziffern, zustande gekommen. Regierung und öffentliche Meinung versuchten die Kibbutzim zu bewegen, auch als „Arbeitgeber“ aufzutreten. Besonders in Phasen der beschleunigten Industrialisierung nahmen die Genossenschaften immer wieder auch Lohnarbeiter auf, faßten dies aber zumeist als eine zeitlich begrenzte Überbrückungsmaßnahme auf. Wie Haim Barkai in seiner Untersuchung deutlich macht, konnte der Trend in Richtung Lohnarbeit in den genossenschaftlichen Unternehmen erfolgreich im Zaum gehalten werden.<sup>88</sup>

Hervorhebenswert scheint auch die Rolle der Kibbutzbewegung als aktive Förderin des Friedensprozesses im Nahostkonflikt.<sup>89</sup> Die Bedingungen, unter denen sich die Staatswerdung Israels vorbereitete und vollzog, hatten die in Palästina ansässigen Völkerschaften zu Sekundäröpfen der in Europa hervorgebrachten Formen des Antisemitismus und Faschismus werden lassen. Die frühen Zionisten waren im Hinblick auf die Probleme, die sich im Zuge der Besiedelung Palästinas ergaben, weder gefühllos noch blind.<sup>90</sup> Sie glaubten aber an die Möglichkeit eines jüdisch-arabischen Kompromisses: „Theodor Herzl, der Vater des modernen Zionismus, träumte von einer offenen Gesellschaft, einer Genossenschaft, einem freiheitlichen Bundesstaat.“<sup>91</sup> An solche Traditionen versuchte die Kibbutz-Bewegung, jenseits der Herausprägung eines „Herren-Zionismus“ (David Ben-Gurion), als Vermittlerin des jüdisch-arabischen Verständnisses und als Impulsgeberin für einen dauerhaften Frieden bis heute anzuknüpfen.

Die Idee der Wirtschaftsassoziaton wurde im 20. Jahrhundert nicht allein im Rahmen des israelischen Dorfkollektivs zu verwirklichen versucht. Der Publizist Augustin Souchy, ein genauer Kenner der iberischen Verhältnisse, verweist in dieser Frage insbesondere auf die libertären Colectividades im Spanien<sup>92</sup> der 30er Jahre, auch die in Portugal<sup>93</sup> ab 1974 errichteten Agrargenossenschaften (Unidade Coléctivo de Produção, Cooperativa) ähneln ihrem Wesen nach dem Kibbutz. Zuweilen wird die in Israel praktizierte kooperative Form der Agrarwirtschaft als Vorbild für Länder der Dritten Welt, wo das Bodenproblem besonders drastisch zutage tritt, empfohlen.<sup>94</sup> Aber auch der erkalteten Gesellschaft des materiell reich ausgestatteten Westens, in der die Sehnsucht nach „Nestwärme“ in der Zukunft eher zu- als abnehmen wird<sup>95</sup>, könnte die Geschichte der Kibbutzim mancherlei Anregungen zum Nachdenken anbieten, wobei man sich in diesem Zusammenhang besonders der Worte Martin Bubers erinnern wird müssen: „Gemeinschaft ist, wo Gemeinschaft geschieht. ... Echte Gemeinschaft und echtes Gemeinwesen werden sich nur in ebendem Maße verwirklichen, in dem die Einzelnen wirklich werden, aus deren verantwortendem Dasein sich das öffentliche Wesen erneut.“<sup>96</sup>

## ANMERKUNGEN

- 1 Josef Heller, *Geschichte des Zionismus*, Berlin 1935, S.47f
- 2 Egon Mayer, *Der Moshav*, Basel 1967
- 3 Aus den Statuten der Vereinigten Kibbutzbewegungen, abgedruckt in: Gunnar Heinsohn (Hg.), *Das Kibbutz-Modell*, Frankfurt/M 1982, S.157ff
- 4 Die Generalversammlungen bzw. die „town meetings“ im Kibbutz findet in der Regel einmal pro Woche statt. Die wesentlichen Entscheidungsfindungen in Hinblick auf Budgetgestaltung, Unternehmenspolitik oder Funktionswechsel im betrieblichen Sektor erfolgen in Jahresabständen.
- 5 Melford E. Spiro, *Kibbutz – Venture in Utopia*, Cambridge-Massachusetts-London 1981, S.79, S.91
- 6 Zur Kollektiverziehung im Kibbutz siehe: Bruno Bettelheim, *Die Kinder der Zukunft: Gemeinschaftserziehung als Weg einer neuen Pädagogik*, Wien 1971; Ludwig Liegle, *Familie und Kollektiv im Kibbutz*, Weinheim 1971; Ludwig Liegle, *Sozialisation im Kibbutz*, in: *Trafik. Internationales Journal zur libertären Kultur und Politik*, 7. Jahrgang, Nr. 49, Heft 3/1988; Reuven Porat, *Die Geschichte der Kibbutzschule: Konzeptionen der „neuen Erziehung“ im Kibbutz*, Köln-Wien 1991
- 7 Da Grund und Boden von keinem Menschen erzeugt werden kann, soll dieser Faktor auch nicht als Privateigentum, sondern als „Volks- und Gotteseigentum“ abgesichert werden: „Mein ist das Land, denn Fremdlinge und Beisassen seid ihr vor mir“, Lev. 25.23. Roland Geitmann, *Natürliche Wirtschaftsordnung und Judentum*, in: *Zeitschrift für Sozialökonomie*, 32. Jahrgang, 106. Folge, September 1995, S.38ff
- 8 Jüdischer Nationalfonds: Keren Kajemet Lej Israel, die jüdische Bodenerwerbs- und Verwaltungsgesellschaft in Palästina/Israel
- 9 Heller 1935, S.38
- 10 Richard Kramer, *Warum wir siedeln wollen*, in: *Jerubbaal*, 1. Jahrgang 1918/19, S. 79f. zitiert in: Gerhard Seewann, *Österreichische Jugendbewegung 1900-1938*, Band 1, Frankfurt/M 1971, S.130. Als jüdische Organisationen innerhalb der Jugendbewegung bestanden etwa „Blau-Weiß“ in Deutschland und Österreich oder „Schomrin“ in Galizien. Der Hinweis auf die Jugendbewegung ist auch in den autobiographischen Aufzeichnungen des Siedlers Werner Neufliess zu finden, Breslau-Theresienstadt-Schawei Zion. Stationen eines Jahrhundertlebens, unveröffentlichtes Manuskript, Schawei Zion 1985
- 11 Russell A. Berman, *Das Erbe Gustav Landauers im deutschen Zionismus der zwanziger Jahre*, in: *Zeitgeschichte*, 11. Jahr, Nr. 2, November 1983, S.34
- 12 Erik Cohen, *Der Strukturwandel des Kibbutz*, in: Heinsohn 1982, S.295
- 13 Haim Darin-Drabkin, *Der Kibbutz: Die neue Gesellschaft in Israel*, Stuttgart 1967; Harry Viteles, *A History of the cooperative movement in Israel*, London 1967; Hermann Meier-Cronmeyer, *Kibbutzim: Geschichte, Geist und Gestalt*, Hannover 1969; Henry Near, *The Kibbutz movement: a history*, Oxford 1992
- 14 Biographisches zu Theodor Hertzka siehe in: *Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hg.), Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950*, Graz-Köln 1959, S.294; Franz Neubacher, *Freiland. Eine liberalsozialistische Utopie*, Schriftenreihe des Instituts für Österreichkunde, Hg. von Erich Zöllner, Wien 1987, S.7f
- 15 Theodor Hertzka, *Währung und Handel*, Wien 1876; Theodor Hertzka, *Die Gesetze der Handels- und Socialpolitik*, Leipzig 1880; Theodor Hertzka, *Die Gesetze der socialen Entwicklung*, Leipzig 1886; Theodor Hertzka, *Probleme der menschlichen Wirtschaft*, Band I: *das Problem der Gütererzeugung*, Berlin 1897; Theodor Hertzka, *Österreichisch-*



- spruch in Form eines Basiseinkommens vorgesehen, um die Unabhängigkeit der Frau vom Manne und von ehelichen Bindungen sicherzustellen. Daß Hertzkas Wohlwollen doch patriarchalisch fundamentiert bleibt, zeigt sich in seiner Einstellung, daß Frauen – von der Last der Produktion befreit – für die „schönen Dinge“ des Lebens zuständig sein sollen. Hertzka, 1896, S.114f
- 27 Zusammengefaßt in Neubacher, 1987, S.16
- 28 *Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft*, Band I, Nr. 55, vom 14. December 1890, S.13
- 29 Für Sozialdemokraten war Hertzka aber schlichtweg ein „anarchistischer Sozialist“, als dessen „Großvater“ der Theoretiker Pierre J. Proudhon zu betrachten sei. Siehe dazu etwa: *Arbeiterzeitung* am 13. März 1894 und am 23. April 1894. Beachte auch die ablehnende Haltung gegenüber dem Hertzka-Schüler Georg Hanisch in der *Arbeiterzeitung* am 6. April 1919
- 30 Die Kolonie von Topolobambo im Westen Mexikos und die kooperative Siedlung Cosme in Paraguay sind hier wohl am meisten erwähnenswert.
- 31 Neubacher 1987, S.28
- 32 Ferdinand Seibt, Aspekte und Probleme der neueren Utopiediskussion in der Geschichtswissenschaft, in: Wilhelm Voßkamp (Hg.), Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie, Band 1, Stuttgart 1982, S. 103; Hans-Günter Funke, Aspekte und Probleme in der französischen Literaturwissenschaft, in: Voßkamp 1982, Band 1, S.207
- 33 Ernst Bloch, Freiheit und Ordnung, Frankfurt/M 1969, S.168
- 34 Neubacher 1987, S.57
- 35 Hertzka 1891, S.19
- 36 Fabian Society: 1883/84 ins Leben gerufene Vereinigung britischer Intellektueller mit sozialreformerischem Anspruch; prominente Vertreter: George B. Shaw, Beatrice und Sidney Webb, H. G. Wells; 1893 am Gründungsprozeß der englischen Labour Party beteiligt.
- 37 G. D. H. Cole, Gilden-Sozialismus, Dresden 1921, S.9ff
- 38 Hertzka 1891, S.51
- 39 Albert Lichtblau, Wiener Wohnungspolitik 1892-1919, Wien 1984
- 40 Peter Feldbauer, Stadtwachstum und Wohnungsnot. Determinanten unzureichender Wohnungsverorgung in Wien 1848 bis 1914, Wien 1977, S.120ff
- 41 Heinrich Reschauer, Die Wohnungsnoth und ihr schädlicher Einfluß auf die Kleingewerbetreibenden und Lohnarbeiter, Wien 1871, S.21
- 42 *Arbeiterzeitung* am 11. Jänner 1902
- 43 Reschauer 1871, S.22
- 44 Reschauer 1871, S.22
- 45 Die „Einhebungsbewegung“ nahm ihren Ausgang in England im 16. Jahrhundert, erreichte dort bis zum Ende des 17. Jahrhunderts nur eher bescheidenen Umfang, um dann voll zur Durchsetzung zu gelangen; Kontinentaleuropa wurde von der Welle der „Einhebung“ erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfaßt. „Einhebung“ verhiess die Umwandlung von Gemeindeland in privat verfügbares Land, gleichzeitig wurden bis dahin für den Kornanbau bestimmte Böden in Weideland umgewidmet und dabei „umhegt“ d. h. umzäunt. Für viele in der Landwirtschaft tätige Personen bedeutete diese Entwicklung die Vernichtung ihrer Existenzgrundlage.
- 46 Richard Price zitiert in: Georg Adler, Der ältere englische Sozialismus und Thomas Spence, in: Thomas Spence, Das Gemeineigentum an Grund und Boden, Leipzig 1904, S.16f

- 47 Thomas Spence 1750-1814
- 48 Arno J. Mayer, Adelsmacht und Bürgertum, Die Krise der europäischen Gesellschaft 1848-1914, München 1988, S.31f
- 49 Hertzka kann in diesem Zusammenhang sogar als ein Vorläufer der ökologischen Bewegung bezeichnet werden. In seinem Roman „Freiland“ verarbeitet er z.B. die Vision eines öffentlichen Verkehrsmittels, daß antriebsmäßig ohne schadstoffproduzierenden Motor auskommt.
- 50 Karl Mannheim, Ideologie und Utopie, Frankfurt/M 1965, S.178
- 51 Über sehr viel Ausstrahlungskraft verfügte das Monte-Verita-Projekt in Ascona: Robert Landmann, Ascona Monte Verita, Einsiedeln-Köln-Zürich 1973; Erich Mühsam, Ascona, Berlin 1977; Aufschlußreiches Material bietet dazu der Ausstellungskatalog: Monte Verita. Berg der Wahrheit. Lokale Anthropologie als Beitrag zur Wiederentdeckung einer neuzeitlich sakralen Topographie, Hg. vom Österreichischen Kulturzentrum, im Auftrage des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, Wien 1979
- 52 Georg Hanisch, Probleme der Volkswirtschaft, Berlin 1911; Georg Hanisch, Die klassischen Werttheorien, Berlin 1913; Georg Hanisch, Die Marxsche Mehrwerttheorie, Berlin 1915; Georg Hanisch, Weder Privatkapitalismus – noch Kommunismus, Wien 1919; Georg Hanisch, Die sozialistische Utopie, Erfurt 1928
- 53 Georg Hanisch, Freiheitlicher Sozialismus, Wien 1919
- 54 Georg Hanisch, 2. 2. 1875, Wien – 13. 1. 1946, Wien; unveröffentlichtes Manuskript, Freiwirtschaftliche Bibliothek, Varel 1988
- 55 Zum Projekt „Neue Gesellschaft“ siehe: *Erkenntnis und Befreiung*, Nr. 9/1920, S.3; *Erkenntnis und Befreiung*, Nr. 17/1920, S.2f; *Erkenntnis und Befreiung*, Nr. 36/1920, S.2f. Im Österreich der Zwischenkriegszeit konnten im Rahmen der sogenannten Siedlerbewegung etliche nicht uninteressante Projekte in Angriff genommen werden, etwa die „Tolstoj-Kolonie“, die Kommune „Eden“ oder der Verein „Zurück zur Scholle“. Daß solche Siedlungen auch als Ausbildungsstätten für Auswanderer nach Palästina genutzt wurden bestätigt: Gerfried Brandstetter, Anarchismus als Alternativbewegung. Zur sozialgeschichtlichen Bewertung des Anarchismus in der Ersten Republik am Beispiel der Siedlerbewegung, in: Peter Heintel, Nobert Leser, Gerald Stourzh, Adam Wandruszka (Hg.), *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit*, Wien 1981, S.39
- 56 Die Anhängerschaft Silvio Gesells initiierte ein in der österreichischen Wirtschaftsgeschichte wohl einmaliges Experiment, als sie 1932/33 im Zuge der großen Deflationskrise im Raume Wörgl/Tirol mit sogenanntem „Freigeld“ regional autonome Geldschöpfung betrieb und mit dem so gewonnenen finanziellen Spielraum die Arbeitslosenziffern drastisch reduzieren konnte. Franz Klein, Wörgler Währung, in: *Der Österreichische Volkswirt*, 25. Jahrgang, Nr. 35, 27. Mai 1933, S.830-833
- 57 Ulrich Linse, Zurück o Mensch zur Mutter Erde, Landkommunen in Deutschland 1890-1933, München 1983, S.37ff; Eden-Stiftung (Hg.), *Ökologische Siedlung Eden, Oranienburg o. J.*; Werner Onken, Eden: Geschichte und Aktualität eines Bodenreformexperimentes, Sonderdruck aus *Der Dritte Weg*, Nr.5-8, 1991; *Bauwelt*-Sondernummer, 83. Jahrgang, Nr. 43, 13. November 1992; Eden-Genossenschaft (Hg.), *100 Jahre Eden. Eine Idee wird zur lebendigen Philosophie*, Oranienburg 1993
- 58 Franz Oppenheimer erblickte als Sohn einer Rabbinerfamilie der Reformgemeinde in Berlin das Licht der Welt. Als Arzt in den Elendsvierteln Berlins und in Ostpreußen wurde er auf die soziale Frage aufmerksam. In den 1890er Jahren kam er mit den aus der Sozialdemokratie ausgeschlossenen libertären Sozialisten und mit der „Freiland“-Idee Hertzkas in Berührung. Er holte das Studium der Nationalökonomie nach, habilitierte sich 1909 an der Universität Berlin. Im Jahr 1919 folgte er einer Berufung an die Univer-

- siät Frankfurt, wo er als Volkswirt, Soziologe und Wirtschaftshistoriker wirkte. Zu seinen bekanntesten Schülern zählen Ludwig Erhard, Adolph Loewe, Erich Preiser und Alexander Rüstow. Das NS-Regime zwang Oppenheimer zur Emigration, über Umwege gelangte er in die USA, wo er vor Ende des Zweiten Weltkrieges verstarb. Alle wesentlichen Schriften Oppenheimers finden sich gesammelt in seinem 9-Bändigen Werk „System der Soziologie“, Jena 1922-1935. Hervorzuheben sind: Franz Oppenheimer, Theorie der reinen und politischen Ökonomie, Berlin-Leipzig 1919; Franz Oppenheimer, Der Staat. Eine soziologische Studie, Berlin 1990
- 59 Franz Oppenheimer, Die soziale Frage und der Sozialismus. Eine kritische Auseinandersetzung mit der marxistischen Theorie, Jena 1913, S.13f
- 60 Aus der Monopoltheorie entwickelt Oppenheimer seine Mehrwertlehre, in der er, einiges bezieht er dabei aus der Fruktifikationstheorie des französischen Physiokraten Anne M. R. J. Turgot, den Profit des industriellen Kapitalisten aus dem Monopoltribut des Grundrenters ableitet: „Während von Natur aus genug Boden vorhanden sei, um jedem, der danach verlangt, die zur selbständigen Existenz nötige Bodenfläche zur Verfügung zu stellen, sei es infolge der Bodensperre unmöglich, eine solche Bodenfläche zu bekommen. Deshalb müßten die Arbeiter in einem Arbeitsvertrag willigen, der sie zur Entrichtung eines Monopoltributs zwingt, den die Kapitalistenklasse als Profit (= Mehrwert) einstreiche. Dies geschehe zuerst bei dem Arbeitsvertrag zwischen agrarischen Kapitalisten und dem Landproletariat. Da sich aber infolge der Wanderung vom Land in die Industriebezirke das Lohnniveau zwischen den beiden Produktionszweigen auszugleichen strebe, werde auch der industrielle Lohn zu einem solchen „Monopollohn“ herabgedrückt, und der industrielle Kapitalist beziehe so in gleicher Weise Profit wie der agrarische.“ Kurt Werner, Oppenheimers System des liberalen Sozialismus, Jena 1928, S.67; kritisch zu Oppenheimer: Joseph A. Schumpeter, Franz Oppenheimers Theorie des Bodenmonopols, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 44, 1917/18, S.495-502; wiederabgedruckt in: Dogmenhistorische und biographische Aufsätze, Tübingen 1954, S.100-108; Oppenheimer kommentiert die Debatte mit Schumpeter in: Felix Meiner (Hg.), Die Volkswirtschaftslehre der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1929, S.109f
- 61 Schaffung von Freiland heißt bei Oppenheimer nicht mehr und nicht weniger als Auflösung der Großgrundbesitzstrukturen und Neuverteilung von Grund und Boden. Ein frühes Produkt der theoretischen Auseinandersetzung von Hertzka-Anhängern mit dem Genossenschaftsgedanken ist übrigens das „Statut der Siedlungsgenossenschaft ‚Freiland‘“, in: Franz Oppenheimer, Die Siedlungsgenossenschaft. Versuch einer positiven Überwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage, Jena 1922, S.631ff (1. Auflage 1896)
- 62 Eine gewisse Vorbildwirkung scheint für viele Bodenreformer – so offenbar auch für Oppenheimer – die Form der Grundentlastung, wie sie etwa in Österreich als Teil einer liberalen Reformpolitik 1848 durchgeführt wurde, gehabt zu haben. Die Schaffung eines freien und unabhängigen Bauerntums wurde in Österreich ab Mitte des 19. Jahrhunderts zu fördern versucht, in dem die alten Verfügungsrechte über Grund und Boden abgelöst d. h. die Grundherrn entschädigungspflichtig enteignet wurden. Die Entschädigungssummen wurden dabei von den „begünstigten“ Bauern und von der öffentlichen Hand aufgebracht, teilweise hatten die Grundherren einen Verzicht zuleisten.
- 63 Franz Oppenheimer, Genossenschaftliche Ansiedlung, Jena 1920, S.11
- 64 Franz Oppenheimer, Freiland in Deutschland, Berlin 1895, S.43
- 65 Franz Oppenheimer, Erlebtes-Erstrebtes-Erreichtes. Lebenserinnerungen, Düsseldorf 1964, S.138f

- 66 Hertzka 1912, S.218
- 67 Hertzka 1912, S.218
- 68 Theodor Herzl, *Der Judenstaat*. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage, Leipzig-Brünn 1903, S.4 (Erstausgabe 1896); Für weitere wissenschaftliche Arbeiten lohnenswert erscheint ein Literaturvergleich zwischen Hertzkas „Freiland“ (1889) und dem visionären Roman Theodor Herzls „Altneuland“, Theodor Herzl, *Altneuland*, Leipzig 1902
- 69 Oppenheimer 1964, S.212;
- 70 Heller 1935, S.59
- 71 Yossi Ben-Artzi, Changes in the agricultural sector of the moshavot 1882-1914, in: Gad G. Gilbar (Ed.), *Ottoman Palestine, 1800-1914: studies in economic and social history*, Leiden 1990
- 72 Oppenheimer 1964, S.212f
- 73 Die Stärkung der sozialistischen Komponente im Zionismus nach 1900 war zweifellos dem Umstand zu verdanken, daß die kleinbürgerlichen und mittelständischen Elemente von den kollektivistischen Idealen der ostjüdischen Arbeiter- und Handwerkermassen tendentiell zurückgedrängt wurden.
- 74 Oppenheimer 1964, S.215
- 75 Otthein Rammstedt, *Soziale Bewegung*, Frankfurt/M 1978; S.138ff
- 76 Die Kibbutzbewegung hat in ihrer Geschichte einen hohen Anteil der im öffentlichen Leben Israels führenden Persönlichkeiten hervorgebracht. Israelisches Informationsbüro (Hg.), *Der Kibbutz in Israel*, Jerusalem 1979, S.6
- 77 Die Histadrut, der allgemeine Gewerkschaftsbund (gegründet 1920 in Haifa), ist als eine der größten und mächtigsten Organisationen des Staates Israel die wichtigste ökonomische Partnerin der Kibbutzbewegung: Die Holdinggesellschaft der Gewerkschaft, *Chevat Ovdim*, in der wichtige Handelsunternehmen zusammengefaßt sind, verfügt über die Gründungsaktien der Nir Schitufi, einer Großgenossenschaft, der wirtschaftliche Einrichtungen, wie die Vermarktungsgesellschaft landwirtschaftlicher Produkte Tnuva oder regionale Verarbeitungs- und Verpackungsbetriebe für Agrarerzeugnisse angehören. Dov Ben-Meir, *Geschichte und Aufbau der Histadrut*, in: Schlomo Tanny (Hg.), *Die Histadrut*, Wien 1984, S.40
- 78 Shlomo Tamir, *Das Leben im Kibbutz*, Haifa 1980, S.38
- 79 Cohen, in: Heinsohn 1982, S.322
- 80 Shmuel N. Eisenstadt, *Die Transformation der israelischen Gesellschaft*, Frankfurt/M 1987, S.326ff
- 81 Genaues statistisches Material über die Abwanderung aus den Kibbutzim ist nicht verfügbar. Die angegebene Zahl ergab sich aus Schätzungen von befragten Funktionären in ausgewählten Siedlungen. Eigene Erhebungen in Kibbutzim und Moschavim: Gescher (14. 7. 1985), Lohamei Hagetaot (4. 8. 1985), Schawei Zion (4. 8. 1985), Evron (18. 8. 1985), En Gev (6. 9. 1985), Nahalal (9. 9. 1985), Dagania (11. 9. 1985), Engedi (13. 9. 1985).
- 82 Pamela Druckerman, *Kibbutz-Bewegung muß Marktwirtschaft lernen*, in: *Der Standard*, 19./20 August 1995, S.23
- 83 Henri Amouroux, *Israel – erlebtes Land*, Hamburg 1961, S.71; folgender Literaturhinweis scheint noch wichtig: Shlomo Erel, *Aus dem Tagebuch eines Kibbutz-Sekretärs: Während der Gründerzeit 1945 bis 1947*, Gerlingen 1979
- 84 *Chawer* (Plur. Chawerim, feminine Form Chawera, Plur. Chawerot), eigentlich Kamerad, aber im Zusammenhang mit Siedlungen auf genossenschaftlicher Basis Genosse. Rolf Seelmann-Eggbert, *Schawei Zion*, Fürth-Erlangen 1970, S.20



- 85 Gemeint sind hier offenbar Leistungen wie Kranken-, Unfall- und Pensionsversicherung
- 86 Haim Barkai, Der Kibbutz – ein mikrosozialistisches Experiment, in: Heinsohn 1982, S.34
- 87 Kritikwürdiger als die Frage der „Lohnarbeit“ erscheint im gegebenen Zusammenhang vielmehr der Umstand, daß ein Großteil der weiblichen Kibbutz-Mitglieder – trotz proklamierter Gleichberechtigung – noch immer eher in traditionellen Tätigkeitsbereichen der Frau (Küche, Wäscherei, Kindererziehung) eingesetzt ist.
- 88 Barkai, in: Heinsohn 1982, S.32
- 89 Interview mit Werner Neufliess in Schwei Zion am 4. 8. 1985; Besonders hervorhebenswert scheint die Modellsiedlung Neve Shalom/Wahat al Salam (Oase des Friedens), in der Juden und Araber zusammenleben. Syma Popper, Die Kibbutzim, in: *Schwarzer Faden*, Nr. 29, 4/1988, S.47; Der Versuch von Nazez Brik, den Kibbutznik einseitig als eine Art „Wehrbauern“ im Dienste einer rabiaten Siedlungspolitik in Palästina zu beschreiben, wird der Realität zweifellos nicht gerecht: Nazez Brik, Kibbutz – Legende und Wirklichkeit, Hamburg 1991
- 90 Amos Elon, in: Amos Elon/Sana Hassan, Dialog der Feinde. Ein leidenschaftliches Streitgespräch um die Zukunft der Araber und Israels, München-Wien-Zürich 1974, S.117
- 91 Elon, in: Elon/Hassan 1974, S.17
- 92 Augustin Souchy, Reisen durch die Kibbutzim, Reutlingen 1984, S.8; Augustin Souchy, Nacht über Spanien. Bürgerkrieg und Revolution in Spanien 1936-1939, Grafenau 1992; Gaston Leval, Collectives in the Spanish Revolution, London 1975
- 93 Volker Jülich/Peter Jüngst, Die Portugiesische Agrarreform, in: Peter Jüngst (Hg.), Portugal nach 1974. Beiträge zur Agrarreform in Portugal: Verlauf, regionale und ökonomisch-soziale Strukturen, Rahmenbedingungen, Kassel 1982, S.78ff, S.92ff; Cordula Stukke, Traditionelle Dorfkultur und Arbeiterselbstverwaltung, in: Michael Vester/Fritz Wedel/Karl Heisel/Wolfgang Sieber, Die vergessene Revolution. Sieben Jahre Agrarkooperativen in Portugal, F/M 1982, S.63ff; Programmatisches siehe in: A Ideia (Hg.), Alternative Sofort! Ein libertäres Programm am Beispiel Portugals (Übersetzt von Robert Lutesch), Wien 1983, S.20
- 94 Mayer 1967, S.103; Seelmann-Eggbert 1970, S.74
- 95 Einen Hinweis auf solche Trends liefert derzeit etwa die Kommunitarismus-Debatte, die, ausgehend von den USA, inzwischen auch Europa erreicht hat. Christel Zahlmann (Hg.), Kommunitarismus in der Diskussion. Eine streitbare Einführung, Berlin 1994
- 96 Martin Buber, Das dialogische Prinzip, Gerlingen 1992, S.185, S.267



## *Industrielles Prinzip, Technologie und „Dienstleistungsgesellschaft“*

Daß die gegenwärtigen sozialökonomischen Verhältnisse wesentlich als sich entfaltende „Dienstleistungsgesellschaft“, die mehr und mehr „postindustrielle“ Züge entwickle, zu klassifizieren seien, gilt weithin als ausgemacht. Wenn gleich dieser Sichtweise unter bestimmten Voraussetzungen eine gewisse Berechtigung nicht abzuspochen ist, wird in den folgenden Zeilen versucht, vor dem Hintergrund technologischer und ökonomischer Entwicklungen einen alternativen, besser und umfassender begründeten Ansatz in Umrissen zu entwerfen. Dies geschieht in drei Kapiteln:

1. Im ersten Kapitel wird im Rahmen einiger grundsätzlicher Überlegungen das Konzept des *industriellen Prinzips* (oder des *Industrialismus*) entworfen und dem heute dominierenden Drei-Sektoren-Modell der Wirtschaft (primärer, sekundärer und tertiärer Sektor) gegenübergestellt. Da das industrielle Prinzip zwei wesentlich Aspekte umfaßt, nämlich einen technischen (Maschinenprinzip) und einen mit ihm praktisch notwendigerweise verbundenen ökonomischen (Kapitalprinzip)<sup>1</sup>, werden in zwei weiteren Kapiteln einige Wurzeln der heutigen sozialökonomischen Verhältnisse exemplarisch mehr im Detail weiterverfolgt. Diese beiden Kapitel dienen v. a. auch als Illustrierung, Vertiefung oder Ergänzung der Ausführungen des ersten Kapitels, sind ihm also gewissermaßen untergeordnet.
2. Das Kapitel über die Computertechnologie skizziert für einen die Entwicklung der letzten Jahrzehnte besonders prägenden Bereich einige der zentralen Sachverhalte, die m. E. den Perspektivwechsel hin zum industriellen Prinzip in herausragender Weise illustrieren, zumal ja Computer als elektronische Datenverarbeitungsmaschinen für die weiter unten zu besprechende *transklassische Stufe der Industrialisierung* eine elementare Rolle spielen.
3. Das Kapitel über Geld und Geldtechnologie leistet eine ähnliche Aufgabe für den ökonomischen Aspekt des Industrialismus und demonstriert die immer engere Verschmelzung zwischen allgemeiner „hyperindustrieller“ Technostruktur und dem Geld (als dem quasi verselbständigten vorherrschenden ökonomischen Regulationsmechanismus der Marktwirtschaft)

zu einem wenigstens punktuell und der Tendenz nach einheitlichen sozial-ökonomischen Technologieverbund, in dem das industrielle Prinzip unabhängig vom konkreten Anwendungsbereich ziemlich klar dominiert. Es versteht sich, daß mit diesen Ausführungen keine umfassende Darstellung erstrebt wird. Ihr Zweck besteht lediglich darin, einige provisorische Gedanken über den Prozeß der Industrialisierung vorzustellen.

## **Das industrielle Prinzip: Einige grundsätzliche Überlegungen**

Nach der technischen Seite hin betrachtet, besteht Industrialisierung in der Implementierung von Maschinen in den Produktionsprozeß.<sup>2</sup> Sie ist daher zumindest der Tendenz nach von Anfang an verbunden mit der (Teil)Automatisierung von Produktionsabläufen, unter dem Druck der Marktverhältnisse (Konkurrenz) mit maschineller Rationalität<sup>3</sup>, Rationalisierung und Effektivität. Es liegt daher nahe, ihr Prinzip (eben das *industrielle Prinzip*) in der *technischen Reproduzierbarkeit* der Produkte, in der *maschinisierten Serialität der Produktion* zu suchen. Industrielle Produktion schließt also im Vergleich zu nichtindustrieller Erzeugung immer ein *Masselement* in sich ein. Sie setzt die geistige Vorwegnahme der Produktion der jeweiligen Güter bzw. deren Regeln in qualitativ höherem Ausmaß als je zuvor voraus, wobei ein steigender Anteil des Produktionswissens in *Maschinen* inkorporiert wird, die den Produktionsprozeß nach und nach automatisieren und innerhalb seiner als Sachkapital fungieren.

Der *klassische Maschinenbegriff* ist an physische Vorrichtungen gebunden. Dies hat sich aber mit der Entwicklung der Computertechnologie verändert, da die elektronische Datenverarbeitungsmaschine Computer ohne Programme völlig nutzlos ist.<sup>4</sup> In diesem Falle ist die physische Maschine lediglich so etwas wie ein „Handlanger“, ein ausführendes Organ der Programme, die die eigentlichen Maschinen sind (*Software-Maschinen* im Gegensatz zur *Metamaschine*, zum *Metamedium* Computerhardware, deren Potential theoretisch und in zunehmendem Maße auch praktisch universal ist).<sup>5</sup> *Maschine* ist in diesem Zusammenhang also im Kern nichts anderes als das „geistige“ Regelsystem aller jeweils notwendigen Arbeitsabläufe, ihr *Algorithmus*.<sup>6</sup> Dieser<sup>7</sup> ist faktisch die jeweils konkrete Ausformung des abstrakten Prinzips der Serialität selbst und auch die ideelle Grundlage der physischen Maschinen und Maschinensysteme, die also lediglich materialisierte Ausformungen bestimmter Algorithmen sind, materiell verwirklichte Programme. *Maschinensysteme bestehen aus einer Verknüpfung von Maschinen gleich welcher Art, Menschen und Regeln für die funktionalen Abläufe* („*Mensch-Maschine-Symbiosen*“). Eine Fabrik im klassischen Sinn ist nur ein mögliches Beispiel für ein solches System. Andere Beispiele wären eine Rundfunkanlage, eine Telekommunikationseinrichtung, ein modernes Krankenhaus, ein Satellitensystem, eine bemannte Weltraumstation, ein technisiertes Büro, ein Finanzamt oder ein Computernetz.

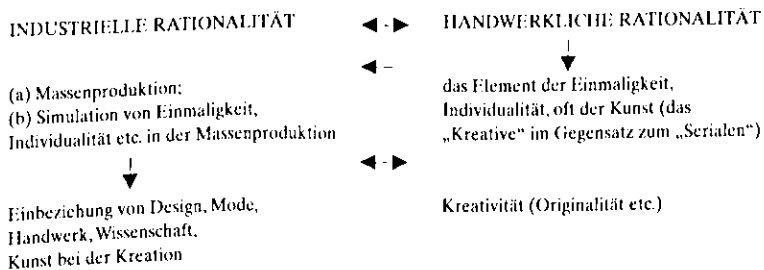
Dieser Denkansatz ist im übrigen mittlerweile recht verbreitet. So heißt es etwa in einer 1994 erschienenen Werbeschrift der Firma Intel über ihren damals neuen Pentium-Prozessor, in dem nicht weniger als 3,1 Millionen Transistoren untergebracht sind: „Der Pentium-Prozessor läßt sich mit einer Hochleistungsfabrik vergleichen, in der das zentrale Montageband die Superskalar-Technologie verkörpert. Bei ihr werden Informationen in zwei Pipelines simultan verarbeitet ... Die übrigen Einrichtungen auf dem Prozessor sorgen dafür, daß das zentrale Montageband möglichst auf vollen Touren läuft.“ Diese Formulierungen, die im Prinzip – also unter Absehung von technischen Einzelheiten und spezifischen Lösungswegen – für alle Prozessoren gelten, sind offensichtlich mehr als eine bloße Analogie, denn sie besagen nicht nur, daß die Grundgedanken der fabrikmäßigen Produktion – nämlich serielle Abarbeitung gemäß spezifischer Regeln mit dem Ziel, bestimmte „Produkte“ zu erzeugen – auf die Informationsverarbeitung übertragen wurden, sondern viel mehr.<sup>8</sup> Die Informationsverarbeitung geht in einem Geschwindigkeitstakt vor sich, der jenen der „materiellen“ Produktion als armselig erscheinen läßt, und diese Effizienz wirkt wenigstens potentiell auf praktisch alle Produktionsprozesse (bzw. überhaupt auf Arbeits- oder arbeitsähnliche Vorgänge im Sinne einer Rationalisierbarkeit) modifizierend zurück, sehr oft als Produktivierung und Beschleunigung. Was mit dieser Technologie im wahrsten Sinne des Wortes „industrialisiert“ wird, sind verschiedenste geistige Tätigkeiten des Menschen. Die Technisierung geistiger Fertigkeiten hat zwar historisch nicht mit der modernen Computertechnologie – verstanden in einem systemischen Sinn als Einheit zwischen Hard- und Software sowie der für ihre Handhabung notwendigen menschlichen Qualifikationen und inneren Einstellungen, Verhaltensweisen und kulturellen Prägungen – begonnen, aber sie hat ihre Industrialisierung in breitem Maßstab ermöglicht. Industrialisierung heißt hier gleichzeitig folgendes: Technische Reproduktion geistiger Vorgänge, soweit sie in Algorithmen oder mit den Mitteln der Künstlichen Intelligenz erfaßt werden können; Automatisierung in einem Ausmaß, daß eine Kontrolle durch den Menschen mit seiner begrenzten Kapazität im einzelnen nicht mehr möglich ist, sodaß auch wichtige Kontrollvorgänge demselben Medium überlassen werden; sozialökonomische Auswirkungen breitesten Ausmaßes.

Diese Tendenz ist die Grundlage der Industrialisierung vieler und sehr relevanter Funktionen, die nach dem herkömmlichen Modell der Einteilung der Wirtschaft in Sektoren als „tertiäre“ bezeichnet werden können, d. h. nicht nur des Dienstleistungssektors, sondern auch tertiärer Funktionen innerhalb des primären und des sekundären Sektors.

Das industrielle Prinzip ist also nichts anderes als eine bestimmte, selbst mannigfaltigen Entwicklungen und Differenzierungen unterworfenen und gemäß den jeweils vorhandenen Bedingungen und Kräfteverhältnissen variable Ausformung der Rationalität, die die bürgerliche Gesellschaft grundlegend, wenn natürlich auch nicht ausschließlich, ja nicht einmal immer dominant ge-

prägt hat und prägt. Dies gilt zunächst einmal für den Bereich der Wirtschaft, aber auch für andere Bereiche, wie besonders die Entwicklung nach dem 2. Weltkrieg sehr nachdrücklich beweist („Freizeitindustrien“ und industrialisierte Freizeit).

Es scheint mir wichtig, darauf hinzuweisen, daß das industrielle Prinzip auch dort, wo es übermächtig erscheint, in den meisten Fällen nicht ausschließlich dominiert.<sup>9</sup> Das ältere „handwerkliche“ – der Terminus ist etwas einseitig, aber „geistwerklich“ ist nun einmal nicht üblich – Prinzip bleibt v. a. in Bereichen, in denen Industrialisierung (noch) nicht möglich ist, in denen Kreativität gefordert ist etc., weiterhin intakt und tritt mit dem Industrialismus nicht selten in ein komplexes Wechselspiel ein, das etwa folgendermaßen schematisiert werden kann:<sup>10</sup>



Logisch wie historisch kann die industrielle Rationalität (das industrielle Prinzip) verschiedene Typen bzw. Stadien umfassen, die empirisch durchaus nebeneinander existieren können: etwa (a) qualifizierte Arbeit mit Maschinen (Maschinisierung in Abhängigkeit von Qualifikation und noch mehr Erfahrung des Arbeiters); (b) Mechanisierung (Massenarbeiter als „Anhängsel“ der Maschine), die in Taylorismus<sup>11</sup> und Fordismus im engeren Sinn kulminiert; (c) Automatisierung, die in die Computerisierung („Kybernetisierung“) mündet (Steuerungs- und Überwachungstätigkeiten).

Wie schon angedeutet, haben diese Überlegungen erhebliche Auswirkungen auf die Charakterisierung der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, besonders natürlich der Wirtschaft. Von der hier grob entwickelten Perspektive aus gesehen, beruhen einige der tragenden Begriffe des Drei-Sektoren-Modells, nach dem sich in den letzten Jahrzehnten eine „Dienstleistungsgesellschaft“ entwickelt habe, auf einem überholten, einseitig auf die Sachgüterproduktion fixierten Verständnis der Industriegesellschaft. Dies gilt insbesondere für den klassifikatorischen Begriff der „Industrie“, der in der Regel im traditionellen Sinn gebraucht wird, d. h. nicht im Sinne eines *Produktionsprinzips*, sondern eines *Wirtschaftsbereichs* innerhalb der Sachgüterproduktion; aber auch für den Begriff der „Dienstleistung“ selbst, der normalerweise als Gegensatz zur „Industrie“ verstanden wird, obwohl innerhalb seiner in steigendem Ausmaß *industriell* produziert wird.<sup>12</sup> *So betrachtet, ist das*

*Konzept der „postindustriellen“ Gesellschaft nicht viel mehr als ein Produkt der Operation mit zu engen Definitionen, während gleichzeitig eine „hyperindustrielle“ Ära stattfindet, in der ein modernisiertes industrielles Prinzip nahezu alle Sektoren der Wirtschaft und die gesamte Gesellschaft durchdringt, indem es sie seiner eigentümlichen Rationalität unterwirft, indem es nach der „materiellen“ Produktion auch das menschliche Denken partiell erfaßt und geistige Routinetätigkeiten, aber auch anspruchsvollere Vorhaben wenigstens zum Teil automatisiert.* Dies bedeutet nicht, daß alle Befunde nach dem Drei-Sektoren-Modell „falsch“ wären. Die mit seiner Hilfe feststellbaren Umschichtungen in Wirtschaft und Gesellschaft haben tatsächlich stattgefunden. Die *differentia specifica* zum Konzept des Industrialismus liegt bloß darin, daß „postindustrielle“ Zustände nur dann konstatierbar sind, wenn „Industrie“ im herkömmlichen Sinn als Bereich der Sachgüterproduktion verstanden wird und diese als das exklusive Wirkungsfeld von „Industrialisierung“ definiert wird.<sup>13</sup>

Dies läßt sich auf mindestens zwei Ebenen noch genauer begründen:

Der „Tertiärsektor“ beruht nicht zuletzt auf der Versorgung der in ihm Tätigen mit Konsum- und Investitionsgütern aus dem Primär- und Sekundärsektor sowie auch zu einem Gutteil auf den in diesen Sektoren verteilten Einkommen (Nachfrage), also auf deren Produktivität. Ein moderner Dienstleistungssektor setzt also eine hochgradige Industrialisierung im traditionellen Sinn geradezu voraus.

Das Eindringen industrieller Rationalität wird im Tertiärsektor konkret zunächst auf Betriebsebene als Zwang oder besser Sachzwang zu betriebswirtschaftlichem Verhalten (Marktorientierung und Konkurrenz, Rationalisierungs- und Technisierungszwang, Gewinn- und Akkumulationsprinzip etc.) spürbar. In dem Maße, in dem die Sachgüterindustrie technische Mittel zur Rationalisierung von Arbeitsvorgängen im sehr heterogenen Tertiärbereich bereitstellt, können Technisierung und Intensivierung, also Industrialisierung vorangetrieben werden. Dies erweist sich auch eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit, da die Dämpfung des Kostenauftriebs des in weiten Bereichen wenigstens zunächst sehr personalintensiven tertiären Sektors auch die Kosten in den anderen Sektoren stark verringern kann und die internationale Konkurrenzfähigkeit beeinflußt (Trias betriebs-, volks- und weltwirtschaftlichen Sachzwangs unter dem Druck der Konkurrenz).<sup>14</sup>

Die wesentlichste *differentia specifica* des Tertiärsektors besteht darin, daß seine im einzelnen sehr heterogenen Produkte in der Regel „immaterieller“ Natur sind, und dies ist ein Grund, weshalb der Begriff „Dienstleistung“ eine gewisse selbständige Bedeutung bewahren kann, wenn auch sinnvollerweise nur im Zusammenhang mit einem weiter gespannten Konzept von *Industrialität*. Die Durchdringung des Dienstleistungssektors mit spezifisch angepaßten oder entwickelten Methoden des Industrialismus ist m. E. nach eine der wesentlichen Grundlagen auch des Paradigmenwechsels von der „Moderne“ zur „Postmoderne“. Die *Renaissance des Immateriellen*, die *Begrenzungs-*

*krise der materiellen Produktion*, die als Endlichkeit der Ressourcen, als Energiekrise etc. erscheint, die *Flexibilität und Universalität der neuen Schlüsseltechnologien* u. ä. begründen aber nicht den Abgang der industriellen Logik, sondern ihre Ausdehnung, ihre Weiterentwicklung, ihre Differenzierung und den Wechsel ihres bevorzugten Wirkungsgebietes. Wie und während der krude Materialismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts differenzierteren Konzepten weicht, so bemächtigt sich der kybernetische Industrialismus weiter Gebiete traditionell „geistiger“ Aufgabenstellungen und integriert sie in die Maschinenwelt. Und während noch über den „Postindustrialismus“ und die Krise der Moderne debattiert wird, bricht sich – wie immer in der Geschichte natürlich nicht konkurrenz- und widerspruchlos – eine hypermoderne und hyperindustrielle Ära Bahn,<sup>15</sup> die sich wunderbar mit vorindustriellen, vor- und postmodernen, pluralen und eklektizistischen Tendenzen verträgt, und zwar einfach deshalb, weil sie diese mit ihren eigentümlichen Medien – d. h. mit ihren Techniken, denn *Techniken sind Medien* – alle prozessieren lassen oder dies zumindest simulieren kann.<sup>16</sup> Auch hier gehen Kunst und Kultur voran. Viele erfolgreiche, z. T. auch avantgardistische Kulturschaffende bedienen sich oft gerade der modernsten Techniken und wirken als Katalysatoren, als Antizipatoren neuer Tendenzen. Nicht selten nehmen sie dabei höchst traditionelle Stoffe, Sujets etc. auf und übersetzen sie in die Formen- und Mediensprache ihrer Zeit. Diese aber ist industriell, hyperindustriell, nicht bloß technisch, sondern hypertechnisch, und daran ändern auch vor- oder „postindustrielle“ Ursprünge von vermittelten Inhalten (Produkten) gar nichts. Wenn *M. McLuhan* sagt, daß das Medium die Botschaft sei, so mag man vielleicht die Unterschätzung der Inhalte nicht unbedingt teilen. Es ist aber unstrittig, daß mit diesen Inhalten, die in der serialen Produktion im Überfluß vorhanden und praktisch beliebig austauschbar sind, die Medien und Techniken einer übertechnisierten Welt eine beherrschende Rolle einzunehmen beginnen: Sie wollen und müssen genutzt werden, nicht zuletzt deshalb, weil das in ihnen angelegte Kapital verwertet sein will. Da aber die hypermodernen technischen Medien und Techniken oft universell, der Tendenz nach abgelöst von konkreten Zwecken sind, gehorcht die Auswahl der Produkte keinem eindeutigen inhaltlichen Imperativ.<sup>17</sup> Man sollte also die Aussicht, daß sich die „Postmoderne“ als Hypermoderne, als die *flexiblere Moderne* auf der Grundlage eines Hyperindustrialismus, der die *transklassische Stufe der Industrialisierung* kennzeichnet, erweist, nicht unterschätzen.

Konkrete Beispiele für ein Übergreifen industrieller Rationalität auf Bereiche des Tertiärsektors lassen sich massenhaft finden.

Bei der *Fremdenverkehrsindustrie* etwa besteht die Grundtendenz zunächst darin, alle jene Güter, denen irgendwie ein Erholungs-, Zerstreuungs- oder Vergnügungswert zukommen kann, in Waren zu verwandeln, d. h. zu kommerzialisieren. Es wären dies primär Natur, aber auch Lebenswelten in Stadt und Land, Traditionen, Kultur, Kunst, verschiedene ideelle Werte (wie etwa



der Name Mozart bei der industriellen Mozartkugel) usw. Doch damit nicht genug: Die genannten Gebrauchswerte müssen erschlossen und zugänglich gemacht werden gleichsam wie Bodenschätze durch Errichtung eines Bergwerks, es werden Infrastrukturen und Nutzungstechniken entwickelt. Zu diesem Zweck wird Kapital mobilisiert (industrialisierte Bankdienstleistungen etc.), werden Kredite aufgenommen, ganze Gebiete speziell (um)geplant und für verschiedene Zwecke gewidmet, Ländereien mit industriellen Mitteln etwa beim Bau einer Schipiste oder einer Feriensiedlung um- und auf eine bestimmte Nutzungsstruktur hin gestaltet. Je intensiver der Tourismus, desto intensiver werden der Flächenverbrauch und die Anspannung aller Ressourcen. Nehmen wir den Alpentourismus: In erfolgreichen Gemeinden des Massentourismus sind nicht selten die Hälfte oder drei Viertel der Gemeindefläche für Seilbahnen, Zufahrtsstraßen, Parkplätze, Hotels u. ä. erschlossen, in den verschiedenen technischen Anlagen sind – oft auf Kreditbasis – Milliardensummen festgelegt, die auf Rückflüsse warten. Es handelt sich um eine technisch-ökonomische Maschinerie, die ihre eigenen Gesetze entwickelt und – wirkend über diverse Interessen – Sachzwänge hervorbringt, die jedenfalls nicht ohne weiteres aufhebbar sind. Dazu kommt noch, daß bei intensiver (Über)Nutzung „Reparatur- und Erhaltungskosten“ anfallen, weil frühere „Gratisdienste“ der Natur (etwa als Müllkippe) wegfallen. Blicken wir auf den Einzelbetrieb, so treten die Merkmale des Einflusses des industriellen Prinzips noch deutlicher hervor. Bleiben wir bei der Schipiste: Diese ist nicht nur mit industriellen und industriell erzeugten Mitteln errichtet und wird von den Nutzern mit industriellen Mitteln (Verkehrswesen: Zug oder Pkw etc.) erreicht und mit industriell hergestellten Geräten befahren, sie weist auch die Kennzeichen einer industriell betriebenen Erholungs-, Vergnügungs- und Sportfabrik auf, die mehr oder weniger technisiert ist. Mit dem Schilift etwa ist das klassische fordistische Fließprinzip integriert. Bei „Versagen“ der Natur wird die Piste mittels Schneekanonen<sup>18</sup> künstlich hergestellt, und sie wird u. a. mittels Pistenfahrzeugen präpariert.<sup>19</sup> Auch an früher weniger zugängliche Stellen ist oft eine mehr oder minder aufwendige Architektur getreten, die Gastronomie verwendet moderne Geräte, der weiteren Betreuung der Gäste, deren Zufriedenheit das eigentliche Erzeugnis dieses industriellen Prozesses ist oder sein soll, dient nicht nur weiteres Personal, dafür werden auch verschiedenste Medien<sup>20</sup> eingesetzt, wird eine örtliche Infrastruktur (etwa Hallenbäder) errichtet usw. Es wäre zwar übertrieben zu behaupten, das industrielle Prinzip habe sich auf diesem Gebiet vollständig und konkurrenzlos durchgesetzt, doch ist dies ja nicht einmal in der Sachgüterproduktion der Fall. Fest steht jedenfalls, daß eine Erscheinung wie der Massentourismus ohne Anwendung bzw. Entwicklung industrieller Methoden speziell für diesen Sektor gar nicht möglich wäre, daß diese also den Kern des zeitgenössischen Tourismus ausmachen.<sup>21</sup>

## Die Computertechnologie in historischer Perspektive

Die Anfänge der auf der Anwendung der Elektronik<sup>22</sup> basierenden Computertechnologie, die den Durchbruch des industriellen Prinzips in der Informationsverarbeitung mit sich brachte, liegen in den Jahren des 2. Weltkrieges. Bestimmte Grundelemente dieser Technologie (Ein- und Ausgabegeräte, Speicher und Recheneinheit) waren allerdings schon länger bekannt<sup>23</sup> und etwa auf elektromagnetischer Grundlage bereits vorher realisiert. Aber erst die Elektronik machte ihre breite Durchsetzung möglich.<sup>24</sup> Die erste vollelektronische Rechenanlage der Welt, der ENIAC (Electronic Numerical Integrator and Computer), war im Herbst 1945 im wesentlichen fertiggestellt und 1947 voll funktionsfähig, entsprach in seiner Architektur aber noch nicht den späteren Computern, da er z. B. über Steckverbindungen programmiert, für die Zahlendarstellung das Dezimalsystem (und nicht wie bei späteren Rechnern das schon von Leibniz entwickelte Dualsystem) verwendet wurde usw. Die Entfaltung der Computertechnologie kann auf mehreren Ebenen verfolgt werden. Ihre wichtigsten sind *Hardware*, *Software* und *Anwendungsbereiche*.

### Hardware

Die erste Computergeneration war mit Elektronenröhren<sup>25</sup>, die eine wesentlich höhere Rechengeschwindigkeit als elektromagnetische Relaisrechner erlaubten, bestückt. Ihr Grundkonzept war aber erst mit der Realisierung der flexiblen Speicherprogrammierung, die den Rechner zur Universalmaschine machte, vollständig („von-Neumann-Maschinen“)<sup>26</sup>.

Mit der Erfindung des Transistors (1948) begann in der Elektronik eine Entwicklung zu immer kleineren Bauelementen. Transistoren lösten um 1955 die Elektronenröhren beim Computerbau ab, sie verhalfen auf Grund ihrer besonderen Vorteile (Abmessungen, Gewicht und Raumbedarf geringer; höhere Schaltgeschwindigkeiten; niedrigere Betriebsspannung; sofortige Betriebsbereitschaft; geringe mechanische Empfindlichkeit und Störanfälligkeit; sehr lange Lebensdauer; geringe Verluste und Wärmeentwicklung) „dem Computer zum entscheidenden Durchbruch“<sup>27</sup>. Der Transistor war Grundlage der zweiten Computergeneration. Hier sind bereits die treibenden Hauptelemente der Entwicklung der Computertechnologie sichtbar: Schnelligkeit, Raum- und Materialersparnis, Leistung und Effizienz (Zeit, Raum, Ökonomie), während die Universalität der Geräte immer realer wird.

Die dritte Computergeneration (ab 1962) beruhte auf der Miniaturisierung von Transistoren und Dioden (Salzkorngröße) und der Integration von Bauteilen zu Funktionseinheiten (Module, Schaltkarten; Hybridtechnik).<sup>28</sup>

Mit der Ablösung der Hybrid- durch die Monolithtechnik (1968) wurde die vierte Computergeneration geschaffen. Sie basierte auf dem 1958 erfundenen, auf einem Siliziumchip untergebrachten integrierten (später hochintegrierten) Schaltkreis. Wie Eisen der wichtigste Werkstoff der Industriellen Revolution war, so wurde „Silicium der Schlüsselwerkstoff der Computer-

Revolution“<sup>29</sup>, und zwar einerseits auf Grund seiner besonderen physikalischen Eigenschaften und andererseits, weil es häufig ist und Kristalle preisgünstig gezüchtet werden können.<sup>30</sup> Beim Mikroprozessor (1971) wurde die komplette Rechnerschaltung auf einem Chip integriert, die Zahl der integrierten Bauelemente wuchs enorm. Die Packungsdichte (Nutzung noch ungenutzter Flächen auf dem Chip) nahm zwischen 1960 und 1972 besonders rasant zu, während sich die Kurve danach leicht abflachte, aber immer noch sehr steil blieb (Verdichtung durch Verkleinerung auf Grund technischer Neuerungen)<sup>31</sup>.

Das historisch Neue an der Computertechnologie<sup>32</sup> besteht darin, daß sie – und dies ist in den Jahrzehnten nach ihrer Erfindung erst allmählich klargeworden – als Simulationsmedium potentiell und zunehmend und bis zu einem gewissen Grad auch real praktisch alles darstellen kann, *auch Phänomene der geistigen Welt*.<sup>33</sup> Die Simulationsfähigkeit dieser Technologie wurde bereits 1936 – also noch vor der technischen Realisierung des Computers – vom britischen Mathematiker *Alan M. Turing* präzise beschrieben. Er wies nach, daß eine sehr einfache hypothetische (von ihm als „black box“ behandelte) universelle datenverarbeitende Maschine („*Turingmaschine*“, im Grunde ein äußerst vereinfachter und auf wenige Funktionen reduzierter Rechner) alle auch noch so komplexen Mechanismen zu simulieren vermag, sofern sie überhaupt simulierbar sind; dies allerdings überaus langsam. Die Grenzen der Turingmaschine bezeichnen auch die Grenzen jedes möglichen Computers, und jeder digitale Computer ist einer Turingmaschine äquivalent.<sup>34</sup>

Die Haupteigenschaften der Computertechnologie, wie sie sich in den wenigen Jahrzehnten herauskristallisiert (d. h. nach und nach von einem Potential zu dessen immer noch partieller Realisierung entwickelt) haben und die ihre hauptsächlichsten Besonderheiten innerhalb der industrialen Maschinenwelt ausmachen, können wie folgt zusammengefaßt werden:

1. *Universalität*. Schranken der Computertechnologie bestehen lediglich bei Zeit (Verarbeitungsgeschwindigkeit) und Raum (einerseits Speichermedien, andererseits Kommunikationsmöglichkeiten), bei den Fähigkeiten zur Anwendung auf seiten der Konstrukteure und Benutzer sowie z. T. auch bei den Peripheriegeräten (etwa Ein- und Ausgabe, Netze). „Der Computer ist so wandelbar, daß er als Maschine auftreten kann oder als Sprache, die gestaltet und angewendet sein will. Er ist ein Medium, der jede Einzelheit jedes anderen Mediums dynamisch simulieren kann – auch Medien, die in der dinglichen Welt gar nicht möglich sind. Er ist kein Werkzeug, obwohl er sich wie viele Werkzeuge verhalten kann. Er ist das erste Metamedium, und als solches besitzt er Freiheitsgrade der Darstellung und des Ausdrucks, die es noch nie gab und die bisher kaum nennenswert untersucht sind.“<sup>35</sup> Versteht man diese Aussage dahin, daß der Computer kein konkretes, sondern ein allgemeines „Werkzeug“ (technisches Medium) ist, so ergibt sich auch, daß die Möglichkeiten der Ausschöpfung sei-

nes Potentials sehr von seiner konkreten Beschaffenheit (Architektur) sowie von der Software bestimmt werden. Im Hinblick auf die Hardware, sei es dabei hervorzuheben, daß die Betonung von Schnelligkeit, Kleinheit und Leistung auch darauf zielt, die Universalität zu entwickeln. Bestimmte Aufgaben werden erst ab einer gewissen Leistungsstufe der Geräte überhaupt machbar, ebenso wie die von einem Film erzeugte Illusion einer bewegten Handlung darauf beruht, daß er mit entsprechender Geschwindigkeit abgespielt wird. So erfordern viele Anwendungen den Einsatz von „Supercomputern“. Diese können durch zwei verschiedene Kriterien (die sich in der Praxis oft überschneiden) definiert werden: Zum einen durch Rechengeschwindigkeit und Speicherkapazität, zum anderen durch eine besondere innere Architektur. Ihre Entwicklung begann etwa mit den 70er Jahren<sup>36</sup>, sie beruhen auf der Vektor- oder der Parallelarchitektur. Sie haben ihre Bewährungsproben in der Industrie sowie in anderen Bereichen bereits hinter sich (Flugzeugbau: etwa aerodynamische Untersuchungen; Automobilbau; Erdölindustrie; Wissenschaft; Film: Computeranimation; Flugsimulation; Investmentanalyse; Hochbau: Statik, Erdbebensicherheit; Wettervorhersage).<sup>37</sup> Daß diese Effizienz auch noch andere, problematischere Seiten haben kann, ist allerdings offensichtlich.

2. *Miniaturisierung*. Sie führte im Zeitraum zwischen 2. Hälfte der 50er und dem Ende der 80er Jahre zu einem anhaltenden Rückgang der Rechenkosten mit einer Rate von 20 bis 30 Prozent jährlich. „In dem Maße, in dem die Größe von Transistoren, Gattern und anderen auf das Chip geätzten Elementen sinkt, steigt die Geschwindigkeit der Operationen proportional, und die Anzahl der Elemente auf dem Chip wächst geometrisch.“<sup>38</sup> Die Miniaturisierung ist ein bedeutender Faktor der Steigerung der Verarbeitungsgeschwindigkeit, der Verminderung der Kosten<sup>39</sup> sowie auch der Störanfälligkeit. An ihrer Wiege standen militärische Anforderungen und ökonomische Interessen, aber sie ermöglichte auch die Eröffnung weiterer Preis- und Leistungskategorien sowie die rasche Verbreitung von Geräten, wie dies spektakulär und einzigartig bei den elektronischen Tisch- und Taschenrechnern der Fall war, die seit der 2. Hälfte der 60er Jahre in den USA entstanden und deren Massenproduktion ab 1973 einsetzte (darunter auch sehr leistungsfähige wissenschaftliche Taschenrechner). Mikroprozessoren wurden auch in eine Vielzahl von Geräten zur Steuerung integriert.
3. *Mobilität*. Sie steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Miniaturisierung. Zwar gibt es im gesamten Untersuchungszeitraum große, mittlere und kleine Rechner, aber ihre Abmessungen und ihr Gewicht nahmen – v. a. in Beziehung gesetzt zur Rechenleistung – gewaltig ab. Erhebliche Bewegung gab es am unteren Ende der Größenskala, es entstanden PCs, Handheld-Computer, Laptops (in der 2. Hälfte der 80er Jahre) und Notebooks (seit Anfang der 90er Jahre), die für immer mehr Anwendungsgebiete eine zunehmende Rechenleistung zur Verfügung stellten.

4. *Vernetzung*. Die regionalen, nationalen und weltweiten Kommunikationsnetze (Fernsehen, Telefon) bieten in Verbindung mit neuen Technologien (Satellit, Glasfaser; Akustikkoppler, Modems usw.) auch verschiedenste Möglichkeiten der Vernetzung zwischen Computern sowie des Wachstums mit anderen Medien, sodaß etwa PCs als Kommunikationsgeräte (Computer und Telekommunikation) nutzbar gemacht werden können. Die zu riesigen Dimensionen angewachsenen und mit geeigneten Geräten und entsprechender Software im Grunde beliebig erstellbaren Netzwerke bedeuten eine Potenzierung in der Reichweite dieser Technologie. Hat die Miniaturisierung die Leistungselemente auf eine immer kleinere räumliche Ausdehnung konzentriert, so gestattet die Vernetzung die weltweite Überwindung des Raumes in kürzester Zeit. Das *Internet* ist im Laufe der 90er-Jahre geradezu zu einem Symbol für diese revolutionierende Tendenz der neuen Kommunikationstechnologie geworden. Technisch gesehen handelt es sich dabei aber um nichts anderes als ein globales Konglomerat von Informations- (oder für Pessimisten: Desinformations)fabriken, um eine industrielle Struktur auf der technischen Höhe des elektronischen Zeitalters, die v. a. den „tertiären“ Bereich mit industriellen Mitteln besetzt.

## Software und Maschinenbegriff

Die Software ist gestalterisches Prinzip des Universalinstruments Computer und als solches nahezu universell konkretisierbar. Ihr wesentlichster Unterschied zu vorhergehenden Zeichensystemen der Datenverarbeitung (Schrift, Zahlen) ist die Selbsttätigkeit der logisch-mathematisch miteinander verknüpften, in die Hardware implementierten Zeichen, *ihre prozessierende Selbstinterpretation*. Da diese Verknüpfung nicht starr, sondern zunehmend flexibel (etwa Verzweigungen gemäß unterschiedlicher Bedingungen oder nach Rückfrage bei interaktiver Software) gestaltet ist, können je nach Programm in unterschiedlichem Ausmaß mehr oder minder komplexe Aufgaben automatisch abgearbeitet werden. Die Entwicklungsmöglichkeiten der Software hängen dabei wesentlich von den Eigenschaften der Hardware ab, davon, was in deren Rahmen lösbar ist. Programme sind so etwas wie das Ausschöpfen des Potentials der gegebenen Rechnerarchitektur, ihre Verwirklichung. Dabei ergab sich schon sehr früh die Erkenntnis, daß die speicherprogrammierbare Elektronenmaschine (von-Neumann-Maschine) „primär lediglich ein intelligent konstruiertes Stück Material“ ist, das „durch Programmierung zu der Art Leben erweckt werden“<sup>40</sup> muß, die den jeweiligen Anforderungen gerecht wird.<sup>41</sup>

Es kann also gesagt werden, daß nicht der Computer selbst, sondern die Software „als die eigentliche Maschine aufzufassen“<sup>42</sup> ist: „Ein Programm ist eine Maschine zur Informationsumwandlung genau wie eine Stanzpresse eine Maschine zur Materialumwandlung: Auf der einen Seite wird Stahl (oder In-

formation) in irgendeiner Form hineingegeben, auf der anderen Seite kommt Stahl (oder Information) in anderer Form wieder heraus.“<sup>43</sup> Auch diese Software-Maschinen waren und sind einer historischen Entwicklung unterworfen, die etwa von der konventionellen Datenverarbeitung (Abarbeitung von Befehlssequenzen an bestimmten Daten, Speicherung von Ergebnissen etc.) bis zur „intelligenten“ Informationsveredelung reicht, d. h. zur selbständigen Filterung und Verknüpfung von Daten durch die Software-Maschine, mit deren modernen Formen z. T. auch nahe der natürlichen Sprache kommuniziert werden kann und der sich besonders durch die Parallelhardware<sup>44</sup> große Möglichkeiten eröffnet haben. Ihre Hauptformen sind Informationsfilter, die einfließendes Datenmaterial konzentrieren (in „höherrangiges Wissen“ umwandeln), und intelligente Datenbanken, die aus bereits gespeicherten Daten die relevanten heraussuchen.<sup>45</sup>

Mit der historischen Entwicklung der Computerhardware, der parallel wachsenden Kompliziertheit der Programme und den zunehmenden Erfahrungen mit der Programmierung haben sich auch die ideellen Techniken, die Programmiertechniken gewandelt:<sup>46</sup>

- Programmieren als Kunst. Diese Technik brachte zwar vollwertige Programme hervor, ihr Code war aber sehr von den persönlichen Eigenheiten des Programmierers dominiert, wenig systematisiert und daher kaum durchschaubar („Spaghetticode“, dominierte vom Ende der 40er bis etwa Anfang der 70er Jahre).
- Strukturierte Programmierung. Hier wurden (und werden) umfangreichere Programme aus einzelnen Modulen aufgebaut, die zusammen eine Grundstruktur bilden. Damit wurden größere Aufgaben in kleinere zerlegt, übersichtlicher und rationeller gelöst und eine in der Technik im allgemeinen übliche Vorgangsweise auf die Programmerstellung übertragen. Sie wurde etwa seit Beginn der 70er Jahre üblich.
- Objektorientierte Programmierung.<sup>47</sup> Diese – eine weitere Rationalisierung bei der Lösung schwer überblickbarer Problemstellungen – operiert mit abgrenzbaren Einheiten (Objekten), die selbst wiederum aus Untereinheiten, Daten und Verfahren zusammengesetzt sind und – sofern sie gleicher Art sind – zu Klassen (mit Ober- und Unterklassen) zusammengefaßt und durch einheitliche Schemata beschrieben werden. Die „unteren“ (konkreteren) Einheiten (Klassen) „erben“ dabei die Merkmale der „oberen“ (allgemeineren) Einheiten (z. B. Baum, Nadelbaum, Tanne). Die Programme sind nicht mehr so aufgebaut, daß bestimmte Daten gemäß bestimmter Code-Sequenzen bearbeitet werden. Vielmehr kommunizieren die einzelnen Objekte miteinander (Reaktion eines Objekts auf die Nachricht von einem anderen). Die objektorientierte Programmierung begann sich in der 2. Hälfte der 80er Jahre zu entwickeln und zu Beginn der 90er Jahre zum neuen Standard zumindest bei anspruchsvollen Aufgaben zu werden.<sup>48</sup>

Entsprechend haben sich auch die Hilfsmittel der Programmierung, die Pro-

grammiersprachen (die selbst wiederum Programme sind), entwickelt.<sup>49</sup> Nach einer üblichen, etwas willkürlichen Einteilung unterscheidet man maschinen-nahe low-level languages (LLL, wie sie in der ersten Hälfte der 50er Jahre Standard waren), high-level languages (HLL, 2. Hälfte der 50er bis etwa Mitte der 60er Jahre), very-high-level languages (VHLL, bis Mitte der 70er Jahre) und ultra-high-level languages (UHLL), wobei freilich festzuhalten ist, daß ältere Programmiersprachen und -stile für bestimmte Zwecke beibehalten wurden (etwa die Maschinsprache).<sup>50</sup> Für die Programmierung wurden nach und nach und für jede Sprache mehr und mehr Hilfsmittel erstellt („Tools“, Werkzeuge), sodaß für die Bewältigung der gestiegenen Komplexität der Aufgaben Software-Maschinen zur Verfügung stehen, die wesentlich einfacher, produktiver und rationeller zu bedienen sind. Es zeigt sich hier im Grunde dasselbe Grundmuster wie in der herkömmlichen industriellen Produktionssphäre: Maschinen übernehmen einen immer größeren Teil der Arbeit, möglichst große Teile des eigentlichen Produktionsvorgangs werden automatisiert, sodaß Kräfte für neuartige Aufgaben freierwerden (oder gegebenenfalls auch völlig freigesetzt werden).

Die Software hat mit ihrer stark gewachsenen Leistungsfähigkeit nicht nur die Nutzung der Computerhardware möglich gemacht, sondern auch zur Verbreitung der Technologie insgesamt entscheidend beigetragen, nicht zuletzt dadurch, daß sie die Benutzung der Geräte stark vereinfachte, indem durch sie nach und nach eine „Benutzerillusion“ aufgebaut wurde, die der menschlichen Kommunikationsweise eher angepaßt ist als ein komplizierter Code.<sup>51</sup> Die Benutzeroberflächen sind sehr entscheidend dafür, wie weitgehend der Anwender die Software und damit das gesamte System überhaupt ausschöpfen kann, sie bestimmen also entscheidend die Nutzerproduktivität.

## **Anwendungsbereiche**

Aus der Eigenschaft der Universalität ergibt sich, daß die EDV sich überall dort ausbreitete, wo Aufgaben der Informationsverarbeitung, Datenverknüpfung oder Kommunikation hard- und softwaremäßig auf rationellere, industrielle Art bewältigt werden sollten. Als wichtigste Anwendungsgebiete können genannt werden:

1. Wissenschaft. Verschiedene Wissenschaftsdisziplinen (zunächst v. a. Naturwissenschaften wie etwa die Physik) gehören – da bereits in erheblichem Ausmaß mathematisiert – zu den frühesten Anwendungsbereichen der Computertechnologie. Computer haben ihrerseits die Mathematisierung vieler Wissenschaften gefördert, und von hier (und vom militärischen Bereich, mit dem vielfach eine enge Symbiose bestand) gingen starke Impulse aus, die die gesellschaftliche Realität insgesamt beeinflussten. Neue Wissensgebiete entstanden, und von diesen aus wurde auch das Denken in breiterem Maß verändert, da mit den neuen Möglichkeiten neue Instrumente geschaffen und neuartige

Probleme gelöst werden mußten. Beispiele für solche neuen Instrumente der Bewältigung komplexer Aufgaben sind Kybernetik, Künstliche Intelligenz (Artificial Intelligence, AI), Operations Research, Netzplantechnik usw. Die ersten beiden Beispiele sollen noch etwas näher spezifiziert werden.

a) Die Kybernetik verknüpft Mathematik, Elektronik und Nachrichtentechnik, ihr Kernstück ist die Informationstheorie. Sie befaßt sich hauptsächlich mit Fragen der Koordinierung, Regelung und Steuerung, mit Regelkreisen und Rückkopplung usw., d. h. mit Mechanismen, sie geht „grundlegend funktional und behaviouristisch“<sup>52</sup> vor, indem sie alle irgendwie organisierten, determinierten oder reproduzierbaren Verhaltensweisen im allgemeinen erforscht. Sie ist eine eigenständige Wissenschaft, die sich nach einem Vergleich *W. R. Ashbys*<sup>53</sup> zu realen Systemen (Lebewesen, Maschinen usw.) verhält wie die moderne Geometrie zu den realen Formen. Sie ist eine Wissenschaft von allen möglichen Systemen (Maschinen), ihr Verhältnis zur Simulationsfähigkeit des Computers ist evident. Sie hat bei der Computerisierung verschiedener anderer Disziplinen eine erhebliche Rolle gespielt (Beispiel Biokybernetik).

Hier ist bereits angedeutet, daß mit der Technologie der EDV auch der Maschinenbegriff einem Wandel unterworfen wurde. Der klassische Maschinenbegriff war eng mit der Mechanik und mit konkreten Geräten verbunden, *der „transklassische“ Terminus „Maschine“ ist dagegen abstrakt, losgelöst von Mechanik und spezifischer technischer Vorrichtung.* Er wird in allgemeiner Weise angewandt, gleichsam „vergeistigt“, und beschreibt Funktionsstrukturen, die auf physische Einrichtungen (darunter auch die klassischen mechanischen Maschinen) ebenso zutreffen wie auch auf bestimmte geistige, sofern sie nur irgendeine gesetzmäßige Systematik erkennen lassen.<sup>54</sup> In diesem Wandel der Wortbedeutung kommt in nuce auch der Ansatz zu einer geistigen Umwälzung zutage: *Auch hier wird das mechanische durch das elektronisch-kybernetische Zeitalter abgelöst, eine Wesenskomponente der neuen, hypermodernen Durchsetzungsform des industriellen Prinzips.*

b) Die Künstliche Intelligenz (AI)<sup>55</sup> setzt am Gedanken der Reproduzierbarkeit an, sie erstrebt die Automatisierung des Denkens und die Entwicklung einer maschinellen Intelligenz, die – so die Vorstellungen einiger Forscher – die menschliche übertreffen soll. AI, die sicherlich immer noch am Anfang ihrer Entwicklung steht, ist im Prinzip nicht auf präzise, eindeutig definierte einzelne Aufgaben ausgerichtet, sondern auf einen Ereignishorizont (bestehend aus Zeit, Raum, Aktionen, Kräften und Wirkungen) und verfügt über einen wesentlich breiteren Spielraum mit dynamischen Reaktionsmöglichkeiten auf wechselnde Bedingungen.<sup>56</sup> Auf ihrer Grundlage erstellte Software kann – oder soll zukünftig können – bis zu einem gewissen Grad selbständig Strukturen erkennen oder zwischen – auch unvollständigen oder widersprüchlichen – Daten Beziehungen herstellen, Probleme analysieren, Lösungen und Begründungen an-



bieten, Bildinhalte erkennen und verarbeiten etc. Die AI begann wie alle Anwendungen mit vergleichsweise einfachen und routinemäßigen Tätigkeiten, doch die Tendenz zur Übernahme komplexerer Aufgaben (Analyse, Schlußfolgerung; Expertensysteme) ist unübersehbar. Ihre Hauptunterschiede zur konventionellen Datenverarbeitung kommen in der folgenden Aufstellung<sup>57</sup> zum Ausdruck:

<i>Konventionelle EDV</i>	<i>Künstliche Intelligenz</i>
Hauptsächlich Verarbeitung von alphanumerischen Daten	Hauptsächlich Verarbeitung von Symbolen
Algorithmische Lösungen	Heuristische Suche unter Einbeziehung der einzelnen Lösungsschritte
Daten und Befehle miteinander integriert	Kontrollstruktur und Wissensbasis voneinander getrennt
Modifikation schwierig	Leicht modifizier- und erweiterbar
Nur korrekte Antworten	Auch nicht korrekte, akzeptable Antworten
Suche nach der besten Lösung	Suche nach annehmbaren Lösungen

Letztlich gehen diese Unterschiede bis in die logischen Grundlagen der Datenverarbeitung, da ihre konventionelle Basis, die Boolesche Algebra, nur über eine binäre Alternative (0 und 1, wahr und falsch) verfügt, was der Eigenheit menschlichen Denkens und den Anforderungen vieler Aufgabenstellungen nicht gerecht wird. Ein Versuch, diesem Dilemma zu entkommen, ist beispielsweise die bereits Mitte der 60er Jahre entwickelte „Fuzzy Logic“ (Theorie der Fuzzy Sets = unscharfer Mengen), mittels derer auch unpräzise Angaben verarbeitet werden können.<sup>58</sup>

Es versteht sich, daß sich mit der Erweiterung des Potentials der EDV eine Erweiterung der Anwendungsmöglichkeiten auch auf Sozial- und Geisteswissenschaften ergab, jedoch in sehr unterschiedlichen Graden. Mit der ungeheuren Erweiterung der Möglichkeiten der statistischen Auswertung wurden auch die Grundlagen verschiedener Politiken (Bevölkerungspolitik, Sozial-, Wirtschafts-, Finanz-, Struktur-, Regionalpolitik etc.) geschaffen, die auf ein sich mehr und mehr verdichtendes Datenmaterial zurückgreifen konnten.<sup>59</sup>

2. Militär. Das Militär ist mit der Erfindung der Computertechnologie eng verbunden und ein Hauptabnehmer geblieben.
3. Wirtschaft. Die Anwendung der Computertechnologie im Bereich der Wirtschaft hat zu starken Veränderungen technischer und organisatorischer Abläufe und erheblichen Auswirkungen auf die beruflichen und sozialen Strukturen geführt, allerdings sehr differenziert für verschiedene Sektoren und re-

gional und national in unterschiedlichem Ausmaß gemäß den oft sehr verschiedenen Ausgangsbedingungen. Generell kann auf ökonomischem Gebiet der kapitalsparende Effekt (Ersparnis nicht nur von Arbeitslohn, sondern auch an Sachkapital) der Mikroelektronik hervorgehoben werden, der mit der Miniaturisierung ihrer Elemente sowie deren rationeller Massenproduktion einhergeht (hohe Leistung mit vergleichsweise wenig Aufwand).

a) *Konstruktion und Fertigung*. Auf diesem Gebiet stellten sich der Automation besondere Schwierigkeiten entgegen, da die Computertechnologie hier nicht nur mit anderen kombiniert werden mußte und muß, sondern auch in der Fertigung selbst äußerst anspruchsvolle Aufgabenstellungen gegeben sind (etwa bei der Erfassung und Bearbeitung von Einzelteilen, deren Zusammensetzen usw.), die bei Hard- und Software und vor allem bei deren Konstrukteuren sehr viel voraussetzen. Trotzdem hat die computergestützte Automation Schritt für Schritt in den meisten Produktionsbetrieben Fuß gefaßt, wenn auch eine vollständige Automation weitgehend Utopie geblieben ist.

Einige Teilgebiete der Automation auf diesem Gebiet wären:

- *Verbesserungen der Organisation*. „Offenbar hängt die Produktivität bei der Fertigung nicht nur von der Konstruktion des jeweiligen Werkstücks ab, sondern ebenso wichtig ist es, wie gut Mensch, Maschine und Material jeweils koordiniert werden. Solange Verbesserungen in der Organisation ausbleiben, läßt sich nicht eindeutig sagen, wie sich eine totale Automatisierung in den Werkshallen auswirken würde ... Nun liegt die Stärke der modernen Technologien zur Datenaufbereitung gerade im organisatorischen Bereich. Sie bieten die Chance, Konstruktion, Verwaltung und Fertigung durch Datenverbundsysteme miteinander zu verknüpfen.“<sup>60</sup> Solche Verbesserungen der Organisation wurden etwa bei der Produktionsplanung<sup>61</sup> (Abstimmung von kontinuierlichen, diskontinuierlichen und auf Montage von Einzelteilen beruhenden Produktionsprozessen; Gestaltung der Arbeitsabläufe und der Verbindung zwischen Verwaltung und Produktion; Rationalisierung der Lagerhaltung) oder bei der Konstruktion (CAD seit etwa Mitte der 60er Jahre in den USA; effizientere Verbindung zur Fertigung und anderen Abteilungen durch Vernetzung und Datentransfer) und auch in anderen Teilbereichen durchgeführt.

- *Fertigungsautomation*. Die Datenverarbeitung erwies sich für drei verschiedene Maschinengruppen als einsetzbar: nämlich für automatische Lager- und Entnahme- sowie für selbstgesteuerte Transportsysteme (Materialtransport in der Fabrik), für numerisch gesteuerte Werkzeugmaschinen (NC-, CNC-, DNC-Maschinen; Entwicklung von Steuerungssystemen, Qualitätsüberwachung usw.) sowie für Industrieroboter, die gegenüber numerisch gesteuerten Maschinen den Vorteil der größeren Flexibilität haben, deren Konstruktion aber die größten Ansprüche stellt (etwa bei den Sensoren zur Feststellung der Lage eines Werkstücks).

b) *Dienstleistungen*. Entgegen der konventionellen Erwartung haben sich sehr

viele Bereiche des Dienstleistungssektors nicht nur als rationalisierbar, sondern auch wenigstens partiell als automatisierbar erwiesen.<sup>62</sup> Dies läßt sich am Beispiel der Büroorganisation gut demonstrieren, deren Technisierung vor allem durch die Mikroelektronik und die vermehrten Kommunikationsmöglichkeiten qualitativ angestiegen ist.<sup>63</sup> Die Aufgabe der Textverarbeitung beispielsweise ist durch den Computer mehrfach rationalisiert worden. War (und ist vielfach noch immer) schon die (mechanische und später die elektrische, mit auswechselbaren Schrifttypen und Korrekturband versehene) Schreibmaschine hier ein fühlbarer Einbruch von Technik, so hat der Computer als Textverarbeitungsmaschine nicht nur die traditionellen Möglichkeiten in verbesserter Form bewahrt, sondern diese wesentlich vermehrt (Korrektur, beliebige Zahl von Kopien, Serienbrieffunktion, Textbausteine, Grafikfähigkeit, Archivierung, Formattierung, Nutzung von Datenaustauschmöglichkeiten etwa bei Artikeln und Büchern usw.). Selbst Standardsoftware<sup>64</sup> für diesen Zweck wird nicht nur allmählich mit anderer Software kompatibel (Übernahme von Daten), sie kommt auch in Verbindung mit entsprechenden Druckern in die Nähe einer Ausgabequalität, die früher dem Druck vorbehalten war. Mit der Schaffung des „Desktop Publishing“ wurden noch bessere Ergebnisse erzielt.<sup>65</sup>

4. *Freizeit und Kultur.* Die Wege, auf denen Mikroelektronik in den Alltag Eingang gefunden hat, sind vielfältig geworden. Die Computertechnologie im engeren Sinn war seit dem Durchbruch des PCs Anfang der 90er Jahre zwar noch nicht Allgemeingut, aber nicht mehr außergewöhnlich.<sup>66</sup> Kulturelle und künstlerische Anwendungen des PCs (Musik, Grafik usw.) sind teilweise geradezu zu einem Standard, mindestens zu einer üblichen Form geworden (wenn auch manchem Konsumenten die Herkunft aus einem Computer nicht bewußt ist).

Insgesamt kann zu Recht gesagt werden, daß die Strukturen der gegenwärtigen entwickelten Gesellschaften (und damit zu einem Gutteil auch die der weniger entwickelten) ohne diese industrielle Informationsverarbeitung nicht entstanden und nicht aufrechtzuerhalten wären. „Von der inländischen und internationalen Finanzwirtschaft über die Produktion bis zum Transport basiert alles auf dem elektronischen Fluß von Informationen.“<sup>67</sup> Die Veränderungen und Modifizierungen der sozialökonomischen Formation sind innerhalb weniger Jahrzehnte vor sich gegangen, und es kann zu Recht von einer technologischen Revolution gesprochen werden

## **Geld, Geldtechnologie und der Weg zum hyperindustriellen Geldwesen**

### **Geld, Geldfunktionen und Rationalisierung**

Das Geld beruht seit seiner Entstehung<sup>68</sup> wesentlich auf zwei Erscheinungen, die allen Wirtschaftsformen gemeinsam sind, die die einfache Naturalwirt-

schaft hinter sich gelassen haben, nämlich auf dem Handel und – möglicherweise noch fundamentaler – auf der Schuldenwirtschaft (Kreditwesen)<sup>69</sup>. Als Vermittler interindividueller Beziehungen stellt es seinem inneren, „ideellen“ Substrat nach bestimmte Typen wirtschaftlicher, für die jeweilige Epoche im einzelnen zu analysierender sozialökonomischer Verhältnisse (Austausch im weitesten Sinne, Interaktion, Kommunikation, Information) dar, während es in seiner konkreten äußeren, physischen, „technischen“ Form nach eine Technologie mit bestimmtem – jeweils nach historischer Epoche verschiedenem – Standard ist. Es tritt als Vermittler zwischen die handelnden Personen und umfaßt soziale Bereiche, die in der Naturalwirtschaft beim unmittelbaren Austausch von Leistungen mehr oder minder direkt wahrgenommen werden.<sup>70</sup> In seinem Kern ist das Geld gleichzusetzen mit jenen Beziehungen, die es vermittelt, oder besser: es ist deren indirekte, mittelbare, objektivierte, abstrakte und zu einem Gutteil wohl auch entfremdete Form.<sup>71</sup> Äußere und innere, materielle wie ideelle Seite des Geldes stehen in einer komplizierten Wechselwirkung zueinander. Das geldvermittelte Verhältnis kann zum einen nur durch Vorhandensein einer Technologie entstehen und sich entwickeln, zum anderen aber ziehen soziale und ökonomische Veränderungen eine Adaptierung der Geldtechnologie, d. h. des gesamten Geldsystems und der damit verbundenen Verhaltensweisen nach sich. Die Geldtechnologie ist das operationalisierte und darum auch rationalisierbare Geldverhältnis, sie umfaßt einerseits die Mittel zur Abwicklung ihrer verschiedenen Aufgabenstellungen (Münzen, Banknoten; Depots, Amts- und Büroräume, Rechengeräte usw.), andererseits bestimmte Verfahren, normierte Abläufe, Regeln und das dazugehörige spezifische Wissen. Die wirtschaftlichen Funktionen des Geldes bestehen in jenen als (1) Zahlungs- und (2) Wertaufbewahrungsmittel<sup>72</sup> sowie (3) als Maßstab von Wert und Preis (Recheneinheit)<sup>73</sup>. Es rationalisiert, vereinfacht, verbilligt und objektiviert einen tendenziell immer größeren Teil der wirtschaftlichen Beziehungen, d. h. wesentlich jener zwischen Käufern und Verkäufern im allgemeinen, zwischen Gläubigern und Schuldnern sowie auch zwischen Steuerzahlern und Staat. Da diese Eigenschaften mit sehr verschiedenen gesellschaftlichen Formationen kompatibel sein können und ein Status etwa als Käufer oder Verkäufer mit sehr unterschiedlichen sozialen Implikationen verknüpft sein kann<sup>74</sup>, ist Geld potentiell eine äußerst universelle, komplexe und mit verschiedensten konkreten Bedingungen verträgliche ökonomische Einrichtung, deren einzelne Momente einer sehr differenzierten Betrachtungsweise bedürfen.

Geld kann auf Grund seiner allgemeinen Tauschbarkeit, seiner Liquidität und seiner wertbewahrenden Funktion von einem Vermittler von Wirtschaftsbeziehungen zum eigentlichen Objekt, d. h. zur Ware werden, vom Mittel zum Zweck, vom Transaktionsmedium zum Gegenstand der Transaktion, indem es sich in Geldvermögen oder Geldkapital verwandelt (*Kapitalfunktion*)<sup>75</sup>. Es kann auch als selbständige Ware gehandelt werden, der Geldhandel (der auch jenen mit Schuldurkunden umfaßt) erscheint als besonderer Teil des

Handels<sup>76</sup> i. w. S. mit Waren und Dienstleistungen und hat historisch eine Reihe von Institutionen hervorgebracht, die sich damit befassen (Banken, Sparkassen). Die bürgerliche Gesellschaft beruht ökonomisch auf der Expansion der Geldverhältnisse, oder anders ausgedrückt: die ihr entsprechenden Typen von Verhältnissen zeigen sich wirtschaftlich vornehmlich als Geldverhältnisse. *Da diese Gesellschaftsform im Gegensatz zu anderen Gesellschaftsformationen eine vornehmlich ökonomisch konstituierte ist, kann in diesem Sinne gesagt werden, daß die industrialisierte bürgerliche Gesellschaft der Moderne nicht nur auf einer Geldwirtschaft beruht, sondern die Geldgesellschaft par excellence ist.* Mit dem Gang ihrer Verallgemeinerung wird das Kapitalverhältnis allmählich zum dominierenden Prinzip jener Verhältnisse, die wesentlich durch das Geld ökonomisch vermittelt und durchgesetzt werden.

Im Hinblick auf die sozialökonomische Struktur der bürgerlichen Gesellschaft sollen an dieser Stelle einige Züge der allgemeinen Eigenschaften des Geldes näher ausgeführt werden:

(a) *Sozialökonomische Universaltechnologie.* Das Geld umfaßt in dieser seiner wichtigsten Eigenschaft einen qualitativen und einen quantitativen Aspekt. Der qualitative bezieht sich auf den spezifischen sozialen Status des betreffenden Marktteilnehmers (z. B. Käufer oder Verkäufer einer Ware, von Arbeitskraft usw.), den er für die betreffende wirtschaftliche Operation auslöscht, indem er eine gleiche Basis (die formale Gleichheit der Marktteilnehmer) schafft, soziale Kompatibilität herstellt; der quantitative bemißt deren Ausmaß, objektiviert sie also. Die Universalität des Geldes resultiert daraus, daß es keinen speziellen Inhalt hat, daß es über Wert und Preis alles miteinander gleichsetzen kann, was kauf- und verkaufbar, monetär bewert- oder ökonomisch transformierbar ist, also der Tendenz nach zum allgemeinen *nexus rerum et hominum* werden kann, und daß es auf dieser Grundlage zudem seinem Besitzer einen mit der Höhe der Geldsumme parallel laufenden gesellschaftlichen Einfluß verleiht. *Es kann damit paradoxerweise Emanzipationsprozesse ebenso ermöglichen wie die Durchsetzung einer durch seinen Einsatz vermittelten Herrschaft besonderen Typs, die sich als Herrschaft von akkumuliertem (und investiertem) Geldvermögen von jener, die auf Gewalt oder anderen Machtvoraussetzungen (etwa bestimmten Arten von Wissen etc.) beruht, klar unterscheidet, mit dieser im übrigen aber durchaus nicht inkompatibel sein muß.*<sup>77</sup>

(b) *Sozialökonomisches marktwirtschaftliches Regulationsmedium.* Wenn nicht staatliche oder andere Einflüsse modifizierend wirken, folgen die Marktbewegungen und mit ihnen auch die sozialen Verhältnisse den Geldströmen, ja fallen beide Größen in eins, da auf dem Markt sich nur durchsetzen kann, was mit ausreichenden Gelderlösen verkauft werden kann. Das Geld ist der Geist der Marktwirtschaft, sie hat keinen anderen. Wo es hinfließt, blüht die Wirtschaft im Normalfall auf. Aufgabe der jeweils konkreten historischen *Geldtechnologie* ist es, gleichsam ein Schleusensystem zu errichten, das diese Form der Bewässerung effizient und mit den zeitgemäßen Mitteln leistet. Auf der

hyperindustriellen Stufe der Industrialisierung sind diese Mittel elektronisch (digital) und (z. T.) telekommunikativ.

(c) *Politische Regulationsfunktion.* Innerhalb des (modernen) Staats und zwischen ihm und Gesellschaft herrscht ein spezifischer, historisch veränderlicher Typus der gesellschaftlichen Verhältnisse vor, den man als bürokratisch bezeichnen kann.<sup>78</sup> Dies hängt damit zusammen, daß der Staat historisch Gewaltmonopol und oberste politisch-soziale Autorität bei sich konzentriert hat, daß seinen Vertretern in je nach Staatsform höchst unterschiedlichen Ausmaßen und Formen die Durchsetzung des quasi offiziellen gesellschaftlichen Willens obliegt. *Der Staat stellt die Einheit der Gesellschaft auf politisch-juristischem Wege her und entspricht diesbezüglich dem Gelde, das dieselbe Funktion wirtschaftlich wahrnimmt. Wie also die reale „Transaktionswirtschaft“ sich in Gelde quasi verdoppelt, so verdoppelt sich die Gesellschaft politisch im Staate. Dieser ist eine abgehobene „Gesellschaft des politischen Willens“, jenes eine in die Zirkulation abgehobene Vermittlungsinstanz ökonomischer Prozesse.* Das Geld ist gleichzeitig auch das wichtigste wirtschaftliche Verbindungsglied zwischen Gesellschaft und Staat, das beide aneinanderkettet und ihre Entwicklung wenigstens der langfristigen Perspektive nach tendenziell synchronisiert, da die Staatsfinanzierung von der Leistungsfähigkeit der Gesellschaft abhängig bleibt (Steuern, Abgaben u. ä.), seinerseits aber auch als starker Hebel zur Beeinflussung der Wirtschaft dienen kann und in jedem Falle die konkreten Währungsverhältnisse regelt und garantiert, sodaß von einer gewissen „Wahlverwandtschaft“ zwischen Staat und Geld gesprochen werden kann. Politische Macht und Geld sind – wie übrigens auch die digitalen Bausteine der computerisierten Informationsverarbeitung – Universalien, und von daher nimmt es nicht wunder, daß zwischen beiden Größen sowohl historisch wie auch logisch die erwähnte enge Affinität besteht. Dabei lassen sich die mit dem Staat verbundenen Funktionskategorien (Steuern, Abgaben aller Art) nicht im Rahmen einer rein marktwirtschaftlichen Logik verstehen, sie markieren eine *Funktion sui generis*.

(d) *Soziale Sicherung.* Durch Geld im modernen Sinn ist zwar die Wertaufbewahrung<sup>79</sup> nicht vollständig neu erfunden, aber wesentlich erleichtert worden. An diese Geldfunktion knüpft sich eine Vielzahl von wirtschaftlichen Erscheinungen, die für die konkrete Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft fundamentale Beiträge leisten. Dazu gehört etwa die Geldvermögensbildung (die zu einem wesentlichen Teil Absicherung durch Sparen ist), die rein ökonomisch nichts anderes bedeutet als den Aufschub des Konsums erwirtschafteter Mittel; davon abgeleitet die Möglichkeit der zeitweisen Übertragung der brachliegenden Mittel an andere usw.

(e) *Rationalisierbarkeit.* Ist das Geld selbst schon Ausdruck einer Rationalisierung im oben bereits ausgeführten Sinn (Verkürzung der Transaktionszeiten, Erleichterung des Austausches und der Überwindung des Raumes<sup>80</sup>, Senkung der Transaktionskosten etc.), so ist es selbst wie jede konkrete Technologie verbesserbar. Die wesentlichsten Ansatzpunkte dabei sind:<sup>81</sup>

- *Mobilisierungsfunktion (Kredit, Beteiligung).* Nur ein Teil der zu einem gegebenen Zeitpunkt vorhandenen Gelder wird tatsächlich angewandt, ein Teil des gesamten Geldvermögens liegt stets brach. Daraus ergeben sich im Ansatz die Möglichkeiten des Kreditwesens auf Geldbasis (Geldkredit)<sup>82</sup>, das funktionell aus der Wertaufbewahrungsfunktion des Geldes hervorwächst und das durch Verminderung der Transaktionskosten die Ökonomie des Geldes sehr weitgehend verbessern kann. Es besteht im Kern darin, daß brachliegende Gelder einer aktiven Verwendung zugeführt werden, daß also ein punktuell bestehender Geldüberschuß dorthin geleitet wird, wo gerade Geldmangel besteht (Ausgleich zwischen Überschuß- und Defiziteinheiten). Dies bedeutet gleichsam eine Mehrfachverwendung der betreffenden Finanzmittel. Die Beteiligung ist nur eine andere Form der Mobilisierung von Kapital. Universalität, Mobilisierungs- und Kapitalfunktion des Geldes sind eng verbunden mit der *Funktion der sozialen Transformierung* des Geldes (beispielsweise durch Anlage gesparter Gelder), durch die Einkommen verschiedenster Art, also auch Nichtkapitaleinkommen, sich in Kapital verwandeln kann. Auf diese Weise durchdringt das Kapitalprinzip die Gesellschaft auch dort, wo es von der Einkommensform her nicht verwurzelt ist. Das Geld ist ein universaler Kapitalbildner.
- *Zeichengeld und Geldzeichen.* Mit der Masse der Zahlungen, wie sie die bürgerliche Gesellschaft mit sich bringt, wächst das Bedürfnis nach Vereinfachung der Geldtransaktionen, in deren überwiegender Zahl ein „Warengeld“<sup>83</sup> nicht nur unnötig, sondern auch hinderlich wird, besonders bei hohen oder massenhaften Zahlungen. Edelmetalle können durch billige unedle Metalle und Metalle generell etwa durch Papiergeld ersetzt werden (Zeichengeld, das zunächst noch in Edelmetall konvertibel ist, dann aber auch ohne Konvertibilität).<sup>84</sup> Dies setzt voraus, daß die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse stabil genug und entsprechend dichte staatlich-rechtliche Garantien der Währungsverhältnisse vorhanden sind, daß also die beim Warengeld durch den Eigenwert der Geldware vorhandene Sicherheit durch die gesellschaftliche Konvention ersetzt ist. Der „Wert“ des Geldes wird ab diesem Entwicklungsstand nicht mehr durch die Geldware, sondern durch die Stabilität und Produktivität der Gesellschaft, die seine eigentliche „Substanz“ ausmachen, sichergestellt. Es verschwindet nicht der Wert des Geldes, es wechselt nur die Form seiner Deckung, nämlich hin zu den gesellschaftlichen Verhältnissen und ihren Produkten im allgemeinen, die sich weitgehend von einer Repräsentanz durch besondere Geldwaren (etwa Gold) ablösen und nach und nach partiell sogar auf Geldzeichen reduziert werden.
- *Reduzierung auf Rechengeld und Buchgeld.* Geld wird nicht immer in allen, sondern überwiegend in einzelnen Funktionen, die unter gewissen Umständen zudem durch den Charakter des Geldes als Recheneinheit substituierbar sind, benötigt. Wenn vorausgesetzt werden kann, daß für den Fall,

daß das Geld benötigt wird, es tatsächlich und mit ausreichender Sicherheit verfügbar gemacht werden kann (gemäß den vorher abgesprochenen Bedingungen), genügt etwa für die Feststellung der Summe der bei einer Bank portionierten Gelder (Wertaufbewahrung und Übersicht über diese durch Fixierung des Kontostandes) und für Zinsberechnungen ausschließlich das Geld als Rechengeld, es muß daher – ein entsprechend entwickeltes Rechenwesen und dazugehörige Hilfsmittel vorausgesetzt – auch nicht physisch vorhanden sein. Selbst dort, wo es um die bloße Saldierung von Zahlungen auf Konten geht, wo also die Funktion des Geldes als eines Zahlungsmittels im Vordergrund steht, kann diese Reduktion des Geldes auf seine Eigenschaft als Maßstab der Preise und Recheneinheit, worin andere Funktionen mit inkludiert sind, stattfinden. Dies bildet die Grundlage für den bargeldlosen Zahlungsverkehr, der rein ideell in quantitativen Größen abgewickelt wird. Was an physischen Formen übrigbleibt, sind Datenträger. In allen genannten Fällen handelt es sich um Geld im vollen Wortsinn, bloß in verschiedenen Aggregatzuständen (in verschiedenen Liquiditätsgraden) und auf unterschiedliche Weise „technisch“ präsent.

(f) *Förderung quantifizierender Denkweisen und der „Informationsgesellschaft“.* Ohne Bemessung und Quantifizierung sowie mehr oder weniger entfaltetes Rechnungswesen ist Geld, das ja konkret portioniert sein muß, unmöglich, es setzt diese Denk- und Verhaltensweisen in einem gewissen Umfang voraus und trägt auch zu ihrer Verfeinerung bei. Dies hat auch historisch dazu geführt, daß quantitatives Denken und Schaffung von Möglichkeiten der Datenaufzeichnung und -speicherung in der Geldwirtschaft eine sehr wesentliche Stütze gefunden haben. Jedenfalls kann ein entfaltetes Geldsystem auch ohne Datenträger<sup>85</sup>, in denen die vielfältigen Verflechtungen aufgezeichnet werden, nicht existieren, da Handel generell „von seinem Wesen her ... einen regen Austausch von Informationen erfordert“<sup>86</sup>. Es ermöglicht mittels Anwendung eines immer entwickelteren mathematischen Instrumentariums durch die Aufzeichnung der Kontostände die Beobachtung der Geldströme (Entwicklung von *stocks* und *flows*) sowie die Ableitung von Schlußfolgerungen über die Verhaltensweisen verschiedener sozialer Schichten und über Entwicklungstendenzen der Gesellschaft. Eng mit der quantifizierenden Eigenschaft des Geldes hängt das Problem des „Wertes“ (Be'wert'ung) zusammen, in das „objektive“ (etwa Kosten für die Produktion einer Leistung, einer Ware etc.) und „subjektive“ (persönliche Bewertung, Gerechtigkeit usw.) Momente eingehen und das bei wirtschaftlichen Konflikten oft im Vordergrund steht. Die Geldtechnologie ist gewissermaßen eine Objektivierung sozialer Relationen durch nüchternes Kalkül, ein wichtiger Aspekt der mit dem Zivilisationsprozeß verbundenen Rationalisierung der gesellschaftlichen Beziehungen. Das Geld hat damit in einem kaum zu überschätzenden Ausmaß auch *kulturprägende Eigenschaften*.

(g) *Entstehung von auf Geldgeschäfte spezialisierten Einrichtungen und sozialen Schichten.* Innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft begannen mit der



Expansion des geldvermittelten Austauschs Schichten von Personen zu entstehen, die mit der Verwaltung des Geldes befaßt sind. Dazu zählen etwa eine besondere Fraktion des Wirtschaftsbürgertums (Unternehmer) und eine Schicht von Angestellten bei Banken, Sparkassen und ähnlichen Einrichtungen ebenso wie die staatliche Finanzverwaltung als Unterabteilung der Staatsbürokratie.

(h) *Ermöglichung vermehrter Individualität.* Da das Geld es erlaubt, wirtschaftliche Beziehungen rein punktuell zu knüpfen und Herstellung dieser Beziehungen die rechtliche Gleichheit zwischen den Teilnehmern an der Transaktion notwendig ist, kann das Geld auch als äußerst flexibles Medium der Individualisierung und der Gleichstellung der einzelnen Marktteilnehmer dienen, was historisch auch tatsächlich der Fall war.<sup>87</sup> Monetär vermittelte wirtschaftliche Kontakte haben sich nicht nur als rationeller, sondern sozial auch als mit individueller Freiheit wesentlich verträglicher gezeigt als beispielsweise feudale Herrschaftsverhältnisse und die Ablösung von Abhängigkeiten vielfach erst ermöglicht. Diese Ablösung hatte freilich auch darin ihre Schattenseiten, daß die mit den Abhängigkeiten verbundenen Sicherheiten ebenfalls wegfielen und auf andere Weise substituiert werden mußten. Zudem ist das typische bürgerliche Individuum im Normalfall kein Ausbund an Spontaneität, sondern im Gegenteil hochorganisiert (Verinnerlichungszwang bezüglich spezieller Normen, Sicherheitsdenken usw.). Sozial betrachtet besteht überdies die Gefahr, daß dieses Individuum zum Treibgut von Kapital- und Geldströmen verkommt.

## **Industrialisierung des Geldwesens und Informationstechnologie nach 1945**

Die wirtschaftliche Expansion der entwickelten Industriegesellschaften, v. a. in den Jahren nach 1945, ging mit einer Steigerung der durchschnittlichen Masseneinkommen und des Lebensstandards einher. „In einer sich fortgesetzt verfeinernden Verkehrswirtschaft sind damit zwangsläufig auch in der Anzahl und im realen Wert wachsende Geldumsätze verbunden, die sich, wie immer im einzelnen die Finanzierung erfolgen mag, letzten Endes in einer Fülle von Zahlungsakten ausdrücken.“<sup>88</sup> Die steil anwachsende schiere Masse der Zahlungsvorgänge, der Inanspruchnahme von Bankdienstleistungen usw. erforderte parallel starke Anstrengungen zur Rationalisierung des Geldwesens. Die *bloße Geldverrechnung (Giroverkehr)* expandierte gewaltig, und dies war ein Rationalisierungsschub, der mit Berechtigung als eine *Umwälzung des Zahlungsverkehrs* bezeichnet werden kann.<sup>89</sup>

Technisch riefen die wachsenden Umsätze des Geldverkehrs erhebliche Probleme in internationalem Maßstab hervor, die sich im Kern auf einen wesentlichen wirtschaftlichen Ausgangspunkt reduzieren lassen: Die gesamte wirtschaftliche Entwicklung war von großen Fortschritten der Produktivität begleitet, während sich die Rationalisierungsmöglichkeiten des Geldver-

kehr auf Basis der traditionellen Techniken in engen Grenzen hielten. Mit der Erhöhung der Masseneinkommen nahm auch die Zahl der Konten zu, und in verschiedenen Ländern wurde – zur Wahrung der mit den expansiven Entwicklungen einhergehenden Geschäftschancen – dies (etwa durch Förderung der bargeldlosen Abwicklung der Lohn- und Gehaltszahlungen) stark forciert. Dies erforderte stark personal- und arbeitsintensive Bearbeitung großer gleichartiger Datenmengen in weitgehend gleichartigen und auch standardisierten Arbeitsoperationen, was zum einen sehr hohe Personalkosten bei den Banken sowie einen unverhältnismäßig hohen volkswirtschaftlichen Aufwand für die Abwicklung des Geldverkehrs zur Folge hatte.<sup>90</sup>

Dies führte zur Suche nach Formen der Rationalisierung, die den Betriebsaufwand verminderten und die wirksame Eingriffe in die Kostenstruktur v. a. bezüglich der Personalkosten ermöglichten, die also v. a. arbeitsintensive „routinemäßige Verwaltungsarbeiten, speziell die Buchhaltung“<sup>91</sup> erfaßten. Da die Effektivierung mittels Organisation der Arbeitsabwicklung<sup>92</sup> (*Arbeitsteilung nach Art eines Fließbandes*)<sup>93</sup> und *Technisierung* (schreibende Addier- und Buchungsmaschinen usw.)<sup>94</sup> sowie deren Kombination nach herkömmlicher Art keine adäquaten Verbesserungen mehr bringen konnten, wurden zunehmend die Möglichkeiten ins Auge gefaßt, die mit der *Automatisierung* auf Basis neuer Technologien verbunden waren und die auch mit weitgehender Neuorganisation des Bankbetriebes einhergingen. Die elektronische Automatisierung hatte ihren unmittelbaren Vorläufer im Einsatz von Lochkartenmaschinen: „Wie das Fließband in der Industrie, so kann auch die Lochkartenanlage in der Bank als Vorläufer der Vollautomation betrachtet werden. Während aber das Fließband die Werkstücke transportiert und der Mensch die Arbeitsfunktion ausübt, führen die Lochkartenmaschinen die eigentliche Arbeit aus und der *Mensch transportiert* die Datenträger.“<sup>95</sup> Damit war ein qualitativer Einbruch des industriellen Prinzips auch in das Bankgewerbe eingeleitet: „Die elektronische Automation ist gerade für Banken etwas ganz Neuartiges. Sie bringt dem reinen Dienstleistungsbetrieb erstmals die Chance zu einer weitgehenden Umstellung von arbeitsintensiver zu kapitalintensiver ‚Produktion‘.“<sup>96</sup> Die Einführung der EDV stellte sich dabei primär als ein organisatorisches Problem dar, das einer sorgfältigen und längeren Planung bedurfte. Dazu waren hochqualifizierte Fachkräfte mit weitem Überblick über die gesamte betreffende Bank und ihre Verflechtungen notwendig.

Entscheidende technische Entwicklungen in diese Richtung fanden in den USA statt. Es zeigt sich jedoch, daß die Computerisierung des Bankwesens (als des wesentlichsten Rahmens, innerhalb dessen der Geldverkehr stattfindet) zunächst nur zögernd voranschritt und bis zum Wechsel von den 50er- zu den 60er-Jahren vergleichsweise gering blieb. Neben einer konservativen Grundhaltung bei den Banken waren dafür auch einige andere, z. T. technische Gründe maßgebend. Der praktische Einsatz von elektronischen Maschinen zur Rationalisierung von Verwaltungs- und Buchhaltungsarbeiten

datiert überhaupt erst aus der 1. Hälfte der 50er-Jahre. Ihre Verwendung für spezifische Bankzwecke war mit weiteren technischen Hindernissen versehen, sodaß es noch jahrelanger Entwicklungsarbeit bedurfte, um einsatzfähige Geräte zu erstellen. Die amerikanischen Banken legten so beispielsweise in erster Linie Wert auf die Rationalisierung der Scheckkontenbuchhaltung, und zu diesem Zweck mußten erst Wege gefunden werden, die Informationen auf den Schecks für die maschinelle Verarbeitung verfügbar zu machen (Schrifterkennung mittels magnetisierbarer Ziffern, Vereinheitlichung des Scheckwesens, Codierung; also vielfach Probleme der Standardisierung). Zunächst war auch noch unklar, welche Art von Maschinen – Einzweck- oder programmierbare Mehrzweckmaschinen<sup>97</sup> – am besten geeignet waren. Es dauerte bis zum Ende der 50er-Jahre, bis die technischen und organisatorischen Weichen für einen breiteren Computereinsatz im Bankbereich in einem ausreichenden Ausmaß gestellt waren.<sup>98</sup>

In Europa begann die Automation im Bankwesen etwas später, sie mußte auch der komplizierteren Struktur der europäischen Banken entsprechend erfolgen. Dieser Übergang setzte in den 60er-Jahren ein, insbesondere als EDV-Anlagen der dritten Generation eine praktisch unbegrenzte Verarbeitungskapazität ökonomisch verfügbar machten.<sup>99</sup> Auch hier wurde eine rasche und tiefgreifende organisatorische und technische Entwicklung eingeleitet.

An Hand des österreichischen Beispiels können einige wichtige Züge dieser Entwicklung skizziert werden.<sup>100</sup>

1. Ab dem Jahre 1960 wurde in Österreich mit einer intensiven Werbung für *Privatgirokonten* (Lohn-, Gehalts- und Pensionskonten) begonnen, später als etwa in der BRD. Ein steiles Wachstum der Zahl dieser Kontenart setzte ein, bis Ende der 60er-Jahre war der Markt aber erst etwa zu einem Drittel ausgeschöpft. Damit war ein erheblicher Zuwachs nicht nur des Arbeitsaufwandes, sondern auch des Belegvolumens verbunden, die Rationalisierung eine dringliche Notwendigkeit. Die Rationalisierung aber „wächst mit der Anzahl der Teilnehmer“<sup>101</sup>. So zeigte sich, daß der Zwang zu Rationalisierung und Automation aus dem Massengeschäft erwächst, daß aber auch umgekehrt die rationelle Anwendung teurer Anlagen (die ja auch eine erhebliche Infrastruktur personeller, organisatorischer und sachlicher Art voraussetzt) das Massengeschäft fördert und seine Ausdehnung verlangt, zumal auch die Konkurrenz im Kampf um Marktanteile zu einer Verallgemeinerung der Rationalisierung führt.
2. Ebenfalls mit Beginn der 60er-Jahre erfolgte der *Einsatz erster EDV-Anlagen*, mittels derer zunächst in erster Linie die Sach- und Personenkonten automatisiert wurden. Als nächstes folgte die Automatisierung des Giroverkehrs, der – etwa bei den Sparkassen – in das gesamte EDV-Buchungssystem integriert wurde (weitgehend automatischer Ablauf aller Rechen- und Buchungsvorgänge). Die Systeme verschiedener Bankensektoren wurden vernetzt. Bereits Mitte der 70er Jahre war (gemessen an Bilanzsumme und

Buchungsvolumen) der österreichische Kreditapparat zum Großteil automatisiert. Die Zunahme der Leistungsfähigkeit von Hard- und Software sowie die Verbesserung der Einsatzmöglichkeiten durch die Miniaturisierung der Geräte trug zu einer weiteren Beschleunigung der Automatisierung bei. Es ist sehr wesentlich, daß die EDV nicht nur im unmittelbar geschäftlichen Bereich, sondern auch für andere Zwecke wie etwa statistische Auswertungen praktisch beliebiger Art (wodurch das Management über wesentlich detailliertere, verlässlichere und schnellere Informationen über den Geschäftsgang und die Lage der Bank gewinnen kann) verwendbar ist, daß also ihr Nutzen ganz allgemein über konventionelle geschäftliche Zwecke hinausgehen und neuartige Gewinnungs- und Auswertungsmöglichkeiten von Daten ermöglichen kann.<sup>102</sup>

3. Die Hauptansatzgebiete der Rationalisierung waren und sind die *Reduzierung der händischen Bearbeitung und der Sortierung* sowie die *Reduktion der Belege*, also Ersparung von Arbeit und Zeit sowie von Papier- und Druckaufwand, wodurch auch insgesamt Kapazitäten für eine Vergrößerung des Geschäftsvolumens frei und bargeldsparende und bargeldlose Verfahren immer dominanter werden. Dies führte für die Banken auch zu einer Verminderung der teuren Kassenhaltung und zur Abwicklung im rationalen *Stapelverfahren*.<sup>103</sup> Die unmittelbar technische Seite war durch folgende Lösungen gekennzeichnet:

- *Belegautomation*. Das mit der Zahl der über die Banken geleiteten Geldtransaktionen wachsende Belegvolumen mußte nach Möglichkeit in beleglose Verrechnung<sup>104</sup> überführt sowie in allen anderen Fällen soweit machbar in maschinell lesbarer Form oder auf Datenträgern vorliegen. Durch möglichst frühzeitige Codierung, Einführung der Bankleitzahl, entsprechende Normierungen usw. wurden die Belege (z. B. Schecks) z. T. selbst zu Datenträgern, die durch optische Belegleser<sup>105</sup> (Einführung der OCR-A und später der OCR-B-Schrift) und Sortiereinrichtungen weiterverarbeitet werden konnten. Das Grundproblem der Rationalisierung im Bankgewerbe besteht ja in der möglichst frühen und möglichst nur einmaligen Datenerfassung, sodaß alle weiteren Abläufe mehr oder weniger weitgehend automatisch erfolgen können. Durch Belegeinsparung und durch den Datenträgeraustausch (sowie andere Formen der Vernetzung) konnte ein belegloses Verfahren über mehrere Stationen hinweg etabliert werden.

- *Datenträgeraustausch*. Eine zentrale Rolle beim Vorantreiben der Automatisierung spielte der Datenaustausch (zunächst als Austausch von Magnetbändern, also Datenträgern), der es erlaubte, bereits erfaßte Daten über mehrere Stationen hinweg ohne Mehrfacherfassung zu übermitteln und diesen Prozeß erheblich zu rationalisieren. Diese Übermittlung setzte wiederum technische Kompatibilität und Normierung der damit verbundenen Verfahren voraus, eine entsprechende Vereinbarung wurde 1973 geschlossen: Vereinheitlichung und Standardisierung erweisen sich also

auch im Fall der Technisierung des Bankgeschäftes als entscheidende Vorgänge, sie ermöglichen erst automatisierte Zahlungsverkehrsketten (wie etwa zwischen dem Sparkassensektor und den Pensionsversicherungsanstalten der Arbeiter und der Angestellten seit 1975).

- *Einführung neuer, automationsgerechter Zahlungsverkehrseinrichtungen* (bzw. Adaptierung bereits vorhandener). Dazu zählen der Überweisungverkehr (Überweisungsauftrag), der Scheckeinzugsverkehr, der Lastschrifteneinzugsverkehr und der Zahlscheinverkehr (Zahl- und Posterlagscheine). Damit verbunden waren Instrumente wie etwa der Dauer- oder der Abschöpfungsauftrag, die besonders günstige Voraussetzungen für eine Automatisierung mit sich brachten. Zur inner- und intersektoralen Abwicklung des Zahlungsverkehrs wurden Rechenzentren und untereinander kompatible Zahlungsverkehrsnetze (Clearingsysteme) geschaffen (und zwar bei der Nationalbank, den Sparkassen, den Banken, den Raiffeisenkassen, den Volksbanken, den Landes-Hypothekenbanken und der Postsparkasse).

4. *Technisierung des Schalterdienstes*. Mit der Rationalisierung der Verrechnungsvorgänge und dem Wegfall repetitiver, inhaltsleerer manueller Arbeiten konnte eine größere Kapazität für die unmittelbare Kundenbetreuung und die Bewältigung des zunehmenden Geschäftsvolumens freigelegt werden. Auch zu diesem Zweck wurden neue technische Geräte eingesetzt (etwa Terminals).

5. *Neue Formen des Geldes: Scheck- und Kreditkarten*. Diesen Formen des „Plastikgeldes“ ist gemeinsam, daß sie die Möglichkeiten des bargeldlosen Zahlungsverkehrs, aber auch der Bargeldbeschaffung stark erweitern. Scheckkarten stellen die Grundlage des kartengarantierten Schecks dar. Sie existierten zunächst getrennt als Inlands- und Auslandsscheckkarten (z. B. Eurocheque), wurden dann aber zu einer einzigen Karte vereinigt. Kreditkarten dienen dem schecklosen Geldverkehr und sind mit einer faktischen Kreditfunktion verbunden. Sie waren zunächst v. a. in den USA populär, fanden aber in den späten 70er und v. a. in den 80er Jahren auch vermehrt in Europa Eingang. Sowohl Scheck- als auch Kreditkarten rationalisieren praktisch bereits rationalisierte Formen des Geldes (das ja selbst die rationalisierte Form sozialökonomischer Beziehungen darstellt) und des Geldverkehrs, sie sind also quasi eine Rationalisierung der Rationalisierung und eng mit der Automation durch EDV verbunden. Dies kommt gut durch ihre (reale, z. T. vielleicht aber auch noch potentielle) mit Geldautomaten<sup>106</sup> und „kundenbedienten Datenstationen“ verbundenen Anwendungen zum Ausdruck. Zum Zwecke der Rationalisierung der Bargeldbeschaffung, der rationellen Erstellung von Kontoauszügen usw. wurden Automaten konstruiert, die ihre Zwecke in Verbindung mit multifunktionellen Plastikkarten mit technischen Sonderausstattungen (etwa Magnetlesestreifen), die auch oben genannte Funktionen einschließen, erfüllen.

6. *Telefon- und Online-Banking*. Mit diesen Formen der Nutzung von Bankdienstleistungen über Computer- und Telekommunikationseinrichtungen ist ein weiterer erheblicher Rationalisierungsschritt verbunden, der sowohl Kunden als auch Banken große Teile des Aufwands für den Geldverkehr ersparen kann.
7. *Digitales Geld* (z. B. *DigiCash*). Mit dieser auf ein symbolisches Minimum – nämlich Daten auf einem Speichermedium – reduzierten, in Erprobung stehenden Geldform verschwindet das Geld geradezu symbiotisch in der Technik, in der vernetzten Technostruktur, wird eins mit EDV und Telekommunikation. Es ist physisch endgültig auf körperlose digitale Symbole herabgesetzt, auf Recheneinheiten, ohne aber irgendeine seiner anderen Funktionen zu verlieren. Im Gegenteil, durch diese Immaterialität gewinnt es wenigstens theoretisch eine noch universellere Handhabbarkeit für eine nomadisierende Existenz in großen Computernetzen. Das digitale Geld wäre demnach eine vollendete Form der Verschmelzung von Geld und Technik zu einer monetär-technologischen Hyperstruktur.
- Computer können also auf Grund ihres theoretisch praktisch unbegrenzten Einsatzfeldes auch als Zahlungsverkehrs- oder Geldtransaktionsmaschinen dienen, wenn sie entsprechend programmiert werden. Sie sind damit auch zur Grundlage neuer Formen des Geldes geworden. Ihre Programme als eigentliche Geldverkehrsautomaten übernehmen – zu einem erheblichen Teil ohne menschliches Zutun – die Ausführung großer Teile der mit den Transaktionen verbundenen Tätigkeiten, etwa die konkrete Zahlungsabwicklung, die Führung der Konten, die Berechnung der Zinsen usw. Computerhard- und -software sind also Teile des Geldsystems geworden, indem und soweit sie die mit diesem notwendigerweise organisch verbundene Tätigkeiten wie Informationsverarbeitung (Rechnungsführung) und Speicherung der Ergebnisse in Datenbanken ausführen. Da die Hardware nur noch die Informationen über das Geld und seine Bewegungen speichert und softwaremäßig verwaltet und bearbeitet, stellen die Programme eine Hilfs-, besser noch eine Teiltechnologie der Geldtechnologie dar, in der das Geldsystem selbst eine partielle symbolische und abstrakte „Verkörperung ohne eigentlichen Körper“ gefunden hat, sozusagen eine Materialisierung immaterieller Rechengrößen und Verfahrensregeln, die ihrerseits Informationseinheiten über den Fluß wechselseitiger wirtschaftlicher und sozialer Leistungen zwischen den beteiligten „Wirtschaftssubjekten“ darstellen. Der Leistungsfluß ist natürlich real, aber auf der Geldebene als solcher weitgehend unsichtbar und konkret als ganzer kaum noch rekonstruierbar, wohl aber im Resultat der Bewegung von Rechengrößen. Die in Datenbanken gespeicherten Informationen über den konkreten Stand der Geldverhältnisse sind ebensowenig vom Datenträger ablösbar wie das Geldverhältnis im allgemeinen von seinen konkreten Verkörperungen (Münzen, Banknoten, Datenaufzeichnungen), sodaß eine scharfe Trennung zwischen den einzelnen Teilsystemen des Geldsystems<sup>107</sup> schwer möglich ist. Mit dem Geld, der Computertechnologie und der Telekommunikation

verschmelzen mehrere Universaltechnologien zu einer neuen „intelligenten“ Hypertechnologie, die universelle Transaktion, Kommunikation und Information, aber auch einerseits Regelung, Steuerung und Kontrolle, andererseits mehr oder minder große individuelle Freiräume ermöglichen kann. Die gesamte Gesellschaft erscheint in ihr mit hyperindustriellen Mitteln, d. h. vor allem mittels Maschinen auf Basis der Elektronik, vernetzt und mehr und mehr zu einem tatsächlich einheitlichen Körper potentiell im Weltmaßstab zusammengeschmolzen.

## ANMERKUNGEN

- 1 Dies gilt nicht notwendigerweise in einem kommerziellen Sinn, da eine Nutzung von industrieller Technologie auch in Bereichen stattfindet, die nicht oder nicht unmittelbar der Kapitalverwertung unterworfen sind. Herausragendstes Beispiel hierfür dürfte die Militärtechnologie sein. Eine Panzereinheit etwa ist eine Vernichtungsmaschinerie auf industriell-technologischer Basis, ohne daß sie direkt mit einem ökonomischen Gewinnkalkül verknüpft ist. Im Gegenteil: Sie muß aus Steuermitteln alimentiert werden.
- 2 Damit, und dies sei hier nur angedeutet, sind auch spezifische ökonomische Notwendigkeiten (Finanzierung, Abschreibung etc.) und soziale Verhältnisse gesetzt.
- 3 Technisch gesehen werden Maschinen zum Hauptelement der Produktion, was deren gesamte Organisation entsprechend beeinflußt.
- 4 Zur Entwicklung der Computertechnologie vgl. das nächste Kapitel, wo auf ihre Eigenart im Detail eingegangen wird. An dieser Stelle ist nur zu betonen, daß gerade diese Technologie für die Entwicklung eines erweiterten Begriffs von *Industrie* von elementarer Bedeutung ist.
- 5 Dabei werden die Möglichkeiten der Software von jenen der Hardware determiniert wie umgekehrt der Nutzungsgrad der Hardware von der Leistungsfähigkeit der Software. Je leistungsfähiger die Hardware, desto komplexere Programme sind möglich. Je leistungsfähiger die Software, desto besser die Nutzung der zunächst ja nur „an sich“ bestehenden „Fähigkeiten“ der Hardware.
- 6 Ein Algorithmus ist das detaillierte Regelwerk (Verfahren, Verhaltensmuster, Programm) zur automatischen Lösung von Problemstellungen.
- 7 Eine gewisse Erweiterung ist mit der Entwicklung der „Künstlichen Intelligenz“ gegeben, die über vergleichsweise starre Algorithmen hinausgeht. Vgl. dazu im nächsten Kapitel.
- 8 Ein Computer wäre nach diesem Konzept also so etwas wie eine miniaturisierte, vollautomatische Datenverarbeitungsfabrik, deren Maschinenpark nicht nur aus bestimmten Hardwarekomponenten (Chips etc.), sondern v. a. aus diversen Programmen besteht und die von ihren Benutzern mit Aufträgen versehen, kontrolliert etc. wird. Diese Fabrik schließt Aspekte von Transport und Lagerung (= Speicherung) der Daten mit ein.
- 9 Die Expansion des Industrialismus kann nur historisch, d. h. im Grad seiner Durchsetzung empirisch-konkret gefaßt werden.

- 10 Die Einflußlinien zwischen Industrie- und Handwerksprinzip sind wechselseitig. Auch Handwerk und Gewerbe werden vom Industrialismus affiziert und z. T. von ihm dominiert. Dies bedeutet auch hier gerade nicht, daß jeder dieser Betriebe zu einem Industriebetrieb im klassischen Sinn wird, sondern bezieht sich lediglich auf die Übernahme einer bestimmten „Logik“. Hierbei werden herkömmliche Definitionsmerkmale wie Betriebsgröße o. ä. mehr oder minder zweitrangig. Dies wird gerade beim oben erwähnten Beispiel Computer besonders deutlich. Durch die Miniaturisierung und Schnelligkeit werden Datenmassen auf engstem Raum in einem Zeitrhythmus verarbeitet, die früher auch von größeren Büros, Ämtern etc. nicht einmal annähernd erreicht werden konnten. *Hier tritt sehr deutlich der Kern jeder Rationalisierung an den Tag, nämlich die Ökonomisierung von Zeit und Raum und damit des Arbeitskräfteeinsatzes.*
- 11 Der Taylorismus kann ohne weiteres als eine Vorbereitung (oder Vertiefung der Voraussetzungen) der Automatisierung verstanden werden. Die Zerlegung der Arbeit in logische und rationelle einfache Schritte reduziert den Menschen im Produktionsprozeß auf den Status einer biologischen Maschine, die dann vielfach durch „nichtbiologische“ Maschinen, Automaten und Roboter ersetzt werden kann. Der taylorisierte Arbeiter muß also den Algorithmus des betreffenden Arbeitsganges verinnerlichen, störende Impulse müssen so weit wie nur irgend möglich durch Disziplin und Selbstdisziplin ausgeschaltet werden. Gefördert wird dies durch spezielle Anreizsysteme (spezielle Lohnformen etc.).
- 12 Im übrigen ist gelegentlich auch die gegenteilige Auffassung zu finden: Alle Wirtschaftsbereiche werden unterschiedslos als „Industrien“ angesprochen, und zwar unabhängig davon, ob sie tatsächlich *industrialisiert* sind oder nicht. In diesem Zusammenhang verliert der Begriff jegliche Unterscheidungspotenz und fällt zusammen mit jenem der Produktion (des Produktionsbereichs), sodaß mit ihm im Grunde kein spezielles wissenschaftliches Interesse mehr verknüpft werden kann.
- 13 Die wirklich verwertbaren Erkenntnisse, die mittels des Drei-Sektoren-Modells gewonnen werden können, lassen sich mit dem Konzept des Industrialismus durchaus vereinbaren. Es könnte vielleicht durchaus sinnvoll sein, von industrialisierter Landwirtschaft oder industrialisierten Dienstleistungen o. ä. zu sprechen, sofern klar bleibt, daß die Industrialität den Kern der Angelegenheit ausmacht.
- 14 Ein sehr großer Teil der Dienstleistungen ist im übrigen „produktionsbezogen“, d. h. direkt auf den Sachgüterbereich ausgerichtet. Ihre Kosten beeinflussen die Wettbewerbsfähigkeit der auf sie angewiesenen Betriebe unmittelbar.
- 15 Diese Ära unterscheidet sich von der Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts etwa so wie das Internet von einem Stahlwerk.
- 16 So, wenn etwa ein Horoskop mit modernsten technischen Mitteln vollautomatisch erstellt wird.
- 17 Ein Stahlwerk muß Stahl produzieren, es ist sonst wertlos. Aber schon der Stahl kann zu Kanonen, Pkws oder anderen Stahlwaren verarbeitet werden. Für Bytes und Bits aber gilt überhaupt keine inhaltliche Begrenzung mehr, die maschinisierte Informationsverarbeitung ist inhaltlich völlig offen.
- 18 Der Begriff der Schneekanone enthält zwei Assoziationslinien, die äußerst vielsagend sind, nämlich die der Produktivität und die der manipulativen Gewalt (hier gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft von Anfang an, aber selten einmal ist er so deutlich sprachlich gefaßt. Er ist geradezu eine Konkretisierung des zwanghaften Nützlichkeitskalküls der europäischen Neuzeit in modern-industrieller Zuspitzung.



- 19 Wie in anderen Bereichen (etwa der Landwirtschaft) werden hier Grund und Boden damit kapitalisiert, d. h. von Natur, die keinem menschlichen Nützlichkeitskalkül unterworfen ist, oder von land- und forstwirtschaftlich genutztem Gebiet auf eine Sache reduziert, die z. T. gravierenden technischen Veränderungen unterworfen und baulich verändert wird und damit in jedenfalls größerem Ausmaß als zuvor als zu verwertendes Investivkapital fungiert.
- 20 Ein mediale Struktur aus (selten) Kino, Rundfunk, TV und Video, die den Gast an die internationale Informations- und Unterhaltungsmaschinerie (Kabel, Satelliten) anschließt. Sieht sich der Konsument da beispielsweise Filme an wie „Terminator 2“ oder „Jurassic Park“, in denen die Technisierung der Filmproduktion (Computeranimation) erheblich ausgedehnt ist, dann ergibt sich durch diese Vernetzung eine gewaltige Tiefe miteinander verknüpfter Maschinerien, sodaß es schwer wird, von der Perspektive industrialisierter Dienstleistung zu abstrahieren. Wenn es schon seit längerem Softwaremaschinen gibt, die etwa auch Kunst zumindest simulieren (Gedichte etc.) und in gewissen Bereichen jedenfalls partiell automatisieren können (man denke etwa an die E-Musik, an den Synthesizer u. ä.), dann sind alle diese Erscheinungen ohne hypermodernes industriell-technisches Inventar gar nicht denkbar.
- 21 Weitere Beispiele in diese Richtung lassen sich in geradezu beliebiger Zahl aufzählen. Was ist etwa eine *Diskothek* technisch-ökonomisch anderes als eine mehr oder minder maschinisierte, (teil)automatisierte Vergnügungsfabrik, in der mittels Musikkonserven theoretisch ad infinitum seriell „produziert“ werden kann?
- 22 Zu ihrer Entwicklung vgl. John Desmond Bernal, Sozialgeschichte der Wissenschaften. Bd. 3. Reinbek bei Hamburg 1970, 718 – 731.
- 23 Hier ist besonders die Pionierarbeit von Charles Babbage ab 1833 hervorzuheben.
- 24 Über weitere Zusammenhänge und Einzelheiten sowie über historische Einbettung dieser Technologie vgl. etwa Karl Ganzhorn, Wolfgang Walter, Die geschichtliche Entwicklung der Datenverarbeitung. Stuttgart 1975; Rolf Oberliesen, Information, Daten und Signale. Reinbek bei Hamburg 1987; Edgar P. Vorndran, Entwicklungsgeschichte des Computers. Berlin-Offenbach 1986; Jost Halfmann, Die Entstehung der Mikroelektronik. Frankfurt-New York 1984; Joel Shurkin, Engines of the Mind. A History of the Computer. New York-London 1984; Charles J. Bashe u. a., IBM's Early Computers. Cambridge (Mass.)-London 1986; Vernon Pratt, Thinking Machines. The Evolution of Artificial Intelligence. Oxford 1987; Stefan M. Gergely, Mikroelektronik. München-Zürich 1985; W. de Beaugclair, Rechnen mit Maschinen. Eine Bildgeschichte der Rechentechnik. Braunschweig 1962; Herbert W. Franke, Die sanften Ströme der Mikroelektronik. In: Lichtjahre. Wien 1986, 237 – 258; besonders hinzuweisen ist auch auf den „Klassiker“ der kritischen Sichtweise des Computers, nämlich auf Joseph Weizenbaum, Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft. Frankfurt/M. 1978.
- 25 Der ENIAC war mit nicht weniger als 18000 Röhren ausgestattet und hatte eine Leistungsaufnahme von über 150 Kilowatt (Vorndran, Entwicklungsgeschichte des Computers, 90.). Er wurde übrigens für Berechnungen bei der Weiterentwicklung der Atombombe verwendet (Oberliesen, Information, 208.).
- 26 Das moderne Computerkonzept ist sehr eng mit dem Namen John von Neumanns verbunden: „Mit seinen Vorschlägen zum logischen Aufbau von Computern hatte von Neumann wesentliche Anstöße geliefert, damit aus starren elektronischen Rechenautomaten universelle Datenverarbeitungsautomaten werden konnten. Erst der speicherprogrammierbare, elektronische Computer bot die technischen Voraussetzungen für Entscheidungsautomaten, da es mit ihm erstmals möglich war, Maschinen zu bauen, die ihr Verhalten nach den Regeln der formalen Logik selbst beeinflussen konnten.“

- (Rudolf Lindner u. a., Planen, Entscheiden, Herrschen. Reinbek bei Hamburg 1984, 101.) Zwar hatten auch andere Computerpioniere – wie etwa Konrad Zuse – bereits den Gedanken der flexiblen Speicherprogrammierung erwogen, doch war von Neumann der erste, der ihn beim Entwurf seines EDVAC 1944 konkret umsetzte.
- 27 Yorndran, Entwicklungsgeschichte, 101.
  - 28 Über die Schwächen der Transistortechnologie, die erst durch die Planartechnik beseitigt wurden, vgl. Halfmann, Entstehung der Mikroelektronik, 120.
  - 29 James D. Meindl, Chips für künftige Computergenerationen, in: Spektrum der Wissenschaft, Dezember 1987, 70. Hier ist die historische Analogie zwischen Eisen und Silicium auch noch etwas weiter gezogen (Transistor/Kolben, integrierter Schaltkreis/Verbrennungsmotor, Computernetz/Transportsystem).
  - 30 Als Alternative zum Silicium hat sich allerdings Galliumarsenid erwiesen.
  - 31 Vgl. als Beispiel die Reihe der Chips aus den Jahren 1959 (erster Planartransistor) bis 1985 (CPU mit über 135000 Transistoren) der Fairchild Semiconductor Corporation, die abgebildet sind bei Meindl, Chips, 64f. Ebd., 66 auch eine Skizze, die das Wachstum der Zahl der Bauelemente pro Chip historisch zeigt: Diese Zahl lag bei 1 Ende der 50er Jahre und überschritt die 10 Millionen im Laufe der 80er Jahre. Es versteht sich, daß diese Entwicklung im Prinzip nicht nur für Mikroprozessoren, sondern analog auch für Speicherchips gilt.
  - 32 Zur Computertechnologie im engeren Sinn gehören neben den erwähnten technischen Vorrichtungen auch die „Peripheriegeräte“ wie Drucker (z. B. Matrix-, Tintenstrahl-, Laserdrucker), Bildschirme in verschiedensten Varianten, Speichermedien (Magnetbänder, Disketten und Diskettenstationen, Harddisks, CDs), Eingabegeräte (Tastaturen, Scanner usw.), Erweiterungskarten etc. Ihre Entwicklung kann hier nicht näher berücksichtigt werden.
  - 33 Hier kann auf die verschiedenen psychologischen Maschinen hingewiesen werden, die mittlerweile sehr weit über Joseph Weizenbaums bekanntes Programm „Eliza“ (vgl. Arno Bammé u. a., Maschinen-Menschen, Mensch-Maschinen. Reinbek bei Hamburg 1983, 30 – 35) hinaus gediehen sind. Ein besonderes Beispiel für die umfangreiche Simulationsfähigkeit von Computern sind die „Cyberspace“-Maschinen zur Erzeugung einer weitgehend beliebigen virtuellen Realität.
  - 34 Vgl. das Modell einer Turingmaschine etwa bei Rudy Rucker, Der Ozean der Wahrheit. Über die logische Tiefe der Welt. Frankfurt/M. 1990, 276 – 288.
  - 35 Alan Kay, Software, in: Spektrum der Wissenschaft, November 1984, 43.
  - 36 Der Prototyp des ersten Supercomputers war das Modell CDC 7600 von Control Data. Es leistete pro Sekunde 5 MFLOP (= million floating-point operations = Millionen Gleitkomma-Operationen). In der 2. Hälfte der 80er Jahre war es bereits das 200fache. Vgl. Albert M. Erisman, Kenneth W. Neves, Supercomputer in der Produktion, in: Spektrum der Wissenschaft, Dezember 1987, 141.
  - 37 Ebd., 138 – 141.
  - 38 Peled, Computer-Revolution, 44. Wenn man bedenkt, daß der ENIAC 30 t wog, eine Grundfläche von über 140 Quadratmetern benötigte und der erste in Serie gefertigte Großrechner der Welt, der UNIVAC I, immer noch ein Gewicht von über 7 t hatte (vgl. die kurze Beschreibung in CHIP 5/1991, 360), ergibt sich ein sehr drastischer Eindruck vom Erfolg der Miniaturisierung.
  - 39 Die Kosten wurden zudem durch die Rationalisierung der Fertigung und durch die Produktion sehr hoher Stückzahlen gedrückt.
  - 40 Hans Peter Bauer, Automation im Bankwesen. Basel-Tübingen 1962, 49.

- 41 Aus der Tatsache, daß die Anwendbarkeit des Computers von der für die jeweiligen Zwecke verfügbaren Software abhängt, ergibt sich der Ansatzpunkt für die Software'industrie' im weitesten Sinn, die sich zu einem eigenen (z. T. von der Hardwareindustrie selbst genutzten) Wirtschaftszweig entwickelt hat. Die Zahl der Programme ist enorm gewachsen. Gegen Ende der 80er Jahre etwa standen für weltweit etwa 25 Millionen PC-Benutzer mehr als 25000 Programmpakete zur Verfügung, eine Zahl, die jährlich um rund ein Drittel zunimmt. „Auch Umfang und Leistungsfähigkeit dieser Pakete wachsen exponentiell ... Ein typisches Anwendungsprogramm kommt jedes Jahr in einer verbesserten Version heraus, und sein Umfang verdoppelt sich alle drei Jahre.“ (William H. Gates III, Nathan Myhrvold, Software für den Personal Computer, in: Spektrum der Wissenschaft, März 1989, 46.) Noch wesentlich größer als auf dem PC-Sektor ist der Programmieraufwand in anderen Bereichen. Um etwa eine – zumindest dem Anspruch nach zuverlässige – Software für die Raketenabwehr im Welt- raum im Rahmen des SDI-Programms zu erstellen, wurde Mitte der 80er Jahre der Personalaufwand für etwa 10 Millionen Zeilen Code nicht gerade präzise auf 13400 bis 81700 Mannjahre (!) geschätzt (Herbert Lin, Software für Raketenabwehr im Welt- raum, in: Spektrum der Wissenschaft, Februar 1986, 30 – 38; hier 31.).
- 42 David Gelernter, Informations-Management im Wandel, in: Spektrum der Wissenschaft, Oktober 1989, 64 – 72; hier 64.
- 43 Ebd., 65. „Software-Maschinen bestehen aus demselben Material wie ihre Werkstücke: aus Informationen in Form von Zahlen und Zeichen. Der reale Computer, der die Information decodiert und die erforderlichen Befehle ausführt, ist nichts weiter als ein untergeordnetes Hilfsmittel.“ (Ebd., 65f.)
- 44 Sequentielle Datenverarbeitung führt immer nur einen Schritt pro Zeiteinheit durch, während in der parallelen eine Vielzahl von Prozessoren gleichzeitig tätig ist. Dadurch wird eine erhebliche Beschleunigung erreicht. Es liegt aber auch auf der Hand, daß damit die Anforderungen an die Software bedeutend anwachsen und die für sequentielle Verarbeitung erstellten Programme nur teilweise für diesen Zweck angepaßt werden können.
- 45 Vgl. ebd., 66. Ein automatisches Verkehrsleitsystem wäre etwa ein Informationsfilter; intelligente Datenbanken können als Massensuchmaschinen riesige Datenbestände durchforsten und Vergleiche durchführen, Zusammenhänge herstellen usw., indem die Datenbank nicht als Ansammlung einzelner Datensätze, sondern als eine Einheit behandelt wird. Hier wird der Einfluß der Forschungen zur Künstlichen Intelligenz deutlich.
- 46 Vgl. zum folgenden VDI-Nachrichten Spezial. Sonderteil. Nr. 10, 8. März 1991, 4.
- 47 Vgl. auch Gates – Myhrvold, Software für den Personal Computer, 50 – 52.
- 48 Der Ansatz selbst wurde bereits 1967 in Norwegen erfunden, vgl. ebd., 51.
- 49 Das Kriterium der Leistungsfähigkeit einer Sprache besteht darin, wie sehr die Angaben spezifiziert werden müssen. „Bei den am höchsten entwickelten Sprachen muß der Benutzer der Maschine lediglich die mathematische oder logische Formulierung des Problems eingeben – der Computer ergänzt dann selbst die nötigen Details.“ (Peled, Computer-Revolution, 46.)
- 50 Vgl. dazu Kay, Software, 36.
- 51 Auf dem PC-Sektor ist hier sicher der MacIntosh der Firma Apple aus dem Jahre 1984 hervorzuheben, der eine Benutzeroberfläche mit Bildern und Symbolen sowie eine Maussteuerung anbot, Neuerungen, die sich im Prinzip durchsetzten (vgl. etwa Micro-softs Windows).
- 52 W. Ross Ashby, Einführung in die Kybernetik. Frankfurt/M. 1974, 15.

- 53 Ebd., 16.
- 54 Vgl. dazu die Ausführungen bei Bammè u. a., Maschinen-Menschen, insbesondere 108ff.
- 55 Zur AI und ihren historischen Zusammenhängen vgl. Pratt, Thinking Machines.
- 56 Vgl. dazu Friedrich Eritz, Künstliche Intelligenz und ihre militärische Anwendung, in: ÖMZ 1/1988, 44 – 49.
- 57 Aus: ebd., 45.
- 58 Ob einer elektronischen oder anderen Maschine auf Grund dieser „Fähigkeiten“ aber Intelligenz zugeschrieben werden kann, steht auf einem ganz anderen Blatt. Es kennzeichnet aber die Auswirkungen dieser Technologie, daß es Ansichten gibt, die den Menschen de facto auf „eine Spezies der Gattung ‚informationsverarbeitendes System‘“ (Weizenbaum, Macht der Computer, 269) reduzieren.
- 59 Diese Entwicklung kann etwa für Österreich gut am zunehmenden Umfang des bei Institutionen, die (z. T.) mit der Erstellung und Auswertung von Statistiken befaßt sind (also z. B. das Österreichische Statistische Zentralamt oder das Österreichische Institut für Wirtschaftsforschung), in Form von Publikationen und Datenbanken verfügbaren Materials verfolgt werden.
- 60 Thomas G. Gunn, Konstruktion und Fertigung, in: Spektrum der Wissenschaft, November 1982, 76 – 98; hier 77f.
- 61 Als Beispiel kann die Fertigungskapazitätsplanung, die 1968 von IBM eingeführt wurde, genannt werden. Inzwischen existieren hunderte solcher Systeme.
- 62 Ein ganz erheblicher Teil der Informationsverarbeitung ist übrigens selbst „Dienstleistung“ im Sinne der Klassifikation der Wirtschaftssektoren. Daß die Auswirkungen auch auf konventionelle Teile des Tertiärsektors mindestens potentiell gewaltig sein können, zeichnet sich als Möglichkeit im Zusammenhang mit der Expansion des Internet ab. Wenn es möglich wird, sich per E-Mail seine mittägliche Pizza zu bestellen, dann ist das im wahrsten Sinne des Wortes nur ein kleiner Vorgeschmack. Auf eine griffige Formel gebracht, könnte man sagen: Internet x DigiCash = ein globaler virtueller Basar. Das ist nicht unbedingt als Prophezeiung gemeint, eher als Feststellung einer denkbaren Entwicklung.
- 63 Der gestiegene Technisierungsgrad ging allerdings nicht unbedingt einher mit Rationalisierungsgewinnen, da die Büroarbeit vielfach in einer gerade auch durch die EDV ausgelösten Papierflut zu ersticken drohte: „Die Welt der EDV-Listen und – erst jetzt technisch möglichen – Zusatzmeldungen an vorher nicht informierte Stellen und Personen bewirken eine Inflation von redundanten Vorgängen, die immer kostspieliger wird und die eigentlich erhofften Zeitgewinne durch Rechengeschwindigkeit der Datenverarbeitung zunichte macht, ja in ihr Gegenteil verkehrt.“ (VDI-Nachrichten spezial, Sonderteil vom 11. 3. 1994, 7) Um dem abzuhelfen, wurden und werden – ebenfalls auf EDV-Grundlage – neue Techniken wie etwa das Image Processing entwickelt.
- 64 Die angesprochene Ausdehnung der Funktionen binnen weniger Jahre kann gut an den verschiedenen Versionen üblicher Standardprogramme für die Textverarbeitung wie etwa Word oder Word Perfect verfolgt werden. Zwischen den ersten und letzten Versionen liegen z. T. Welten, aber nur relativ wenige Jahre.
- 65 Zur Entwicklung der Büroorganisation (mit Schwerpunkt auf den amerikanischen Verhältnissen, die aber mutatis mutandis in wesentlichen Grundlinien durchaus auf die europäischen übertragbar sind) vgl. Vincent E. Giuliano, Büro und Verwaltung, in: Spektrum der Wissenschaft, November 1982, 116 – 131. Der Artikel ist auch deshalb bemerkenswert, weil in ihm Skizzen über die typische Büroorganisation vorindustrieller, klassisch industrieller (rationelle Fertigungsstraße) und postindustrieller (zum „Informationszeitalter“ gehöriger, also nach der hier verwendeten Terminologie hyperindustri-

- eller) Art abgedruckt sind, die eine historische Reihe bilden und in denen die mit den technischen Veränderungen einhergehenden Modifikationen der gesamten Organisation gut sichtbar werden.
- 66 Hier sei nur auf die großen Verkaufserfolge mit dem legendären C-64 von Commodore verwiesen, der der meistverkaufte Computer der Welt ist. Auch dieser Massenabsatz ging innerhalb weniger Jahre vor sich.
- 67 Peled, Computer-Revolution, 44.
- 68 Auch das Geld ist eine historische, d. h. allmählich gewachsene Erscheinung, und seine verschiedenen historischen Formen bedürfen im konkreten Fall natürlich einer speziellen Analyse.
- 69 Auch die Verschuldung kann in weitestem Sinne als besondere Form eines auf dem Privateigentum basierenden Austausches angesehen werden, in der Leistung und Gegenleistung (Darlehen sowie Tilgung und – als Preis für die Ware Geld – Zins) auseinanderfallen und eine spezifische Art der Abhängigkeit geschaffen wird. Dies scheint deshalb plausibel, weil ja soziale Verhältnisse ganz allgemein immer auch „Austausch“ von „Leistungen“ welcher Art auch immer sind, dies also auch dem Schuldverhältnis zugrundeliegt. Allerdings müssen der „Solidartausch“ und die persönliche „Schuld“ der Solidargemeinschaften von Markttausch und Schuldenwirtschaft (Gläubiger-Schuldner-Beziehung) auf dem Privateigentum beruhender entwickelter Geldgesellschaften klar unterschieden werden. Monetär vermittelter Tauschhandel wäre in dieser Perspektive nur *eine* mögliche, nämlich indirektere, objektivierte Ausgestaltung genereller Gesellschaftlichkeit, deren Synthesis wirtschaftlich nicht mehr primär durch verwandt- oder herrschaftlich charakterisierte, sondern durch geldvermittelte Beziehungen hergestellt wird. Vgl. zur Problemstellung etwa G. Heinsohn, Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft, Frankfurt/M. 1984. Die obigen Überlegungen knüpfen frei an einige allgemeine Elemente der Untersuchung über den symbolischen Tausch von M. Mauss, Die Gabe, Frankfurt/M. 31984, an.
- 70 Ein Ablösungsprozeß von direkten zu indirekten (geldvermittelten) Beziehungen geht mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft permanent vor sich, als Beispiel kann der gesamte Bereich der sozialen Leistungen genannt werden: Was früher innerhalb der Familie oder des Herrschaftsverbandes erledigt wurde, wird nunmehr z. T. auf dem Markt nachgefragt und gekauft. Der Weg über den Markt ist allerdings nur ein Teil der Umwandlung direkter Gesellschaftlichkeit in indirekte. Der zweite geht über staatliche Apparate, die substituierend einspringen. Allerdings ist durch die Notwendigkeit der Finanzierung (Steuern, Abgaben u.ä.) auch hier eine besondere Form der bürokratischen Geldbeziehung inkludiert.
- 71 Ein Teil des Rationalisierungseffekts des Geldes kommt also dadurch zustande, daß es Personen und Personengruppen indirekt miteinander verknüpft, die direkt nichts miteinander zu tun haben müssen.
- 72 Mit dieser Funktion ist auch der Kredit eng verbunden, ebenso die Möglichkeit, Geld als soziales Sicherungsmedium zu nutzen.
- 73 Gelegentlich wird auch noch mit gewisser Berechtigung die *Liquidität* als gesonderte, wirtschaftliche Entscheidungsfreiheit begründende Eigenschaft des Geldes als eigener Punkt hervorgehoben.  
Wie die folgenden Ausführungen zeigen, ist mit der Aufzählung der genannten Funktionen noch keine Vollständigkeit gegeben.
- 74 Geld kann beispielsweise nicht nur Tausch- und Kreditverhältnisse im allgemeinen, sondern auch Kapitalverhältnisse vermitteln, ja zum Symbol von Reichtum an sich und als solches Selbstzweck werden.

- 75 Diese selbständige Funktion ist auch die Grundlage der von der physischen Produktion sich abkoppelnden Spekulation, der Hoffnung auf das schnelle oder wenigstens (vermeintlich) sichere, sich auf seiner eigenen Basis vermehrende Geld. Setzt sich im Rahmen einer Wirtschaftskultur das spekulative Element in einem größeren Ausmaß durch, sind mit ihm die tiefgreifendsten Gefahren verbunden.
- 76 Handel im moderneren Sinn der bürgerlichen Gesellschaft ist nichts anderes als die geldvermittelte Zirkulation von Waren auf dem Markt.
- 77 Sozialökonomisch gesehen ist das Geld das wesentlichste, elementarste Merkmal der bürgerlichen Gesellschaft und damit auch von „Bürgerlichkeit“ (Geldeinkommen) im allgemeinen. Es versteht sich zwar, daß dieses Kriterium allein bei weitem nicht ausreicht, um die komplexe innere Heterogenität dieser Gesellschaftsformation zu beschreiben, aber es bezeichnet einen Ausgangspunkt.
- 78 „Bürokratische“ Verhältnisse im weitesten Sinne sind zwar nicht auf den Staat beschränkt, finden in ihm aber doch ihren Hauptansatzpunkt.
- 79 Die Wertaufbewahrungsfunktion kommt allerdings nicht nur dem Geld, sondern in beschränkterem Maße auch Sachgütern (freilich in unterschiedlichem Ausmaß) zu. Daher gibt es auch den Warenkredit, bei dem Geld aber als Recheneinheit dient sowie oft auch zu Tilgungs- und Zinszahlungen.
- 80 Raummäßig gesehen ist die Weltwirtschaft die höchste Entfaltung der Geldwirtschaft, und diese wäre etwa ohne den rationellen Austausch der im Verlaufe der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft immer mehr anschwellenden Warenströme mittels des Geldes in den bekannten historischen Formen technisch nicht durchführbar.
- 81 Bei der Rationalisierung und Ökonomisierung der Geldtechnologie handelt es sich gleichsam um eine „Idealisierung“ des Geldes, die auch eng mit den technischen Möglichkeiten der Informationsverarbeitung zusammenhängt: Die physisch-technische Anwesenheit von Geld reduziert sich dabei historisch auf immer symbolischere, rudimentärere Formen.
- 82 Der Geldkredit ist eine entscheidende Erweiterung des Kreditwesens, das auch andere, nicht an Geld gebundene Formen wie den Warenkredit kennt.
- 83 D. h. eine Geldform, die auf Grund ihres Eigenwertes auch unabhängig von ihrer Geldeigenschaft handelbar ist (etwa Gold in Geldform).
- 84 Auf dieser Ebene findet sich im Prinzip auch ein Ansatzpunkt des Wertpapiers, das in gewissem Umfang Geld- und Kreditfunktion wahrnimmt und also Geld ersetzen kann (im Falle der Banknote ein „Ersatz des Ersatzes“). Es ist eigentlich nichts anderes als die Garantie, Geld (und damit potentiell beliebige Waren) im Gegenwert zu erhalten, auch durch Verkauf auf eigens dafür bestimmten Märkten. Mit Wertpapieren verschiedenster Art sind vielfach noch andere Bedingungen verknüpft, sodaß es sich um einen besonderen Bereich handelt.
- 85 Das konkrete Geld ist in gewissem Umfang seit jeher auch selbst Datenträger, da es quantitativ und qualitativ normiert ist und damit gewisse Informationen transportiert: Es ist diese oder jene Menge einer bestimmten Geldwährung notwendig, um diese oder jene Ware(n) zu kaufen. Darüber hinaus haben historisch die verschiedensten Medien als Datenträger gedient (etwa Kontobücher). Zur Verwaltung der Datenträger gehören zudem spezielle Techniken der Aufzeichnung und Auswertung (Beispiel *Bilanz*).
- 86 M. L. Ernst, Handel, Banken und Verkehr, in: Spektrum der Wissenschaft November 1982, 102 – 115; hier 102.
- 87 Um auf dem Markt in den Austausch eintreten zu können, müssen die Marktteilnehmer als solche als souveräne Privateigentümer ihrer Waren auftreten können. Da unter kapitalistischen Bedingungen auch die Arbeitskraft zur Ware wird, ist dies auf Dauer

etwa mit Untertänigkeitsverhältnissen, innerhalb derer diese Bedingung eben nicht oder jedenfalls nur unvollkommen gegeben ist, unverträglich. Die formale ökonomische Gleichheit ist ein Faktor, der die juristische Gleichheit vor dem Gesetz und in weiterer Folge die politische Gleichheit fördert. Diese „Gleichheit“ (Gleichberechtigung) der Individuen ( $a = a$ ) ähnelt in ihrer Logik übrigens der der Arithmetik, deren eigentümliche Leistung darin besteht, mit exakten Quantitäten zu hantieren, deren elementare Grundoperation also zunächst die ist, Dinge zu zählen. Auch in der Demokratie wird *gezählt*. Dies setzt voraus, daß Einzelexemplare einer Gattung miteinander gleichgesetzt werden, obwohl – wie jeder weiß – dies konkret nicht der Fall ist: Apfel ≠ Apfel, Mensch ≠ Mensch,  $a \neq a$ . Aber ebenso wie die Arithmetik mittels der Gleichheit des Maßes ( $1 = 1$ ) Verschiedenheiten (verschiedene Mengen, Resultate) aufdeckt, führt gleiches Recht zur Artikulation verschiedener Bestrebungen und macht zudem den gesellschaftlichen Raum für das Individuum, das stark genug ist, sich zu behaupten, durchlässiger (Möglichkeit von Statuswechseln usw.). Dies war unter den Bedingungen von feudalen Herrschaftsverhältnissen anders: Die Verschiedenheiten waren weitgehend festgeschrieben, und es gab nur wenige Gelegenheiten, um dem auszuweichen. In gewissem Sinne kann gesagt werden, daß in der bürgerlichen Gesellschaft nicht nur die Waren, sondern auch die Individuen frei zirkulieren können, und daß auch dies letztere ökonomisch nicht zuletzt durch das Medium des Geldes – jeder kann sich die Position suchen, die ihn ernährt – ermöglicht wird.

- 88 Walter Sadleder u. a., Zahlungsverkehr im Umbruch. Wien 1976 (= Schriftenreihe des österreichischen Forschungsinstitutes für Sparkassenwesen, 16. Jahrgang, Heft 2.), 6. Dies gilt allgemein für praktisch alle in den Rahmen des Weltmarktes eingegliederten Ökonomien, insbesondere für die entwickelten Länder. Spezifisch für Österreich ist auf das rasche Tempo dieser Expansion hinzuweisen.
- 89 Über die Zahlungsverkehrsformen, wie sie bis zur 2. Hälfte der 60er Jahre entwickelt waren, vgl. etwa auch Walter Maaz, Moderner Zahlungsverkehr. München 1966.
- 90 Vgl. etwa Hans Peter Bauer, Automation im Bankwesen. Basel-Tübingen 1962, 2f. Der private Zahlungsverkehr war auch in seiner bargeldlosen Form etwa in Österreich mit Verlusten verbunden.
- 91 Ebd.
- 92 Die manuelle Bearbeitung bestand aus folgenden Arbeitsgängen: (a) Eingangsbearbeitung (Kontrolltippen der eingereichten Aufträge); (b) manuelles Sortieren der Einzelaufträge nach bestimmten Gesichtspunkten; (c) Erstellen der Sammelaufträge für die Weiterleitung. Dazu kamen noch die notwendigen Kontobuchungen. (Rudolf Peter in: Sadleder u. a., Zahlungsverkehr, 15.)
- 93 Hierin spiegelt sich recht deutlich das Übergreifen der klassischen industriellen Produktionsweise in ihrem fordristischen Stadium auf das Bankwesen.
- 94 Eine wesentliche Rationalisierung stellten z. B. elektromechanische Schecksortiermaschinen (mit Sortierfächern mit Addierwerk und Tippstreifen sowie Eingangssaddierwerk mit Tippstreifen, wodurch drei Arbeitsgänge zusammengefaßt wurden) dar (ebd., 17).
- 95 Bauer, Automation im Bankwesen, 50.
- 96 Ebd., 49.
- 97 Eine Pionierrolle spielte dabei die Bank of America, die einen eigenen Computer konstruieren ließ, um den Scheckverkehr zu rationalisieren. Es handelte sich um die automatische Scheckbuchungsmaschine FRMA (Electronic Record Method of Accounting), eine riesige Einzweckmaschine auf der Basis der Elektronenröhrentechnologie, die nach ihrer Fertigstellung bereits veraltet war (obwohl der Prototyp – ausgerüstet mit 3

Eingabestationen und bedient von 9 Angestellten – in zwei Schichten soviel leistete wie 30 Buchhalter mit konventionellen Maschinen und 32000 Konten bearbeiten konnte). Die Erfahrungen mit einem Mehrzweckcomputer des Typs IBM 702 führten dazu, daß der zunächst gegangene eigene Entwicklungsweg als falsch erkannt wurde, sodaß eine neue Mehrzweckmaschine ERMA gebaut wurde, die 1958 fertig war und ab 1959 große Teile der Scheckbuchhaltung übernahm. Vgl. dazu genauer Bauer, Automation im Bankwesen, 4 – 48. Hier werden auch die Auswirkungen auf die Arbeit und ihre Organisation behandelt.

- 98 Für den weiteren Verlauf der Computerisierung sowie die Mechanismen des Zahlungsverkehrs in den USA vgl. Ernst, Handel, Banken und Verkehr, 102 – 108.
- 99 Vgl. Sadleder u. a., Zahlungsverkehr, 8.
- 100 Vgl. dazu ebd., passim.
- 101 Ebd., 37.
- 102 Von den Banken wurde die Anwendungsmöglichkeit gegenüber den Beschäftigten ebenfalls schon sehr früh genutzt. So wurden bei der Bank of America in den 50er-Jahren psychologische Tests über verschiedene Personalgruppen elektronisch ausgewertet.
- 103 Die Vorteile der neuen technischen Lösungen wirkten sich aber keineswegs ausschließlich zugunsten der Banken aus, sondern entlasteten auch viele Kundenschichten von z. T. umfangreichen Aufgaben. Ihre Durchsetzung wäre auch ohne diese Vorteile kaum in dieser Geschwindigkeit vor sich gegangen, wenn die Banken auch einigen Aufwand damit verknüpften, diese Verfahren durchzusetzen und diese auch mit ganz spezifischen Problemen verbunden sein können.
- 104 Ein sehr weitreichender Einsparungseffekt war mit der Einführung des komprimierten Kontoauszugs verbunden, der Belege in großer Zahl überflüssig machte.
- 105 Die Voraussetzung für die optische Beleglesung, die Normierung der Zahlungsverkehrsbelege, wurde Ende 1969 vorgenommen.
- 106 Die Anwendung von Geldautomaten affiziert auch traditionelle Geldtechniken, beispielsweise müssen für bestimmte Zwecke Banknoten automatengerecht gestaltet werden.
- 107 Dazu gehören auch die rechtlichen Regelungen des gesamten privaten wie öffentlichen Finanzwesens, die darauf bezogenen Gesetze funktionieren (oder sollen dies zumindest tun) an den gewünschten gesellschaftlichen Punkten gleichsam wie Algorithmen, die einen Rahmen für den Fluß der Finanzverhältnisse darstellen. Die Gesetzgebung hat für die Gesellschaft ähnliche Aufgaben wie die Programmierung für einen Computer, wenn auch die gesellschaftlichen Wahlmöglichkeiten erheblich bleiben und mit der Computertechnologie im strikten Sinn (noch?) nicht vergleichbar sind. Aber es scheint doch mit der zunehmenden Verrechtlichung eine Tendenz zur Normierung von Abläufen zu existieren, die auch in den (angeblichen oder wirklichen) Sachzwängen der Technisierung wurzeln. Gerade die EDV kann auf Grund ihrer Flexibilität aber auch Gegenteilstendenzen begründen.



HERBERT MATIS:

## *Die multinationale Unternehmung in historischer Perspektive*

Die globale Expansion von „multinational corporations“ gilt zurecht als ein wichtiges Wesensmerkmal der weltwirtschaftliche Entwicklung im 20. Jahrhundert. Während noch Ende der sechziger Jahre geschätzt wurde, daß rund ein Viertel der auf der Welt getätigten Industrieumsätze auf die Multis entfiel, so lag dieser Anteil am Beginn der neunziger Jahre bereits bei mehr als fünf- undfünfzig Prozent. Der Aufstieg multinationaler Unternehmungen gilt somit zurecht als eine „der folgenreichsten Veränderungen in der kapitalistischen Sphäre“<sup>1</sup>. Die Bücher und Artikel, die sich mit dieser Veränderung entweder generell oder auch anhand von einzelnen Fallstudien beschäftigen, sind mittlerweile Legion, und es ist sehr schwierig, auch nur die wichtigsten davon zu überblicken<sup>2</sup>.

Ausgangspunkt dieser Überlegungen ist die „multinational corporation“<sup>3</sup> – im folgenden kurz „Multi“ genannt. Unter Multis werden dabei zunächst ganz allgemein Unternehmungen verstanden, die von einem „Headquarter“ aus in mehr als einem Land wirtschaftliche Einheiten unterhalten, also von Unternehmungen, die ihre ökonomischen Aktivitäten über nationalstaatliche Grenzen hinweg ausdehnen und für die sich in Verfolgung ihrer globalen Strategie die ganze Welt als einziger Markt darstellt. Dies schließt sowohl die direkten Investitionen eines Unternehmens im Ausland als auch das Eigentum an wirtschaftlichen Einheiten in mehreren Staaten in sich ein, wobei jeweils die Managementfunktionen über nationale Grenzen hinweg ausgeübt werden. Dabei ist zwischen rein finanziellen und sonstigen geschäftlichen Transaktionen zu unterscheiden. Wichtig ist also, daß es sich nicht nur um bloße mit Kapitalrückflüssen und Zinsendiensten verbundene Auslandsinvestitionen und um ein entsprechendes Portfolio-Management handelt, sondern daß dabei unter Zugrundelegung einer langfristigen Strategie auch eine geschäftliche Kontrolle über Betriebseinheiten ausgeübt wird, wofür die moderne Terminologie auch den Begriff der Direktinvestition im engeren Sinne verwendet<sup>4</sup>.

Nun ist eine derartige Definition sehr weit gefaßt und würde bedeuten, daß sich Multis bereits lange vor dem Industriezeitalter finden ließen: So

waren etwa die schon die im Auftrag der Kurie im Spätmittelalter <sup>tätigen</sup> italienischen Bankhäuser Bardi und Peruzzi international tätig und unterhielten Niederlassungen in der Fremde, gleiches traf für die deutsche Hanse, die italienischen und oberdeutschen Handelshäuser des 16. Jahrhunderts, <sup>oder</sup> die Merchant Adventurers und großen Handelskompanien des 17. Jahrhunderts zu, für die zumindest einige dieser Elemente sehr wohl zutreffen würden <sup>5</sup>. Auch im Zuge der frühen Industrialisierung, vor allem nach den napoleonischen Kriegen oder im Zusammenhang mit dem Eisenbahnbau kam es wiederholt zu direkten Auslandsengagements von englischen, französischen und deutschen Firmen <sup>6</sup>.

Kaum jemand käme aber auf die Idee, in diesem Zusammenhang von Multis zu sprechen, denn offenkundig unterscheidet sich diese Art von Auslandsbeteiligung sowohl qualitativ als auch quantitativ doch sehr stark von dem, was man heute üblicherweise mit den Aktivitäten der Multis verbindet: Die modernen Multis treten zumeist als Oligopolisten auf den Weltmärkten in Erscheinung. Sie ziehen große Vorteile aus ihrer internationalen Positionierung: Ihr Anlagevermögen, ihr Management, ihr Produktions- und Vertriebssystem erstrecken sich dabei über verschiedene Länder mit ganz unterschiedlichen Rechts, Sozial- und Wirtschaftssystemen. Sie nutzen in Verfolgung ihrer koordinierten Globalstrategien dabei sämtliche Wettbewerbsvorteile und verfügen dazu über internationale personelle, finanzielle, marketingmäßige und technische Ressourcen. Dabei können die komparativ jeweils günstigsten Standorte gewählt werden. Bei der Standortwahl spielen politische Stabilität, Lohnkosten und Produktivität der Arbeitskräfte, staatliche Subventionen und Steuern, Währungs- und Zollpolitik, Wechselkursrelationen, Binnen-Marktsituation, Infrastrukturausstattung usw. eine entscheidende Rolle. Wie der schon eingangs erwähnte amerikanische Ökonom Robert Gilpin Hinblick auf deren Globalstrategie feststellt: "Die multinationalen Unternehmungen und die internationale Produktion entsprechen einer Welt, in der Kapital und Technologie zunehmend mobiler geworden sind, während der Produktionsfaktor Arbeit relativ immobil geblieben ist" <sup>7</sup>.

Es handelte sich dabei also um weltumspannende Unternehmungen, die in das Moderne Weltsystem (Immanuel Wallerstein) eine neue Qualität einbringen, indem sie sich als Organisationsstruktur in ihren Aktivitäten vom Nationalstaat abgelöst haben. Es wird darauf geachtet, daß die „corporate power“ und das Headquarter in den Mutterländern verbleiben. Direkte Auslandsinvestitionen und hohe Flexibilität angesichts sich rasch ändernder weltwirtschaftlicher Szenarien sind ein integraler Bestandteil der transnationalen Unternehmensstrategie. Multis operieren zumeist sektorspezifisch und verfolgen eine Strategie horizontaler und vertikaler Konzentration. Eine Diversifikation erfolgt zumeist innerhalb der Branche. So produzierten etwa Schreib- oder Kopiermaschinenerzeuger später Computer, Tabakunternehmen wandelten sich in Lebensmittelkonzerne um, Chemiekonzerne erzeugten Kunststoffe oder Kosmetika usw. Auf diese Weise erzielten die Multis

beachtliche Umsätze und Gewinne: so hatte etwa General Motors, das größte Industrieunternehmen der Welt, im Jahr 1989 bei einem Umsatz von 123,7 Mrd. Dollar einen Gewinn von 4,2 Mrd. Dollar bei 775.100 Mitarbeitern<sup>8</sup>. Multis suchen ihre Standorte sowohl in Industrie- als auch in Entwicklungsländern, sowohl in entwickelten hochkompetitiven als auch in unterentwickelten Märkten, wo sie eine Art Monopolstellung einnehmen. Multis können etwa die Steuergesetzgebung eines Landes beeinflussen, indem sie mit einer Verlagerung ihrer Produktionsstätten drohen, sie sichern sich, indem sie ein Land gegen das andere mit dem Argument der Arbeitsplätze ausspielen, hohe Subventionen, sie können mit Hilfe ihrer Gewinntransfers die Absichten nationaler Wechselkurspolitik unterlaufen usw. Mitunter treten sie, wenn man die „business-government relationships“ betrachtet, gegenüber einzelnen Regierungen wie unabhängige „Mitspieler“ auf. Sie stellen mit ihren globalen Strategien aber auch den Nationalstaat als die bisherige Basiseinheit der politischen Ökonomie prinzipiell in Frage, auf den jedoch nach wie vor ganz zentrale ökonomische Meßgrößen, wie z. B. die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung, üblicherweise bezogen werden.

Ausdruck für ihre starke Marktmacht ist nicht zuletzt die Tatsache, daß selbst die Informationen, die zur Beurteilung der Position der Multis in der Weltwirtschaft notwendig wären, z. B. ihre Forschungs- und Entwicklungskosten, ihre Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte, die Handelsbeziehungen zwischen Muttergesellschaft und Niederlassungen (intra-firm trade), der Umfang des Aktienbesitzes an den lokalen Unternehmungen usw., nur äußerst fragmentarisch sind, da diese – wie etwa eine Umfrage des US-Commerce Departments von 1966 zeigte – dies als Einmischung in ihre „Privatsphäre“ betrachten<sup>9</sup>.

Die Geschichte der internationalen Wirtschaftsbeziehungen wurde vor allem unter den Aspekten des grenzüberschreitenden Handels, der Migration, des Technologietransfers oder des Kapitalverkehrs betrachtet; sehr viel weniger wurde dabei die Rolle von international tätigen Unternehmungen beachtet. Relativ spät, nämlich erst in den sechziger Jahren, fand daher das Konzept der multinationalen Unternehmungen erstmals auch in der ökonomischen Theorie einen Niederschlag; damals betrachtete man die Multis allerdings noch in erster Linie als ein Synonym für die global operierenden amerikanischen Unternehmungen, die aufgrund ihrer damals noch als überlegenen geltenden Managementfähigkeiten, ihrer starken Finanzkraft und ihrer aggressiven Marketingstrategien sich auf ausländischen Märkten festsetzten und diese in bestimmten Branchen geradezu dominierten<sup>10</sup>. Ihre Rolle wurde, je nach Standpunkt, entweder als nützlicher und wünschenswerter Technologietransfer und somit als eine Art von „Entwicklungshilfe“ für andere Länder oder aber auch als Bedrohung im Sinne einer weltumspannenden amerikanischen Hegemonialstellung interpretiert<sup>11</sup>. Doch zeigte es sich, daß diese alleinige Dominanz der US-Multis eher ein vorübergehendes Phänomen darstellte und entsprechend zu relativieren ist. Jedenfalls sind die Mul-

tis keineswegs ein Produkt des 20. Jahrhunderts und auch keineswegs allein aus der angloamerikanischen Sphäre herausgewachsen, wie dies oft angenommen wird, sondern es finden sich solche schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert.

Der Aufstieg der Multis in der zweiten Hälfte und vor allem in den letzten zwei Dekaden des 19. Jahrhunderts korrespondiert mit der „Verkürzung von Zeit und Raum“ durch Eisenbahn, Dampfschiff und Telegraph. Die neuen Verkehrsträger unterstützten die Strategien europäischer und nordamerikanischer Unternehmen, ihre neuen Produkte auch auf den weit entfernten Auslandsmärkten anzubieten: „Cables and steamships, linked with the telegraph and railroads, created the modern world economy and, at the same time, the basis for the modern multinational enterprise.“<sup>12</sup> Während hier einerseits ein positiver Zusammenhang mit der technisch-industriellen Entwicklung festgestellt werden kann, war andererseits auch der Aufbau von Schutzzöllen im Zuge der Großen Depression der Spätsiebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts ein Anlaß, in Verfolgung einer Defensivstrategie Produktionsstätten im Ausland zu gründen. Zumeist ergab sich die Umwandlung eines nationalen zu einem multinationalen Unternehmen schon aufgrund der Expansion der Firmen; Wachstum ist ganz allgemein ein Kennzeichen des „large modern business“ und einige Firmen finden eben einen Wettbewerbsvorteil darin, über die nationalstaatlichen Grenzen hinaus zu expandieren, sodaß die Entwicklung zum Multi gewissermaßen vorgezeichnet ist<sup>13</sup>. Für andere, etwa Transport- und Speditionsunternehmen, bot sich schon aufgrund ihres Geschäftsfeldes eine transnationale Orientierung an. Unternehmen wie Nestlé, Lever, Schneider, Bayer, Liebig, General Electric, Siemens, Solvay, Dunlop, Nobel, Krueger, Rothschild<sup>14</sup> und Schenker, nur um einige Beispiele zu nennen, waren jedenfalls bereits vor 1914 in einer Reihe von Industriestaaten tätig; sie erzeugten Babynahrung, Seife, Margarine, Stahlwaren, Pharmazeutika, Elektrogeräte, Gummiwaren, Chemikalien und Zündhölzer oder sie waren als internationale Banken und Spediteure tätig, und diese schweizer, britischen, amerikanischen, deutschen, belgischen und schwedischen Multis unterhielten in vielen europäischen Ländern Erzeugungsstätten bzw. Dienstleistungsbetriebe. Unter ihnen waren moderne Kapitalgesellschaften des „managerial capitalism“ genauso zu finden wie – zumindest noch in der Anfangsphase – auch traditionelle Familienunternehmen<sup>15</sup>. Man schätzte die akkumulierten Auslandsdirektinvestitionen im Jahre 1914 auf etwa 72,5 Mrd. Dollar (und diese waren bis 1960 nur auf etwa 91,8 Mrd. gestiegen; erst dann erfolgte bis 1978 ein massiverer Anstieg auf 257,4 Mrd. Dollar; jeweils Wert 1978) und 1914 erfolgten immerhin noch 76,9 % der bekannten Auslandsdirektinvestitionen durch europäische Multis<sup>16</sup>.

Noch vor dem Ersten Weltkrieg war Europa der weltweit größte Investor, und die Vereinigten Staaten, die spätere wirtschaftliche Hegemonialmacht der westlichen Hemisphäre, befanden sich gegenüber Europa in der Position eines Schuldners, eine Asymmetrie der wirtschaftlichen Beziehungen, die bis

nach dem Ersten Weltkrieg zu beobachten war. Europäisches Kapital war vor allem am Ausbau der Infrastruktur in den Vereinigten Staaten mit involviert, galt diese doch als interessante Kapitalanlage. Allerdings handelte es sich bei diesen europäischen Investitionen, genauer betrachtet, in erster Linie um Portfolio- und weniger um Direktinvestitionen, und europäische Multis gründeten ihre Niederlassungen vor dem Ersten Weltkrieg vor allem wiederum in europäischen Ländern, umgekehrt traten amerikanische Multis in Übersee bereits zu einem Zeitpunkt in Erscheinung als die Vereinigten Staaten noch ein Netto-Kapitalimporteur waren. Immerhin konnte Mira Wilkins das Wirken einer Reihe von europäischen Multis in den Vereinigten Staaten im Zeitraum 1875 bis 1914 nachweisen<sup>17</sup>. Vor dem Ersten Weltkrieg war wahrscheinlich Deutschland der Ausgangspunkt der meisten multinationalen Unternehmungen, und vor allem die deutsche Chemie-, Pharma- und Elektroindustrie konnte aufgrund ihrer technologischen Überlegenheit ein Art Monopolrente lukrieren. Aber auch französische, belgische, schweizerische und schwedische Multis traten vor allem in anderen europäischen Ländern in Erscheinung. Die britischen Multis sind demgegenüber seit jeher, was Eigentümerverhältnisse, Kapitalverflechtungen, Management und die Rolle der Kapitalmärkte anbelangt, traditionellerweise stärker mit den USA als mit Europa verflochten.

Diese Situation sollte sich dann während des Ersten Weltkriegs, der generell einen relativen Niedergang der europäischen Mächte mit sich brachte, und die alleinige wirtschaftliche Dominanz der Vereinigten Staaten für mehr als ein halbes Jahrhundert begründete, ins Gegenteil verkehren. Bereits in den zwanziger Jahren griffen US-Multis nach Übersee, vor allem auch nach Europa aus; der im Vergleich zu anderen Währungen starke Dollar begünstigte Investitionen im Ausland, und die Methoden des amerikanischen Scientific Managements stellten das damals fortgeschrittenste Führungsmodell für den Siegeszug der US-Multis bereit. Während die Wettbewerbsstärken der europäischen Multis mehr im technologischen Bereich lagen, beruhten die Vorteile der US-Multis mehr im Bereich der Kapitalkraft und der Massenproduktion, sie lagen nicht nur in der im Taylorismus begründeten besseren (Aus)Nutzung der Arbeitskraftressourcen und – damit verbunden in der Begünstigung der Massenproduktion und -konsumtion – sondern auch darin, daß die USA, gemessen an der Bevölkerungszahl sowie unter Berücksichtigung des Prokopfeinkommens und der Infrastrukturausstattung, damals den weltgrößten Binnenmarkt repräsentierten, gleichzeitig aber auch aufgrund der Heterogenität der einzelnen Bundesstaaten und ihrer ethnisch unterschiedlichen Bevölkerung sozusagen ein Testmarkt waren. Ein Teil der Geschäftsstrategie amerikanischer Unternehmen mußte es daher von Beginn an sein, ihre heterogene Kundenstruktur von den Vorteilen einer durch homogene „Markenartikel“ repräsentierten Massenproduktion zu überzeugen, und dies stellte sich später als ein wichtiger Wettbewerbsvorteil der amerikanischen Multis heraus.

Der Ausgang des Zweiten Weltkriegs unterstrich diese neue Wettbewerbssituation, denn die Wirtschaftskraft der Vereinigten Staaten, deren ökonomisches Rückgrat die von dort aus operierenden Multis waren, sollte sich mit als kriegsentscheidend erweisen. Noch in den sechziger Jahren lagen die von den USA aus weltweit operierenden multinationalen Unternehmen, darunter auch heute noch führende Firmen wie IBM, General Motors, Ford, Exxon, Citicorp oder Chase Manhattan, an führender Position. Der Dollar fungierte noch als unangefochtene Leitwährung und war insgesamt überbewertet, wodurch amerikanische Auslandsinvestitionen erleichtert wurden. Verbesserte Transport- und Kommunikationsbedingungen begünstigten die Verfolgung von globalen Strategien, die Hegemonialstellung der USA sicherte ein günstiges politisches Klima in Ländern außerhalb des „Ostblocks“. Die US-Firmen, die schon in der Zwischenkriegszeit neben ihrem Engagement in Süd- und Mittelamerika auch erste Bastionen in Europa errichtet hatten, begannen in den sechziger Jahren als Reaktion auf die europäische Integration stärker in Europa zu investieren, aber auch im nahen und mittleren Osten (Primärenergiequellen) und in den Rohstoffe und Nahrungsmittel exportierenden Länder der Dritten Welt. Die direkten amerikanischen Auslandsinvestitionen stiegen von 11,8 Mrd. Dollar im Jahre 1950 auf rund 233,4 Mrd. Dollar im Jahre 1984 (Buchwert). Im Jahre 1960 entfielen 52% der bekannten Auslandsdirektinvestitionen auf die USA<sup>18</sup>. In den siebziger Jahren hatten viele der größten US-Multis einen Großteil ihres Anlagevermögens in Übersee und machten auch mehr als die Hälfte ihres Umsatzes und ihrer Gewinne im Ausland; die Auslandsproduktion der Tochterfirmen der amerikanischen Multis überstieg den gesamten Warenexport der USA um das vierfache, und die Vereinigten Staaten traten eher als Kapital- denn als Warenexporteur in Erscheinung<sup>19</sup>. Die Politik der Multis und die Expansion der amerikanischen Unternehmungen fügte sich in die nach dem Krieg verfolgte globale Strategie der USA als Hegemonialmacht ein, und es ergab sich auf diese Weise eine Komplementarität ihrer Interessen mit der amerikanischen Außenpolitik. Die amerikanische politische und wirtschaftliche Hegemonie war in den sechziger Jahren so massiv, daß nicht nur viele Dritte Welt-Länder gegen den „neuen Kolonialismus“ auftraten, sondern auch ein so überzeugter Europäer wie Jean-Jacques Servan-Schreiber 1967 vor der „amerikanischen Herausforderung“ warnte<sup>20</sup>.

Seitdem hat sich allerdings das Szenario drastisch verändert: Seit Beginn der achtziger Jahre begannen vor allem europäische und japanische Multis den Amerikanern Konkurrenz zu machen und wagten sich mit einer aggressiven Verdrängungsstrategie selbst auf den nordamerikanischen Markt. Es war sicher kein Zufall, daß Lawrence Franko seine bahnbrechende Studie „The European Multinationals“ im Jahre 1976 veröffentlichte, also zu einem Zeitpunkt, als ganz allgemein der Beginn des „American decline“ thematisiert wurde. Man schätzt, daß der Anteil der amerikanischen Auslandsdirektinvestitionen zwischen 1960 und 1978 von 52% auf 43,5% zurückgefallen ist, wäh-

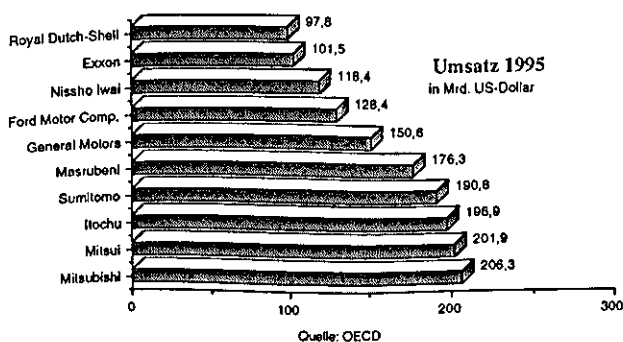
rend gleichzeitig die Europäer ihren Anteil auf 41% und die Japaner auf 6,9% steigern konnten<sup>21</sup>. Der 1989 erfolgten Übernahme des Rockefeller Centers in der noblen New Yorker Fifth Avenue, gewissermaßen im Herzen des US-Kapitalismus, durch die Japaner – die mittlerweile dieses Prestigeobjekt allerdings wieder veräußert haben – kam in den Augen der amerikanischen Öffentlichkeit starke Symbolkraft zu. Selbst in ihrem ureigensten Bereich, der Automobilproduktion, mußten die Amerikaner nicht nur große Einbußen durch ihre japanischen und europäischen Konkurrenten hinnehmen sondern sich damit anfreunden, daß japanische und deutsche Automobile auch in den USA produziert wurden. Vor allem in den technologisch anspruchsvolleren Bereichen, wenn man vom Rüstungskomplex und den damit zusammenhängenden Branchen absieht, erwiesen sich Japaner und Europäer den Amerikanern vielfach überlegen. Bei den Auslandsinvestitionen spielten nicht zuletzt Wechselkursrelationen, z. B. der sinkende Dollarkurs eine wichtige Rolle. Als entscheidender Faktor für Auslandsinvestitionen erwiesen sich jedoch protektionistische Handelshemmnisse, die die Niederlassung von Tochterfirmen oder entsprechende Joint Ventures mit heimischen Firmen nahelegten. In den achtziger Jahren kam es zu einer Umkehr der Investitionsströme, indem ausländische Investoren verstärkt in den USA in Erscheinung traten und die ausländischen Investitionen in den USA von 34,6 Mrd. Dollar (1977) auf 159,6 Mrd. Dollar (1984) anstiegen. Von den zwanzig größten Industriemultis haben 1990 zwar nach wie vor neun in den USA, aber bereits sechs in Westeuropa, vier in Japan, einer sogar in Südkorea ihren Stammsitz. Gegenüber den fernöstlichen Bankmultis sind die amerikanischen und europäischen Großbanken überhaupt ins Hintertreffen geraten; gemessen an ihren Bilanzsummen sind zwölf der zwanzig weltweit größten Banken in Japan beheimatet, sieben in Europa und nur eine in den USA. Allerdings weisen die japanischen aber auch die amerikanischen Banken im Vergleich zu den europäischen Instituten seit langem eine nur sehr geringe Eigenkapitalquote auf, was sich bei einer eventuellen Finanzkrise verhängnisvoll auswirken könnte.

Heute ist der Anteil der amerikanischen Auslandsaktivitäten zwar nicht absolut, aber relativ stark zurückgegangen und die USA haben an Wettbewerbsfähigkeit eingebüßt. Vor allem seit den achtziger Jahren verloren die US-Multis vielfach an Weltmarktanteilen gegenüber japanischen und südostasiatischen, aber auch gegenüber europäischen Konzernen; die Stammsitze der heute weltweit operierenden Multis sind in den Eckpunkten des „Dreiecks“ USA-Japan-EU zu verorten, die vier Fünftel aller Auslandsbeteiligungen und auswärtigen Direktinvestitionen unter sich ausmachen: Von den weltweit sich auf 974 Mrd. Dollar belaufenden Auslandsdirektinvestitionen entfielen 1988 auf die Europäische Gemeinschaft<sup>22</sup> 332 Mrd. (34%), auf Japan 111 Mrd. (11%) und auf die USA 345 Mrd. Dollar (35%)<sup>23</sup>.

Die größte Industrieunternehmung war bis zu Beginn der neunziger Jahre noch unangefochten General Motors mit einem Umsatz von 127 Mrd. Dollar (1989) und über 775.000 Beschäftigten, gefolgt von zwei weiteren US-Multis,

nämlich Ford Motor Company mit 97 Mrd. Dollar Umsatz und 366.600 Beschäftigten und dem Ölmulti Exxon mit 87 Mrd. Dollar-Umsatz und 104.000 Beschäftigten. Danach kam erst der erste westeuropäische Multi, die Royal Dutch/Shell mit 86 Mrd. Dollar Umsatz und 135.000 Beschäftigten, vor einem weiteren US-Multi, nämlich IBM mit 63 Mrd. Dollar Umsatz und 383.200 Beschäftigten. Der größte japanische Industrie-Multi Toyota lag damals mit 60 Mrd. Dollar Umsatz und rund 91.700 Beschäftigten erst an sechster Stelle. Hingegen waren die größten Banken und Versicherungen schon am Beginn der neunziger Jahre bereits eindeutig eine japanische Domäne. So hatten von den zehn größten Versicherungen fünf ihren Stammsitz in Japan, und von den größten zwanzig Banken lagen nicht weniger als zwölf in Japan<sup>24</sup>. In der Zwischenzeit ist es zu teilweisen Verschiebungen in der Rangordnung gekommen: Dem Umsatz nach übernahm Mitte der neunziger Jahre der japanische Mitsubishi-Konzern mit 206,3 Milliarden Dollar (1995) die Führung vor vier weiteren japanischen Multis, nämlich Mitsui, Itochu, Sumitomo und Marubeni. Dann erst folgt der bisherige Spitzenreiter General Motors, der einen Umsatz von 150,6 Milliarden Dollar erzielte.

### Die größten Unternehmungen weltweit



Kaum ein anderes Thema ist so umstritten wie die Rolle der Multis: Für manche verkörpern sie die dem 20. Jahrhundert am meisten adäquate Form innovatorischen Unternehmertums. Denn in ihrem Gefolge stellen sich länderübergreifende Technologietransfers und globales Wirtschaftswachstum auch in den Entwicklungsländern ein, und es ergibt sich eine die nationalen Grenzen überwindende, politisch stabilisierende, wirtschaftlich fruchtbare Zusammenarbeit zwischen einzelnen Staaten und Regionen. Tatsächlich leisten die Niederlassung von Multis in den Entwicklungsländern einen gewichtigen Beitrag zum Bruttosozialprodukt ihrer Gastländer<sup>25</sup>. Für die Kritiker, zu denen vor allem marxistische Autoren<sup>26</sup> und insbesondere die Anhänger der Dependenztheorie<sup>27</sup> zählen, stellen die Multis hingegen die neue Verkörperung



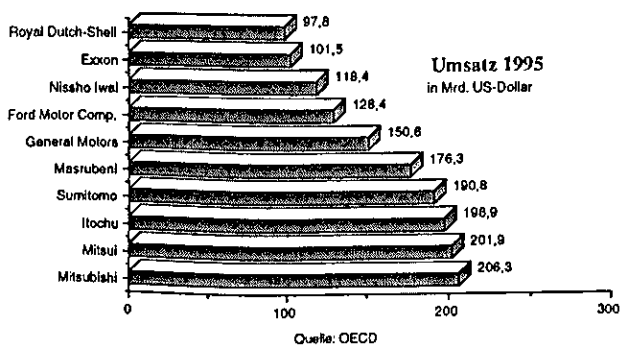
eines ausbeuterischen Imperialismus dar, indem sie den Vorteil des eigenen Unternehmens über alle nationalen und internationalen Interessen stellen und ein dichtes Netz politischer und kultureller Abhängigkeiten und ökonomischer Unterentwicklung über die ganze Welt knüpfen.

Beide Standpunkte haben Argumente für sich. Viele Multis sind heute überaus mächtige Institutionen, die ein Budget verwalten, das ein Mehrfaches desjenigen kleinerer Nationalstaaten ausmacht. Ein dem einstigen Chairman des größten Automobilkonzerns der Welt, dem legendären Harry D. Sloane, oftmals zugeschriebener Ausspruch: „Was für General Motors gut ist, ist auch gut für die Vereinigten Staaten“, weist auf die enge Verbindung von geschäftlichen und politischen Interessen hin, die für die Führung derartiger riesiger Unternehmenskomplexe charakteristisch ist. Wenn etwa ein Embargo durch die OPEC oder gar die Verstaatlichung einer Tochtergesellschaften droht, zeigte es sich immer wieder, daß z. B. die Öl-Multis selbst mächtige Regierungen zu politischen und auch zu militärischen Interventionen veranlassen können. In Lateinamerika wurden demokratische Regierungen gestürzt, wenn sie sich gegebenenfalls den Interessen ausländischer Multis (etwa der United Fruit Company) widersetzen. Hingegen stützten die Multis und die hinter ihnen stehenden Regierungen aus ihrem subjektiven Interesse an politischer und damit wirtschaftlicher „Stabilität“ mitunter auch Militärjuntas und sonstige reaktionäre „Eliten“. Die Niederlassungen der Multis in der Dritten Welt bilden oft nicht mehr als bloße Enklaven, deren Gewinnrückführungen und deren Stellung auf lokalen Finanzmärkten zur „Kapitalausdünnung“ in den „Gastländern“ führt. Viele Multis unterhalten zwei Buchführungen, eine für die nationale Steuerbehörde, eine andere für den internen Gebrauch<sup>28</sup>. Die ausländischen Unternehmungen transponieren nicht zuletzt auch ihren kulturellen Code in die Gastländer, was mitunter von diesen als Überfremdung („Coca-Cola Imperialismus“) der eigenen traditionellen Werte empfunden wird. Das von Immanuel Wallerstein u. a. beschriebene durch Asymmetrien gekennzeichnete Wechselverhältnis von Zentrum und Peripherie im modernen Weltsystem hat solcherart durch die Rolle der Multis einen wesentlich komplexeren Zusammenhang bekommen.

Wenn wir die derzeit größten Industriebranchen und Dienstleistungsreiche betrachten, so sind diese heute weitgehend eine Domäne der Multis: Die oligopolistisch operierenden Multis haben in einer relativ offenen Weltwirtschaft gegenüber kleineren und nicht transnationale Strategien verfolgenden Unternehmungen Vorteile, die sich schon aufgrund der „large scale economics“ ergeben. Sie können entweder die selben Produkte über verschiedenen Regionen vertreiben oder aber auch eine breite Produktpalette in ein und demselben Land, je nachdem, welche Strategie ihnen am günstigsten erscheint. Zugleich ist mit dem Wirken der Multis auch ein ganz zentrales Thema einer „Politischen Ökonomie der Internationalen Beziehungen“ angesprochen, denn die multinationalen Unternehmungen repräsentieren nach Meinung des amerikanischen Ökonomen Robert Gilpin einen „ganz neuen

nämlich Ford Motor Company mit 97 Mrd. Dollar Umsatz und 366.600 Beschäftigten und dem Ölmulti Exxon mit 87 Mrd. Dollar-Umsatz und 104.000 Beschäftigten. Danach kam erst der erste westeuropäische Multi, die Royal Dutch/Shell mit 86 Mrd. Dollar Umsatz und 135.000 Beschäftigten, vor einem weiteren US-Multi, nämlich IBM mit 63 Mrd. Dollar Umsatz und 383.200 Beschäftigten. Der größte japanische Industrie-Multi Toyota lag damals mit 60 Mrd. Dollar Umsatz und rund 91.700 Beschäftigten erst an sechster Stelle. Hingegen waren die größten Banken und Versicherungen schon am Beginn der neunziger Jahre bereits eindeutig eine japanische Domäne. So hatten von den zehn größten Versicherungen fünf ihren Stammsitz in Japan, und von den größten zwanzig Banken lagen nicht weniger als zwölf in Japan <sup>24</sup>. In der Zwischenzeit ist es zu teilweisen Verschiebungen in der Rangordnung gekommen: Dem Umsatz nach übernahm Mitte der neunziger Jahre der japanische Mitsubishi-Konzern mit 206,3 Milliarden Dollar (1995) die Führung vor vier weiteren japanischen Multis, nämlich Mitsui, Itochu, Sumitomo und Marubeni. Dann erst folgt der bisherige Spitzenreiter General Motors, der einen Umsatz von 150,6 Milliarden Dollar erzielte.

### Die größten Unternehmungen weltweit



Kaum ein anderes Thema ist so umstritten wie die Rolle der Multis: Für manche verkörpern sie die dem 20. Jahrhundert am meisten adäquate Form innovatorischen Unternehmertums. Denn in ihrem Gefolge stellen sich länderübergreifende Technologietransfers und globales Wirtschaftswachstum auch in den Entwicklungsländern ein, und es ergibt sich eine die nationalen Grenzen überwindende, politisch stabilisierende, wirtschaftlich fruchtbare Zusammenarbeit zwischen einzelnen Staaten und Regionen. Tatsächlich leisten die Niederlassung von Multis in den Entwicklungsländern einen gewichtigen Beitrag zum Bruttosozialprodukt ihrer Gastländer <sup>25</sup>. Für die Kritiker, zu denen vor allem marxistische Autoren <sup>26</sup> und insbesondere die Anhänger der Dependenztheorie <sup>27</sup> zählen, stellen die Multis hingegen die neue Verkörperung

eines ausbeuterischen Imperialismus dar, indem sie den Vorteil des eigenen Unternehmens über alle nationalen und internationalen Interessen stellen und ein dichtes Netz politischer und kultureller Abhängigkeiten und ökonomischer Unterentwicklung über die ganze Welt knüpfen.

Beide Standpunkte haben Argumente für sich. Viele Multis sind heute überaus mächtige Institutionen, die ein Budget verwalten, das ein Mehrfaches desjenigen kleinerer Nationalstaaten ausmacht. Ein dem einstigen Chairman des größten Automobilkonzerns der Welt, dem legendären Harry D. Sloane, oftmals zugeschriebener Ausspruch: „Was für General Motors gut ist, ist auch gut für die Vereinigten Staaten“, weist auf die enge Verbindung von geschäftlichen und politischen Interessen hin, die für die Führung derartiger riesiger Unternehmenskomplexe charakteristisch ist. Wenn etwa ein Embargo durch die OPEC oder gar die Verstaatlichung einer Tochtergesellschaften droht, zeigte es sich immer wieder, daß z. B. die Öl-Multis selbst mächtige Regierungen zu politischen und auch zu militärischen Interventionen veranlassen können. In Lateinamerika wurden demokratische Regierungen gestürzt, wenn sie sich gegebenenfalls den Interessen ausländischer Multis (etwa der United Fruit Company) widersetzen. Hingegen stützten die Multis und die hinter ihnen stehenden Regierungen aus ihrem subjektiven Interesse an politischer und damit wirtschaftlicher „Stabilität“ mitunter auch Militärjuntas und sonstige reaktionäre „Eliten“. Die Niederlassungen der Multis in der Dritten Welt bilden oft nicht mehr als bloße Enklaven, deren Gewinnrückführungen und deren Stellung auf lokalen Finanzmärkten zur „Kapitalausdünnung“ in den „Gastländern“ führt. Viele Multis unterhalten zwei Buchführungen, eine für die nationale Steuerbehörde, eine andere für den internen Gebrauch<sup>28</sup>. Die ausländischen Unternehmungen transponieren nicht zuletzt auch ihren kulturellen Code in die Gastländer, was mitunter von diesen als Überfremdung („Coca-Cola Imperialismus“) der eigenen traditionellen Werte empfunden wird. Das von Immanuel Wallerstein u. a. beschriebene durch Asymmetrien gekennzeichnete Wechselverhältnis von Zentrum und Peripherie im modernen Weltsystem hat solcherart durch die Rolle der Multis einen wesentlich komplexeren Zusammenhang bekommen.

Wenn wir die derzeit größten Industriebranchen und Dienstleistungsbereiche betrachten, so sind diese heute weitgehend eine Domäne der Multis: Die oligopolistisch operierenden Multis haben in einer relativ offenen Weltwirtschaft gegenüber kleineren und nicht transnationale Strategien verfolgenden Unternehmungen Vorteile, die sich schon aufgrund der „large scale economies“ ergeben. Sie können entweder die selben Produkte über verschiedenen Regionen vertreiben oder aber auch eine breite Produktpalette in ein und demselben Land, je nachdem, welche Strategie ihnen am günstigsten erscheint. Zugleich ist mit dem Wirken der Multis auch ein ganz zentrales Thema einer „Politischen Ökonomie der Internationalen Beziehungen“ angesprochen, denn die multinationalen Unternehmungen repräsentieren nach Meinung des amerikanischen Ökonomen Robert Gilpin einen „ganz neuen

Mechanismus der Vermittlung kapitalistischer Impulse nach draußen". Dabei lassen sich zwei unterschiedliche Strategien feststellen. So verfolgten die Multis während der sechziger Jahren häufig eine Strategie von Direktinvestitionen im Bereich der verarbeitenden Industrien (sog. „horizontal integrierte Investitionen“), indem Produktionsstätten, in denen faktisch dieselbe Güterpalette produziert wurde, in mehreren Ländern parallel zueinander aufgebaut wurden (vgl. z. B. die Strategie von Unilever).

In der technologisch-innovativen Phase am Beginn eines Produktzyklus erfolgen derartige Investitionen im Mutterland und in den fortgeschrittenen Industriestaaten, um dann mit dem zunehmenden Reifestadium in einer Art von Diffusionsprozeß in Billiglohnländer bzw. in solche Länder abzuwandern, in denen sie noch auf keine heimische Konkurrenz treffen. Robert Vernon<sup>29</sup> hat diesen Mechanismus folgendermaßen dargestellt: In der Innovationsphase des Produktzyklus, in der das Unternehmen sich wegen seines technologischen Vorsprungs in einer Monopolsituation befindet, werden die tendenziell fortgeschrittenen Industrieländer als Produktionsstandort bevorzugt, weil hier komparative Vorteile aufgrund des aufnahmefähigen Binnenmarktes und der Verfügbarkeit von Ressourcen bestehen. Im Falle steigender Auslandsnachfrage nach diesem neuen Produkt wird das Unternehmen in der Wachstumsphase des Produktzyklus zunächst den Export des betreffenden Produktes erhöhen, wobei es aber steigende Handelshemmnisse und der Technologietransfer bald notwendig machen, die Produktion auch ins Ausland zu verlagern. In der Wachstumsphase des Produktzyklus kommt es zu Verbesserungen im Produktionsprozeß und zur zunehmenden Verlagerung der Erzeugung in andere Industrieländer. In der Reifephase, wenn kaum mehr Monopolgewinne aufgrund technologischer Überlegenheit zu erwarten sind und es die Standardisierung des Produktionsprozesses gestattet, wird die Erzeugung in solche Länder verlagert, in denen komparative Vorteile in den Lohnkosten zu erwarten sind. Dies gilt insbesondere für die sog. „Newly Industrialized Countries“ (NIC), insbesondere die „asiatischen Tiger“ Taiwan, Singapur, Honk Kong und Südkorea, deren Regierungen ein großes Interesse daran haben, die Multis in ihre eigene Industrialisierungsstrategien zu integrieren und einen entsprechenden Innovationsschub auch in die „Gastländer“ zu lenken. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat sich, wie durch R. Vernon schon in den sechziger Jahren festgestellt wurde, der Produktzyklus wesentlich beschleunigt, die einzelnen Innovationsschritte sowie ihre Verbreitung erfolgen schneller, Forschung und Entwicklung (F&E) haben eine größere Bedeutung für den Produktionsprozeß erlangt als bisher. Dies verstärkt die Tendenz zur Internationalisierung der Produktion als globale Strategie der Multis.

Multis weisen in ihrer Unternehmenskultur nach wie vor eine sehr starke Prägung durch das „Mutterland“, von wo es ausgeht und in dem das Headquarter des Unternehmens seinen Sitz hat, auf, sodaß man dann eben von amerikanischen, britischen, japanischen, deutschen usw. Multis sprechen kann.

Demgegenüber ist bei den sog. transnationalen Unternehmen diese Bindung an ein bestimmtes und gleichzeitig kulturprägendes Mutterland weitgehend verloren gegangen. Der Sitz der Unternehmenszentrale wird oft ausschließlich von steuerlichen Gesichtspunkten bestimmt, die bei manchen Multis bisher noch erkennbare nationale Bindung ist dann verschwunden. So hat u. a. etwa der „schwedische“ ASEA-Konzern heute seinen Sitz in der Schweiz, manche andere transnationale Unternehmen haben ihren Sitz auf den Bahamas, Kanalinseln oder in irgendwelchen sonstigen Steueroasen. Die amerikanische Pepsi Cola ist heute in mehr als 114 Ländern vertreten, ihre Produkte werden in 512 Betrieben außerhalb der USA in Flaschen abgefüllt, wobei die Produktion und Administration und das ganze Regionalmanagement nahezu zur Gänze in den betreffenden Ländern liegt. Viele derartige Firmen arbeiten durchwegs mit einem Franchise-System und sind somit nur mehr über ihre Marke und das damit verbundene Know-how präsent. Durch die vertikale Integration können Transaktionskosten eingespart werden, die Verteilung der verschiedenen Produktionsstufen auf verschiedene Standorte und die Internationalisierung der Produktion führen zu intensiven unternehmensinternen Handelsbeziehungen („intra-firm trade“). Im Rahmen ihrer Auslandsaktivitäten investieren die Unternehmungen an den verschiedensten Plätzen, nicht zuletzt um ihre Marktpositionen gegenüber der Konkurrenz zu halten. Überdies können sie sich so in flexibler Weise der Einflußnahme nationalstaatlicher Politik weitgehend entziehen. Während die Multis häufig ein horizontale Konzentrationsbildung verfolgten, zeigen demgegenüber die „transnationalen Unternehmungen“ seit den späten siebziger Jahren eine viel stärkere vertikale Integration, indem in der Güterproduktion auf Vorleistungen anderer Produktionsstätten zurückgegriffen wird (Beispiel: Automobil- und Elektronikindustrie). Die Produktion von Komponenten und Zwischenfabrikaten wurde überdies durch Subunternehmer, die in ein weitgestreutes „just in time“ – System integriert werden, und über Joint Ventures ausgeweitet. Dies hängt damit zusammen, daß die meisten Unternehmen dem zunehmenden versteckten Protektionismus durch ein stärkeres Direktengagement begegnen müssen und zumindest bestimmte Komponenten auch in den Abnehmerländern erzeugen. Wenn z. B. ein japanischer Automobilkonzern 60 Prozent Wertschöpfung in England nachweisen kann, gilt das fertige Produkt als britisches Fahrzeug, und es steht dem japanischen Unternehmen damit der ganze EG-Markt offen. Während sich die Multis der sechziger Jahre von nationalen Großkonzernen lediglich dadurch unterschieden, daß sie in vielen Ländern tätig waren, so operieren die heutigen transnationalen Unternehmungen über alle nationalen Grenzen hinweg ausschließlich nach einem unternehmerischen Nutzenkalkül und in Verfolgung komparativer Vorteile. Die transnationalen Unternehmungen stellen damit aufgrund ihrer globalen Verzweigungen, ihrer Finanzkraft und ihrer Größe eine neue Qualität in der Weltwirtschaftsordnung dar.

## ANMERKUNGEN

- 1 Robert L. Heilbroner, *Business civilization in decline* (New York 1976); Dt.: *Der Niedergang des Kapitalismus* (Frankfurt 1977) 75
- 2 Um nur einige wenige wichtige Beiträge zu nennen: Charles P. Kindleberger, *American business abroad* (New Haven: Yale U. P., 1969); R. E. Rolfe, *The international corporation* (Paris 1969); R. E. Caves, *Multinational enterprise and economic analysis* (Cambridge 1982); Mira Wilkins, *European and North American multinationals, 1870-1914: Comparisons and contrasts*, in: *Business History* 30, 1988, 8-45; N. Hood & S. Young *The economics of multinational enterprise* (London 1979). Kritisch gegenüber dem Konzept der Multis äußert sich u. a. D. K. Fieldhouse, *The multinational: a critique of a concept*, in: *Multinational enterprise in historical perspective*, hg. v. Alice Teichova, Maurice Lévy-Leboyer-Helga Nussbaum (Cambridge U.P. 1986) 9-29; Mark Christopher Casson, *General theories of the multinational enterprise: Their relevance to business history*, in: Peter Hertner & Geoffrey Jones (ed.), *Multinationals: theory and history* (Aldershot 1986) 42-63; B. Bürgermeier & J. L. Mucchielli (ed.), *Multinationals and Europe 1992. Strategies for the Future* (London-New York 1991); Jan H. Klingele, *Die Entwicklung der multinationalen Unternehmen aus Sicht der Internationalisierungstheorie*, in: *Europäische Hochschulschriften, Reihe V: Volks- und Betriebswirtschaft*, Bd. 1169 (Frankfurt-Bern-New York-Paris 1991) bes. 19-34; John H. Dunning, *Changes in the level and structure of international production: the last one hundred years*, in: Mark Casson (ed.) *The growth of international business* (London 1983) 84-139.
- 3 Die Begriffe „international business“, „multinational corporation“, „transnational enterprise“ werden dabei oft als Synonym angewendet, wenngleich eine deutlichere Differenzierung durchaus sinnvoll sein dürfte und im Anschluß auch versucht wird.
- 4 Mira Wilkins (ed.), *The growth of multinationals* (Aldershot 1991) 577 f.
- 5 Wilson, *The Multinational*, 265
- 6 vgl. Rondo Cameron, *France and the economic development of Europe* (Princeton 1961) 372; Lawrence G. Franko, *The European multinationals: A renewed challenge to American and British big business* (London 1976) 3 ff.
- 7 Robert Gilpin, *The political economy of international relations* (New York 1987) 261
- 8 Gilpin (1987) 231 ff.
- 9 Gilpin (1987) 231 ff.
- 10 Die Bezeichnung *Multinational Corporation* wird David E. Lilienthal zugeschrieben, der sie 1960 in einem Vortrag im Carnegie Institute of Technology erstmals verwendete, vgl. Fieldhouse (1986) 9 f.
- 11 Kritisch gegenüber der Politik der Multis: Servan-Schreiber (1967); Louis Turner, *Invisible Empires* (1970); K. Levitt, *Silent surrender: the multinationals and Canada* (1970); C. Tugendhaft, *The multinational* (1971); R. J. Barnett & R. E. Müller, *Global reach* (1974), die einen Zusammenhang zwischen dem Wirken amerikanischer Multis und einer imperialistischen Politik der USA sehen. Indem die Multis eine neue Form der internationalen Arbeitsteilung hervorbringen, die Arbeitskräfte und Ressourcen der unterentwickelten Welt ausbeutet und gleichzeitig zur strukturellen Arbeitslosigkeit in den Industrieländern beiträgt.
- 12 Wilkins, *Growth of multinationals*, 29

- 13 vgl. Ronald H. Coase, *The Nature of the Firm*, in: *Economica*, n. s. 4 (1937), 386-405; Edith Penrose, *Foreign Investment and the Growth of the Firm*, in: *Economic Journal*, vol. 64 (1956), 220-235; Mark Casson (ed.), *The growth of international business*, in: *Economic history review*, second series XXXVI (1983) 668 ff.
- 14 Das Haus Rothschild stellt allerdings eher eine internationale als eine multinationale Firma dar, denn es kooperierten die einzelnen Häuser in Frankfurt, Wien, Paris und London zwar, agierten aber voneinander weitgehend unabhängig und waren nicht einer Zentrale unterstellt.
- 15 Wilkins, *Growth of multinationals*, 5 f.
- 16 Fieldhouse (1986) 24
- 17 Mira Wilkins, *European multinationals in the United States: 1875-1914*, in: *Multinational enterprise in historical perspective*, hg. v. Alice Teichova, Maurice Levy-Leboyer-Helga Nussbaum (Cambridge U.P. 1986) 55-64
- 18 Fieldhouse (1986) 24
- 19 Gilpin (1987) 238
- 20 J. J. Servan-Schreiber, *Le défi Américain* (Paris 1967); Dt.: *Die amerikanische Herausforderung* (1968)
- 21 Fieldhouse (1986) 24
- 22 EG ohne Berücksichtigung der EU-internen Auslandsdirektinvestitionen.
- 23 Geoffrey Jones & Harm G. Schröter, *Continental European multinationals 1850-1992*, in: Geoffrey Jones & Harm G. Schröter (Ed.), *The rise of multinationals in continental Europe* (Aldershot 1993) 326.
- 24 H. Matis & D. Stiefel, *Die Weltwirtschaft. Struktur und Entwicklung im 20. Jahrhundert* (Wien 1991) 208 f.
- 25 W. J. Ethier, *The multinational firm*, in: John H. Dunning (Ed.), *The theory of transnational corporations*, United Nations Library on Transnational Corporations, Vol. 1, S. 258-287; John H. Dunning, *Towards an interdisciplinary explanation of international production*, in: John H. Dunning (Ed.), *The theory of transnational corporations*, United Nations Library on Transnational Corporations, Vol. 1, 387-411; J. N. Behrman, *Some patterns in the rise of the multinational enterprise* (Chapel Hill 1969)
- 26 So etwa Paul Baran & Paul Sweezy, *Monopoly capitalism* (New York 1966); Stephen Hymer, *The international operations of national firms: a study of direct foreign investment* (Cambridge Mass. 1976)
- 27 Th. dos Santos, *The crisis of development theory and the problems of dependence in Latin America*, in: H. Bernstein (ed.), *Underdevelopment and development* (London 1973); Andre G. Frank, *Dependent accumulation and underdevelopment* (London 1978)
- 28 Heilbroner (1977) 78
- 29 R. Vernon, *The product cycle hypothesis in a new international environment*, in: *Oxford bulletin of economics and statistics*, XLI (1979), 255-267





W. FILEK-WITTINGHAUSEN

## *Der Fabriksschornstein oder Gedanken zur Allegorisierung industriellen Schaffens*

*MIT EINEM ÜBERBLICK ÜBER DIE ÖSTERREICHISCHEN  
SPEZIALUNTERNEHMEN IM SCHORNSTEINBAU*

Nicht erst seit 1955, wohl aber erst seit Professor Donald Dudley aus Birmingham in diesem Jahr den Begriff „Industriearchäologie“ schuf und diese – wie es Kenneth Hudson später so treffend formulierte – als „organisierte, zum Fach erhobene Forschung gegenständlicher Überreste vergangener Industrien, insbesondere des Geschichtsabschnittes, der als industrielle Revolution bezeichnet wird“ – in das Blickfeld wissenschaftlicher Forschung rückte, ergänzte die Wirtschafts- und Sozialgeschichte ihr bis dahin fokussiertes Interesse an schriftlichen Überlieferungen um die Beachtung des materiellen Erbes, um die Einbeziehung der materiellen Quellen in ihre Forschungen. Eine Parallelentwicklung zeigte sich bei der Baugeschichte, die ebenfalls erst in den letzten Jahrzehnten die Fabriksarchitektur als fündiges Forschungsgebiet entdeckte.

Bereits vor Dudley wurde insbesondere durch die Denkmalpflege der Wert technischer und wirtschaftlicher Kulturdenkmale entdeckt. Daß Österreich bei dieser Werterfassung keine unwesentliche Rolle spielte ist kaum bekannt. Tatsächlich aber existierte bereits 1925 ein Referat am Bundesdenkmalamt in Wien, das, da es nur ehrenamtlich besetzt wurde, bedauerlicherweise nur ein Schattendasein führte.

Erst 1988 kam es zu einer institutionalisierten wissenschaftlichen Anerkennung der Industriearchäologie durch Schaffung eines Institutes an der Technischen Universität in Wien, wo Industriearchäologie bereits seit 1979 gelehrt wurde (Prof. Manfred Wehdorn). Die Universität Innsbruck folgte bald darauf. Diesen beiden akademischen Stützpunkten ist es zu danken, daß mehrere Regionen bzw. Bundesländer heute ihren Besitz an schätzenswerten Objekten der Wirtschaft und Technik vorzuweisen imstande sind.

Bei diesen Schutzlisten scheinen Mühlen, Bergwerke und Fabriksbauten ebenso auf wie Sägen, Arbeiterwohnhäuser und Unternehmervillen. Nicht eigens erfaßt, aber durch mehrere Blickwinkel der Betrachtung besonders interessant sind dabei die Schornsteinbauten, deren Bedeutung und deren Symbolcharakter diese Arbeit schwerpunktmäßig gewidmet ist.

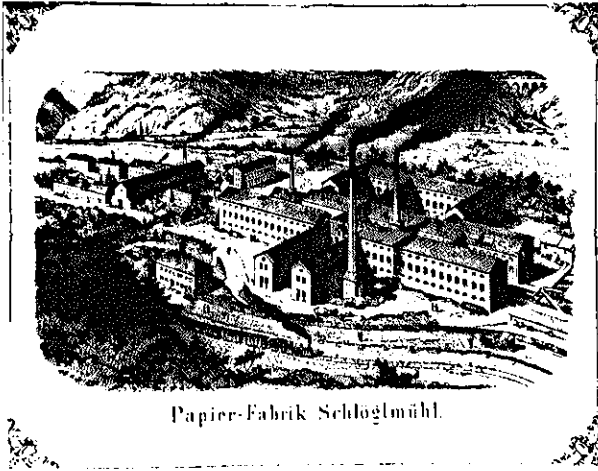
Die Geschichte der Schornsteine im weitesten Sinn ist keineswegs kurz, die Wurzeln des Schornsteinbaus liegen weit vor der Epoche der Industrialisierung. Die Wurzeln gehen auf die Anfänge des Bergbaues zurück, bei dem die Wirkungsweise eines Kamins bei den Belüftungsschächten „entdeckt“ und genutzt wurde.

Wie die industrielle Revolution selbst wesentlich von England ausging, so sind auch die Anfänge des Schornsteinbaus in England zu suchen. Wesentliche, der Produktionssteigerung und dem arbeitsteiligen Herstellungsprozeß dienende Entwicklungen technischer Art haben ihren Ursprung in diesem Land und prägten später die kontinentaleuropäische Industrieentwicklung.

Als wohl bedeutendste dieser Erfindungen ist die Dampfmaschine zu erwähnen, die Nutzbarmachung des Dampfes durch J. Watt für den Produktionsprozeß. Mit der Dampfmaschine wurde aber auch der Schornstein zu einem innewohnenden Teil der Fabriksarchitektur, zu einem Fixpunkt im frühen Industriebau. Der hohe Schlot wurde zu einem Symbol für die den kapitalistischen Produktionsweisen dienenden neuen Bauaufgaben, für die Fabriken. Frühe Definitionen des Begriffes „Fabrik“ sind in diesem Zusammenhang interessant. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurden nämlich Fabriken noch als Betriebe bezeichnet, „bei welchen Feuer und Hammer“, später zusätzlich auch Maschinen, „angewendet werden“ (Wörterbuch der Volkswirtschaft, Jena 1911). So hieß es in dem von Max Geitel herausgegebenen mehrbändigen Werk „Der Siegeslauf der Technik“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig): „Die Esse ist die unvermeidliche Begleiterin der industriellen Feuerung, mag es sich nun um Kesselanlagen oder um Spezialöfen für die Hüttenindustrie, die keramische Technik oder dergleichen handeln.“

Mit der Erfindung und dem folgenden, rasch zunehmenden, Einsatz der Dampfmaschine lösten sich die Produktionsbetriebe auch von der Abhängigkeit von natürlicher Energie bzw. von ihrer, durch die, bedingt durch den Bedarf an Wasserkraft gegebenen Standortgebundenheit. Diese Lösung brachte in der Fabriksarchitektur auch eine Befreiung von der ersten Phase, von einer Epoche der funktionalen Einfachheit und Zweckdienlichkeit von Fabriksbauten hin zur Repräsentation und Selbstdarstellung eines neben dem Adel etablierenden liberalen Bürgertums, des Unternehmerrandes. Die Schornsteine bildeten dabei nicht nur eine Art Kennzeichen der Technik, sie veranschaulichten symbolhaft den Fortschritt der Produktionskräfte. Allein in der Textilindustrie stand der Schornstein in einer gewissen Prestigekonkurrenz mit den sogenannten Wassertürmen, die in dieser Branche Priorität – zumindest aus der Sicht baulicher Vielfalt und Individualität – genossen.

Mit dem steigenden Energiebedarf wuchsen auch die Zahl und die Anforderungen an die Schornsteine der Feuerungsanlagen. Dazu kamen neue Verfahren in der Stahlindustrie, die ebenfalls hohe Schornsteine unerlässlich machten. Sie gehörten zum äußeren Erscheinungsbild eines jeden industriellen Unternehmens.



Papier-Fabrik Schöglmühl.

„Die aufschlußreichste Visualisierung des Mythos der Industrie“, schrieb Bernhard Denscher in seinem Beitrag zur NÖ. Landesausstellung 1989 (Katalog „Magie der Industrie“, Seite 35), „ist das Bild des rauchenden Schlot. Dieses Beispiel zeigt auch am klarsten, welchen Bewertungswandel die industrielle Produktion im Laufe eines Jahrhunderts erfahren hat. In der Selbstdarstellung industrieller Unternehmen war der qualmende Schornstein stets ein uneingeschränkt positives Zeichen für wirtschaftliches Selbstbewußtsein“.

Die angesprochene Selbstdarstellung ist uns vorwiegend durch die Briefköpfe, die künstlerisch gestalteten Geschäftsdrucksorten der Betriebe dokumentiert. Etwa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebt diese Methode der typographischen Präsentation von Unternehmen ihren Höhepunkt. Neben Ornamenten und repräsentativen Schriften ist die Abbildung der Produktions- und Verwaltungsgebäude, eventuell auch die Wiedergabe von Ansichten diverser Zweigwerke und Filialen, ideale Eigenwerbung für Besitz, Wohlstand und Größe. Ergänzend, aber von besonderer Bedeutung, finden sich daneben noch Sinnbilder für Tradition, für Erfolg und Fortschritt. Letztere beiden werden u.a. durch rauchende Schlotte bzw. durch vorbeirollende Eisenbahnarnituren (sinn-)bildlich dargestellt bzw. unterstrichen.

Dem rauchenden Schornstein kommt dabei die wohl bedeutendste Position in der Ikonographie des 19. Jahrhunderts zu. S. Henle \* meint dazu: „auch die nichtallegorischen Fabriksansichten auf Briefköpfen stellen diese Errungenschaften (Schornstein und Lokomotive) des technischen Zeitalters heraus, so daß sie Signalcharakter bekommen.“

\* Henle, Susanne, „Allegorie-Sinnbild-Arabeske“ in: Fabrik im Ornament-Ausstellung des Landwirtschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Westfälisches Museumsamt (Katalog)Münster 1980

# OBERLAUSITZER GEWERBE- UND INDUSTRIE AUSSTELLUNG

VERBUNDEN MIT AUSSTELLUNG FÜR GARTENBAU  
UND LANDWIRTSCHAFT

ZITTAU JUNI BIS SEPTEMBER 1902.



Herr  
**R. Kufiche**

Gewerbl. Heizanlagenfabrik in Chemnitz

wurde für

schickemäße und vorzügliche Ausföhrung, Form und  
architektonische Ausgestaltung eines 35 Meter hohen  
Dampfbohrsteins

die

**Goldene Medaille**

erhielt.

Zittau  
September 1902.

Der  
geschäftsübende Hauptausst.ub.

1902

# R. Kutsche, Chemnitz i. S.

Ingenieur- und Bau-Bureau.



Goldene Medaille Zittau 1902.

Spezialitäten:



Bronzene Medaille Schluckenau 1905.

## Runde Fabrik-Schornsteine

Schornsteinreparaturen ohne Betriebsstörung,  
erhöhen – einbinden – geraderichten – fugen.

Spezial-Schornstein-Konstruktionen und Dimensionen für:  
Eisenwerke, Stahlwerke, Braunkohlengruben, Ziegeleien etc.

## Kessel-Einmauerungen aller Systeme

Economiser – Überhitzer – Aschenfänger – Maschinen-  
Fundamente – Beton-Bau – Schweiß-, Calcini-, Roll-,  
Puddel-, Maetra-, Cupol-, Härte-, Glühöfen – Chamotte-  
steine – Chamottemörtel – Wassermesser – Pyrometer –  
Analysen – Feuerungs-, Anker- und Armaturteile –  
::: Gutachten – Rentabilitätsberechnungen. :::

==== Geschäfts-Niederlassungen: =====

Wien VII/1, Westbahnstraße 29, R. Kutsche.

~~Warschau, Długastraße 50, Rich=Bohne.~~

Warschau, Nowowiejska 5, Leon Stodolski Telephone 19240

Lodz, Spacerowa 17, Bracia Zbijewsky „ 1342



kunst in absolut positivem Sinn als Beispiel proletarischen Fleißes. Ebenso positiv war der rauchende Schlot in der Nachkriegswerbung nach 1945 vertreten: Nun symbolisierte er Wiederaufbau, Wirtschaftswachstum und Arbeit für den Frieden.

Erst die Sensibilisierung der Menschen für Probleme des Umweltschutzes, der Beginn der Grünbewegung auf den politischen Bühnen Europas ließ die Darstellung des rauchenden Schornsteins zum Feindbild werden. Rauch und Qualm wurden mehr und mehr zum Horrorsymbol sterbender Wälder und der unter Luftverschmutzung leidenden Menschheit.

Parallel mit dem Wertewandel des Bildes „Rauchender Schlot“ änderte sich auch die technisch-ökonomische Bewertung des Fabriksschlotes generell. Der Umstieg auf neue Energien in der Feuerungstechnik, die Abkehr von festen zu flüssigen Brennstoffen beispielsweise und der Einsatz moderner Filtertechniken machten die Konstruktion, ja die Existenz, die Weiterverwertung herkömmlicher Schlote fragwürdig, zu kostspielig und zu wenig effektiv. Die Dominanz des Funktionalen verzögerte dabei das drohende Ende der Fabriksschornsteine. Die Höhen der Schlote wurden geringer, Gebläse sorgten für die Entwicklung von Zug in den Schloten, neue Baustoffe eliminierten die Probleme der Zerstörung des Mauerwerks durch Schwefel.

Der Fabriksschlot im klassischen Sinn wurde mehr und mehr zum Denkmal, zur Stele industrieller Frühgeschichte. Traditionsfirmen erhalten heute ihre alten Schlote, ja pflegen sie sogar als werbewirksame Nostalgie (z.B. Ottakringer Brauerei). Andere wieder versuchen sie „durch Kunst wegzutarnen“ (Heizwerk Spittelau).

Das Ende des gemauerten Fabriksschornsteins aus technischer, baulicher Sicht ist jedoch bereits vorprogrammiert. Auch als politisches Symbol hat er seine „Zugkraft“ verloren. Was übrig blieb, ist seine ungebrochene allegorische Bedeutung als Logo für die Industrie generell. Daß dem so ist, ist maßgeblich einem Österreicher zu verdanken, ist das Werk Otto NEURATHS. Der 1882 in Wien geborene Neurath gilt als der Pionier von Isotype (International System of Typographic Picture Education), kurz der einprägsamen Bildstatistik oder des, wie man in den USA die Wiener Entwicklung schon bald zu nennen pflegte, des „Bilder-Esperantos“. Bereits ab 1926 arbeitete Neurath an Möglichkeiten einer visuellen Kommunikation und schuf systematisch für dieses Ziel einsetzbare Bildsymbole. Als Leiter des von der Gemeinde Wien geschaffenen Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums konnte er sich auf seine Arbeit konzentrieren, es entstand die „Wiener Methode der Bildstatistik“, die sich bald schon über die Grenze Österreichs verbreitete und schließlich als Isotype – diese Bezeichnung kam ab 1935 in Gebrauch – weltweite Anerkennung fand. Neuraths Ideen zur Bildstatistik entwickelten sich zur Bildersprache, zum System weltweit verständlicher Bildbegriffe. Innerhalb dieses visuellen Vokabulars spielte der Begriff „Industrie“ natürlich eine ganz wesentliche Rolle. Das Symbol Rauchfang kombiniert mit dem zur Zeit Neuraths bereits weit verbreiteten typischen Fabrikshallendach, dem

Shed- oder Sagedach, schien Neurath und seinen Mitarbeitern aussagekräftig genug, um den Sektor Industrie allegorisch darzustellen, symbolhaft zu dokumentieren. Seit damals ist das Zeichen für Industrie festgeschrieben: Fabriksschlot samt Sheddach, ersterer mit oder ohne Rauch. Es begegnet uns in der Kartographie bei Wirtschaftskarten, in Bildstatistiken und in Wirtschaftsdarstellungen als Symbol für die Sektion Industrie.

Wie immer die Zukunft des Fabrikshotles aussehen mag, als historisches Bauwerk, als Industriedenkmal und als Vorbild für ein graphisches zeitloses Symbol ist seine Bedeutung ungebrochen.

## Die heimischen Spezialisten im Schornsteinbau

Der Pionier auf dem Spezialgebiet des Baues von Fabriksschornsteinen in Österreich-Ungarn war Ludwig Gussenbauer. Die von ihm gegründete, behördlich konzessionierte Spezialbauunternehmung mit Sitz in Wien war nicht nur die erste ihrer Art in Österreich, sondern gilt heute noch als führendes leistungsfähigstes Unternehmen dieses Sektors.

Der Gastwirtssohn Ludwig Gussenbauer, geboren 1853 in Fischau, trat unmittelbar nach Absolvierung der Pflichtschule in die Baufirma Johann Handler (Wien 5) als Lehrling ein. Die Verwirklichung seines Traumes, nämlich im Baugewerbe Karriere zu machen, ging jedoch nicht so reibungslos vonstatten, wie es sich der strebsame Ludwig vorgestellt hatte. 1870 verstarb sein Lehrherr, noch bevor die Freisprechung zum Gesellen stattgefunden hatte. Die nächste Station war die Wiener Baugesellschaft und schließlich die Anstellung, bereits als Geselle, bei Hofbaumeister Anton Oclzelt. Am 1. April 1872 wechselte Ludwig Gussenbauer als Maurerpolier zu Baumeister Josef Kanderer. Während dieses Dienstverhältnisses war Ludwig Gussenbauer erstmals auch mit dem Einbau eines Dampfkessels befaßt, ein Spezialgebiet des Baugewerbes, das den jungen Mann sofort faszinierte. Zu diesem Zeitpunkt reifte auch sein Entschluß, sich diesem Sektor zuzuwenden und sich auf dieses Gebiet zu spezialisieren. Noch aber folgten mehrere Stationen als Polier bzw. Hauptpolier bei verschiedenen Firmen, zuletzt bei Stadtbaumeister Johann Prokop in Wien-Wieden (1883 – 1889).

Am 20. Mai 1889 richtet sodann Ludwig Gussenbauer ein Gesuch um die Konzession für das Maurergewerbe mit Standort Währing an die Bezirkshauptmannschaft Hernald, ein Ansuchen, dem seitens der Behörde auch stattgegeben wurde: der 1. Juli 1889 wurde als Beginn der gewerblichen Steuerpflicht eingetragen.

Die nächsten zehn Jahre widmete sich Ludwig Gussenbauer fast ausschließlich dem Feuerungsbau. Gemäß einer Aufstellung aus dem Jahre 1896 errichtete er bis dahin 7.879 m Schornsteine und hatte er über 13.000 m<sup>2</sup> Kesselheizfläche eingemauert.

Der expandierende Betrieb verließ 1892 den Standort Währing und über-



siedelte in die Schönburgstraße 26 auf der Wieden. Ein Jahr später erhielt Ludwig Gussenbauer familiäre Verstärkung: sein Sohn Ferdinand trat nach Abschluß der Maurerlehre bei Stadtbaumeister Josef Prokop als Bauzeichner in das väterliche Unternehmen ein.

1899 nahm Gussenbauer sen. seinen Sohn als Gesellschafter in die Firma, eine Eintragung des Unternehmens im Handelsregister für Gesellschaftsfirmen erfolgte mit 3. Juli 1900. Bereits drei Jahre später löschte L. Gussenbauer die Firma, um Tage danach die Neueintragung der „Spezialunternehmung für Fabriksschornsteinbau und Einmauerung von Dampfkesseln L. Gussenbauer & Sohn“ zu veranlassen (8. Jänner 1903). Sowohl Vater wie Sohn waren in dieser OHG zeichnungsberechtigt. Da beide Gesellschafter zu diesem Zeitpunkt nicht über eine Baumeisterkonzession verfügten, es aber in der Konzessionsurkunde der neu eingetragenen Firma vorgeschrieben war, daß „die Unternehmung nur unter ausschließlicher Verwendung befugter Gewerblente“ betrieben werden dürfe, verpflichteten Vater und Sohn den Baumeister Johann Maurer als Geschäftsführer mit Gewinnbeteiligung. Mit 13. März 1907 erhielt sodann die Firma L. Gussenbauer & Sohn von der NÖ. Statthalterei die Konzession zum Betriebe des Baumeistergewerbes verbrieft, Ferdinand Gussenbauer hatte zuvor schon die Prüfung zum Maurermeister abgelegt und mit 9. Mai auch die Konzession für dieses Gewerbe erteilt erhalten.

Der Schornsteinboom ließ das Unternehmen in der Folgezeit explosiv wachsen. Der Standort wurde in die Karolinengasse (Wien 4) verlegt und 1910 entschloß sich die Geschäftsführung, den zahlreichen Aufträgen aus Ungarn Rechnung tragend, eine Zweigniederlassung in Budapest zu eröffnen (1916 „übersiedelte“ dieser Zweigbetrieb nach Pressburg).

1914 zog sich Ludwig Gussenbauer altersbedingt aus dem Unternehmen zurück und überschrieb seine Anteile auf Ferdinands Frau Maria, seine Schwiegertochter. Er starb am 1. November 1923 im Alter von 70 Jahren.

Nach Ende des I. Weltkrieges wurde die OHG in eine GmbH. umgewandelt, in die Ferdinands ältester Sohn, Ferdinand d. Jüngere (geb. 1899) als Prokurist eintrat. Eine Rückwandlung, wieder in eine OHG, erfolgte 1926 mit den drei Familienmitgliedern als Gesellschafter. Ferdinand d. J. erhielt im selben Jahr die Baumeisterkonzession (Bescheid 1. Sept. 1926), womit sich die Beschäftigung eines Geschäftsführers erübrigte. Als nächstes Mitglied der Familie trat Ludwig d. J. (geb. 1904), ein Bruder Ferdinands d. J. in das Unternehmen ein. Als sein Bruder 1925 plötzlich verstarb, übernahm er dessen Funktionen und brachte auch wenig später eine Baumeisterkonzession in die Firma ein. 1939 verstärkten zwei weitere Söhne Ferdinands d. Ä., Leopold und Maximilian, die familiäre Firmenleitung. Von diesem Jahr an, bis zum Ende des II. Weltkrieges blieb die Gesellschaft mit 4 Gesellschaftern – Ferdinand d. J. war Anfang des Jahres gestorben – unverändert. 1945 wurde das Unternehmen unter öffentliche Verwaltung gestellt, 1947 diese wieder aufgehoben.

Unter der Geschäftsführung von Baumeister Rohatschek lenkten Maria, Ludwig und Maximilian das Unternehmen durch die Jahre des österreichischen Wiederaufbaus. 1961 wurde dann Maximilian Geschäftsführer. Ihm folgte 1992 Baumeister Ludwig IV., sein Sohn. Seit 1984 unterstützt Elisabeth Gussenbauer, die Ehefrau Maximilians, als Prokuristin die Geschäftsführung. Sie wurde 1993 auch Gesellschafterin.

Dem Ende der gemauerten Hochkamine sieht die Firma Gussenbauer & Sohn gelassen entgegen. Noch beschäftigen das Unternehmen Sanierungsaufträge von alten Fabriksschornsteinen, aber gleichzeitig erfolgt bereits eine Konzentration auf moderne Feuerungstechniken, insbesondere auf dem Gebiet der Müllverbrennung.

Was die geschäftliche Entwicklung der Firma L. Gussenbauer & Sohn betrifft, so wurde 1924 eine zweite Zweigniederlassung (nach Budapest) und zwar in Bielsko (Polen) eröffnet, 1940 eine „Nebenstelle“ in Donawitz. Schon ab der Jahrhundertwende entwickelte sich der Auftragsstand optimal. Von Feber 1903 bis Feber 1908 (für diesen Zeitraum blieb eine genaue Aufstellung erhalten) wurden beispielsweise 460 Kamine fertiggestellt. Ähnliche Erfolgszahlen bestimmten auch die folgenden Jahre. Allein die Kriegsjahre 1918/19 und die Folgen der Wirtschaftskrise der Dreißigerjahre bildeten deutliche Zäsuren in der sonst kontinuierlich steigenden Umsatzentwicklung. Der inzwischen stark gefestigte Ruf des Unternehmens ließ es diese Talsohlen jedoch relativ glimpflich überbrücken.

Die Liste der Auftraggeber ist ein weiterer Beweis der Anerkennung für die Spezialbaufirma. Kaum ein prominenter Industriekonzern Österreichs fehlt in den Auftragsbüchern, dazu kommen die zahlreichen Großaufträge aus dem Ausland, insbesondere aus Ungarn, Kroatien, Bosnien und Rußland.

Auch mit Rekorden kann das Unternehmen aufwarten: Ende der Dreißigerjahre errichtete die Firma den damals höchsten Dampfschornstein Europas für die Lenzinger Zellwolle- und Papierfabriks AG. Den Zuschlag für das 152 m hohe Bauwerk erhielt die Firma Gussenbauer gegen härteste nationale und internationale Konkurrenz.

Unter den, im Betrieb tätigen Familienmitgliedern wirkte als einziger Ferdinand d. Ä. auch im öffentlichen Leben. Im Alter von 30 Jahren (1906) wurde er in den Gemeinderat seiner Heimatgemeinde Perchtoldsdorf gewählt, 1919 zu deren Bürgermeister, ein Amt, das er bis 1921 bekleidete. Neben seiner Tätigkeit im Gemeinderat war Ferdinand Gussenbauer auch Obmann des Ortsschulrates, Direktor der Perchtoldsdorfer Sparkasse und Direktor der lokalen Wohnbaugenossenschaft.

Gegen den Vorsprung, den die Firma L. Gussenbauer & Sohn insbesondere auf dem Gebiet des Schornsteinbaus in Österreich-Ungarn schon bald nach ihrer Gründung erreicht hatte, konnten kaum andere Bauunternehmen konkurrieren. Zwar gab es immer wieder Versuche, den Nachfrageboom nach Errichtung von Fabriksschornsteinen zu nützen, doch nur wenige sich spezialisierende Firmen konnten der Dominanz von Gussenbauer & Sohn ent-

gegentreten. Allein in Linz (Fa. R. Urbanitzky, gegr. 1892) und Graz entstanden Firmen mit längerer Lebensdauer. In Wien gelang es nur der Firma R. Kutsche, den Kampf um Marktanteile erfolgreich aufzunehmen. Ihr zugute kam dieselbe Zielsetzung und Einstellung, die auch Gussenbauer & Sohn praktizierte: gewissenhafteste Ingenieurleistungen, genaueste Berechnungen für dieses Spezialgebiet des Industriebaus. Ursprünglich in Chemnitz (Sachsen) beheimatet und dort bereits als Unternehmer etabliert, gründete Ernst Reinhold Kutsche (geb. 1860) 1899 einen Betrieb in Steyr, um diese Niederlassung 1909 sodann nach Wien zu verlegen (erst Westbahnstraße, ab 1938 Berggasse). Das Unternehmen, das vor allem im Ausland reüssierte, Filialen in Petersburg, Warschau, Berlin, Budapest und Lodz unterhielt, wurde 1945 ebenfalls unter öffentliche Verwaltung gestellt, aus dieser 1947 entlassen. Es existiert heute noch unter Leitung des Gründerenkels.

Weniger erfolgreich war der Etablierungsversuch von Alfons Wilhelm Custodis, der sich als führender Schornsteinbauer in Düsseldorf auch in Österreich Chancen errechnete. Seine Wiener Zweigniederlassung bestand nur kurze Zeit, von 1914 bis 1918.

Auch die Bauunternehmung Oswald Slama hatte im Schornsteinbau nur begrenzte Erfolge. Sie wechselte relativ bald auf den Sektor Eisenbetonbau über und etablierte sich dort zu einem anerkannten Spezialisten.



JANA GERŠLOVÁ

## František Křížík und die böhmische elektrotechnische Industrie

Die Auswirkungen einer forcierten Industrialisierung machten sich auch in den böhmischen Ländern der Habsburgermonarchie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend bemerkbar. Zu diesen Begleiterscheinungen gehörten eine Reihe tiefgehender qualitativer Veränderungen, die die Struktur der Gesellschaft nachhaltig verändern sollten, aber auch eine Fülle von Innovationen in den Organisationsformen der Unternehmen, in Produktionstechniken und -abläufen. Neben einer Weiterentwicklung in den „traditionellen“ Industriezweigen, wie es z.B. die Textil-, Lebensmittel-, Glas- oder Keramikindustrie waren, brachte das Ende dieses Jahrhunderts auch die Einführung einer neuen, geradezu bahnbrechenden Energieform, der Elektrizität, mit sich, die geradezu sinnbildlich den technischen Fortschritt verkörperte. Ihre Anwendung begann in der Telegraphie und Signaltechnik und verbreitete sich dann weiter in das Gebiet der Beleuchtung. Erst am Anfang des 20. Jahrhunderts, nach der Erfindung der Konstruktion des Elektromotors, nach der Lösung der Frage der Übertragung der Elektrizität in größere Entfernungen und nach weiterer Entwicklung der Dampfturbinen, eröffnete sich der Weg der Elektrizität für noch breitere Anwendungsbereiche, als Antriebskraft in der Industrie und im Verkehr. Die Verwendung elektrischer Energie war eine umwälzende Neuerung: die Anwendung der selbstständigen Antriebseinheiten beseitigte die Abhängigkeit der Maschinen von dem bis jetzt fest angebauten Antriebssystem und half so, die Maschinen viel besser und rationeller zu verteilen. Dies ermöglichte sowohl die Entstehung von elektrischen Kraftwerken wie auch die Entwicklung eines weiteren neuen Produktionszweiges, der elektrotechnischen Industrie. Zu den bedeutendsten elektrotechnischen Firmen in den böhmischen Ländern zählten am Ende des vorigen Jahrhunderts die Firmen Křížík und Kolben.

Die Firmennamen gehen auf die Unternehmerpersönlichkeiten Emil Kolben und František Křížík zurück. Aufgrund ihrer divergierenden Vorstellungen in bezug auf die unternehmerische Tätigkeit selbst bzw. auf die unterschiedlichen Anwendungsmöglichkeiten der Elektrotechnik galten sie als erbitterte Konkurrenten. Während Křížík auf den Gleichstrom setzte, galt Kolben hingegen als Pionier des Wechselstroms, und seine Firma in Prag-

Wysočany erzeugte die ersten Elektromotoren auf der Basis des Drehstroms. Sein Unternehmen bildete dann in den 1920er Jahren den Kern einer sehr großen und starken Firma, der Českomoravská-Kolben-Daněk (böhmisch-mährische Kolben-Daněk, AG), die 1927 entstand.<sup>1</sup>

František Křižík wiederum zählte nicht nur in der elektrotechnischen Industrie, sondern generell in Industrie und Gesellschaft der böhmischen Länder zu den größten und bedeutendsten Persönlichkeiten. Es ist schwer zu beurteilen, was er mehr war: Techniker, Erfinder oder Unternehmer. Fest steht, daß er eine der populärsten Unternehmerpersönlichkeiten war, obwohl er nie zu den finanziell erfolgreichsten gehörte. Es gehört auch zu den Paradoxa der Geschichte, daß er im selben Jahr geboren wurde wie zwei weitere bedeutende Persönlichkeiten der Elektrotechnik – Thomas Alva Edison und Paul Nikolajevič Jabločkov. Alle drei strebten nach einem ähnlichen Ziel – die Kenntnisse auf dem Gebiet der Elektrizität zu erweitern und an die Menschen weiterzugeben. In den böhmischen Ländern erfüllte diese Aufgabe František Křižík<sup>2</sup> am besten.

Er wurde am 8.7.1847 in Plánice bei Klatovy (Südböhmen) als Sohn eines Schusters geboren. Das Realgymnasium in Prag absolvierte er unter großen finanziellen Problemen. Das Hochschulstudium an der Prager Technik begann er als außerordentlicher Student, da ihm das Geld für die Matura-Gebühr fehlte. Seine finanzielle Situation versuchte er mit Gelegenheitsarbeiten zu verbessern. Schon früh galt dabei sein besonderes Interesse den technischen Disziplinen. Das Fach Elektrizität, das ihn am meisten anzog, steckte damals noch in den Kinderschuhen. Das erste Zusammentreffen mit den praktischen Problemen eines Berufslebens vermittelte ihm der Uhrmacher Holub, der bei der Firma Kaufmann tätig war. Diese Firma installierte Sicherheitsvorrichtungen für die Eisenbahngesellschaften – die Eisenbahnstrecken waren damals sehr störungsanfällig. Křižík nutzte die Gunst der Stunde und wurde zum ersten Mal in seinem Leben Angestellter. Als Instandhalter der Signalisationsanlagen der Eisenbahn gewann er Erfahrungen auf dem Gebiet der Schwachstromtechnik und entwarf schon damals einige Konstruktionen zur Verbesserung der Anlagen. Sein bald erworbener guter Ruf verhalf ihm auch zur nächsten Arbeitsstelle – er wurde zum Aufseher der Signalisationsanlagen bei der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn und erhielt ein Jahresgehalt von 900 Gulden. Zu seinen ersten Erfindungen gehörte eine Signaleinrichtung, die den Zusammenstoß von Zügen verhindern sollte. Dann war er bei der Mährisch-schlesischen Bahn in Krnov (Jägerndorf) angestellt<sup>3</sup>, später übersiedelte er nach Pilsen.

Der große Impuls im Leben von František Křižík war seine Fahrt nach Paris zur Weltausstellung im Jahre 1878. Zu dieser Zeit galt er bereits als anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der Telegraphentechnik, und in dieser Funktion begleitete er den Direktor der Bahn in Pilsen. Auf dieser Ausstellung stellte der russische Ingenieur Jabločkov zum ersten Mal einen Prototyp seiner Bogenlampe vor. Das Prinzip der Leuchtkohle wies allerdings

noch viele Mängel auf, die Lampe leuchtete unregelmäßig und inspirierte Křížík zu Verbesserungen. Nach vielen Versuchen in der Werkstatt in Pilsen, wohin Křížík damals schon mit seiner eigenen Familie übersiedelt war, konstruierte er seine eigene Bogenlampe nach den Prinzipien der elektromagnetischen Regeltechnik. Mit seiner Erfindung nahm er an der Weltausstellung in Paris im Jahre 1881 teil, einer Leistungsschau des technischen Fortschritts. Alle, die auf technischem Gebiet Rang und Namen hatten, hatten sich in Paris versammelt. Graham Bell präsentierte seine Konstruktion eines Telephons, Werner Siemens seinen Dynamo, Thomas Alva Edison seine Glühbirne. Jede technische Neuigkeit hat ihre Verteidiger, aber auch vehemente Gegner. Zur Zeit der Ausstellung wurde das elektrische Licht beispielsweise noch heftig von der Presse kritisiert. So schrieb die Kölnische Zeitung: „Das elektrische Licht muß man verbieten. Erstens aus theologischen Gründen – nach Gottes Gebot soll es in der Nacht dunkel sein, zweitens aus hygienischen Gründen – das Licht ermöglicht den Leuten, sich die Nacht um die Ohren zu schlagen und verursacht so Schnupfen, Husten und wer weiß noch Schlimmeres. Drittens, aus philosophischen Gründen – die Beleuchtung lähmt die Moral...“<sup>4</sup>

František Křížík bekam für sein Modell einer Bogenlampe in Paris 1881 die goldene Medaille zugesprochen. Danach folgten viele Angebote von ausländischen Gesellschaften mit Sitz in Frankreich oder England, die darin resultierten, daß man die Patentrechte kaufte. František Křížík gewann so das Startkapital, das er zur Gründung einer eigenen Firma dringend benötigte. Zuvor mußte Křížík aber noch einen unangenehmen Rechtsstreit hinter sich bringen, und zwar mit der deutschen Konkurrenzfirma Siemens-Halske<sup>5</sup>. Křížík gewann, es zeigte sich, daß seine Lösung keine Kopie, sondern eine wirkliche Innovation war, und er erhielt dann auch das Reichspatent mit der nachträglichen Geltung zuerkannt.

Im Jahre 1884 übersiedelte seine Firma von Pilsen nach Prag. Zum Grundprogramm der Erzeugung seiner Firma gehörte immer noch die Produktion der Bogenlampen. Bald begann Křížík aber auch mit der Erzeugung von Dynamos nach eigenen Konstruktionsprinzipien und baute kleine Kraftwerke. Als erster in den böhmischen Ländern nahm er die Erzeugung von Zierleuchtern auf, womit er die schwierige finanzielle Lage der Firma aufzubessern versuchte. So erregte beispielsweise der Leuchter mit 200 Glühlampen, den er für den großen Saal des Gebäudes auf der Prager Insel Žofín produzierte, große Aufmerksamkeit.

František Křížík lieferte die Beleuchtung für eine Vielzahl von Zucker-, Maschinenbau- und Textilfabriken sowie Bierbrauereien. Zu den von ihm ausgeführten Projekten gehörten die Beleuchtung der Zuckerfabrik in Židlochovice, des Theaters in Pilsen sowie der Maschinenbaufirma Daněk in Prag-Karlín. Křížík war auch Vorreiter der Ausnützung der Wasserenergie – im Jahre 1887 errichtete er die sogenannte „elektrische Station“ in Písek. Die Firma Křížík erlangte daraufhin die Konzession zur Anlage der Beleuchtung

dieser Stadt und handelte sich derart Ruhm aus Wien ein: Im Jahr 1888 besuchte Kaiser Franz Josef I. Pisek und lobte die Konstruktion.

Wenden wir uns kurz einem weiteren aufsehenerregenden Projekt Křížíks zu: Die Beleuchtung in dem neu errichteten Gebäude des Nationaltheaters in Prag zu planen und auszuführen, war ein langgehegter Traum von Křížík. Beim Ausschreibungswettbewerb um die Beleuchtungsinstallation standen sich zwei Firmen gegenüber – Křížík, der bereits für die Beleuchtung der Baustelle des Nationaltheaters zuständig war, und die „Commanditgesellschaft für angewandte Elektrizität Bruckner und Ross“. Křížík schrieb damals: „Ich verstand es als selbstverständlich, daß diese Arbeit nur ein Tscheche machen konnte. Es wäre für mich die höchste Ehre gewesen, zudem wollte ich auch auf Patenthonorare verzichten.“<sup>66</sup> Den Auftrag erhielt aber die deutsche Firma. Doch das Schicksal stand auf Křížíks Seite. Bei der Premiere versagte die Beleuchtung, die Konstrukteure waren Spott und Schande ausgesetzt. Křížík konnte triumphieren, er wurde für die Reparatur herangezogen und für die nächsten dreißig Jahre mit der Aufsicht der Beleuchtung des Nationaltheaters beauftragt.

Das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts war die Zeit der großen internationalen Warenausstellungen. Auch Prag wollte nicht zurückstehen. Im Jahre 1876, anlässlich der Krönung Kaisers Leopold des II. zum böhmischen König, hatte in Prag die erste Industrie-Ausstellung in Europa stattgefunden. Hundert Jahre später, im Jahre 1891, bereitete man die Jubiläumsausstellung vor.<sup>67</sup> Dabei spielte František Křížík eine wesentliche Rolle: Er saß im Vorbereitungsausschuß, agierte als Chef der Bausektion und errichtete einen elektrotechnischen Ausstellungspavillon. Doch die größte Aufmerksamkeit erregte eine andere seiner Konstruktionen, die sogenannte Křížík-Fontäne. Die Mehrheit der Besucher der Ausstellung verließ das Ausstellungsgelände erst nach der Abendvorstellung der „Fontaine lumineuse“. Die farbigen Fontänen, die mit Hilfe einer Dampfmaschine eine Höhe von 25 Metern erreichten, wurden dabei noch von starken Scheinwerfern angestrahlt. Die Besucher reagierten begeistert.

Mit dem Namen František Křížík ist noch eine weitere Pionierleistung verbunden, nämlich Anlage und Bau der ersten Straßenbahn der böhmischen Länder, die ebenfalls auf die schon erwähnten Jubiläumsausstellung in Prag zurückgeht. Die elektrische Bahn beförderte die Gäste aus dem Stadtviertel Letná zum Ausstellungsgelände. Damals mußte Křížík gerade einen weiteren Rechtsstreit austragen, und zwar mit dem Belgier Otlet, der die Pferdetramway in Prag betrieb. Es ging um die Verteidigung seiner Konzession in Prag. Das Gericht entschied für Křížík – die Elektrizität konnte nun endgültig in Prag Einzug halten.

Křížík konstruierte im Jahre 1899 eine schienengebundene Straßenbahn und konnte dabei auf seine beruflichen Erfahrungen mit dem Eisenbahnbau zurückgreifen. Im Jahr 1902 begann er, die erste längere elektrifizierte Strecken zu bauen – er wählte die Verbindung zwischen den Städten Tábor und



Bechyně. Ursprünglich war auf dieser Strecke Dampfbetrieb vorgesehen. Für diese Strecke plante Křížík die Anwendung einer außerordentlich hohen Spannung, 1.400 Volt. Es war die erste elektrisch betriebene Strecke in Österreich-Ungarn, die dementsprechend großes Interesse weckte. Křížík nahm auch an dem Wettbewerb um die Elektrifizierung der Wiener Stadtbahn teil und entwarf dafür eine nach den modersten Konstruktionsprinzipien konzipierte Lokomotive mit Doppelmotor. Wien wollte aber seine Bahn nicht.

Die finanzielle Lage des elektrotechnischen Unternehmens Křížík war – wie bei allen anderen Unternehmen – stark von der jeweiligen Auftragslage abhängig. Im Jahre 1894 übersiedelte die Firma aus von Křížík nur gemieteten Räumlichkeiten in eine eigene, neu errichtete Fabrik in Prag-Karlín. Damals hatte die Firma schon fast hundertfünfzig Mitarbeiter. Die neue Fabrik war modern ausgestattet, es war ihr jedoch kein langes Leben beschieden, nur drei Monate nach der Eröffnung des Betriebes brannte sie aus. Nach mehreren Monaten konnte die Produktion zwar wieder aufgenommen werden, die finanzielle Lage war jedoch aufgrund der Feuerkatastrophe schwieriger geworden.

Wie in der Einleitung bereits angedeutet, gehörte Emil Kolben, der im Gegensatz zu Křížík auf den Wechselstrom und dessen vielfältige Anwendungsmöglichkeiten baute, zu den größten Opponenten Křížíks in Böhmen. Den Wettbewerb mit Křížík um den Bau des Elektrizitätswerkes der Hauptstadt Prag in Holešovice gewann Kolbens Firma. František Křížík erinnert sich daran in seinen Memoiren mit Bitterkeit: „Meine offene Opposition gegen den Wechselstrom mit der hohen Spannung und auch meine Kritik der offiziellen Forderungen für den ersten Bau der Elektrozentrale gewannen keine Vertretung in den offiziellen Kreisen, die über den Wettbewerb entschieden. Für die erste Phase des Aufbaus des Elektrizitätswerkes wurde der Bau aller Generatoren der Firma Kolben übergeben (für die Summe von 93.000 Gulden), ebenso die Einrichtungen der beiden Nebenstationen bei Karlov und auf der Prager Kleinseite ( für 38.000 bzw. 71.000 Gulden). Auch die erste Erweiterung dieser Elektrozentrale wurde von der Firma Kolben durchgeführt...“<sup>8</sup>

František Křížík hielt sich selbst nicht für einen Erfinder. Er behauptete in der ihn auszeichnenden Bescheidenheit, daß er nur bereits existierende Einrichtungen verbessere. Vielleicht hatte er damit recht, doch vom ersten physikalischen Versuch bis zur erfolgreichen technischen Anwendung in der Praxis ist es manchmal ein komplizierter und langer Weg. Und gerade diesen Weg erfolgreich besritten zu haben, darin liegt die große Bedeutung dieser Persönlichkeit. Er war ein Unternehmer, der aus Notwendigkeiten heraus handelte. Er war darüber hinaus der leitende technische Direktor seines Unternehmens, und ihm oblag die Finanzgebarung der Firma, es war er, der mit den Banken verhandeln mußte. Bei zahlreichen Projekten verlor er viel Geld, weil er nach seinen eigenen Ansichten gerade letzteres nicht konnte, ihm die Fähigkeit des kühlen Rechners fehlte. Im Jahre 1917 wurde seine Firma in

die Form der Aktiengesellschaft umgewandelt, führend dabei war die Pražská úvěrní banka (Prager Creditbank), und Křížík trat in der Folge von seinen Funktionen in der Firma zurück. Damals endete seine elektrotechnische Karriere, obwohl er erst im Jahre 1941 starb. Er blieb Mitglied vieler Vereinigungen wie z. B. der Freimaurerloge und war weiter in einer Reihe von Verwaltungsräten vertreten. Der berühmte böhmische Schriftsteller Jan Neruda schrieb über Křížík: „Er hatte zwei Mängel. Er war kein Händler, und er war zu bescheiden. Mit einem Wort – er war ein Böhme.“

Noch ein letztes Mal trat er aus seiner Zurückgezogenheit in das öffentliche Leben. Zu Weihnachten 1937, in der Zeit der bereits drohenden faschistischen Gefahr, hielt er mit Karel Čapek, dem böhmischen Schriftsteller, eine berühmte Rede im tschechischen Rundfunk. Es war eine Botschaft an alle Leute mit gutem Willen. Křížík sprach in seinem Redeteil den großen Albert Einstein an: „Professor Einstein, wir sind so entfernt, und doch so nahe. Ich glaube, daß die Wissenschaft dazu beitragen soll, daß alle Leute und Völker sehr nahe sind. Die Menschheit muß doch einmal begreifen, daß sie der Liebe verpflichtet ist.“ František Křížík starb am 22.1.1941, er war 93 Jahre alt.<sup>9</sup>

Unter den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie war die Tschechoslowakei trotz aller durch die wirtschaftliche Desintegration bedingten Schwierigkeiten wohl der mit den meisten Kapazitäten für ein Industrieland ausgestattete Staat. Zu einer Wachstumsbranche nach 1918 entwickelte sich die elektrotechnische Industrie, einer der modernsten Industriezweige und geradezu ein Symbol der Weiterentwicklung des technischen Fortschritts<sup>10</sup>. Für den neuen Staat war insbesondere die Errichtung von Elektrizitätswerken lebenswichtig. Der Bereich der Starkstromelektrotechnik, d. h. die Produktion elektrischer Maschinen, vor allem von Elektromotoren und Generatoren, entwickelte sich am intensivsten. Ihre Produktionskapazität war dabei weit größer als die Bedürfnisse der tschechoslowakischen Industrie, man mußte oder konnte in diesem Bereich daher viel exportieren. Die elektrotechnische Produktion konzentrierte sich vor allem auf die größten Maschinenbaukonzerne, wie z.B. die Škoda-Werke<sup>11</sup>. Zu einem der größten Produzenten entwickelte sich die elektrotechnische Abteilung der Firma Českomoravská Kolben-Daněk (Böhmisch-mährische Kolben-Daněk, später ČKD), die dadurch die Aufmerksamkeit internationaler Großkonzerne, wie der amerikanischen Westinghouse Electric Co. und der deutschen Firma Siemens und Halske, weckte. Siemens kontrollierte in der Tschechoslowakei noch eine Reihe weiterer elektrotechnischer Gesellschaften.<sup>12</sup> Im Jahre 1922 übergab Westinghouse Electric der Firma ČKD die Produktionslizenzen aller Erzeugnisse, was endgültig die engen Bindungen an diese internationale Gemeinschaft festigte.

Auch die Křížík-Werke, die zweitgrößte elektrotechnische Firma, gerieten in den Blickwinkel internationaler Elektrokonzerne. Am wichtigsten unter ihren ausländischen Geschäftsverbindungen war die amerikanische Ge-

neral Electric Company, in Frankreich knüpften die Gesellschaft Als-Thom und in Deutschland die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (AEG) engere Kontakte. Im Jahre 1933 kam es zur Fusion der Firma Křižík mit der Firma Chaudoirový kovodělné závody (Chaudoir-Metallwerke).

Die Anteile des ausländischen Kapitals waren auch in anderen Firmen der tschechoslowakischen Elektroindustrie gewichtig. So war schweizerisches Kapital in einigen Elektrowerken zu finden, Brown Boveri beispielsweise wies eine eigene Vertretung in der Tschechoslowakei auf. Ein weiterer wichtiger Investor war der amerikanische Konzern International Standard Electric Corporation.<sup>13</sup>

Die Produktpalette der elektrotechnischen Produktion hatte sich kontinuierlich erweitert, einige neue Bereiche erwiesen sich für die tschechoslowakische Wirtschaft der Zwischenkriegszeit als von großer Bedeutung. Dazu gehören die Produktion von Meßgeräten, Isolierungsanlagen, elektrotechnischen Geräten für die Industrie, für Haushalte, Laboratorien usw. Als Beispiel kann die Produktion von Glühlampen dienen.<sup>14</sup> Unter den tschechoslowakischen Produzenten sind z. B. die Unternehmen „Elektra, akciová továrna na žárovky“, a.s., (Elektra Glühlampenfabrik AG) bzw. „Lux, továrna na elektrické žárovky (Lux, elektrische Glühlampenfabrik) in Prag zu nennen. Die Firma „Osram, a.s., továrna žárovek“, a.s., (Osram Glühlampenfabrik AG) in Prag war die Tochtergesellschaft der Berliner Gesellschaft Osram, auch eine Vertretung der holländischen Firma Philips fand sich in Prag.

Sehr positiv entwickelte sich in der Tschechoslowakei auch die Schwachstromindustrie, vor allem die Produktion von Telephon- und Telegraphenapparaten. Von großer Bedeutung war das Unternehmen „Telegrafia, Československá továrna na telegrafy a telefony, a.s.“ (tschechoslowakische Telegraphen- und Telephon-Fabrik, AG) mit dem Hauptkapitalanteil von der Agrarbank und des Staates. Es baute vor allem die großen Telephonzentralen und erzeugte später weitere Schwachstromerzeugnisse, wie z.B. Eisenbahn-, Armee- und Radiogeräte bzw. -armaturen. Weiters anzuführen sind z. B. die Firmen „Radiotechna, a.s., Prag“ oder „Eta“, elektrotechnická továrna, a.s. (elektrotechnische Fabrik, A.G.). Am Ende muß man noch die Industrie der Akkubatterien und der Sammlerzellen anführen. Die Tradition dieser Erzeugung entstand in der Stadt Slaný. Die Firma „Pála a spol., akciová továrna elektrických článků a baterií“ (Aktienfabrik elektrischer Elemente und Batterien) war die erste in der Tschechoslowakei, die diesen Produktionszweig aufnahm.

Obwohl die Anteile des ausländischen Kapitals verhältnismäßig groß waren, zeigte sich in verschiedenen Analysen, daß die tschechoslowakische elektrotechnische Industrie selbst doch stark genug war, um von den internationalen Monopolen und Kartellen zumindest respektiert zu werden. Dies hing sicherlich auch mit der lang zurückreichenden Tradition der Elektrotechnik in den böhmischen Ländern zusammen, als deren vielleicht wichtigster Pionier Křižík gelten kann.

## ANMERKUNGEN:

- 1 Die Firma Kolben, AG, blieb auch nach ihrer Umwandlung in eine AG im Einflußbereich der Prager Živnostenská banka (Gewerbebank).  
Im Jahre 1921 kam es zur Fusion mit der Prager Firma „První českomoravská strojírna, a.s.“ (Erste böhmisch-mährische Maschinenbaufabrik AG), die ebenfalls zur Interessensphäre der Gewerbebank gehörte. Im Jahre 1927 fusionierte sie sich mit der Firma „Akciová společnost strojírna, dříve Breitfeld-Daněk a spol.“ (Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft, vorm. Breitfeld, Daněk & Co.). Näheres dazu in: Trh československý. Obchodní a živnostenská komora Praha, 1928, S.274 ff.
- 2 Die Grunddaten zum Lebenslauf in: Ottův slovník naučný, Teil 15, S.218-219 Masarykův slovník naučný, Teil IV., S. 219; Biografický slovník Slezska a Severní Moravy. Nr. 6., S.68-69.
- 3 Zu seinem Aufenthalt in Krnov vgl. Artikel František Křížík in Krnov. Krnovsko, 1958, Nr. 9, S.13-14.
- 4 Aus der tschechischen Übersetzung siehe Jáchim, F.: František Křížík. Historický obzor, 1995, Nr. 2, S.41.
- 5 Jilek, F.: Zrození velkých vynálezů. Praha 1988, S. 314 ff.
- 6 Křížík, F.: Paměti (Memoiren). Zpracoval a vydal V. List. Praha 1952.
- 7 Näher z. B. Hlavačka, M.-Kolár, F.: Jubilejní výstava 1891. Slovo k historii. Praha 1991.
- 8 Siehe Anm. 6. Zu dieser Frage schrieb auch F. Křížík „Jak řešiti otázku pražských elektráren“ (Wie löst man die Frage der Prager Elektrizitätswerke). Prag 1897.
- 9 Nähere Details zur Persönlichkeit von F. Křížík z. B. Mansfeld, B.: Z galerie českých techniků. Praha 1948, S.48 ff.; Živá minulost naší techniky. Praha 1954, S.116 ff.
- 10 Näher Geršlová, J.: Vyvoj průmyslového a obchodního podnikání v českých zemích od konce 19. století do r. 1938. (Die Entwicklung der Industrie- und Handelsunternehmen in den böhmischen Ländern seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bis 1938). Habilitační práce. Karviná 1995, S.69 ff.
- 11 Die elektrotechnische Erzeugung der Škoda-Werke war ein großer Konkurrent der deutschen und schweizerischen Konzerne.
- 12 Z. B. die Firma „Elektrotechna, a.s. pro slaboproudou techniku Praha“ (Aktiengesellschaft für die Schwachstromtechnik) oder „Siemens, a.s. pro výrobu elektrických zařízení“ (Aktiengesellschaft für die Erzeugung der elektrischen Anlagen).
- 13 Sehr interessant schildert diese internationale Verbindungen A. Teichová: Mezinárodní kapitál a Československo v letech 1918 – 1938. (Das internationale Kapital und die Tschechoslowakei in den Jahren 1918-1938). Praha 1994, S.140 ff.
- 14 A. Teichová analysiert hier als Beispiel das internationale Glühlampenkartell.
- 15 Andere Firmen mit einer kurzen Schilderung in: Průmysl-Zemědělství-Obchod v ČSR. Obchodní a průmyslový trh v Československu. (Industrie-Landwirtschaft-Handel. Handels- und Industriemarkt in der Tschechoslowakei). Praha 1937.

ALICE TEICHOVA

*Der tschechische Unternehmer in der  
Zweiten Tschechoslowakischen Republik  
(1. 10. 1938-15. 3. 1939) und im  
,Protektorat von Böhmen und Mähren'  
(16. 3. 1939-9. 5. 1945)\**

Zwischen den Weltkriegen spielte das tschechoslowakische Unternehmertum eine bedeutende Rolle als wichtige Verbindung zwischen den westlichen, besonders britischen und französischen, Wirtschaftsinteressen und dem südosteuropäischen Raum. In dem sehr kurzen Zeitraum zwischen September 1938 und März 1939 wurde die Tschechoslowakei zerstückelt, ihre Rolle in der internationalen Wirtschaft zerstört und die verschiedenen Teile ihrer früher integrierten Wirtschaft dazu bestimmt, letztlich den deutschen Kriegsvorbereitungen zu dienen. Von der Industrieproduktion der früheren Tschechoslowakei entfielen auf die einzelnen Gebiete: 70% auf das ,Protektorat von Böhmen und Mähren', 22% auf die Grenzbezirke, die von den deutschsprachigen Bewohnern ,Sudetenland' genannt wurden, die jedoch vom Münchener Abkommen bis zum Ende des Krieges in Gaue des Deutschen Reiches umgenannt wurden, und 8% auf die Slowakei. Das ,Protektorat' und das ,Sudetenland' wurden wirtschaftlich in das Deutsche Reich eingegliedert. Für die deutsche Kriegswirtschaft war das ,Protektorat' der wichtigste Teil der vormünchener Tschechoslowakei, weil es einen viel höheren Anteil an der Gesamtproduktion von Brennstoffen, Eisen und Stahl und an der Maschinenbauindustrie aufwies, während das ,Sudetenland' einen relativ höheren Anteil an der Produktion der Textil- und anderen Leichtindustrien hatte.

Tabelle 1:

	Protektorat: Beschäftigte in der Industrie (in Tausend)					Änderung in %
	Sept. 1941	Durch- schnitt 1942	Durch- schnitt 1943	Durch- schnitt 1944	März 1945	
<b>Metallherstellung und -verarbeitung</b>	314	347	429	514	512	plus 63
<b>Chemie</b>	32	37	42	44	41	plus 37
<b>Holz, Sägemühlen und Papier</b>	60	61	66	63	62	plus 5
<b>Textilien, Leder und Bekleidung</b>	130	128	125	117	113	minus 10
<b>Erde, Keramik und Glas</b>	66	53	50	48	40	minus 27
<b>Andere Industrien und Bauwesen</b>	128	119	118	115	112	minus 10
<b>Beschäftigung insgesamt<sup>1</sup></b>	730	745	830	901	880	plus 23

<sup>1</sup> Außer Bergbau, Elektrizität, Gas und Wasser.

Quelle: Dokumentarischer Bericht des tschechoslowakischen Finanzministeriums und Haushaltsrede 1946 von Dr. Vávro Šrobár (Prag, 1946).

Aus statistischen Unterlagen geht hervor, daß die Industrieproduktion im Gebiet des ‚Protektorats‘ 1941 etwa ebenso hoch war wie 1937, und die Wachstumsrate von Mitte 1941 bis Anfang 1944 größer war als vorher (vgl. Tabelle 1)<sup>2</sup>. Dies hängt auch damit zusammen, daß die tschechischen Regionen als Orte relativer Sicherheit betrachtet wurden, die sich für die Verlegung und Fortentwicklung der Industrie in den Jahren 1941 bis 1944 eigneten, wie aus Tabelle 2 hervorgeht. Eine grobe Schätzung anhand der Beschäftigungszahlen ergibt, daß die tschechischen Gebiete mit etwa 9 bis 12% an der gesamten Industrieproduktion des Dritten Reiches während der Kriegsjahre beteiligt waren, daß ihr Anteil aber, relativ gesehen, von 1941 bis 1944 beträchtlich stärker anstieg als der irgendeines anderen Gebietes, trotz der Tatsache, daß die Produktivität sank. Die Zunahme erfolgte am schnellsten in der metallverarbeitenden und der Maschinenbauindustrie; sie schlug sich in der Expansion der Waffenproduktion nieder, die nach reichsdeutschen Vorbildern organisiert wurde. Insgesamt gesehen vermitteln die aggregierten statistischen Daten den Eindruck, daß die Unternehmer die gleiche Geschäftspolitik verfolgten wie vor 1938 und sich an die politische Realität anpaßten, daß sie sich aber, im Gegensatz zur Vorkriegszeit, gegenüber ihren deutschen Geschäftspartnern in einer schwächeren Position befanden als gegenüber ihren ehemaligen westeuropäischen, hauptsächlich französischen und englischen Partnern.

Durch Unterordnung unter deutsche Gesetze und unter deutsche Forderungen und Anweisungen konnten sie bis zu einem gewissen Grad am Wirtschaftsleben und an der Kriegsproduktion des ‚Protektorats‘ teilnehmen. Die Einkommensstatistiken für die Zeildauer des ‚Protektorats‘ scheinen dies zu bestätigen (siehe Tabelle 3). Eine Aufschlüsselung des Sozialprodukts nach seiner Verteilung zeigt, daß der Anteil der Arbeitseinkommen mit steigender Beschäftigung stieg und daß der Anteil der Unternehmereinkommen fast gleich blieb, während der Anteil der Vermögenseinkommen fiel.

Tabelle 2 ‚Großdeutschland‘ einschließlich Protektorat<sup>a</sup>:  
Beschäftigung in der Industrie 1941-44

	Veränderung in %		Anteil a.d. Gesamtzahl(in %)	
	1941-44		1941	1944
Deutschland:				
Gebiet von 1937 <sup>b</sup>	minus	1	87	82
davon ehemaliges Gebiet der DDR <sup>c</sup>	plus	10	24	26
übriges Deutschland	minus	4	63	58
Österreich	plus	22	5	6
Tschechische Gebiete <sup>d</sup>	plus	40	9	12
davon Protektorat	plus	23	7	8
davon Sudetenland	plus	89	2	4
‚Großdeutschland‘ insgesamt	plus	4	100	100

<sup>a</sup> Die einverleibten polnischen Gebiete ausgenommen.

<sup>b</sup> Vgl. R. Wagenführ, Die deutsche Industrie im Kriege 1939-45, Berlin 1963.

<sup>c</sup> Vgl. D. Petzina, Autarkiepolitik im Dritten Reich. Stuttgart 1960, S. 188-189.

<sup>d</sup> Außer Teschen und Umgebung.

Quelle: Die obige Tafel ist entnommen aus E. A. Radice, Economic Changes in Eastern Europe 1939-44, Papers in East European Economics, 12, Oxford 1972.

Tabelle 3:  
Einkommensverteilung in Böhmen und Mähren (in % des Bruttosozialprodukts)

	1939	1940	1941	1942	1943
1. Arbeitseinkommen	54,0	57,6	58,6	62,0	61,7
2. Unternehmereinkommen	34,4	32,5	33,3	30,6	31,5
3. Vermögenseinkommen (Mieten und Zinsen)	11,6	9,9	8,1	7,4	6,8

Quelle: J. Krejčí, Aggregate Analysis of the Bohemian-Moravian War Economy, Papers in East European Economics, 13, Oxford 1972, S. 7.

Die tschechoslowakischen Unternehmer waren intensiv damit beschäftigt, ihre Verbindungen zu Großbritannien und Frankreich aufrechtzuerhalten; sie bemühten sich nicht nur darum, ein Abfließen des englischen und französischen Kapitals zu verhindern, sondern versuchten, auch westeuropäische Anleger zu neuen Investitionen zu bewegen. Die drastischen politischen Veränderungen in der Tschechoslowakei von September 1938 wirkten sich nachhaltig auf die tschechischen Unternehmer aus. Ihre Geschäftsverbindungen zur internationalen Wirtschaft rissen ab und wurden, wo immer dies möglich war, durch Beziehungen zu deutschen Unternehmern ersetzt. Das Maß ihrer Isolierung vom Westen wird demonstriert durch die Tatsache, daß die Rangordnung ausländischer Investoren in den besetzten tschechischen Gebieten in knapp zwei Jahren umgekehrt wurde. Wenn man das Ergebnis von Schätzungen für das Ende des Jahres 1937 (vgl. Tabelle 4) mit den Ergebnissen einer statistischen Erhebung konfrontiert, die von der deutschen Besatzungsmacht für das Ende des Jahres 1940 im ‚Protektorat‘ angeordnet wurde (vgl. Tabelle 5), ergibt sich folgendes Bild:

Tabelle 4: Direkte ausländische Kapitalinvestitionen in tschechoslowakischen Unternehmen (Industrie, Handel und Banken), 31. 12. 1937  
 Gesamte ausländische Beteiligungen Kč 3,191.904,00 – 100% (Ausländische Investitionen beliefen sich auf 27% der gesamten Kapitalinvestitionen)

Herkunftsland ausländischer Investitionen	Prozentsatz
Großbritannien	30,8
Frankreich	21,4
Österreich	13,1
Holland	8,8
Deutschland	7,2
Belgien	7,1
Schweiz	4,5
USA	3,5
Italien	2,2
Schweden	0,9
Ungarn	0,5
Insgesamt	100,0
Westeuropäische langfristige Investitionen	68,1

Quelle: A. Teichova, *An Economic Background to Munich. International Business and Czechoslovakia 1918-1938*, Cambridge 1974, S. 40-49.



Tabelle 5: Direkte ausländische Investitionen in Industrie und Bankwesen in Böhmen und Mähren (von den Deutschen besetzte Gebiete) am 31. 12. 1940

Herkunftsland ausländischer Investitionen	Prozentsatz
Deutsches Reich	47
England	34
Schweiz	7
USA	4
Frankreich	1,5
Slowakei	1,3
Schweden	4
Gesamt der ausländischen Investitionen	100

Quelle: Archiv Státního úřadu statistického – Koncernové šetření.

Während Großbritannien und Frankreich Ende 1937 den ersten und zweiten Platz unter den Ländern einnahmen, die in die tschechoslowakische Wirtschaft investierten (Großbritannien 30,8% und Frankreich 21,4%, zusammen 52,2% aller ausländischen Investitionen), so nahm Ende 1940 das Deutsche Reich mit 47% den ersten Platz ein, obwohl es vor dem Krieg nur an fünfter Stelle gestanden hatte. Sogar die 34%, die in Tabelle 5 für England aufgeführt sind, stellen in deutsche Treuhänderschaft übernommenen Feindbesitz dar, hauptsächlich in der Hand der Hermann Göring Werke.

Die tschechoslowakische Historiographie hat den sozialen Fragen, dem Widerstand gegen die deutsche Okkupation und der ökonomischen Ausbeutung der tschechischen Industrie und Landwirtschaft zwischen 1939 und 1945 ihre Hauptaufmerksamkeit gewidmet und sich nur marginal mit der Rolle des Unternehmers während der deutschen Besatzung befasst. Generell, und besonders in der bisher umfassendsten Arbeit von Václav Král<sup>3</sup> über Fragen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung in den Tschechischen Ländern während des Zweiten Weltkrieges, werden die Unternehmer mit der tschechischen Bourgeoisie identifiziert. Daher ist wenig Raum für eine Differenzierung geblieben, obwohl das reichliche Quellenmaterial, auf das sich auch Král beruft, auf äusserst komplexe sozialwirtschaftliche Verhältnisse hinweist, sowohl innerhalb der tschechischen Gesellschaft selbst als auch im Bereich der Beziehungen zwischen Besetzern und Besetzten. In Králs Interpretation wird die tschechische Bourgeoisie beschuldigt, das Ende der Ersten Tschechoslowakischen Republik herbeigeführt und in der weiteren schicksalschweren Zeit für das tschechische Volk vollkommen mit der deutschen Okkupationsmacht im Protektorat kollaboriert zu haben.<sup>4</sup> Ohne Zweifel gibt es viele Beweise für die offene und bereitwillige Kollaboration der führenden tschechischen Finanz- und Industriekreise, deren Interessen mit

der Rüstungsproduktion und der exportorientierten Industrie in Böhmen und Mähren verquickt waren. Jedoch ist die Geschichte vielschichtiger, und Vereinfachungen sind wenig aussagekräftig.

Es war unvermeidlich, daß der tschechoslowakische Unternehmer in verhängnisvolle und widersprüchliche wirtschaftliche Beziehungen geriet. In der Zwischenkriegszeit, als in der Tschechoslowakei immer heftigere Konkurrenzkämpfe zwischen Finanz- und Industriegruppen aus England und Frankreich einerseits und Deutschland andererseits stattfanden, versuchten besonders die Großunternehmer, ihre eigene Position innerhalb der einheimischen Wirtschaft durch Anschluß an ausländische Geschäftspartner zu stärken. Vor dem Hintergrund der französischen, britischen und deutschen Gegensätze fand ein dauernder Konkurrenzkampf zwischen tschechoslowakischen und deutschen Unternehmergruppen statt, der von der Mitte der dreißiger Jahre an immer intensiver wurde. Dennoch besaßen die tschechoslowakischen Unternehmer vor dem Münchener Abkommen vom 30. September 1938 ein großes Maß an Entscheidungsfreiheit. Ihre Mehrheit zog innerhalb der internationalen Wirtschaft eine Position der engen Zusammenarbeit mit den westlichen Demokratien vor. Ende der dreißiger Jahre sah eine kleine, jedoch relativ mächtige Gruppe, die sich um die führende tschechische Bank, die Živnostenská banka gruppierte, für die Zukunft einen wirtschaftlichen Vorteil in der Verstärkung der Beziehungen zu Deutschland. Es ist fraglich, dies als eine bewußte Verschwörung der tschechischen Unternehmerklasse und als Verrat an der Unabhängigkeit ihres Landes zu bezeichnen, denn schlagende Beweise gibt es keine für eine solch drastische Beschuldigung. Die nähere Untersuchung der Aktivitäten der Živnostenská banka vor 1938 ergibt nämlich den Eindruck einer differenzierteren Strategie und verdeutlicht ihre aktive Teilnahme sowohl an deutschen, wie auch an westeuropäischen Interessensbereichen und auch an einflußreichen Finanz-, Kapital- und Handelsoperationen in der einheimischen und der mittel- und südosteuropäischen Wirtschaft.<sup>5</sup>

In der kurzen Zeit der ‚Zweiten Tschechoslowakischen Republik‘, zwischen dem Münchener Abkommen und der Besetzung von Böhmen und Mähren durch das nationalsozialistische Deutschland am 16. März 1939, versuchten führende tschechoslowakische Unternehmer und Finanziere die bedrohten tschechoslowakischen Banken und Industrieunternehmen, besonders die großen Waffenbetriebe, vor einer Übernahme durch deutsche Großbanken und Konzerne zu schützen. Hauptsächlich begann man so schnell und soviel als möglich von der verstaatlichten Industrie zu privatisieren und in tschechischen Besitz zu überführen. Ähnliche Versuche wurden unternommen, um Eigentum tschechoslowakischer Staatsbürger, die nach dem deutschen Recht, d. h. laut der Nürnberger Gesetze, als Juden galten, in tschechische Hände zu übertragen, ein Prozeß, der bereits im Frühsommer 1938 durch die berühmte Petschek Affäre in Gang kam,<sup>6</sup> der aber bis zum Zeitpunkt, als

die deutsche Wehrmacht in Prag einmarschierte, nicht weit vorangekommen war. Doch die Braunkohlenwerke im Besitz der Familie Petschek in Aussig an der Elbe wurden bereits durch die Arisierung im nach dem 30. September 1938 annektierten ‚Sudetenland‘ in die Reichswerke Hermann Göring eingegliedert.<sup>7</sup>

Da die Tschechoslowakei als das „industrielle Juwel“ Mittelosteuropas<sup>8</sup> und als Waffenlager und Zentrum der Kriegsmaterialproduktion der Donau-region betrachtet wurde, war das spekulärste Beispiel unternehmerischer Politik während der sechsmonatigen Dauer der ‚Rumpf-Republik‘ die Errichtung eines mächtigen tschechoslowakischen Waffenkombinats mit den Škoda-Werken als Mittelpunkt, wodurch die Verhandlungsposition der tschechischen Finanz- und Industriekreise angesichts des expansiven Druckes des Dritten Reiches gestärkt werden sollte. Die Regierung der ‚Zweiten Tschechoslowakischen Republik‘ sowie führende Bankiers und Industrielle stützten sich hierbei auf die Erfahrungen aus dem Fall Österreich, wo das Privateigentum – es sei denn, es wurde als jüdisch betrachtet – nach dem Anschluß von den nationalsozialistischen Behörden anscheinend respektiert worden war, während verstaatlichte Betriebe sofort unter Reichsverwaltung kamen. Die Privatisierung des staatlichen Anteils an den Škoda-Werken und den Tschechoslowakischen Waffenwerken Brünn (Československá zbrojovka a.s., Brno) wurde gerade noch vor der deutschen Besetzung Böhmens und Mährens abgeschlossen. Dem deutschen Gesandten in Prag, dem Göring am Tage des deutschen Einmarsches befohlen hatte, die Škoda-Werke und ihre Tochtergesellschaften für das Deutsche Reich zu beanspruchen, war völlig klar, daß die tschechoslowakische Regierung versucht hatte, eine direkte deutsche Kontrolle über diese Werke zu verhindern.<sup>9</sup>

Bis Dezember 1938 hatte der entscheidende Anteil an den Škoda-Werken dem französischen Konzern Schneider-Creusot gehört. Nach dem Münchener Abkommen jedoch, das dem politischen Prestige Frankreichs allgemein und seiner wirtschaftlichen Position in Zentral- und Osteuropa insbesondere einen schweren Schlag versetzte, beschloß Schneiders Holding-Gesellschaft, L'Union Européenne Industrielle et Financière, ihre Beteiligung am Aktienkapital der Škoda-Werke abzustossen. Entsprechend des Syndikatvertrages von 1936 mit den französischen Aktionären übten die tschechoslowakischen Partner ihre Optionsrechte aus. Ein neugebildetes Syndikat, das von den Tschechoslowakischen Waffenwerken Brünn, angeführt wurde, und zu dem auch Ompol, die Handelsgesellschaft der Škoda-Werke, gehörte, sowie ein Konsortium zweier führender Banken, die Anglo-tschechoslowakische und Prager Kreditbank und die Živnostenská banka, kauften im Dezember 1938 die Aktien von Schneider-Creusot zu 810 Kč (Tschechoslowakischen Kronen) pro Aktie.<sup>10</sup> Da der Nominalwert einer Škoda Aktie zur Zeit 320 Kč betrug, hatte Schneider-Creusot einen vergleichsweise günstigen Preis erhalten. Es kann nicht ohne Wirkung auf den Verkaufspreis gewesen sein, daß den tschechoslowakischen Käufern bekannt wurde, daß die Dresdner Bank

an Schneider in Paris herangetreten war in der Absicht, die Aktien für das Deutsche Reich zu sichern. Zu gleicher Zeit, zu der das tschechoslowakische Syndikat die Škoda-Werke kaufte, erwarb es auch einen beträchtlichen Anteil der Aktien aus dem Besitz des tschechoslowakischen Staates, der damit die durch das Krisenmanagement anfangs der dreißiger Jahre getätigte Verstaatlichung rückgängig machte. Daraufhin wurde eine Umverteilung der Aktien in Gang gesetzt, mit dem Zweck, einen mächtigen Rüstungskonzern mit vertikalen und horizontalen Verbindungen innerhalb der gesamten Schwerindustrie der Tschechoslowakei zu errichten.

Auf diese Weise entstand in den ersten Monaten des Jahres 1939, d.h. in der kurzen Zeit des Bestehens der ‚Zweiten Tschechoslowakischen Republik‘, eine aus vielen Einheiten bestehende Unternehmenstruktur, die abhängig war von den großen Rüstungswerken der Tschechoslowakischen Waffenwerke Brünn, den Škoda-Werken Pilsen, den großen chemischen Werken Explosia in Pardubice und den Kohlengruben der Ferdinand Nordbahn in Mährisch Ostrau, sowie von den Finanzen führender Prager Banken, die als ein Syndikat dem Rüstungskonsortium beitraten. Es ist fraglich, ob das Rüstungskonsortium gebildet wurde, um aus der Kriegsindustrie der verstümmelten Tschechoslowakei einen gleichwertigen Geschäftspartner des nationalsozialistischen Deutschlands herzustellen. Aber es ist möglich, eine Mischung von zwei Strategien der tschechoslowakischen Unternehmer zu erkennen, die für den wahrscheinlichen Fall einer deutschen Besetzung der Rest-Tschechoslowakei bereit standen: eine defensive Strategie, wobei Staatseigentum an private Unternehmen übergehen sollte, in dem Glauben, daß Privateigentum unter dem Nationalsozialismus als sakrosankt galt, sowie eine bewußte, aktive Strategie, die tschechischen mit deutschen Wirtschaftsinteressen zu vereinen, in der Hoffnung, daß man sich hierdurch die Übergabe tschechischer Unternehmen in deutsche Hände ersparen würde. Solche Erwartungen waren vorübergehend, illusorisch und wurden sehr bald enttäuscht. Schon am Tag der Besetzung Böhmens und Mährens, am 16. März 1939 sandte Göring, als Beauftragter des Vierjahresplanes, einen Eilbrief an alle Reichsminister, dem Reichsprötektor in Prag und den Reichskommissaren in Böhmen und Mähren, in dem er sich einheitliche Lenkung vorbehielt und, unter anderem, folgende Instruktion gab:<sup>11</sup>

Der Besitzwechsel bei großen wirtschaftlichen Werten, insbesondere bei Grundbesitz, Gewerbebetrieben, Aktienmehrheiten, Beteiligungen usw., muß in einer den Belangen der deutschen Wirtschaft entsprechenden Weise geordnet werden. ... Wilde Arisierungmaßnahmen sind zu verhindern; Zeit, Maß und Tempo etwaiger Entjudungsmaßnahmen werde ich bestimmen. Vier Tage nach der Besetzung Böhmens und Mährens traf Hans Kehrl, der Generalreferent im Reichswirtschaftsministerium, der auch Generalbevollmächtigter für die Integration Österreichs, des Sudetenlandes, des ‚Protektorats‘ und der Ostprovinzen war, in Prag ein, um die Einbeziehung des tschechischen Rüstungskonzerns in die Einflußsphäre des Deutschen Reiches zu

leiten.<sup>12</sup> Auf diese Weise wurden die Škoda-Werke zusammen mit dem gesamten Rüstungskomplex ein Teil des riesigen Konzerns der Reichswerke Hermann Göring, in denen tschechisches Leitungspersonal in untergeordneter Position mit deutschen Managern zusammenarbeitete.

Die direkte deutsche Beteiligung an den Škoda-Werken nur ein halbes Jahr vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges entstand aus anderen Motiven, als es bei den französischen Partnern in der Zeit zwischen 1920 und 1938 der Fall war, da im Rahmen der Mobilmachung des Dritten Reiches geplant war, die gesamte Industrie und Wirtschaft des ‚Protektorats Böhmens und Mährens‘ für militärische Zwecke zu nutzen. Den nationalsozialistischen Zielen der Gebietserweiterung entsprechend, wurde das ‚Protektorat‘ als Kolonie betrachtet. Hitlers Dekret vom 16. März 1939 über die Errichtung des Protektorats Böhmens und Mährens, das nach dem Vorbild des französisch-tunesischen Vertrags von 1881 abgefaßt war, verlieh den tschechischen Ländern den Kolonialstatus.<sup>13</sup> Aus den Gebieten der ehemaligen Tschechoslowakei, die auch als ‚finanzielles Zuschußgebiet‘ bezeichnet wurden, sollte Deutschland sofort mit zusätzlichen militärischen Einrichtungen und finanziellen Mitteln versorgt werden.<sup>14</sup>

Es war die erste Sorge der deutschen Wirtschaft und Wehrmacht im März 1939, die Kapazität der Rüstungsproduktion der tschechischen Länder, und dann die Überschüsse an Gold und harter Währung in Prag festzustellen, die dem Dritten Reich aus dem tschechischen Außenhandel allgemein und aus dem Export der Škoda-Werke im besonderen zufließen würden. Vor allem zielte die deutsche Wirtschaftspolitik im ‚Protektorat‘ auf die Vermehrung der Rüstungsproduktion, auf die Beschaffung weiteren Kriegsmaterials und lebenswichtiger Güter bei gleichzeitiger Drosselung der dafür unnötigen Produktion, sowie auf die Umleitung von Arbeitskräften und Rohmaterial für Vorhaben, die den Bedürfnissen der deutschen Wirtschaft entgegenkamen.<sup>15</sup> Gleichzeitig wurde von der deutschen Besatzungsmacht – von der Gründung des ‚Protektorats‘ bis zum Jahreswechsel 1941/42 – der Produktion von Exportgütern, die Devisen einbrachten, eine ähnlich hohe Bedeutung zugemessen. In diesem Rahmen verblieb den tschechischen Unternehmern ein profitabler Spielraum für Zusammenarbeit, den sie bei sich bietender Gelegenheit nutzten. Nicht allein das beschlagnahmte Gerät der sprichwörtlich gut ausgerüsteten ehemaligen tschechoslowakischen Armee und die tschechische Waffenproduktion kam der Ausrüstung der Wehrmacht zugute. Auch der Export von Gütern aus dem ‚Protektorat‘ zur Beschaffung von Devisen für Großdeutschland ermöglichte es der Industrie in Deutschland, sich noch stärker auf die Herstellung von Wehrmachtausrüstung zu konzentrieren. Die nachgiebige Kollaboration der Unternehmer im ‚Protektorat‘ trug daher direkt und indirekt zur deutschen Waffenproduktion bei.

Für den tschechischen Unternehmer eröffnete sich ein zusätzliches Gebiet der Zusammenarbeit durch die Bedeutung des ‚Protektorats‘ innerhalb der deutschen Wirtschaftspolitik gegenüber den Ländern Südosteuropas im

Rahmen des Konzepts der ‚Großraumwirtschaft‘. Im Dritten Reich war man der Ansicht, ‚daß der südosteuropäische Markt den frachtmäßig günstiger gelegenen Protektoratwerken als bevorzugtes Absatzgebiet zuzuerkennen sei, während der westeuropäische Markt von deutschen Märkten beliefert werden sollte.‘<sup>16</sup> Zumindest in den ersten Jahren des Krieges gelang es daher den tschechischen Unternehmern verstärkt in die Wirtschaft der südosteuropäischen Länder einzudringen, die in der Zeit vor dem Münchener Abkommen aufgrund protektionistischer Maßnahmen nicht leicht zugänglich gewesen waren. Unter deutscher Besatzung fielen diese Schranken größtenteils, und die tschechischen Unternehmer konnten am deutschen Vordringen teilhaben. Die deutsche Besatzer wollten sich die Erfahrungen und die Sachkunde der tschechischen Unternehmer über die Wirtschaftsbedingungen in den Balkanländern zunutze machen, während tschechische Unternehmer ebenfalls für die Vorteile einer raschen Expansion für ihre Konzerne aufgeschlossen waren. Bis April 1940 waren bereits 70 % aller Exporte, die das Protektorat verließen, für Länder in Südosteuropa bestimmt (davon 30 % für Jugoslawien, 22 % für die Slowakei, 15 % für Rumänien und 3 % für Ungarn).<sup>17</sup> Gleichzeitig verstärkten die von Deutschland kontrollierten Konzerne im ‚Protektorat‘ ihre Kapitalverbindungen zu den Volkswirtschaften der Donauländer.

Beispiele für eine offene Kollaboration, sogar freiwillige Initiativen in dieser Richtung, sind zahlreich und genauestens ausgeführt in den Kriegstagebüchern der verschiedenen Rüstungsinspektionen und Rüstungskommandos.<sup>18</sup> Aber auch über offenen Widerstand wird berichtet, der dazu führte, daß Unternehmer und Arbeiter der Gestapo ausgeliefert wurden. Das Schicksal, daß die tschechischen Unternehmer unter der deutschen Besatzung erwartete, wenn sie sich nicht auf loyale Zusammenarbeit einließen, wurde ihnen schnell verdeutlicht durch die Verhaftung und Verhöre führender Direktoren durch die Gestapo. Diese kehrten anschließend auf ihre Posten zurück, nachdem sie sich zur Loyalität gegenüber dem deutschen Besatzungsregimes bekannt hatten. Alles in allem siegte der Selbsterhaltungstrieb und die Erwartung geschäftlicher Vorteile über Heldentum.

Last but not least, bleibt die Einstellung der tschechischen Unternehmer zur Arisierung zu diskutieren. Während es vor dem 15. März 1939 kaum Überführungen sogenannter jüdischer Geschäfte in die Hände tschechischer Unternehmer gab, versuchte die tschechische Protektoratsregierung Beran in den Tagen unmittelbar nach der deutschen Besetzung von Böhmen und Mähren noch vor der immerhin sehr schnellen Konsolidierung der deutschen Herrschaft die Initiative zur Arisierung zu ergreifen, um sich auf diese Weise den tschechischen und nicht den deutschen Einfluß auf jüdisches Eigentum zu sichern. Diesem sollte der Erlaß vom 21. März 1939 dienen<sup>19</sup> wonach ‚im öffentlichen Interesse‘ Treuhänder zur Verwaltung jüdischer Unternehmen ernannt werden sollten. Auch schritt man zur Aufstellung von Listen in Betracht kommender Unternehmen. Jedoch die Besatzungsbehörden lehnten

alle Vorschläge der tschechischen Regierung hinsichtlich jüdischen Eigentums ab, da dieses als deutsche Kriegsbeute betrachtet wurde, und den tschechischen Ämtern wurde mit Eingreifen der Gestapo gedroht, sollte es zur Aneignung jüdischen Besitzes durch Tschechen kommen. Das nationalsozialistische Besatzungsregime setzte solchen tschechischen Taktiken ein rasches Ende. In schnell aufeinanderfolgenden Schritten wurde alle Macht, auch in der Wirtschaft, an den Reichsprotektor und seinen Regierungsapparat übertragen. Abgesehen von wenigen Fällen zog das tschechische Unternehmertum keine direkten Vorteile aus der Arisierung. In der Tat fielen Unternehmen im Protektorat unter Arisierungsbestimmungen, wenn auch nur ein Bruchteil des Kapitals eines tschechischen Unternehmens in jüdischer Hand gewesen war. Das deutsche Vermögensamt in Prag führte Buch über die Arisierung, die Ende 1942 praktisch abgeschlossen war, da nichts mehr zu arisieren war. Nach der letzten Zusammenstellung der bis zum 1. Juli 1942 beschlagnahmten und eingezogenen Unternehmen in tschechisch-jüdischem Besitz im ‚Protektorat‘ waren es 234 große Unternehmen (im Werte von Kronen 1.489.238.112,05) und 190 kleine Unternehmen (im Werte von Kronen 114.000.000) – darin sind weder Bargeld, Bankkonten, Land, Juwelen, Kunstgegenstände noch Möbel etc. enthalten, die separat aufgezählt wurden.<sup>20</sup> Außerdem war der tschechische Unternehmer unter deutscher Besatzung allgemein bedroht. In ‚Der Neue Tag‘ vom 21. Juni 1939 heißt es: ‚Die Einsetzung der Treuhänder kann vom Reichsprotektor sowohl in jüdischen wie auch in nicht-jüdischen Betrieben angeordnet werden‘. Die Betonung der deutschen Besitzrechte im Anschluß an die Ausschaltung sogenannter jüdischer Geschäfte und jüdischen Vermögens, wenn möglich auch die Verdrängung tschechischer Unternehmer, war charakteristisch für die Wirtschaftspolitik Hitlerdeutschlands im ‚Protektorat‘.

## Schlußwort

Hinsichtlich der Position und des Verhaltens des tschechischen Unternehmers vor und während des Zweiten Weltkrieges lassen sich drei deutliche Phasen unterscheiden, die eng verbunden sind mit den politischen Geschicken bzw. Mißgeschicken der Tschechoslowakischen Republik.

Vor 1938 konnte sich die Wirtschaftspolitik tschechischer Unternehmer in einer Atmosphäre relativer Entscheidungsfreiheit und einer vergleichsweise gleichberechtigten Partnerschaft mit der westlichen Wirtschaft entwickeln.

Nach dem Anschluß Österreichs und besonders nach dem Vertrauensbruch in München 1938 konnten führende tschechische Unternehmer nicht mehr auf einen wirksamen Schutz vor der deutschen Konkurrenz rechnen. Sie beeilten sich, Bedingungen zu schaffen, mit deren Hilfe sie den immer stärker werdenden deutschen Einfluß einzudämmen hofften, wobei sie jedoch gleichzeitig einen Teil der unternehmerischen Entscheidungsmacht für sich behalten wollten.

In der Zeit von der Teilung der Tschechoslowakei und der Errichtung des ‚Protektorats‘ im Frühjahr 1939 bis zum Regime des SS Obergruppenführers Reinhard Heydrichs als Reichsprotektor (28. September 1941 bis 27. Mai 1942) verloren die tschechischen Unternehmer die Möglichkeit, eine unabhängige Geschäftspolitik zu entwickeln und zu verfolgen. Schon im Sommer 1939 wurden die tschechischen Unternehmerorganisationen beseitigt, und im August desselben Jahres mußten sich alle Unternehmer dem Zentralverband der Industrie anschließen, der im ‚Protektorat‘ errichtet wurde und dessen Hauptaufgabe darin bestand, die Bedürfnisse der deutschen Kriegswirtschaft zu erfüllen.<sup>21</sup> Unter der Schirmherrschaft der deutschen Großraumwirtschaft mit ihren Exportbestrebungen besaßen die tschechischen Unternehmer noch einen gewissen unternehmerischen Freiraum, damit aber hatte es ein Ende, als Hitlers Blitzkriegspolitik gescheitert war und die harte Realität des totalen Krieges begann.

Obgleich die tschechischen Unternehmer mit Erlässen, Bestimmungen und unzähligen Beschränkungen ihrer Geschäftstätigkeit überflutet wurden, waren die Grundsätze der Privatwirtschaft niemals zerstört worden. Dies war die Grundlage, auf der die tschechischen Unternehmer die steigenden Anforderungen der von ihnen nicht beeinflussbaren deutschen Kriegswirtschaft erfüllten und zufriedenstellende, in einigen Fällen mehr als ausreichende Erträge aus ihren Unternehmungen erwirtschaften konnten.



## ANMERKUNGEN

- 1 Diese Studie geht auf meine Forschungen in tschechoslowakischen Archiven, im Archiv des Imperial War Museum in London und im Bundesarchiv Freiburg i.B. zurück. Sie ist die einzige meiner Arbeiten, die sich ausschließlich mit dem Unternehmer im Kontext dramatischer politischer Ereignisse beschäftigt. Da in Professor Alois Mossers wissenschaftlichen und organisationellen Interessen das Unternehmertum eine zentrale Rolle spielt, möchte ich ihm diesen Beitrag mit den besten Wünschen zum Geburtstag widmen. Wo nicht ausdrücklich Quellen angegeben sind, stützt sich dieser Beitrag auf Quellen und Literatur in:
  - (1) A. Teichova, *An Economic Background to Munich. International Business and Czechoslovakia 1918-1938*, Cambridge 1974, und
  - (2) dieselbe und Robert Waller, ‚der tschechoslowakische Unternehmer am Vorabend und zu Beginn des Zweiten Weltkriegs‘ in Waclaw Dągoborski (Hrsg.), *Zweiter Weltkrieg und sozialer Wandel*, Göttingen 1981, S.288-302.
- 2 Statistisches Jahrbuch für das Protektorat Böhmen und Mähren, Prag 1941-1944.
- 3 Vgl. Václav Král, *Otázky hospodářského a sociálního vývoje v českých zemích v letech 1938-1945* (Fragen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Tschechischen Länder in den Jahren 1938-1945), Bd. I-III, Prag 1957-1959.
- 4 Ebd., Bd. 3, Prag 1959, S. 6-8.
- 5 Vgl. V. Lacina, ‚Živnobanka a její koncern v letech velké hospodářské krize 1929-1934‘ (Die Živnobanka und ihr Konzern in den Jahren der Wirtschaftskrise 1919-1934) in *Československý časopis historický* (1983), 350-377.
- 6 Die komplizierte Transaktion, besonders in bezug auf den Braunkohlenbesitz in der Tschechoslowakei und in Deutschland blieb undurchsichtig: vgl. *Commonwealth and Foreign Office Library, Dokumentenbücher der Nachfolgeprozesse* wie z. B. 144 B, Coal.
- 7 Vgl. R.J. Overy, ‚Göring's „Multi-national Empire“ ‚, in A. Teichova und P.L. Cottrell (Hrsg.), *International Business and Central Europe 1919-1939* Leicester und New York, 1983, p. 274.
- 8 *The Economist*, 12. März 1938.
- 9 Vgl. *Military Tribunal IV, Case No. 11, Kehrl, Exh. 3108, NID 14584, DB 114-B, E 419*.
- 10 Betriebsarchiv Závody V.I. Lenina, GR; Státní ústřední archiv, (Staatliches Zentralarchiv) Prag, *Cizí účasti* (Auslandsbeteiligungen), Gutachten No. 11.
- 11 Dokument 52, Görings Eilbrief vom 16. März 1939 in *Sborník k problematice dějin imperialismu* (Dokumentenband zur Problematik der Imperialismusgeschichte), 21 (Prag, 1987), S. 129-131.
- 12 Ebd., Dokument 53, S. 131. Hans Kehrl war mit der folgenden Vollmacht ausgestattet:
  20. März 1939 – ‚Ministerpräsident Generalfeldmarschall Göring Beauftragter des Vierjahresplanes  
Vollmacht  
Ich beauftrage hiermit dem Generalreferenten im Reichswirtschaftsministerium, Hans Kehrl, als Treuhänder einer von mir zu benennenden Stelle oder Rechtsperson die Aktienmehrheit
    1. der Waffenwerke Brünn,
    2. der Skoda-Werke Pilsen,
    3. des Eisenwerkes Witkowitz und ihrer Tochtergesellschaften zu erwerben und Maßnahmen zu treffen, soweit die erworbenen Werte zu verwalten, Umgruppierungen in den Beteiligungsverhältnissen der genannten Gesellschaften und der direkt oder indi-

- rekt abhängigen oder verbundenen Firmen vorzunehmen, soweit ihm diese notwendig oder zweckmäßig erscheinen...'; vgl. auch Military Tribunal IV, Case No. 11, Exh. 3812, NID 12510, DB 167, E19, 25-26.
- 13 Deklaration der tschechischen Regierung, Juni 1939, Státní ústřední archiv MPOZ, No. 75680-39-I/B.
  - 14 Imperial War Museum, Nuremberg Trials, Document Book M: Preparation for Aggression, Doc. 2353. Vgl. auch W. Treue, 'Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan 1936' in Vierteljahrschrift für Zeitgeschichte, 3(1955), 184-203; ebenso Funks Rede vom 25. Juli 1940, in Documents on International Affairs 1939-1946, Royal Institute of International Affairs, Bd. II, S.29.
  - 15 Bundesarchiv/Militärarchiv, Freiburg, RW 46/2, Ansprache des Wehrwirtschaftsinspektors Generalmajor Weigand an alle Betriebsführer in Prag am 3. September 1939.
  - 16 Z.B. Beziehungen des Eisen- und Stahlwerkes Witkowitz zum Südostraum, zitiert bei H. Radandt, 'Die Witkowitz Berg- und Eisenhütten-Gewerkschaft als Organisationszentrum der Reichswerke AG „Hermann Göring“ für die Beherrschung der Eisen- und Stahlwirtschaft südosteuropäische Länder' in Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1973), T.3, S. 36.
  - 17 Die Tschechoslowakei exportierte 14,44 % ihres Gesamtexportes nach den Ländern Südosteuropas im Jahre 1937 (inkl. Bulgarien, Jugoslawien, Ungarn, Griechenland, Rumänien und die Türkei). Berechnet nach Statistická ročenka Protektorátu Čech a Moravy (Statistisches Jahrbuch des Protektorats Böhmens und Mährens) Prag 1941, S. 198-199.
  - 18 Vgl. Bundesarchiv/Militärarchiv, Freiburg, Rü-In, Prag, aus den Kriegstagebüchern. In diesem Fonds liegen Berichte über die einzelnen Betriebe in Böhmen und Mähren, die deren Ausnutzbarkeit für die Wehrmacht betreffen. Gleichzeitig enthalten sie Aussagen über Direktoren, Managers und die Stimmung in den Werken allgemein.
  - 19 Erlaß No. 87 Sbírka zákonů a nařízení 1939 (Gesetzesammlung).
  - 20 Vermögensamt, Prag, 2. Bericht über die Beschlagnahmung und Einziehung jüdischer Vermögenswerte im 'Protektorat Böhmen und Mähren', zum 1. Juli 1942.
  - 21 Aus einem Bericht Dalueges an Stuckart vom 4. Juli 1943: 'Die Grundlage der Politik in diesem Raume (Böhmen und Mähren-A.T.) steht seit dem Jahre 1939 eindeutig fest. Sie ist vom Führer wiederholt ausdrücklich gebilligt ..., daß je nach der politischen Situation einmal mit dem Holzhammer zugeschlagen und das anderemal mit Zuckerbrot gelockt wird.' Zitiert bei Král, Bd. I, S.27, Anm. 54.

PETER BERGER, ELKE BERGER-SEISSL

*Graf Stephan Széchenyi*  
(1791-1860)

*GRUNDHERR, PIONIERUNTERNEHMER, VORDENKER  
DES MODERNEN UNGARN*

Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation Europas in den sechs Jahrzehnten, die der Revolution von 1848 vorangingen, offenbarte ganz deutlich die Existenz einer, „zeitlichen und regionalen Abstufung“<sup>1</sup>. Das Wirtschaftsgefälle verlief von Westen nach Osten: Großbritannien, die Werkstatt der Welt, wie es genannt wurde, hatte die Schwelle zum Industriezeitalter um die Jahrhundertwende als erstes überschritten, mit einigem Abstand gefolgt von kontinentaleuropäischen Staaten wie Belgien, Frankreich oder der Schweiz. Weiter unten in der Skala rangierte die Habsburgermonarchie, doch war der Entwicklungsgrad der zu ihr gehörenden Länder keineswegs gleichförmig. Die österreichischen Gebiete hinkten zwar beträchtlich hinter Westeuropa her, doch gegenüber Transleithanien hatten sie noch immer einen Vorsprung von geschätzten fünfzig Jahren. Zwischen den beiden Reichshälften herrschte so etwas wie eine Arbeitsteilung, nach Kräften gefördert von der Regierung in Wien. Während der Westen relativ früh in das Stadium der Protoindustrialisierung eintrat und sich sein faktisches Gewerbemonopol durch herrscherliche Manufakturprivilegien und eine protektionistische Zollpolitik absichern ließ, fiel den Magyaren die Rolle des Agrarproduzenten für die Gesamtmonarchie zu. Obwohl das de facto den Verzicht auf vielfältige Wachstumschancen bedeutete, fand die Mehrzahl der Grundbesitzer, die in Ungarn politisch den Ton angaben, an der Lage der Dinge nichts auszusetzen. Man lebte so gut es ging von den feudalen Diensten einer rechtlosen Bauernschaft (der „*miserable plebs contribuens*“) und fürchtete nichts so sehr wie den französischen Jakobinismus und den englischen Liberalismus, zwischen denen im übrigen kaum ein Unterschied gemacht wurde.

Unbestreitbar bewirkte jedoch das Ausmaß der wirtschaftlichen Rückständigkeit auch die Entstehung einer nationalen Industrialisierungsideologie im Kreise einer sensibilisierten Minderheit. „Je später ein Land (mit der Modernisierung, Anm.) beginnt, desto mehr wird der Wunsch aufzuholen zu einer Ersatzreligion, desto stärker werden Emotionen und nationale Ressentiments eingesetzt, um die fehlende breite Spontaneität in der Bevölkerung zu ersetzen.“<sup>2</sup> Diese Beobachtung läßt sich, mit einigen Einschränkungen, für Un-

garn durchaus bestätigen. Der Reformreichstag von 1825/27 leitete eine Periode ein, die im Zeichen bewußter Anstrengungen stand, durch Verbürgerlichung der traditionellen magyarischen Feudalgesellschaft Fortschritte im ökonomischen Bereich herbeizuführen. Zentrale Ideen waren dabei die „Nation“ und der „Kredit“. Man gab einerseits die mittelalterliche Vorstellung, daß nur die Angehörigen dreier privilegierter Stände (Adel, Klerus, Stadtbürgertum) den Staat konstituierten, zugunsten der modernen Konzeption gleichberechtigter Landesbürger auf. Andererseits wollte man durch Schaffung eines für alle gleich verbindlichen Schuldrechts („cambio mercantile ius“) potentielle Investoren ermutigen, dem Grundadel Kapital für agrarische Verbesserungen zur Verfügung zu stellen. Durch die Sprache symbolisierte nationale Gemeinsamkeit – die „concentratio“ – und wechselseitiges Vertrauen zwischen Schuldnern und Gläubigern sollten die Eckpfeiler für den zukünftigen wirtschaftlichen Aufschwung bilden.

Eine Analyse des ungarischen Reformzeitalters von 1791 bis 1848 wird zwangsläufig auf die besonderen strukturellen Handicaps für eine rasche Modernisierung stoßen. Dazu zählte das Fehlen einer breiten und im Lande fest verwurzelten bürgerlichen Schicht, die zum Motor des Fortschritts hätte werden können, ebenso wie der verfassungsmäßige Sonderstatus des Königreiches, der ein wirkungsvolles Eingreifen der aufgeklärten Zentralgewalt zugunsten des Allgemeinwohls erschwerte. Infolgedessen mußte ein kleiner Teil der grundbesitzenden Aristokratie und des mittleren Adels in die Bresche springen. Die Männer, die die Ideen der französischen Aufklärung, der klassischen englischen Nationalökonomie, aber auch das Denken Herders und Lists nach Ungarn verpflanzten, waren vielfach praktisch orientierte Grundherren, im Umgang mit der sich entfaltenden Marktwirtschaft versiert und durch zahlreiche Bildungs- und Studienreisen ins Ausland auf die Schwächen ihrer Heimat aufmerksam geworden. An ihrer Spitze stand lange Zeit der Sproß einer verdienstvollen westungarischen Adelsfamilie, der Geschichtsphilosoph, Volkswirt, Pionierunternehmer und Staatsmann Stephan (István) Széchenyi.

Als Stephan Széchenyi am 21. September 1791 in einem Wiener Adelspalais<sup>3</sup> das Licht der Welt erblickte, waren die Zeichen tiefgreifender Veränderungen am gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gefüge der alten Ordnung schon fast überall in Europa wahrnehmbar. Wenige Wochen nach dem zweiten Geburtstag Istváns erließ der Nationalkonvent des revolutionären Frankreich eine symbolträchtige Verfügung: die christliche wurde durch eine säkulare Zeitrechnung ersetzt („das Jahr I der Freiheit beginnt mit der Republik“), und ein neuer Kalender trat in Kraft, der vom Oktober 1793 angefangen nicht nur die alten Monatsnamen, sondern auch die Einteilung des Jahres in Wochen zu je sieben Tagen verschwinden lassen sollte.<sup>4</sup> Dauerhafter als diese Errungenschaft der Jakobiner in Paris war allerdings eine Umwälzung, die etwa seit 1780, von England ausgehend, den europäischen Kontinent erfaßte: die Industrielle Revolution. Im Jahr 1776 war Adam Smiths

bahnbrechendes Werk über den Wohlstand der Nationen erschienen, dessen Grundthesen bald darauf von Jean Baptiste Say in Frankreich bekannt gemacht wurden. Die erste deutsche Übersetzung des *Wealth of Nations* erschien 1802 in Hamburg. Trotz dem begeisterten Echo, das der „göttliche Smith“ überall auslöste, waren die realen Bedingungen für die von ihm skizzierte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zunächst nirgendwo anders gegeben als in seiner britischen Heimat.

Die inzwischen auch schon etwas in die Jahre gekommene Wachstumstheorie (Simon Kuznets, Richard Hartwell, u. a.) hat sich damit beschäftigt, aus dem historischen Ablaufmuster der englischen Frühindustrialisierung jene Faktoren herauszufiltern, die als unerläßliche Voraussetzungen für den Take-off ins Industriezeitalter gelten können. Dazu zählen in erster Linie „...die sogenannte »Agrarrevolution«, die Ausprägung einer effizienten Infrastruktur, ein entsprechendes Kapital- und Arbeitskräfteangebot, technische Kenntnisse, die Nachfragekonstellation und das Vorhandensein von Unternehmertalenten.“<sup>5</sup> Während es in Kontinentaleuropa zum Teil beträchtlicher Anstrengungen bedurfte, um auf all den genannten Gebieten erste, bescheidene Fortschritte zu erzielen – je weiter wir nach Osten vordringen, desto wichtiger wird dabei die Rolle der Obrigkeit und einzelner aufgeklärter Reformer – hatte sich in England die Auflösung der feudalen Strukturen und die Verbürgerlichung der Gesellschaft bereits über längere Zeit hinweg allmählich vollzogen. Daneben verfügte das Inselreich über eine zahlreiche und dynamisch wachsende Bevölkerung. Innerhalb eines Jahrhunderts stieg die Einwohnerzahl um fünfzig Prozent, von sechs auf neun Millionen. Die Erwerbsstruktur veränderte sich rapid zugunsten des sekundären und tertiären Sektors: 1811 waren in der Landwirtschaft nur mehr fünfunddreißig Prozent der Erwerbstätigen beschäftigt, dagegen in Industrie und Handel fünfundvierzig Prozent, in anderen Sparten zwanzig Prozent.<sup>6</sup> Parallel zur Abnahme der agrarischen Volksschichten vollzog sich ein überproportionaler Anstieg der Produktivität, Ergebnis der vorhin erwähnten Agrarrevolution. Sie bedeutete im großen und ganzen, „...daß landwirtschaftliche Techniken, die im Laufe der Zeit in dichtbesiedelten Gebieten entwickelt worden waren, beschleunigt auf Gegenden mit geringer Bevölkerungsdichte übertragen wurden.“<sup>7</sup> England übernahm von den Niederlanden Techniken des intensiven Anbaus, Innovationen am Ackergerät und Verbesserungen bei Saatgut und Tierzucht. Auf dem Lande unnütz gewordene Arbeitskraft fand in den neu entstehenden industriellen Gewerben eine Möglichkeit, mehr schlecht als recht ihr Leben zu fristen. Wo die eigene Entschlußfreudigkeit der Armen nicht ausreichte, wurden sie in Anwendung eines repressiven „Fürsorgerechts“ und mit Hilfe zahlreicher Disziplinierungsanstalten und Arbeitshäuser an den neuen Rhythmus der Fabriken gewöhnt. Zum Unterschied von den älteren Manufakturen bestimmte in der Fabrik die maschinelle Einrichtung Tempo und Umfang der geforderten Arbeit. Die neuen Textil-, Werkzeug- und Antriebsmaschinen nahmen anstelle der alten, organischen Energieformen

(menschliche Kraft, Holz, Wasser) immer öfter die reichen und günstig platzierten Kohlevorkommen in Anspruch. Über ein ausgedehntes Netz von Landstraßen und Binnenschiffahrtskanälen (die Anfänge des Eisenbahnbaus fielen in die Zeit nach 1825) gelangte die für den inländischen Absatz bestimmte Ware zum Konsumenten, während die Massenkaufkraft durch die Einbindung von immer weiteren Bevölkerungskreisen in das System der industriellen Lohnarbeit ständig anstieg. Für den Export der Fertigfabrikate und das Heranschaffen der nötigen Rohstoffe aus Übersee oder aus europäischen Produktionsgebieten sorgte die mächtige britische Handelsflotte, sofern nicht kriegerische Ereignisse den internationalen Warenaustausch einschränkten. Auch die entscheidende Frage, aus welchen Quellen das für die industrielle Transformation erforderliche Kapital geflossen ist, beantwortet sich für England relativ problemlos. „Der Handel, das Bankwesen, der Bereich der protoindustriellen Produktion sowie der landwirtschaftliche Grundbesitz...“<sup>8</sup> kommen alle, wenn auch mit unterschiedlicher Gewichtung, in Betracht. Schließlich war die verhältnismäßig große Offenheit der sozialen Schichtung im britischen Königreich dafür verantwortlich, daß talentierte Erfinder und Leute mit Geschäftsgeist ihrer Neigung folgen konnten, ohne Gefahr zu laufen, sich in der Gesellschaft unmöglich zu machen.

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts hatte es eine Weile so ausgesehen, als würde die Habsburgermonarchie unter Maria Theresia und Kaiser Joseph II. den Anschluß an die von England vorgezeichneten Entwicklungen finden. Manche Bereiche der gewerblichen Erzeugung erweckten durchaus die Hoffnung, die britische „Werkstatt der Welt“ überflügeln zu können. Dazu zählte etwa die Textilindustrie, wo „...in einer Blütezeit staatlicher Förderungspolitik die Ausbildung eines relativ hochstehenden Manufaktur- und Verlagswesens und die Aufstellung eines disziplinierten Arbeitskräfteangebots“<sup>9</sup> gelang. Bei der Roheisengewinnung übertraf im Jahre 1767 die Steiermark allein das Produktionsvolumen Englands, wenn auch die technischen Neuerungen eines Abraham Darby und Henry Cort sich noch lange danach nicht durchsetzen konnten. Die Art, wie der merkantilistische Staat mittels Straßen- und Kanalbauten seine verkehrsmäßige Ausgestaltung vorantrieb, eröffnete der Erschließung des Binnenmarktes und der Integration in den Welthandel über die neuen Freihäfen Triest und Fiume/Rijeka die besten Aussichten. Dennoch: der erworbene „...Vorsprung ging (...) in einer entscheidenden Phase der Frühindustrialisierung verloren.“<sup>10</sup> Für diesen Rückfall und die daran anschließende Periode der „Ausprägung der relativen Rückständigkeit“ (Bachinger und Matis), die bis etwa 1850 andauern sollte, gibt es mehrere Gründe. Einer davon ist sicher in den Auswirkungen der napoleonischen Kontinentalsperre zu suchen. Kurzfristig waren die Verdrängung englischer Gewerbefabrikate vom kontinentaleuropäischen Markt und der Wegfall überseeischer Rohstofflieferungen (zum Beispiel im Fall von Virginia-Tabak) sicher Anreize für die österreichischen Manufakturen und die ungarischen Agrarier. Andererseits ermöglichte das Fehlen einer ernsthaften aus-

ländischen Herausforderung auch solchen Unternehmungen das Überleben, die sich unter Freihandelsbedingungen kaum entwickelt hätten. Als nach 1816 die Rückkehr britischer Waren auf den bis dato geschützten Inlandsmarkt bevorstand, förderte dies die Ausprägung einer streng protektionistischen Zollpolitik, die in Österreich ohnedies auf eine lange Tradition zurückblicken konnte. „In ihrer Wirkung war sie (...) ein Hauptfaktor der Verhinderung von rascherem Wachstum und Neuerungen in der Industrie in diesem entscheidend wichtigen Zeitraum“<sup>11</sup>, der Ära des Staatskanzlers Metternich. Metternichs extrem konservative Staatsführung, sein Bestreben, unter allen Umständen „...eine zweite Französische Revolution, gleichgültig wo in Europa, zu verhindern“ und dabei zugleich die Donaumonarchie und ihre „beherrschende Rolle in der europäischen Machtpolitik“ zu erhalten<sup>12</sup>, war ebenfalls ein entscheidender Grund dafür, daß die habsburgischen Länder gegenüber anderen Imitatoren der englischen Industrialisierung ins Hintertreffen gerieten. Wiederholte militärische Interventionen auf der Apenninenhalbinsel (1821 Neapel, 1830/31 Parma und Bologna), einem Brennpunkt der erwachenden nationalen Bestrebungen auf dem Kontinent, trugen dazu bei, daß die Finanzen Österreichs trotz der Gründung einer Nationalbank im Jahre 1816 und den Reformen des Grafen Stadion nicht in Ordnung gebracht werden konnten.<sup>13</sup> Was die inneren Verhältnisse betrifft, stützten sich der Hof und die Wiener Regierung seit dem Ende der josephinischen Reformperiode wieder verstärkt auf den Feudaladel, die Kirche und die Armee. Im Prinzip blieb es zwar beim Interesse des absoluten Monarchen, „...die Macht der Feudalaristokratie zu brechen und darum Bürgerstand und Bauernstand einigermassen zu heben.“<sup>14</sup> Doch war sich besonders Kaiser Franz I. völlig darüber im klaren, welche Bedeutung dem konservativen Hochadel im Rahmen des Metternichschen Systems zukam, und so wurden seine materiellen Interessen und politischen Privilegien weitestgehend geschont. „Auf diese Weise (wurde) die Regierung von aristokratischem Geiste fort und fort durchdrungen...“<sup>15</sup>, keinesfalls eine ideale Voraussetzung für die bürgerliche Umgestaltung der Gesellschaft und den entsprechenden wirtschaftlichen Aufschwung. Die Kehrseite der Bevorzugung des Adels bildete die bei Hofe verbreitete Angst vor dem Überhandnehmen eines neuzeitlichen Industrieproletariats. Daher kam etwa auch die Abneigung Franz I., in der unmittelbaren Nähe seiner Residenzstadt Wien die Errichtung von Fabriken zu gestatten.

Was wir in bezug auf die gesamte Monarchie über den Grad der wirtschaftlichen Rückständigkeit ausgesagt haben darf in noch weitaus größerem Maße Gültigkeit beanspruchen, wenn es um die Länder der Heiligen Stephanskrone allein geht. Global gesehen stellte die Situation in Osteuropa um 1800 den Gegenpol zum industriellen Aufbruch dar, der im Westen des Kontinents so eindrucksvoll begonnen hatte. Ungarn ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein typischer Fall dafür, wie die spätfeudalistische extensive Landwirtschaft, die auf Robotarbeit beruhte und vor allem den massenhaften Export von Getreide und Vieh bezweckte, langsam in den Sog der Agrar-

und Verkehrsrevolution geriet und die ersten Anfänge gewerblicher Entwicklung (Schnapsbrennerei, Mühlen, Textil- und Eisenmanufakturen) neben sich dulden mußte. Aber es gab vorerst noch nicht jene untrüglichen Anzeichen für einen baldigen Eintritt ins Industriezeitalter, die sich in Cisleithanien doch immerhin ab den achtzehnhundertdreißiger Jahren bemerkbar machten. Deshalb zeugt es von großem und für die Zeitgenossen wohl schwer verständlichem Vertrauen in die Zukunft, wenn Graf Széchenyi in seinem berühmtesten Buch „Hitel“ („Über den Kredit“, Pest 1830) schreiben konnte: „Viele meinen, daß Ungarn gewesen ist – ich hingegen möchte glauben, daß es erst sein wird!“<sup>16</sup>

Für die ungarische Geschichtsschreibung und einen großen Teil der politisch interessierten Öffentlichkeit des Landes wurde Istvan Széchenyi allerdings schon sehr bald nach seinem Tod zum Musterbeispiel eines reformerischen Aristokraten und aufgeklärten Geistes, und diese Einschätzung hat sich, mit wechselnden Akzenten, im Grunde genommen bis heute gehalten. Sogar in der sozialistischen Volksrepublik Ungarn galt der „Sproß einer vermögenden und berühmten gräflichen Familie“ als eine Art Nationalheros, ähnlich wie Wilhelm von Oranien in Holland, Jeanne d'Arc in Frankreich oder Skanderbeg in Albanien.<sup>17</sup> Was an Széchenyis vielschichtiger Persönlichkeit so faszinierend ist, hat George Barany in wenigen Sätzen skizziert:

„As a captain of hussars, previously unknown in his country's public life, he became the founder of the Academy of Sciences at the age of 34. As a member of one of the leading Hungarian magnate families, (...) he started a radical reform movement in the homeland he hardly knew as a youth. He was one of the great landowners in Hungary, yet he raised his voice in the interest of the serfs and advocated the gradual elimination of all privileges. A citizen of the world, (...) he was the first to utter a speech in the Magyar tongue in the upper chamber of the Hungarian Diet, and his writing marked the beginning of modern political prose in Magyar. (...) An ardent patriot, (...) he was the first among his countrymen to raise his voice in opposition to any discrimination against other peoples at a time when Magyar chauvinism seemed to have overpowered all minds (...) He was an adherent of the Habsburg dynasty and of the Austrian Empire, (...) but he wrote hundreds of pages of the most violent and sarcastic criticism of Francis Joseph and Austrian neoabsolutism in the 1850s (...) His views were enlightened and liberal (...); also he advocated the ‚golden mean‘ and was in favor of moderation in all walks of life.“<sup>18</sup>

Dabei war in den frühen Lebensjahren des Grafen kaum ein Indiz vorhanden, daß er eines Tages berufen sein würde, zum ersten Idol der ungarischen „Partei des Fortschritts“ aufzusteigen. Viel größere Aufmerksamkeit erweckte damals noch die Person seines Vaters, des zeitweiligen „Wirklichen Geheimen Rathes“ Franz von Széchenyi, über den es in Wurzbachs biographischem Lexikon heißt, er habe „...eine unilgbare Erinnerung in der Ge-



schichte seines Vaterlandes“ hinterlassen.<sup>19</sup> Diese Bemerkung bezieht sich auf die im Jahr 1802 erfolgte Gründung des ungarischen Nationalmuseums durch den älteren Széchenyi und auf andere „Beweise seines Patriotismus“, etwa die Bereitstellung bedeutender Geldmittel für die Insurrektionsarmee von 1809, in der auch die drei Söhne des großherzigen Spenders, Lajos, Pál und István, Dienst tun sollten. Es gab jedoch Aspekte der Biographie des Altgrafen, die weniger positiv bewertet wurden. So sahen sich manche Historiker genötigt, Franz Széchenyi gegen den Vorwurf des Opportunismus in Schutz zu nehmen, mußten aber zugleich einräumen, daß er unter Joseph II. aufgeklärt, unter Leopold II. nationalistisch, schließlich, als Franz I. die Regierung übernahm, erkonservativ gesinnt war. Das bedeutet natürlich nicht unbedingt, daß der angesehene Hofmann und Vertraute dreier Kaiser keine ehrlichen Überzeugungen gehabt hätte, im Gegenteil, vieles spricht durchaus für seine Prinzipientreue. Immerhin beschäftigte Franz Széchenyi zeitweilig einen der führenden ungarischen Jakobiner, Joseph Hajnóczy (er wurde später hingerichtet) als seinen Sekretär, und er war auch durchaus imstande, aus grundsätzlichen Erwägungen ein Staatsamt niederzulegen. Das geschah 1785, als Széchenyi sich mit Kaiser Joseph überwarf und, eine schwere Erkrankung vortäuschend –, zu einer Erholungs- bzw. Bildungsreise nach England aufbrach. Dort studierte er, wie es einige Jahre später sein Sohn Stephan tun sollte, mit großer Begeisterung „...English industry and agricultural conditions, drew sketches of buildings and machines, and visited sessions of Parliament.“<sup>20</sup>

Im Jahr 1777 hatte Széchenyi der Ältere sich mit Juliana Festetics de Tolna vermählt, der Witwe seines im Alter von erst dreiundzwanzig Jahren verstorbenen Bruders Joseph. Juliana entstammte jener gräflichen Familie, auf deren Gut Keszthely am Südende des Plattensees die erste landwirtschaftliche Fachschule der Monarchie gegründet wurde. Wenn man den Quellen glauben darf, war sie „eine der liebenswürdigsten und geistvollsten Frauen ihrer Zeit“, verehrt und bewundert in der Gesellschaft und daheim die sorgende Mutter ihrer fünf Kinder, von denen István-Stephan das letztgeborene war.

Die Nachrichten über Istváns Kindheit sind nicht sehr ergiebig. Es ist nur davon die Rede, er sei ein guter Schüler gewesen – die Ausbildung heranwachsender Adelliger lag damals zumeist in den Händen von Privatlehrern, die oft Geistliche oder jüngere Männer „mit einer gewissen Hochschulausbildung“<sup>21</sup> waren – und er habe sich durch ausgeprägte religiöse Skrupel hervorgetan. Der letzte Punkt mag für die Analyse seines weiteren Lebens von einiger Bedeutung sein. Unser heutiges Wissen um die Existenz frühkindlicher Ängste und Schuldgefühle als Resultat orthodoxer Erziehungsmethoden legt den Schluß nahe, daß István Széchenyis periodisch wiederkehrende Depressionen und Selbstmordgedanken hier eine ihrer Wurzeln gehabt haben.

Die große Bühne des Weltgeschehens betrat der Magnatensohn 1809 im Alter von siebzehn Jahren, als die Stände Ungarns ihrem König eine Armee

für den Kampf gegen Napoleon bewilligten und die vornehme Jugend des Landes dem Ruf zu den Fahnen Folge leisten mußte. Obwohl seine Tapferkeit vor dem Feind unbestritten war, haßte István den Krieg, noch mehr aber den französischen Generalissimus Bonaparte, der seine loyalen Garderegimenter in einen sinnlosen Tod trieb und der „...einen dauerhaften Frieden vereiteln würde, solange er lebte.“<sup>22</sup> Der Wunsch, die Niederlage des Korsen miterleben zu dürfen, ließ den jungen Széchenyi die Schrecken des Feldzugs von 1813 ertragen, wenn auch nur mit Grauen. Dieses Grauen spricht aus seinen Briefen, etwa wenn er von den fünfzehntausend Leichen und zehntausend Pferdekadavern berichtet, die die Straße von Leipzig nach Frankfurt am Main bedeckten, sodaß es unmöglich war zu reiten oder zu Fuß zu gehen, ohne buchstäblich über den Tod zu stolpern.<sup>23</sup> Im Oktober 1813 wurde István für eine Bravourleistung als Meldereiter zwischen den alliierten Befehlsstäben dekoriert. Sein zweites militärisches Glanzstück vollbrachte er 1815, während der italienischen Kampagne gegen den Exkönig von Neapel, Murat, in der Schlacht bei Tolentino. Das Jahr des Wiener Kongresses ermöglichte ihm schließlich auch, den aktiven Waffendienst zu quittieren. Bis zu seinem endgültigen Austritt aus der Armee nützte István Széchenyi seine Zeit zu wiederholten Reisen nach England, dem „...classischen Boden der politischen Freiheit, des Welthandels, der Weltindustrie und des praktischen Verstandes.“<sup>24</sup> Im Herbst 1815 finden wir ihn aber in seine ungarische Heimat zurückgekehrt, bereit, im Preßburger Landtag seinen Sitz in der Magnatentafel einzunehmen. Der Vierunddreißigjährige hat sich offenbar grundlegend verändert: „Mit einem Male ging eine Wandlung mit ihm vor, die umso auffallender war, als man vergeblich nach den Motiven forschte, durch welche dieselbe veranlaßt worden, und die Art und Weise seines Auftretens in den neuen Verhältnissen die volle Aufmerksamkeit auf den Edelmann lenkte, der, nachdem er bis dahin das arbeitslose genußreiche Lehen eines Sardanapal geführt, wie im Handumkehren werktätig inmitten einer Reihe von Arbeiten dastand, deren jede einzelne die ganze Kraft des Mannes erforderte.“<sup>25</sup> Wurzbachs Lexikon kann sich dann doch nicht enthalten, über die Gründe der Metamorphose des Grafen vom leichtlebigen Husarenrittmeister und Salonlöwen zum seriösen Staatsmann zu spekulieren. Das kolportierte Erlebnis der Demütigung eines alten, hochverdienten Aristokraten durch seinen unverschämten Bankier, eine Szene, die Széchenyi hinter einem Paravent versteckt voller Abscheu belauscht haben soll, hat vielleicht so nicht stattgefunden. Trotzdem mögen die Ermahnungen des ruinierten Schuldners an István, „...den ungarischen Adel, der seine Freiheit liebt, aus der Umgarnung zu befreien (...), auf Mittel zu sinnen, (den) reichsten Grundbesitzern der Monarchie einen sittlichen und natürlichen Credit zu schaffen“,<sup>26</sup> irgendwann einmal gesprochen und von Széchenyi als Richtschnur seines späteren Handelns akzeptiert worden sein. 1830 veröffentlichte er jedenfalls den Kern seines Reformprogramms für Ungarn in einer moralisch-ökonomischen Schrift, die in der Tat den Titel „Über den Credit“ (ungarisch: „Hitel“) trug

und ein „beispielloser Bucherfolg“<sup>27</sup> wurde. Damals war die Doppelbedeutung von Kredit, im finanztechnischen Sinn einerseits und in der Betonung von Glauben und Vertrauen andererseits, noch tief im Sprachgefühl verankert. Erst der literarische Triumph des Grafen hat jedoch ein geflügeltes Wort entstehen lassen, das jeden belesenen Ungarn bis heute an wirtschaftliche ebenso wie moralische Erneuerung denken läßt.

Vorerst hatten wir aber noch bei der Beschreibung der ersten Jahre von István Széchenyis öffentlicher Laufbahn, seiner „Gesellenzeit“, wie Denis Silagi sie nennt. Der Landtag von 1825-27, in dem er als Neuling Sitz und Stimme hatte, markierte eine Wende im konstitutionellen Leben Ungarns, und entsprechend groß war die Begeisterungsfähigkeit jener, die daran teilnehmen durften. Seit dreizehn Jahren hatte es keine Ständeversammlung mehr gegeben. Jetzt konzentrierten sich die Debatten naturgemäß auf lange vernachlässigte wirtschaftliche Probleme, auf die zukünftige Sicherung der vernachlässigten Rechte der Natio Hungarica und schließlich auf eine oft wiederholte Beschwerde der magyarischen Opposition, nämlich: „...daß die ungarische Sprache, allen in dieser Richtung gegebenen Versicherungen zum Trotz, sich in Wirklichkeit keines Fortschritts erfreue.“<sup>28</sup> Tatsache war, daß viele der an den Preßburger Sitzungen teilnehmenden Magnaten Deutsch oder Latein viel besser verstanden als ihr eigenes heimatliches Idiom, und daß die lateinische Geschäftssprache des Parlaments seiner Arbeit einen elitären und volksfernen Charakter verlieh. Hier entschloß sich Széchenyi einzuwirken. In der kulturpolitischen Frage ergriff er zum ersten Mal auf bemerkenswerte Art die Initiative. Am 12. Oktober 1825 nahm er vor den Abgeordneten des Oberhauses „...für eine oppositionell getönte Entschließung der Ständetafel Stellung, und zwar (...) nicht auf lateinisch, sondern ungarisch.“<sup>29</sup> Wenige Wochen später, anlässlich einer Zirkularsitzung am 3. November, folgte sein zweiter Streich. Um die Gründung einer „gelehrten Gesellschaft“ zu fördern „...welche die Ausbildung der ungarischen Sprache als ihre Hauptaufgabe (...) betrachten (sollte)“<sup>30</sup>, offerierte Graf István den Proponenten dieser Akademie spontan alle Einkünfte eines Jahres aus seinen Ländereien – kein geringes Opfer, wenn man die hohen Schulden in Betracht zieht, die laufend aus den Gutserträgen amortisiert werden mußten.

Vielleicht nicht so spektakulär, aber ebenso bedeutend für die Entfaltung reformerischen Gedankenguts östlich der Leitha war die Einrichtung von politischen Zirkeln, Debattiervereinen oder Casinos, wie sie später heißen sollten, zunächst in Preßburg, dann in Budapest und zahlreichen anderen Städten des Landes. Die Idee zu solchen „Allianzen der Tugend“ übernahmen Széchenyi und seine adeligen Gesinnungsgenossen Wesselényi, Eszterházy und Károlyi aus den Schriften Benjamin Franklins. Der Terminus „Club“ für die entstehenden Assoziationen wurde bewußt vermieden, um bei den Wiener Behörden nicht die Vorstellung einer jakobinischen Verschwörung aufkommen zu lassen. Das Preßburger Casino und seine Filialen bildeten aber

Abbildung: Zweimal „Kredit“: Das Titelblatt der Erstausgabe von Széchenyis Werk aus dem Jahr 1830, daneben die Umschlagseite einer ungarischen Zeitschrift von 1989, die sich der Unabhängigkeit und der Kritik an den aktuellen Zuständen verpflichtet fühlt.

# H I T E L.

I R T A

GRÓF SZÉCHENYI ISTVÁN.

---

P E S T E N

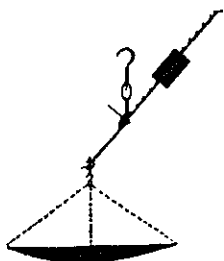
PETRÓZAI TRATTNER J. M. ÉS KÁROLYI ISTVÁN  
KÖNYVNYOMTATÓ-INTÉZETÉBEN.

1 8 3 0.

89

7

# HITEL



FÜGGETLEN IRODALMI, TÁRSADALMI, KRITIKAI LAP

11. évfolyam, 7. szám · 1989. március 29. · Ára: 39,- Ft

nicht die einzige Form der „concentratio“<sup>31</sup>, für die sich Széchenyi interessierte. Er war federführend am ersten ungarischen Tierzuchtverein und am Allgemeinen Landwirtschaftsverein beteiligt, diesem wichtigen Instrument der Modernisierung der magyarischen Agrarwirtschaft neben dem Keszthelyer Georgicon. Er erwarb Konzessionen für die erste Dampf-Getreidemühle des Königreichs in Sopron, für Werften, Maschinenfabriken und Eisengießereien, und er rief „...den ersten Sportklub Ungarns – einen Ruderverein – ins Leben.“<sup>32</sup> Das Ungarische Nationaltheater, ein Musikkonservatorium und eine Gewerbeschule verdankten ihm maßgebliche Impulse, und überhaupt „...unterstützte er jedermann, der in seinem, Széchenyis, Geist die Hebung der Zustände (des Landes) zu betreiben suchte.“<sup>33</sup> Eine ganz besondere Rolle spielten im Leben des Grafen immer wieder Projekte, die den Ausbau der Verkehrsverbindungen und die Förderung des inländischen sowie des grenzüberschreitenden Handels betrafen. Am Anfang seiner Karriere hatte er Gelegenheit, zwei solche Projekte in Angriff zu nehmen. Eines zielte auf die direkte Verbindung Budapests mit dem Schwarzen Meer hin, mittels punktueller Regulierungen der Donau. Um die Möglichkeiten für ein erleichtertes Passieren der Engstellen beim Eisernen Tor zu sondieren, bereiste Széchenyi insgesamt zehnmal das Stromgebiet an der türkischen Grenze, „...occasionally spending weeks and months on the spot in planning, directing, and supervising the roadbuilding, construction work, and blasting of rocks.“<sup>34</sup> 1834 waren die bedrohlichsten Felsklippen weggesprengt und die Fundamente einer Uferstraße gelegt, die den Namen des Grafen erhielt. Dieser beschränkte sich indessen nicht auf die ingenieurtechnischen Aspekte der Flußregulierung. Als Ergebnis einer Dampferfahrt bis hinunter nach Konstantinopel, die er schon 1830 unternommen hatte, war sein Interesse an der Ausdehnung habsburgischer Handelsverbindungen nach dem Osten erst richtig erwacht. Infolgedessen empfahl er dem Wiener Kabinett nicht nur die Entsendung von Konsuln in die Hafenstädte am Unterlauf der Donau (Vidin, Rutschuk) und die Lockerung der österreichischen Quarantänebestimmungen, sondern begab sich auch nach England, um dortigen Politikern, Bankiers und Industriellen seine Vorstellungen über eine kommerzielle Öffnung Mitteleuropas nach dem Orient hin zu erläutern. Damit wurde allerdings die komplizierte Frage des machtpolitischen Gleichgewichts zwischen England, Rußland und der Türkei in einer Krisenregion Europas berührt, und es ist verständlich, daß Széchenyi von den Hofstellen nicht jene Unterstützung erhielt, die er sich vielleicht erwartet hatte. Ebensovienig spontane Gegenliebe erweckte sein zweites Infrastrukturprojekt, die Verbindung der beiden Stadtteile (oder vielmehr Städte) Pest und Ofen mittels einer Kettenbrücke, über deren Konstruktionsprinzip er sich – wieder in England – sachkundig gemacht hatte.<sup>35</sup> Diesmal kam die Ablehnung nicht so sehr aus Wien, sondern aus den Kreisen der ungarischen Aristokratie selber. Széchenyi beabsichtigte nämlich, das Prinzip der Finanzierung durch eine Benützungsgebühr mit einem Frontalangriff auf die von ihm als unzeitgemäß erachtete adelige Steu-

erfreiheit zu kombinieren. Wer immer das Bauwerk betrat, der Edelmann ebenso wie der einfachste Gemeine, würde Maut bezahlen müssen. Mit einem solchen „Tod der schönen ungarischen Freiheit“ wollte sich mancher nicht abfinden, und Wurzbach berichtet von ehrwürdigen Mitgliedern des Landtages, die unter Tränen geschworen haben sollen, sie könnten „diese unglückselige Brücke nie beschreiten.“<sup>36</sup> Im Jahr ihrer Fertigstellung (1849) wurde Ungarn jedoch von ganz anderen Schicksalsschlägen heimgesucht, so daß das leidige Mautproblem rasch seine Aktualität verlor.

Während er all den beschriebenen Aktivitäten nachging, fand István Széchenyi auch noch Zeit, jene Gedanken zu formulieren, aus denen sich später sein ökonomisch-philosophisches „System“ zusammensetzen sollte. Einige Elemente dieses Systems hatte er in groben Zügen schon in seiner ersten Publikation skizziert, der er den Titel „Von den Pferden“ („Lovakrúl“) gab. Vordergründig ging es darin um Fragen der Zucht und Veredelung von Pferderassen und um die Abhaltung regelmäßiger Rennen, die einen Anreiz für die Gestüte bieten mußten, ihre Arbeit zu perfektionieren. Auf den zweiten Blick offenbarte das Werk ein idealistisches Programm: es betonte die Wichtigkeit des Christentums für die Verbesserung der moralischen und sozialen Verhältnisse im Lande.

Gleich nach der Fertigstellung von „Lovakrúl“ begann der Graf mit der Arbeit an jener Schrift, die ihn schlagartig zum meistumstrittenen Autor seiner Heimat machen sollte. Was für die Älteren eine blasphemische Verunglimpfung ungarischer Traditionen, den Jüngeren dagegen ein Evangelium des Fortschritts war, kann eigentlich nicht als wissenschaftliches Werk gelten. „Über den Credit“ („Hitel“) ist die engagierte Stellungnahme eines im Grunde genommen dilettierenden Zeitgenossen. Doch ist das keineswegs abwertend zu verstehen, ganz im Gegenteil: wahrscheinlich hätte das Buch niemals so viel Aufsehen erregt, wäre es bloß eine trockene sozialökonomische Studie gewesen wie die Werke von Skerlecz, Berzeviczy und anderen ungarischen Autoren dieser Zeit, in denen ähnliche Probleme angeschnitten wurden. Außerdem schöpfte Széchenyi seine Ideen aus einer Vielzahl bedeutender geistiger Quellen. Von den englischen Klassikern der Politischen Ökonomie stammte die Überzeugung, daß der von feudalen Lasten befreite Staatsbürger sich im Rahmen einer arbeitsteiligen und wettbewerbsorientierten Wirtschaftsweise am besten entfalten würde können. Die Lektüre von Herder und List vermittelte Széchenyi ein Gefühl für den Wert von Nationalität und Sprache; er versuchte, diesen Aspekt mit dem liberalen Individualismus zu verbinden. Aus Jeremy Benthams „Book of Fallacies“ übernahm er den Gedanken von der Schädlichkeit antiquierter Gesetze für eine neue Generation, die naturgemäß mehr Erfahrung haben mußte als ihre Vorläufer – daher die Ablehnung der Adelsvorrechte gemäß dem „Tripartitum Opus iuris“ von 1514<sup>37</sup>, der Magna Charta der ungarischen Aristokratie, und der Wunsch nach rechtlicher Gleichstellung aller Bewohner Ungarns. Ursprünglich hätte „Über den Credit“ anders heißen sollen, nämlich „Über die Menschen oder

Die Grundlagen der Glückseligkeit“. Wäre es dabei geblieben, würde man vielleicht geneigt sein, den utilitaristischen Einfluß zu überschätzen. In Wirklichkeit ging Széchenyi „deeply ethical and idealistic type of utilitarianism“<sup>38</sup> weit über Bentham hinaus. Nachdem er das größte Glück aller Bürger nur durch das höchste Ausmaß von Wahrheit und Gerechtigkeit verwirklicht sehen konnte, forderte der Graf von seinen Standesgenossen einen „wahrhaft aristokratischen“ Opfermut: „it would be wiser to do voluntarily and with lofty goodwill now what time and the spirit of the age will force you to do sooner or later anyway.“<sup>39</sup>

Das zentrale Kapitel von „Hitel“ heißt demzufolge auch: Was ist zu tun und wo soll man beginnen? Obwohl die darin skizzierten Grundlinien einer reformierten ungarischen Gesellschaft nicht unbedingt eine formal-rechtliche Veränderung des Bestehenden zur Voraussetzung hatten, muß man Barany wohl zustimmen, wenn er sagt: „...Széchenyi put the axe to the roots of Hungarian feudalism.“<sup>40</sup> Die alte Ordnung wurde dafür verantwortlich gemacht, daß der „...magyarische Grundbesitzer ärmer war, als er seinem Eigentum nach eigentlich sein müßte“, daß „...der Magyare sich wirtschaftlich nicht so gut halten konnte, wie es ihm seine Verhältnisse im Prinzip erlaubten.“<sup>41</sup> Széchenyi argumentierte nicht, wie das in den bisherigen Auseinandersetzungen üblich gewesen war, streng juristisch für oder gegen die angestammte Position des Feudaladels. Er zeigte, daß das traditionale System einen wirtschaftlichen Anachronismus darstellte. Robot und Zehent, stellte er fest, machten die Bauern arbeitsunwillig. Ähnliches galt für die Städte, wo Zunftwesen und Preisregelungsbestimmungen die gewerbliche Initiative lähmten. Daß es weder Kapital noch Kredit gab, lag am Fehlen jeglicher Schutzmaßnahmen für die Gläubiger, die ihren adeligen Debitoren, sobald sie sich hinter der „Aviticität“<sup>42</sup> verschanzten, völlig ausgeliefert waren.<sup>43</sup> Niedrige landwirtschaftliche Erträge, ein miserables Verkehrssystem, mangelnder Inlandsabsatz, etc. waren bloß logische Sekundäreffekte. Wer das Elend des Königreichs nur mit der ungünstigen geographischen Lage oder mit der zollpolitischen Benachteiligung durch Wien erklärte, der gab sich, so Széchenyi, einer Täuschung hin. In Wirklichkeit krankte das Land an der Inflexibilität einer unerhört privilegierten Schicht von Personen, deren Beitrag zum allgemeinen Wohl – im Widerspruch zu ihrer bevorzugten Stellung – verschwindend klein war. Die Heilung konnte, das wurde im Kapitel „Was ist zu tun...?“ ausgeführt, allein von einer moralischen Renaissance kommen, die vom Adel selbst ausgehen, aber nicht auf ihn beschränkt bleiben sollte. Schritt für Schritt hätte man den „gebildeten Menschen“, die „concentratio“ aller fähigen Köpfe, das Nationalbewußtsein, die Bürgertugend, den „Credit im weiteren Sinne“ (das heißt das allgemeine wechselseitige Vertrauen), und schließlich alles das zu verwirklichen, worum es in „Hitel“ eigentlich ging: „...the foundation of agriculture, crafts, manufacturing, mills, and trade.“<sup>44</sup>

Ein konkretes Reformprogramm hat István Széchenyi in „Über den Credit“ noch nicht entworfen, obwohl das Buch, wie wir gesehen haben, eine



Vielzahl von aufsehenerregenden Ideen enthielt. Erst in späteren Publikationen wollte der Graf über die allgemeinen Grundsätze hinausgehen, sich näher mit einzelnen Sanierungsmaßnahmen im gesetzgeberischen und wirtschaftlichen Bereich auseinandersetzen. Schließlich wurde er schon im Juli 1831 zur Veröffentlichung einer Schrift gezwungen, die die Thesen von „Hittel“ gegen Angriffe des konservativen Landadels verteidigen sollte.<sup>45</sup> „Licht, oder aufklärende Momente zur Berichtigung mancher Irrthümer und Vorurtheile“ (ungarisch: „Világ“ wurde in dreitausendzweihundertfünfzig Exemplaren in Budapest gedruckt.<sup>46</sup> Die Historiker sind sich heute einig, daß es gegenüber dem „Credit“ nichts Neues enthielt, sondern nur in stilistisch brillanter und recht unsystematischer Weise einzelne Verbesserungen aufzählte, die imstande sein sollten, das traditionale Weltbild des feudalistischen Ungarn durch die dynamische Perspektive des Kapitalismus zu ersetzen. Manches davon war schon verwirklicht, anderes sollte zu den Steckenpferden Széchenyis in den achtzehnhundertdreißiger und -vierziger Jahren gehören: die Vereinigung der Stadtteile Buda und Pest zur neuen Hauptstadt einer Nation, deren „jugendlicher Schwung“ in einem zentralen Punkt gesammelt werden mußte; die Errichtung einer festen Brücke über die Donau als Symbol eben dieses Nervenzentrums; eine Akademie der Wissenschaften, das Casino, ein Nationaltheater, Eisenbahnen, Fabriken und Flußregulierungen. Dabei kam es dem Autor von „Világ“ nicht so sehr auf die Reihenfolge der Reformen an als auf den Geist, in dem sie durchgeführt wurden. Das sollte nach Széchenyis Überzeugung der Geist der Versöhnlichkeit und Zusammenarbeit sein. Es galt, den goldenen Mittelweg zwischen den oft übertriebenen Forderungen der konstitutionellen Opposition in Ungarn und dem starren Konservativismus von Metternichs Politik zu finden. Diese konziliante Grundhaltung, die Széchenyi zeit seines Lebens beibehalten hat, sollte später entscheidend dafür sein, daß der Graf sich von der zunehmend radikaler werdenden jungmagyarischen Bewegung rund um Ludwig Kossuth distanzierte, daß er – immer deutlicher isoliert – am Ende seiner Karriere von einer Aura der Tragik und der heroischen Größe (Barany) umwoben wurde.

Vorerst war sein Stern aber noch lange nicht am Sinken. Im Gegenteil, die politischen Ereignisse seit dem November 1830, als sich der polnische Adel gegen den zaristischen Absolutismus zum „Freiheitskampf“ erhob, verliehen Széchenyis Gedanken besondere Aktualität. Unmittelbar nach der Niederschlagung des Aufstands in Polen setzte ein Flüchtlingsstrom über die ungarische Grenze ein. Zahlreiche Edelleute, die vor den Repressalien der Zarenregierung Angst hatten, suchten bei ihren magyarischen Standesgenossen Zuflucht und ideologischen Sukkurs. Die sprunghafte Zunahme einer wirtschaftlich unproduktiven Bevölkerungsschicht, die noch dazu in provokanter Weise ihren hervorgehobenen Status betonte, reizte wiederum die Bauern in den ärmeren Regionen Oberungarns, deren Pflicht nun darin bestand, nicht nur ihre Herren, sondern auch deren Gäste zu ernähren. Im Juli 1831 wurde das Land zu allem Überfluß noch von der Cholera heimgesucht,

die nach neueren Schätzungen etwa zweihundertfünfzigtausend Opfer forderte.<sup>47</sup> Das Unvermeidliche geschah: etwa fünfundvierzigtausend ungarische Bauern nahmen an der blutigsten Revolte teil, die das Königreich seit 1514 erlebt hatte.<sup>48</sup> Sie wurde zwar unterdrückt, löste jedoch in Wien ebenso wie in Preßburg und Budapest heftige Diskussionen unter den Herrschenden aus. Während die Konservativen meinten, daß erst die Reformagitation im Stile Széchenyis den unzufriedenen Bauern Mut zum Aufruhr gemacht hätte, betonten die fortschrittlich gesinnten Kräfte, unter ihnen vor allem Széchenyi selber, daß jetzt erst recht Robot und Zehent zu beseitigen und die aristokratischen Privilegien auf alle Einwohner Ungarns auszudehnen wären. Im November 1833, genau drei Jahre nach der polnischen Erhebung, veröffentlichte der Graf in Leipzig seine dritte große Kampfschrift diesmal zur Umgehung der österreichischen Zensur unter der Verantwortlichkeit eines anonymen Herausgebers. Das Buch hieß „Stadium“ (verfaßt von Graf Stephan Széchenyi, herausgegeben von Z\*\*\*, Leipzig 1833), ein Titel, der erst aus der Kenntnis des Inhalts verständlich wird. Es handelte sich um die minutiöse Darstellung der ersten Etappe (des Einführungsstadiums) eines konkreten Reformprogramms, bestehend aus neun von insgesamt zwölf ins Auge gefaßten „Gesetzen“. Die vorerst nicht besprochenen drei letzten Punkte sollten einem zweiten Band vorbehalten bleiben, der allerdings nie geschrieben worden ist. In „Stadium“ war Széchenyi so radikal wie nie zuvor und niemals nachher insofern war das Mißtrauen der Wiener Pressestellen wahrscheinlich berechtigt. Es genügt, einen Blick auf das zu werfen, was das Pamphlet realisiert haben wollte, um ihre Angst zu verstehen. Erstens: ein neues Handelsrecht und einen Handelsgerichtshof zur Durchsetzung völliger Gleichheit von adeligen und nichtadeligen Vertragspartnern in kommerziellen und Kreditangelegenheiten. Zweitens: die Abschaffung der Aviticität, das heißt des Vorranges familiärer Erbensprüche vor der Befriedigung von Gläubigerrechten. Drittens: das Ende aller Ansprüche der Krone auf den Heimfall von Gütern erloschener Adelsgeschlechter. Viertens: das „ius proprietatis“, das heißt die Möglichkeit freien Landerwerbs und -besitzes für jedermann in Ungarn. Fünftens: die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, sprich die Ausweitung der Adelsprivilegien auf alle Menschen, die innerhalb der Landesgrenzen lebten. Sechstens: einen neuen Wahlmodus für Zentralbehörden und die Errichtung einer paritätischen Schiedsinstanz aus Edelleuten und Bürgerlichen zur Vertretung der Interessen von Petenten vor der Komitatsversammlung. Siebentens: gleiche Beteiligung aller an den Kosten der Landesverwaltung. Achtens: gleiche Belastung aller durch Zölle und Gebühren und deren Festlegung im Wege von Reichstagsbeschlüssen. Schließlich neuntens: Abschaffung der Monopole, Zünfte und Preisregelungen.

Das alles zusammengekommen, enthielt „Stadium“ natürlich eine ganze Menge Zündstoff, der den Zeitgenossen umso gefährlicher erscheinen mußte, als Széchenyi „... used inflammatory dialectics in support of his thesis, arguing both rationally and emotionally.“<sup>49</sup> Trotzdem war das Buch nur die lo-

gische Fortschreibung der Ideen eines Mannes, der nichts sehnlicher wünschte, als daß alle Angehörigen seiner geliebten ungarischen Nation, vom einfachen Bauern bis zum reichsten Aristokraten, und letzten Endes sogar die Regierung in Wien gemeinsam vom wirtschaftlichen Aufschwung profitierten, den er als Folge seiner Reformkonzepte vorhersah: „Es wird sich herausstellen – und wenn nicht, dann nur, weil es mir an Fähigkeiten fehlt – daß von Konzessionen ohne Gegenleistung oder von Verlusten und Schäden bei meinem ganzen Vorschlag nicht die Rede sein kann, sondern nur vom Gegenteil; und daß sich die Frage nicht darum dreht: wer soll was und wieviel verlieren, sondern ausschließlich darum: wer wird mehr Nutzen und Gewinn haben, wer weniger!“<sup>50</sup> In der Tat schien es für einige Jahre, als würde eine neue Generation liberaler Juristen und Politiker in Ungarn, unter ihnen Deák, Kossuth, Kőlcsey und andere, sich an das in „Stadium“ skizzierte Programm halten, ohne daraus dramatische Konsequenzen für die staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Österreich abzuleiten. Selbst das Wiener Kabinett schien auf Dauer gesehen einzulocken, vor allem wenn man die Ergebnisse des Reichstags von 1839/40 berücksichtigt, der in einem überaus vielversprechenden Klima zu Ende ging. István Széchenyi, der Verfasser des „geistigen Kleeblattes“ nationalökonomischer Schriften, „der seinem Volke weit vorausschreitende Staatsmann“ (Wurzbach), stand im Zenith seiner Laufbahn, geschätzt, ja selbst verehrt von allen, die auf eine bessere Zukunft Ungarns hofften. Die vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts markierten für den Grafen jedoch eine Wendezeit. Er, der nun davon überzeugt war, daß in Hinkunft eine scharfe politische Agitation weder im Inneren noch nach außen notwendig sein würde, sah sich immer mehr von der Kossuthpartei bedrängt. Kossuths Anhänger neigten dazu, die komplizierten Beziehungen zu den Habsburgern bei der Erörterung der nationalen Renaissance Ungarns außer Acht zu lassen und ignorierten auch die Tatsache, daß Aristokraten wie Széchenyi sich sowohl ihrer engeren magyarischen Heimat als auch dem Wiener Hof gegenüber loyal verhalten mußten bzw. sollten. Ein bitterer und folgenschwerer Konflikt zwischen den Gemäßigten um Széchenyi und Kossuths „Jakobinern“ war vorprogrammiert. Dabei wußte der „größte Ungar“<sup>51</sup> genau, daß er am Ende „...den Magyaren zu österreichisch, den Österreichern aber zu magyarisch“ erscheinen mußte. Bis zum Schluß seines öffentlichen Wirkens schwankte er – unter immer größeren Gewissensqualen – zwischen einer vorbehaltlosen Unterstützung egalitärer und die Hofaristokratie zutiefst beängstigender Reformen einerseits und der taktischen Rücksichtnahme auf die Position Metternichs andererseits.<sup>52</sup> 1841 verfaßte Széchenyi eine Polemik gegen Kossuth, die unter dem Titel „Das Volk des Ostens“ (ungarisch: „A Kelet Népe“) herausgegeben wurde. Anläßlich der Verhandlungen des Reichstags von 1843/44 nahm er wieder vehement gegen die adeligen Steuerprivilegien und für die einheitliche Belastung jeglichen Grundbesitzes mit zwei Groschen pro Katastraljoch Stellung, eine Idee, die zweifellos mit der physiokratischen Vorstellung des „impôt unique“ verwandt

war.<sup>53</sup> Der Ertrag aus der Zweigroschensteuer sollte dem Ausbau des ungarischen Verkehrsnetzes zugute kommen. Das Transportwesen war auch Gegenstand der letzten beiden Regierungsämter des Grafen. 1846 wurde er Präsident der Kommunikationsabteilung bei der Pester Statthalterei und arbeitete in dieser Eigenschaft sowohl einen Plan zur Regulierung der Theiß als auch ein umfassendes Projekt zur Erschließung des Landes durch Bahnlinien aus.<sup>54</sup> Im Jahr 1848 folgte Széchenyi einem Ruf, Verkehrsminister im ersten „selbstverantwortlichen“ Kabinett Ungarns unter Graf Batthyány zu werden, nicht zuletzt weil er dort einen mäßigenden Einfluß auf die seiner Meinung nach allzu österreichfeindlichen Kräfte um Kossuth ausüben wollte, der das Finanzressort bekommen hatte. An diesem Vorhaben sollte der Mann, mit dessen Namen zwei entscheidende Jahrzehnte ungarischer Geschichte untrennbar verbunden sind, schließlich scheitern.<sup>55</sup> Am 5. September 1848, wenige Stunden nachdem ein selbstbewußtes Reskript aus der Hofburg den Magyaren befohlen hatte, „...wieder Unterhändler nach Wien zu entsenden, um über eine Neuordnung der Beziehungen zwischen dem Königreich und den anderen habsburgischen Ländern zu beraten“<sup>56</sup> (die österreichischen Armeen hatten gerade ihre ersten Erfolge bei der Niederschlagung der Unruhen in Böhmen und Italien verbucht) verließ ein gebrochener und von der Vision des Untergangs seiner Heimat verfolgter Széchenyi Budapest. Zwölf triste Jahre sollte er noch in der Döblinger Privat-Irrenanstalt des Doktor Görgen zubringen, ehe er selbst, unter bis heute nicht ganz geklärten Umständen, seinem Leben ein Ende bereitete.

## ANMERKUNGEN

- 1 Karl Bachinger, Herbert Matis, Österreichs industrielle Entwicklung, in: Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. 1, hg. von Alois Brusatti, Wien 1973, S. 111.
- 2 Alexander Gerschenkron, Wirtschaftliche Rückständigkeit in historischer Perspektive, in: Industrielle Revolution, Wirtschaftliche Aspekte, hg. von Wolfram Fischer u. a., Köln-Berlin 1972, S. 70.
- 3 Széchenyi Geburtshaus ist das Palais Wilczek in der Herrengasse 5. Eine zweisprachige Gedenktafel an der Fassade erinnert seit 1966 daran, daß der „größte Ungar“ hier zur Welt kam.
- 4 François Furet, Denis Richet, Die französische Revolution, Frankfurt a. M. 1987, S. 310.
- 5 Herbert Matis, Das Industriesystem. Wirtschaftswachstum und sozialer Wandel im 19. Jahrhundert, Wien 1988, S. 40.
- 6 Michel Beaud, A History of Capitalism 1500-1980, London 1981, S. 88.
- 7 Paul Bairoch, Die Landwirtschaft und die Industrielle Revolution 1700-1914, in: Europäische Wirtschaftsgeschichte, hg. von Carlo Cipolla und Knut Borchardt, Band 3, Stuttgart-New York 1976, S. 302.
- 8 Leonhard Bauer, Herbert Matis, Geburt der Neuzeit. Vom Feudalsystem zur Marktgesellschaft, München 1988, S. 109.
- 9 Karl Bachinger, Herbert Matis, Österreichs industrielle Entwicklung, in: Die Habsburgermonarchie 1848-1918, a. a. O., S. 112.
- 10 Ebenda, S. 112.
- 11 Nachum T. Gross, Die industrielle Revolution im Habsburgerreich 1750-1914, in: Europäische Wirtschaftsgeschichte, hg. von Carlo Cipolla und Knut Borchardt, Band 4, Stuttgart-New York 1977, S. 218.
- 12 Ebenda, S. 216 f.
- 13 Alois Brusatti weist allerdings darauf hin, daß die absolute Höhe der militärischen Ausgaben für sich allein noch nicht ausreicht, das chronische Defizit des Staatshaushaltes zu erklären. Alois Brusatti, Die Habsburgermonarchie am Vorabend der Industriellen Revolution. Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Österreichs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unpubl. Habilitationsschrift, Wien 1961, S. 52.
- 14 Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften, hg. von Carl von Rotteck und Carl Welcker, Band 12, Altona 1841, S. 163.
- 15 Ebenda, S. 163.
- 16 „Sokan azt gondolják: „Magyarország – volt; – én azt szeretem hinni: lesz!“ István Széchenyi, Hittel, Neudruck Budapest 1979, S. 270.
- 17 András Gergely, Széchenyi und die Ungarn, in: Bücher aus Ungarn 1 -2/1988, S. 10. Während in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts Széchenyi magyarischer Nationalismus und seine Abneigung gegen die jüdischen Gläubiger des verschuldeten pannonischen Landadels als besonders fortschrittlich gepriesen wurden, betont man heute den Aspekt seiner liberal getönten Stellungnahmen zu wesentlichen Fragen der Politischen Ökonomie. Die marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft in Ungarn bestritt nur eine Zeitlang Széchenyi staatsmännische Größe und warf ihm bezüglich seiner Haltung im Vorfeld und während der Revolution von 1848 das Einschlagen eines „Zickzack-Kurses“ vor. Siehe dazu Denis Silagi, Der größte Ungar. Graf Stephan Széchenyi, Wien-München 1967, S. 55 f.

- 18 George Barany, Stephen Széchenyi and the Awakening of Hungarian Nationalism. 1791-1841, Princeton-New Jersey 1968, S. 5 f.
- 19 Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, Wien 1856-91, Band 41, S. 248.
- 20 George Barany, Stephen Széchenyi, a.a.O., S. 16.
- 21 Moritz Csáky, Von der Aufklärung zum Liberalismus. Studien zum Frühliberalismus in Ungarn, Wien 1981, S. 213.
- 22 István Széchenyi an seine Eltern, zitiert in George Barany, Stephen Széchenyi, a.a.O., S. 53.
- 23 Nach George Barany, Stephen Széchenyi, S. 49.
- 24 Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon, a.a.O., S. 257. Insgesamt war Széchenyi sechzehnmal in England, unter anderem auch kurz vor Beginn der Bauarbeiten an der Budapester Kettenbrücke (1833) und ein Jahr später als Regierungsbeauftragter für die Regulierung der Donau beim Eisernen Tor.
- 25 Ebenda, S. 252.
- 26 Ebenda, S. 254.
- 27 Denis Silagi, Der größte Ungar, a.a.O., S. 24.
- 28 Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon, a.a.O., S. 255.
- 29 Denis Silagi, Der größte Ungar, a.a.O., S. 17.
- 30 Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon, a.a.O., S. 255.
- 31 Der Begriff „concentratio“ findet sich als Kapitelüberschrift in Széchenyis Buch über den Kredit und sollte wohl ähnliches bedeuten wie die „nationale Konföderation“, der Schulterschluß aller fortschrittsfreundlichen Kräfte eines Staates, bei Friedrich List. Vgl. János Török (Hg.), Gróf Széchenyi István politikai iskolája, saját műveiből összeállítva (Die politische Schule des Grafen Stephan Széchenyi, aus seinen eigenen Werken zusammengestellt), Band 1, Pest 1863, S. 67.
- 32 Denis Silagi, Der größte Ungar, a.a.O., S. 31 f.
- 33 Ebenda, S. 32
- 34 George Barany, Stephen Széchenyi, a.a.O., S. 250.
- 35 Das Resultat dieser Forschungsreise nach Großbritannien, zusammen mit dem Grafen Georg Andrássy unternommen, hat Széchenyi in einem „Bericht an den Pesth-Ofner Brückenbau-Verein“, Preßburg 1833, dokumentiert.
- 36 Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon, a.a.O., S. 260.
- 37 Das „Tripartitum Opus juris“ war eine von Stephan Werböczy erstellte Gesetzzusammenfassung, die alle Adelsprivilegien, die in den Ländern der Heiligen Stephanskronen galten, zusammenfaßte. Rund 165 000 Ungarn durften gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts solche Privilegien – allerdings in sehr unterschiedlichem Umfang – für sich in Anspruch nehmen, waren also in einem streng juristischen Sinn Adelige. Vgl. Moritz Csáky, Von der Aufklärung zum Liberalismus, a.a.O., S. 20.
- 38 George Barany, Stephen Széchenyi, a.a.O., S. 210.
- 39 Ebenda, S. 210.
- 40 Ebenda, S. 208.
- 41 János Török (Hg.), Gróf Széchenyi István politikai iskolája, a.a.O., passim.
- 42 Das Recht der Aviticität beinhaltet unter anderem, daß auch der entfernteste Verwandte eines verstorbenen adeligen Schuldners darauf bestehen durfte, verpfändete Ländereien aus dem Nachlaß, von allen hypothekarischen Lasten befreit, zu übernehmen. Das Ergebnis solcher Bestimmungen war, daß kaum noch jemand Geld gegen Besicherung

- mit Grund und Boden herleihen wollte. Im Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker heißt es dazu: „Nach der (...) Theorie (der Aviticität, Anm.) müßten die Gläubiger ihr Recht, aus dem (Nachlaß) befriedigt zu werden, und die Schuldner ihre Verbindlichkeit, in diesen Nachlaß oder an die Successoren des Erblassers zu zahlen, verlieren. Alles dieses widerspricht aber den grundgesetzlichen Anerkennungen sittlich-rechtlicher Persönlichkeiten und ihres Vereins. Es widerspricht der vernünftigen rechtlichen Ansicht, von der ganzen gerechten Vertheilung und Schützung des Vermögens (...), so wie von einem ehrlichen freien auf allgemeinen Credit gegründeten Verkehr. (Band 5, 1837, Artikel „Erbrecht“, S. 236)
- 43 Manchmal wird in der Literatur der Eindruck erweckt, als habe Széchenyi ausschließlich korrupte Schuldner aus Adelskreisen angegriffen, ihre Geldgeber jedoch in Bausch und Bogen verteidigt. Eine solche Sichtweise gibt die Intentionen des Grafen jedoch wahrscheinlich unkorrekt wieder. Das von ihm geforderte bürgerliche Schuldrecht sollte zwar auch den Gläubiger sicherstellen, vor allem aber dem aristokratischen Schuldner seine Würde à tout prix erhalten.  
Kein Edelmann würde mehr von respektlosen (bei Széchenyi immer als jüdisch vorgestellten) Wucherern bedrängt werden können, vorausgesetzt, er verhielt sich gesetzeskonform. Széchenyi wollte „...den ungarischen Adel aus der Umgarnung befreien“, nicht die Geldverleiher emanzipieren.
- 44 George Barany, Stephen Széchenyi, a.a.O., S. 210.
- 45 Den Ausschlag dafür, daß Széchenyi wieder zur Feder griff, gab ein Pamphlet des konservativen Aristokraten Joseph Desseswffy, betitelt „Eine Analyse des Werkes über den Credit“, Kaschau 1831. Darin wiederholte der Autor den altbekannten Standpunkt der oppositionellen Magnaten im ungarischen Landtag, daß an der Misere des Landes ausschließlich die verfehltete Politik der Wiener Regierung schuld sei und keinesfalls der privilegierte Status des indigenen Feudaladels.
- 46 Wurzbach gibt als Erscheinungsjahr der Erstausgabe 1830 an, Barany dagegen 1831. Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon, a.a.O., S. 269. George Barany, Stephen Széchenyi, a.a.O., S. 217.
- 47 George Barany, Stephen Széchenyi, a.a.O., S. 228.
- 48 Im Jahr 1514 hatte sich ein großer Bauernhaufen unter der Führung des György Dózsa gegen die „adeligen Unterdrücker des Landvolkes“ erhoben; nach der brutalen Niederschlagung dieses Aufstandes hielt István Werböczy im bereits erwähnten „Tripartitum Opus Iuris“ die vollständige Rechtlosigkeit der Bauernschaft fest. Ervin Pamlényi (Hg.), A History of Hungary, Budapest 1973, S. 117 f.
- 49 George Barany, Stephen Széchenyi, a.a.O., S. 242.
- 50 János Török (Hg.), Gróf Széchenyi István politikai iskolája, a.a.O., S. 360.
- 51 Den Beinamen „der größte Ungar“ erhielt Széchenyi angeblich von Kossuth selber, der ihn in einer Pester Komitatsversammlung so angeredet haben soll. Es wird berichtet, der Graf habe darauf unwirsch reagiert: „Warum erheben Sie mich in eine Höhe, wo ich mich nicht halten kann?“ Denis Silagi, Der größte Ungar, a.a.O., S. 7.
- 52 Fürst Metternich hatte inzwischen in dritter Ehe die Schwester einer Schwägerin Széchenyis geheiratet. Diese Frau, Melanie Zichy-Ferraris, erweckte beim Kanzler ein besonderes Interesse für ungarische Angelegenheiten. George Barany, Stephen Széchenyi, a.a.O., S. 322.
- 53 Julius Kautz, Entwicklungs-Geschichte der volkswirtschaftlichen Ideen in Ungarn und deren Einfluß auf das Gemeinwesen, Budapest 1876, S. 161.
- 54 Széchenyis Vorstellung von einem Eisenbahnnetz, dessen Stränge sternförmig von der Hauptstadt Budapest ausgehen sollten, stand im übrigen den Ideen Kossuths entgegen,

- der lieber die südungarischen Getreidegebiete mit dem Exporthafen Fiume verbinden wollte. Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon, a.a.O., S. 262.
- 55 Julius Kautz, selbst ein Großer des magyarischen Geisteslebens, schrieb über den Grafen, er habe, .... auf seine Zeitgenossen einen so mächtigen, mitreissenden Einfluß (ausgeübt), dass man die ganze Periode seiner Thätigkeit von 1827-1848 würdig die ‚Széchenyi-Periode‘ nennen kann.“ Julius Kautz, Entwicklungs-Geschichte der volkswirtschaftlichen Ideen in Ungarn, a.a.O., S. 123.
- 56 Denis Silagi, Der größte Ungar, a.a.O., S. 67.



MICHAEL MITTERAUER

## *Kontinuität und Neubeginn*

*ALOIS MOSSER ALS FORSCHER UND LEHRER*

„Nationalökonomie einerseits, Soziologie andererseits sind jene Wissenschaften, die am besten geeignet erscheinen, das Gefüge unserer Wirtschaftsgesellschaft unter Anwendung modernster Forschungs- und Arbeitsmethoden zu erleuchten.“ Mit diesen Worten begann 1964 Alfred Hoffmann sein Grundsatzreferat vor der Österreichischen Akademie der Wissenschaften über „Neue Aufgaben der Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Österreich“, in dem er in Hinblick auf sein eigenes Fach „ein konformes, gleichwertiges und gleichwertiges Zusammenarbeiten dieser drei Zweige in gegenseitiger Befruchtung und Förderung“ als Ziel formulierte. Es ist kein Zufall, daß Alois Mosser gerade dieses Grundsatzreferat in den von ihm herausgegebenen „Studien und Essays“ seines Lehrers an die Spitze stellte. Alfred Hoffmanns Forderung nach interdisziplinärer Kooperation der drei Fächer wurde für ihn zur wissenschaftlichen Lebensaufgabe, die institutionell in seiner Berufung zum ordentlichen Universitätsprofessor an der Wirtschaftsuniversität Wien für Wirtschafts- und Sozialgeschichte ihren Ausdruck fand. Bis dahin war es freilich ein weiter Weg. Mehrfach galt es auf diesem Weg, den Schwerpunkt des Arbeitsgebicts zu verlagern, mehrfach war ein fachlicher Neubeginn notwendig. Für solche Neuorientierungen bedurfte es viel Energie, viel Willenskraft, viel Beharrlichkeit, viel Bereitschaft, wohlvertrautes Terrain hinter sich zu lassen. Vielleicht ist der Neubeginn immer wieder gelungen, weil zugleich auch so viel innere Kontinuität Halt gab.

Vor der Herausforderung des fachlichen Neubeginns stand Alois Mosser zum ersten Mal, als er im Frühjahr 1962 eine Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien übernahm. Er besuchte damals noch den Hauptkurs des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Hier verfaßte er seine Institutsarbeit zum Thema „Die literarische Tätigkeit im Kloster Mondsee von 1400 bis 1500“. Diese Thematik entsprach der Fächerkombination, die er beim Beginn seines Studiums 1957 gewählt hatte, nämlich Germanistik und Geschichte. Für wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialgeschichte bot die hochqualifizierte Ausbildung am Institut für österreichische Ge-

schaftsforschung damals keinerlei Voraussetzungen. So war eine eigenständige Neuorientierung notwendig. Der stark landesgeschichtlichen Ausrichtung in den ersten Jahren nach der Wiederverselbständigung des Instituts entsprechend wählte sich Alois Mosser als Thema der Dissertation: „Beiträge zur Geschichte der Grundherrschaft in Oberösterreich unter besonderer Berücksichtigung der Herrschaft Ort am Traunsee“ – eine lokale Fallstudie also aus einer Region, der er durch seine Herkunft eng verbunden ist. Nach Abschluß der Dissertation trat ein anderer Schwerpunkt der damaligen Institutsarbeit für ihn in den Vordergrund. Er betreute die von der Kommission für Wirtschafts-, Sozial- und Stadtgeschichte an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Angriff genommenen Vorarbeiten für die Herausgabe des Österreichischen Städtebuchs. In der Lehre war er damals noch nicht selbständig tätig. Durch sein großes Engagement in der Betreuung von Dissertantinnen und Dissertanten wirkte er aber auch in diesem Bereich tatkräftig an der Aufbauarbeit des jungen Instituts mit.

Eine zweite Phase des Neubeginns ergab sich für Alois Mosser durch den Paradigmenwechsel, zu dem es im Fach Geschichte im allgemeinen und in der Teildisziplin Wirtschafts- und Sozialgeschichte im besonderen seit den späten sechziger Jahren kam. Dieser Paradigmenwechsel wurde vor allem durch die Begegnung mit den systematischen Sozialwissenschaften ausgelöst. In der Ausrichtung des Instituts standen damals bei allen Neuansätzen doch herkömmliche Zugangsweisen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte noch stark im Vordergrund – landesgeschichtliche Ansätze, strukturgeschichtliche Betrachtungsweisen in Anschluß an Otto Brunner, mediävistische Schwerpunktsetzungen in der Tradition von Alfons Dopsch. Die Auseinandersetzung mit den systematischen Sozialwissenschaften bedeutete im Vergleich dazu etwas grundsätzlich Neues. Im Werk Alois Mossers spiegelt sich diese Bruchlinie deutlich. Während er noch 1969 eine große Studie über „Salzburg und das Königsgut an der Traisen“ veröffentlichte, finden sich ab dem Beginn der Arbeit an seiner Habilitationsschrift 1970 völlig andere Themen: „Konzentrationserscheinungen in der österreichischen Industrie bis 1914“, „Die Auswirkungen der Industriepolitik auf die Sozialstruktur der österreichisch-ungarischen Monarchie“, „Die österreichische Industriesiedlung, Raumabhängigkeit und Konzentrationsinteresse in der industriellen Entwicklung Österreichs bis 1914“, „Probleme und Methoden einer historischen Bilanz- und Betriebsanalyse“ und vor allem dann die Habilitationsschrift selbst „Die Industrieaktiengesellschaften in Österreich. Versuch einer historischen Bilanz- und Betriebsanalyse. Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie (1848-1918).“ Das Problem einer fachlichen Neuorientierung hat sich in diesen Jahren für jeden Wirtschafts- und Sozialhistoriker der Nachwuchsgeneration gestellt. Kaum ein anderer in Österreich hat sich so radikal der Herausforderung durch die systematischen Sozialwissenschaften gestellt wie Alois Mosser, der sich damals auf die Betriebswirtschaftslehre als Partnerdisziplin einließ, und innerhalb dieser auf die Bilanzanalyse.

Einen dritten Neubeginn in der wissenschaftlichen Laufbahn Alois Mossers markiert seine Berufung zum ordentlichen Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Wirtschaftsuniversität Wien. Dieser Neubeginn war freilich mehr einer des institutionellen und sozialen Umfelds als ein fachlich-inhaltlicher. Denn in der Zuwendung zu den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften bedeutete diese Berufung nur den letzten Schritt. In der Forschung traten schon lange vorher neben die Habilitationsschrift Beiträge zur Finanz-, Banken- und Unternehmensgeschichte. Aufsätze zur Proto-Industrialisierung griffen in eine aktuelle Theorie-Diskussion ein. In der Lehre übernahm Alois Mosser 1982 die Vorlesung „Einführung in die Nationalökonomie“ für Lehramtskandidaten der Geschichte und Sozialkunde. Parallel dazu bot er interdisziplinäre Sozialkunde-Seminare gemeinsam mit Betriebswirten bzw. Soziologen an. Bald darauf trat er in das Prüfungskollegium der Studienrichtung Soziologie an der Grund- und integrativwissenschaftlichen Fakultät ein. 1983 erfolgte die Ernennung zum Außerordentlichen Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien. Als besonderes Aufgabengebiet wurde dabei „Lehre und Forschung im Integrationsbereich zwischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte und systematischen Sozialwissenschaften“ festgelegt – ein Tätigkeitsbereich also, der für die Aufgaben der Professur an der Wirtschaftsuniversität gut vorbereitete. Lehrveranstaltungen an der Wirtschaftsuniversität waren der Ernennung schon seit 1979 vorangegangen. Ein wichtiges Bindeglied stellten auch die Aktivitäten im Rahmen des 1971 gegründeten „Vereins der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Unternehmerbiographie und Firmengeschichte“ dar. 1977 übernahm Alois Mosser die wissenschaftliche Leitung von dessen Gründer, Professor Alois Brusatti, dem er Jahre später auch in der Professur nachfolgen sollte. So war dieser Neubeginn auch in vieler Hinsicht in Kontinuitätszusammenhänge eingebunden. Trotzdem war es von den Rahmenbedingungen her kein leichter Start – und das nicht nur in Hinblick auf die neuen Aufgaben in Lehre und Verwaltung. Die menschlichen Qualitäten Alois Mossers hatten sich hier in besonderer Weise zu bewähren.

Die mehrfachen Schwerpunktverlagerungen in den fachlichen Arbeitsgebieten haben dazu geführt, daß Alois Mosser heute auf ein weites Spektrum sehr unterschiedlicher Themenfelder zurückblicken kann. Agrar- und Stadtgeschichte gehören genauso dazu wie Unternehmer- und Unternehmensgeschichte, Bildungsgeschichte und Sozialgeschichte der Kirche ebenso wie Konjunkturgeschichte oder Geschichte der Interessenvertretungen. Zeitlich umspannen die Arbeiten mehr als ein Jahrtausend – von der Gegenwart zurück bis in die Karolingerzeit. Man würde es vom Autor der „Industriegesellschaften in Österreich 1880-1913“ nicht vermuten, daß er es war, der nach dem sensationellen Grabfund unter der Martinskirche in Traismauer den bayerischen Grenzgrafen identifizierte, der hier begraben liegt. Manche der frühen Arbeitsgebiete haben ihn auch nach der Umorientierung weiter be-

gleitet – Kontinuitäten über den mehrfachen Neubeginn hinaus. Der räumliche Rahmen der Untersuchungen hat sich im Lauf der Jahre immer mehr ausgeweitet. Die Mitarbeit in internationalen Projekten trug dazu bei. Das von der Stiftung Volkswagenwerk geförderte Projekt „Inflation und Wiederaufbau in Deutschland und Europa 1914 bis 1924“ ist in diesem Zusammenhang zu nennen, ebenso die auf Initiative von Alice Teichová und Alois Mosser zustandegekommene Projektgruppe über Zusammenhänge zwischen Wirtschaftspolitik, Kapitalmarkt und Industriefinanzierung, an der Forscher aus Schweden, Ungarn, Großbritannien und Österreich mitwirken. Nach 1989 trat die Zusammenarbeit mit Fachkollegen in den östlichen Nachbarstaaten immer stärker in den Vordergrund. Alois Mosser erfüllt hier unter neuen Rahmenbedingungen eine Aufgabe, die seinem Lehrer Alfred Hoffmann stets ein ganz besonderes Anliegen war, nämlich die Forschungs Kooperation mit den Wirtschafts- und Sozialhistorikern aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Habsburgermonarchie.

Vielleicht noch breiter als das thematische Spektrum der Forschungsaktivitäten Alois Mossers ist das seiner Lehrtätigkeit. Viele Interessen, die ihn bewegten, hat er hier umgesetzt. Über spezielle persönliche Vorlieben verlor er jedoch nie die allgemeinen Aufgaben aus den Augen. Durch viele Jahre hat er die „Einführung in das Studium der Geschichte“ gelesen, daneben die „Einführung in die Nationalökonomie“, sowie Überblicksvorlesungen und Proseminare aus verschiedenen Epochenfächern. Von seinen ersten Jahren als Assistent an war Alois Mosser stets ein sehr engagierter Lehrer, dem der akademische Unterricht nie lästige Pflicht, sondern immer wichtige Aufgabe war. Der Studentenbetreuung widmete er sich mit besonderem Einsatz. Die Rahmenbedingungen dieser Betreuungsarbeit haben sich seit dem Beginn der akademischen Tätigkeit Alois Mossers tiefgreifend geändert. Im nahezu familiären Kreis der Aufbauarbeit des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte in den sechziger Jahren war der persönliche Einsatz für Studenten natürlich noch viel leichter zu leisten als zwei Jahrzehnte später unter den Bedingungen der Massenuniversität, von der Situation an der Wirtschaftsuniversität in der nächsten Phase ganz zu schweigen. Im Wirken Alois Mossers als akademischer Lehrer blieb dieser persönliche Einsatz jedoch eine durchgehende Konstante. Die Ethik des Lehrers hat er schon in seinem Elternhaus mitbekommen. Sie hat ihn in seiner ganzen akademischen Karriere begleitet.

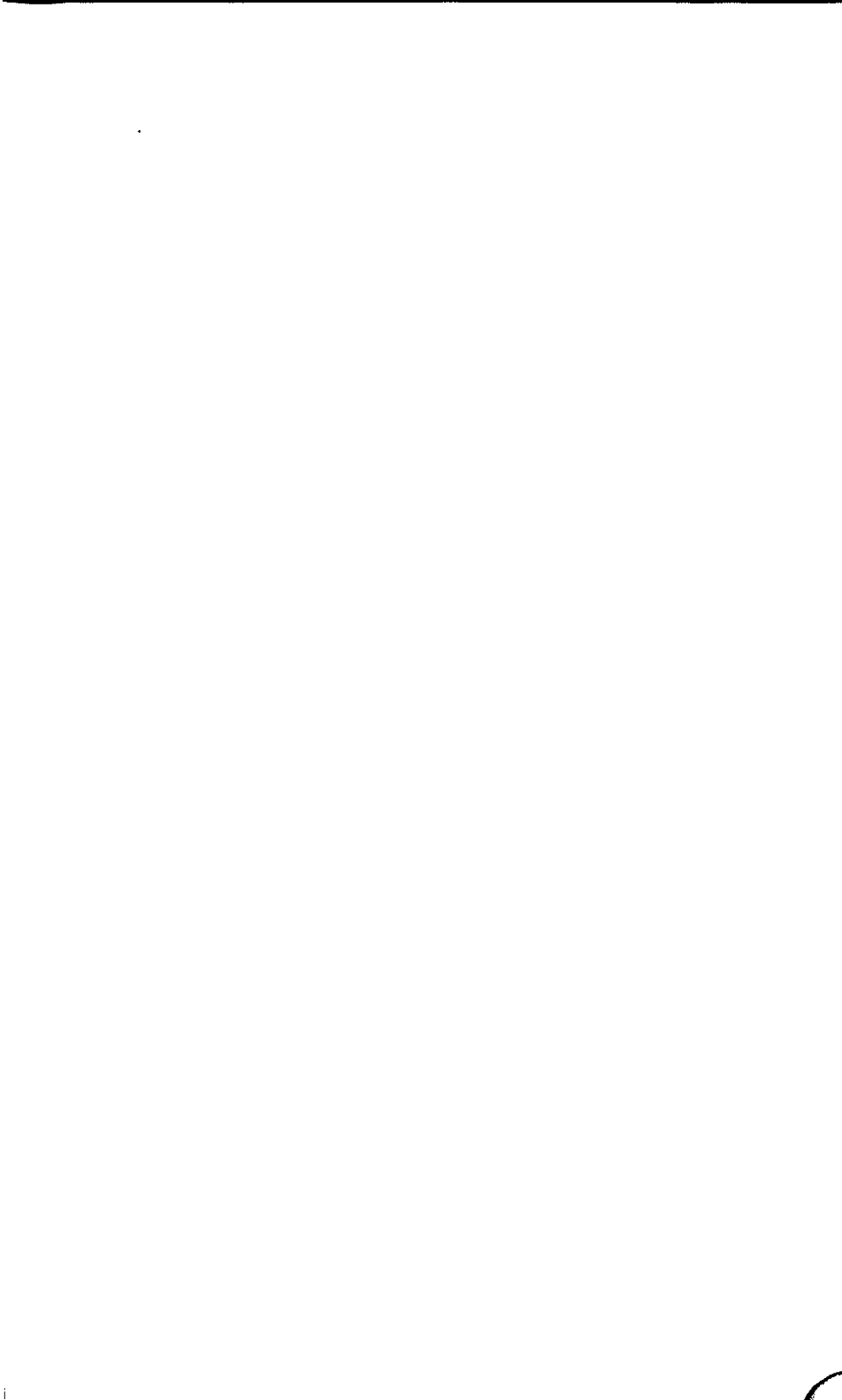
Ein guter akademischer Lehrer kann seinen Wirkungsbereich wohl nicht auf den Hörsaal beschränkt sehen. Alois Mosser hat in ganz unterschiedlichen Richtungen versucht, über den akademischen Raum hinaus zu wirken. Die von ihm geleitete „Österreichische Gesellschaft für Unternehmensgeschichte“ ist um einen Brückenschlag zwischen Universität und Wirtschaft bemüht. Vielfältig hat er sich in der Lehrerarbeit engagiert. Vor allem ist hier auf die Mitarbeit in der Lehrerfortbildungszeitschrift „Beiträge zur historischen Sozialkunde“ zu nennen, deren Redaktion er von der Gründung an

angehörte. Als wissenschaftlicher Leiter von „Pro Oriente“ wirkt er auf internationaler Ebene im kirchlichen Leben. Sein Einsatz für ein Engagement der Historiker zur Überwindung nationaler Gegensätze in Südosteuropa zeigt besonders eindrucksvoll, wie er gesellschaftliche Verantwortung des Wissenschaftlers versteht.

In seinem Vorwort zu den von ihm herausgegebenen gesammelten Aufsätzen von Alfred Hoffmann hat Alois Mosser 1979 geschrieben: „Nicht Bilanz zu ziehen, ist jedoch Sinn und Ziel der folgenden Gedanken, sondern eine Rast der Besinnung einzulegen auf einem Weg, den der Jubilar im Kreise seiner Fachkollegen und Freunde noch tatkräftig vorwärts schreitet.“ Wenn Alois Mosser aus Anlaß seines sechzigsten Geburtstags eine Sammlung von Aufsätzen überreicht wird, so kann dieser Satz wohl auch auf ihn bezogen werden. Keine Bilanz – nur eine Rast der Besinnung. Besinnung auf Kontinuitäten im Leben von Alois Mosser – äußere Kontinuitäten in den Themen und Zugangsweisen seiner wissenschaftlichen Arbeiten, aber auch innere Kontinuitäten in den Aufgaben und Prinzipien, denen er treu geblieben ist. Besinnung auf Neubeginn in der Vergangenheit, der in seinem Leben so viel an neuer Orientierung brachte, aber auch auf Neubeginn, der in der Zukunft liegen mag. Solche gemeinsame Besinnung kann alten Freunden helfen, gemeinsam jung zu bleiben.

## DIE AUTOREN

- Peter Berger, Dr., Ass.Prof. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wirtschaftsuniversität Wien
- Elke Berger-Seissl, Mag., Wien
- Alois Brusatti, Dr. em. Univ. Prof. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wirtschaftsuniversität Wien
- Peter Eigner, Mag., Univ.Ass. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien
- Werner Filek-Wittinghausen, Dr., ehem. Referent der Wirtschaftskammer Österreich
- Jana Geršlová, Dr., Univ.Doiz. an der Ökonomischen Fakultät der Technischen Universität Ostrava
- Otto Hwaletz, Dr., von 1993–1996 Vertragsassistent am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wirtschaftsuniversität Wien
- Hans Peter Hye, Dr., Österr. Akademie der Wissenschaften, Hist. Kom.
- Wolfgang Kemmetmüller, Dr., Univ.Prof. am Institut für Gewerbe, Klein- u. Mittelbetriebe, Genossenschaftswesen, Wirtschaftsuniversität Wien
- Herbert Knittler, Dr., Univ.Prof. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien
- Evelyn Kolm, Dr., Vertragsassistentin am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wirtschaftsuniversität Wien
- Herbert Matis, Dr., Univ.Prof. u. Vorstand des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wirtschaftsuniversität Wien
- Josef Mentschl, Dr., Lektor am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wirtschaftsuniversität Wien
- Michael Mitterauer, Dr., Univ.Prof. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien
- Franz Pastler, Dr., Univ.Prof., ehem. Geschäftsführer am Institut für Gewerbeforschung
- Andreas Resch, Mag., Dr., Univ.Ass. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wirtschaftsuniversität Wien
- Gerhard Senft, Mag., Dr., Univ.Ass. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wirtschaftsuniversität Wien
- Hannes Stekl, Dr. phil., Ao.Prof. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien
- Dieter Stiefel, DDr., Univ.Prof. am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien
- Alice Teichova, DDr.h.c., em. Prof. of Economic History der University of East Anglia and Honorary Fellow of Girton College, Cambridge/UK



**Österreichische Gesellschaft für Unternehmensgeschichte**  
(vormals Verein der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der  
Unternehmerbiographie und Firmengeschichte)

**VERÖFFENTLICHUNGEN:**

- Band 1 Firmengeschichte, Unternehmerbiographie, Historische Betriebsanalyse, 1971
- Band 2 Firmengeschichte und Betriebswirtschaft, 1972
- Band 3 Historische Betriebsanalyse. Quellen und Darstellung, 1973
- Band 4 Der Unternehmerbegriff. Eine Aufgabe der Forschung, 1974
- Band 5 Unternehmer und Leitende Angestellte, 1975
- Band 6 Wandel des Unternehmerbegriffes, 1977
- Band 7 Investitionen in Industrie und Gewerbe. Finanzierungsformen, 1978
- Band 8 Der Unternehmer und die Geschichte. Festschrift für Alois Brusatti, 1979
- Band 9 Unternehmen und Freie Unternehmervverbände, 1981
- Band 10 Volkswirtschaftliche und Betriebswirtschaftliche Probleme bei sinkendem Geldwert, 1982
- Band 11 Management und Organisation, 1983
- Band 12 Landwirtschaft und Raiffeisen. Geschichte, Strukturen, Institutionen, 1986
- Band 13/14 Unternehmer und Unternehmen. Festschrift für Alois Brusatti, 1989
- Band 15 Familienunternehmen, 1992
- Band 16 Corporate Identity und Geschichtsbewußtsein, 1994
- Band 17 Krisen und Krisenmanagement, 1995
- Band 18 Konzentration und Ausgliederung im Unternehmensbereich, 1996
- Band 19 Historische Betriebsanalyse und Unternehmer, 1997

**SCHRIFTENREIHE:**

- Band 1 Andreas Resch, BÜRGES Förderungsbank.  
40 Jahre Förderung österreichischer Klein- und Mittelbetriebe,  
1996